This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

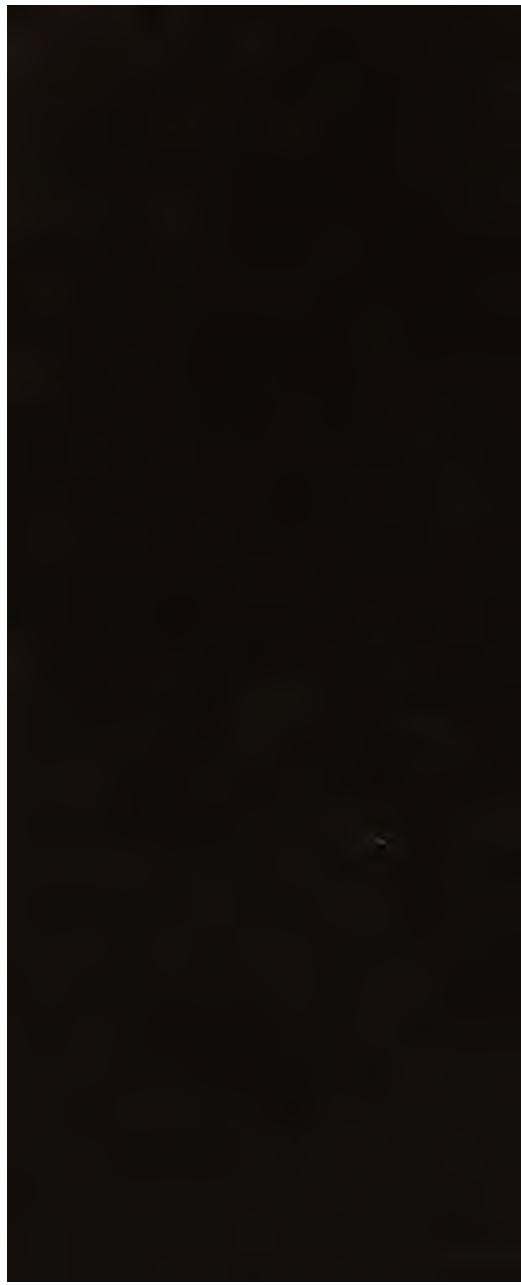
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



PRESENTED BY
RICHARD HUDSON
PROFESSOR OF HISTORY
1888-1911

DD
90
.M95
1878

Verlag von Franz Vahlen in Berlin. W.
Mohrenstraße 13/14.

Soeben ist in neuer Auflage erschienen:

Geschichte des deutschen Volkes

in kurzgefaßter übersichtlicher Darstellung

zum Gebrauche an

höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung

von

Prof. Dr. David Müller.

1. Aufl. 1864: 417 S. — 2. Aufl. 1867: 460 S. — 3. Aufl. 1871: 478 S. — 4. Aufl. 1872: 488 S. — 5. Aufl. 1874: 488 S. — 6. Aufl. 1876: 488 S.

Siebente verbesserte Auflage. — 1877.

Preis: Geheftet 4,20 Mark. — Gebunden in Leinen 5 Mark. Exemplare in Festeinband mit der „Schilling'schen Germania" als Deckelverzierung 5,80 Mark.

44,000 Exemplare

Seine Excellenz, der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, **Herr Staatsminister Dr. Falk**, in einem Schreiben an den Verleger vom 18. Mai 1872:

„Ew. Wohlgeboren sage ich für die gefällige Mittheilung des mir unter dem 26. v. Mts. übersandten Exemplars der dritten Auflage der Geschichte des deutschen Volkes von Dr. David Müller meinen Dank. Der Werth dieses Buches wird seitens der Unterrichts-Verwaltung anerkannt, und die Verbreitung, welche es bereits bei den höheren Lehranstalten gefunden hat, ist ein thatsächlicher Beweis, daß es einer besonderen Empfehlung desselben nicht mehr bedarf." —

Seine Excellenz, der Minister des Cultus und öffentlichen Unterrichts, **Herr Staatsminister Dr. von Gerber**, in einem Schreiben an den Verleger, de dato Dresden, am 2. December 1872:

„Hierdurch eröffnet man der Verlagsbuchhandlung, daß die Directionen der Seminare und Realschulen auf die in ihrem Verlage erschienene Schrift: Geschichte des deutschen Volkes von Dr. David Müller, 4. Auflage, aufmerksam gemacht sind."

Das Königl. Ministerium des Kirchen- und Schulwesens in Stuttgart mittelst Schreibens vom 30. September 1874:

„Die unterzeichnete Stelle hat den Auftrag erhalten, Ihnen betreffs der „Geschichte des deutschen Volkes" von Professor Dr. David Müller,

5. Auflage, zu eröffnen, daß die Rektorate der diesseitigen Gymnasien, Lyceen und Realanstalten beauftragt worden sind, auf das fragliche Werk als ein nützliches und anregendes Hilfsbuch für den Geschichtsunterricht die betreffenden Lehrer aufmerksam zu machen, auch dasselbe den vorgerückteren Schülern wegen seiner manchfachen Vorzüge zur Anschaffung zu empfehlen."

Besprechungen.

Herr Schulrath **Lübker** in Flensburg in einem Briefe vom 3. Febr. 1865:

„Erst spät, aber nicht minder aufrichtig statte ich Ihnen den freundlichsten Dank ab für das mir von Ihrer Güte übersandte schöne Buch: „Geschichte des deutschen Volkes von Dr. David Müller." Die letzten Monate haben mir zwar sehr viele Arbeit gebracht, aber ich habe bisweilen dennoch Muße gefunden, darin zu lesen, und habe das mit wahrem Interesse gethan. — Ich habe es daher auch bereits an den meiner Inspektion überwiesenen schleswigschen Gymnasien empfohlen und werde das, da ich inzwischen noch bekannter mit dem Buche geworden bin, noch gefliſſentlicher thun. — Wo ich Ihnen mit der Empfehlung dieses gewiß für den Unterricht heilsamen Buches dienen kann, werde ich gewiß die Gelegenheit dazu nicht vorbeigehen lassen. Hoffentlich werden Sie von Ihren Bemühungen, wie ich wünsche, gute Früchte sehen."

Herr Schulrath **Gottschick** in Berlin in der Zeitschrift für Gymnasialwesen Bd. XIX. Heft 3 Seite 24 am Schlusse einer eingehenden Recension:

— „Somit empfehlen wir dieses Buch allen Freunden der vaterländischen Geschichte zur Belehrung und zur Unterhaltung, wir empfehlen es zum Unterrichte in den Schulen, mit dem Bemerken, daß es für die mittleren Klassen einen nicht mehr ganz ungeübten Lehrer erfordert, und bei verständiger Anleitung wohl geeignet ist, in die vaterländische Geschichte einzuführen, für dieselbe Vorliebe und Interesse zu erregen, und dazu auch auf den oberen Stufen reichliche und gesunde Nahrung zu gewähren. — Möge es zu diesem Zwecke Aufnahme und Verbreitung finden."

Herr Professor **O. Lorenz** in Wien in der Zeitschrift für die österreich. Gymnasien in einer eingehenden Besprechung. 1873. Juli:

„Wenn das vorliegende Buch, dessen erste Auflage bereits im Jahre 1864 erschienen ist, in der Ztschrft. f. d. österr. Gymnasien bisher nicht entsprechend gewürdigt wurde, so dürfte dies dem Umstande zuzuschreiben sein, daß deutsche Geschichte in unserm Lehrplan nicht im besondern behandelt erscheint und daher das Bedürfniß nach einem Lehrbuche für diesen Gegenstand nicht in erster Linie hervortritt. Trotzdem muß aber bei der innigen Verwandtschaft deutscher und österreichischer Geschichte die Schul- und Unterrichtsliteratur für das erstere Gebiet sorgfältig im Auge behalten werden, und es sollte in den Lehrer- und Schülerbibliotheken kein Mangel an guten Unterrichtsbüchern für deutsche Geschichte sein, um soweniger, als die meisten Werke, welche unter dem Namen österreichischer Geschichte im Gebrauch sind, außerordentlich mangelhaft sind. Ein entsprechender Unterricht über österreichische Geschichte wird überall nur mit Zuhilfenahme von Schulwerken über deutsche Geschichte geleitet werden können und wir müssen daher den Professoren des Faches dringend empfehlen, sich mit guten Büchern dieser Richtung bei dem vorgeschriebenen Unterrichte über österreichische Geschichte zu versehen.

Das vorliegende Buch darf man zu den besten dieser Art zählen und es erfüllt in vorzüglichem Maße gerade die Zwecke, welche für den Gymnasialunterricht entscheidend sind. Es hat gleich bei seinem Erscheinen durch die sorgfältige Auswahl culturgeschichtlicher Thatsachen und durch die Aufnahme der wichtigsten, das geistige Leben der Nation charakterisirenden Momente der Geschichte sich zahlreiche Freunde erworben; in Bezug auf Uebersichtlichkeit der politischen Ereignisse wetteifert es bei sehr eingehendem Detail mit manchem umfangreichen Werke. — —"

Zarncke's Literarisches Centralblatt 1865 Nr. 7:

— „Das Büchlein, von welchem der Verfasser bescheiden sagt, es gebe keine auf Quellenstudien beruhende Ergebnisse, sondern folge unseren großen Meistern nur „wie der Aehrenleser folgt dem Schnitter", stellt sich mit glücklichem Griff in die Mitte mehrerer vorhandener und füllt eine wirklich vorhandene Lücke aus.

Seit neuerer Zeit hat man angefangen, die Geschichtsbücher auch für die Schulen lesbar, nicht blos in dürrer Leitfaden- und Tabellenform zu schreiben. Von solchem Bestreben gingen Weber, Dittmar, Hahn u. A. aus. Aber das vorliegende, abgesehen

davon, daß in anziehender Darstellung unter den oben genannten etwa nur der kleine Weber sich mit ihm messen kann, ist auch seinem Inhalte nach geeignet, eine Geschichte des deutschen Volkes für unsere deutsche Jugend zu werden, an der es bekanntlich immer noch fehlt.

Weber ist mehr universalhistorisch gehalten; wir theilen aber in dieser Hinsicht ganz die Ansicht unseres Verfassers, wenn er im Vorworte sagt: „Wenn hie und da schon auf der mittleren Stufe die kosmopolitische Neigung zur Universalgeschichte vorwiegt, so kann derselben nur auf Kosten unserer vaterländischen Erziehung genügt werden. Gerade in dem frischen Alter von 12 bis 15 Jahren, wo im Knaben der Jüngling reift, soll mit der deutschen Geschichte auch deutscher Sinn geweckt werden. Und eben nur die deutsche Geschichte kann die vaterländische sein in allen deutschen Staaten, zumal in Preußen."

Specielle brandenburgische Geschichte dagegen ist im Buche soweit enthalten, als überhaupt die Provinzialgeschichte des ganzen Deutschland in dem dritten Zeitraume (1254—1517) behandelt ist, den der Verfasser, Droysen's Ausdruck „Territoriale Zeit" glücklich übersetzend, „deutsche Fürsten- und Ländergeschichte" genannt hat.

Der Verfasser wollte, nach seinem Vorworte, in diesem Abschnitte überall für den Lehrer die Möglichkeit geben, auf Grund einer kurzgefaßten Skizze, die zugleich mit gedrängten, aber plastischen, fast poetischen Zügen den Volkscharakter und das landschaftlich Eigenthümliche andeutet, je nach Bedürfniß die engere Landesgeschichte zu entwickeln; denn nur bis zu diesem Umfange möchte wohl die ehedem so gehätschelte „Vaterländische Geschichte" d. i. Territorialgeschichte, noch berechtigt sein.

Was dem Buche einen besonderen Werth und eine besondere Frische verleiht, das sind die kulturhistorischen Partien, die etwa nach dem Vorbilde von Freitag's „Bildern aus der deutschen Vergangenheit", nur in gedrängteren Zügen, eine Reihe schön, aber einfach geschriebener Schilderungen geben, z. B. in der zweiten Periode, 800—1254, der „Kaisergeschichte", die Kirche, Ritterthum und ritterliche Dichtung, die deutschen Städte deutsche Kolonisation 2c, und in der 3. Periode, Ritter und Bauern, Raubritterthum, Städtebünde, die deutsche Hansa, Volkscharakter des späteren Mittelalters, Friesen und Dithmarsen 2c. Hierzu kommen geschickt eingewobene Sprachproben, die sich durch das ganze Buch hindurchziehen, von Muspilli und Heliand an bis zu den Freiheitsliedern von Körner und Schenkendorf.

Diese ganze vortreffliche Anlage des Buches, dieses Hineinleiten in das innere Entwickelungsleben unseres Volkes verbindet sich, wie gesagt, mit einer lebhaften Darstellung, die in der warmen Behandlung der Freiheitskriege sich zu ihrem Gipfel erhebt.

Eine Tabelle zur Uebersicht und Einprägung der Daten ist beigefügt." K—n.

Schulblatt für die Provinz Brandenburg. 1872. 1. 2. Heft:

„Ein Lehrbuch, welches Zeugniß davon giebt, daß der Verfasser von seinem Gegenstande ganz durchdrungen ist. Wir besitzen eine ziemliche Auswahl von Handbüchern ähnlichem Umfanges; wir kennen aber keins, in dem auf dem Grunde historischer Studien, politischen Klarbleibens und unbefangenen historischen Urtheils die Geschichte des deutschen Volkes so liebenswürdig erzählt ist, wie in dem vorliegenden. Einigermaßen erinnert das Werk an das bekannte Handbuch von G. Weber, nur mit dem Unterschiede, daß dieser mit Anschauungsweise und Urtheil auf dem Standpunkte seines Lehrers Schlosser steht, während Müller aus der Ranke'schen Schule hervorgegangen zu sein scheint. Anknüpfend an den Ausspruch Friedrichs des Großen, daß die Geschichte des Hauses Brandenburg erst von Johann Sigismund ab Interesse gewinne, verschmilzt Müller nicht, wie es in anderen Büchern geschieht, brandenburgische und deutsche Geschichte derart, daß er beiden Gebieten möglichst gerecht werde, sondern er läßt das brandenburgische Wesen ganz und gar von deutscher Art durchdrungen werden. Der Verfasser hat sein Buch in einem echt nationalen Geist geschrieben. Da er ebensowohl Geschichtsforscher wie Schulmann ist, vereinigen sich in der Arbeit die Resultate der Forschung mit einer klaren, durchsichtigen Vorstellungsweise, welche für den Schüler nicht nur verständlich ist, sondern ihm auch gerade dasjenige giebt, was er braucht. Allerdings setzt das Buch schon einen ziemlich entwickelten Schüler voraus. Schüler in den Mittelklassen werden es benutzen können, wenn ihnen der Lehrer und zwar ein geistvoller Lehrer, pädagogisch sicher zu Hilfe kommt. Der reifere Schüler wird das Buch mit Genuß lesen und daraus lernen; das meiste Interesse aber wird das Buch demjenigen gewähren, der in der deutschen Geschichte bereits zu Hause ist, weil in der eigenthümlichen Art der Mittheilung nicht etwa nur die Form fesselt, sondern das aus den mitgetheilten Thatsachen hervorblickende feine geschichtliche Urtheil. Wir versprechen dem Buche eine weite Verbreitung."

Allgemeiner literarischer Anzeiger für das evang. Deutschland. 1872. Nr. 57:
„Die rasche Folge von drei Auflagen bei einem zum Gebrauch der Schule bestimmten Buche dieser Art ist allein schon eine gute Empfehlung. Ohne Zweifel ist nun auch für Preußen die Zeit vorüber, in der die vaterländische Geschichte durch die Landesgeschichte so ziemlich absorbirt wurde; wir werden erlangen, was wir so sehr für die Schule bedürfen, eine wirkliche nationale Behandlung der deutschen Geschichte. Hierzu mitzuhelfen ist die obengenannte Schrift vorzüglich geeignet, **indem sie namentlich Kulturhistorisches mit feinem Takte für die Fassungskraft der Jugend behandelt, überhaupt in klarer, gedrungener, schöner und oft wahrhaft ergreifender Sprache ihren Gegenstand so anziehend darstellt, daß die jungen Leute sich gerne mit der Schrift beschäftigen werden.** Aber nicht blos für die Mittelklassen der Gelehrtenschulen, (auch Primaner werden das Buch gern zur Hand nehmen und vielleicht mit mehr Nutzen gebrauchen, als größere und doch oft trockene Arbeiten), nein auch als **Volksbuch für die Familien empfehlen wir diese Geschichte des deutschen Volkes**, welche mit so ernstem Sinne und so frei von parteilicher Eingenommenheit geschrieben ist, daß sie auch außerhalb der Schule zur Festigung deutschen Sinnes beizutragen geeignet erscheint. Oder wozu beschäftigen wir uns denn sonst mit der Nationalgeschichte unseres Volkes? Uns Aeltern war es meist nicht vergönnt, unter so anziehender Leitung in die vaterländische Geschichte eingeführt zu werden."

Preußisches Schulblatt. 1872. III. Nr. 3:
„Wenn ein solches Buch, das durch die Hände vieler kundiger Männer gehen muß, ehe es sich weitere Verbreitung verschafft, in kurzer Zeit drei Auflagen erlebt, so muß es sich wohl vor vielen anderen, die denselben Zweck verfolgen, vortheilhaft auszeichnen. Und in der That hat es solche Vorzüge, daß wir es unbedingt zu dem Besten rechnen können, was auf diesem Gebiete erschienen ist. **Eine treffliche Auswahl der bewegenden und gestaltenden Hauptpunkte der Geschichte, eine gute Anordnung des Stoffes, eine gediegene, knappe Sprache, wozu als besonders hervorzuhebende innere und besonders wohlthuende Momente kommen, der wissenschaftliche Sinn, der sich ohne gelehrte Darstellung kundgibt, und der sittliche Ernst, der sich ebenso fern hält von falscher Freigeistigkeit, wie von starrem Orthodoxismus: das ist es, was wir an diesem mit großer Liebe und tiefem Verständniß verfaßten Werke besonders hervorheben müssen.** Wir empfehlen es deshalb auch unsern Collegen zur Vertiefung in die vaterländische Geschichte; sie werden reichen Gewinn für sich, wie für die Bildung der Jugend daraus ziehen.

Schulblatt der evang. Seminare Schlesiens. 1873. Nr. 2:
„Obwohl für höhere Unterrichtsanstalten geschrieben, verdient David Müllers Geschichte des deutschen Volkes um ihrer hervorragenden Bedeutung willen auch von unserm, der Volksschule dienenden Blatte eine Berücksichtigung, die ihr freudig gewährt wird. Eine so geistvolle, zur Lectüre ebenso sehr als zu weiteren Studien anregende Darstellung der Geschichte unseres Volkes ist der Schule bisher noch nicht geboten worden. **Außerordentlich reich an Stoff, sowohl in politischer als kulturhistorischer Hinsicht, klar und lichtvoll in der Anordnung, anziehend und lebendig in der Sprache, anschaulich und malerisch in der Schilderung, kräftig und kernig in der Charakterisirung, durchdrungen von patriotischem Sinn und sittlichem Ernst**, ist diese Geschichte Lehrenden und Lernenden angelegentlichst zu empfehlen, jenen, weil gewiß kein Geschichtslehrer dies Buch beim eigenen Unterricht ohne Dankbarkeit und Befriedigung benutzen wird, diesen, weil ihnen dasselbe einen, über den nächsten Zweck weit hinausreichenden, für die gesammte Geistesbildung fruchtbaren Ertrag gewährt und eine Freude, nicht eine neue Last, wie manche vorhandenen Lehrbücher, sein wird. In dieser Geschichte ist zugleich ein Lesebuch geboten, das, durch gediegene Stoffauswahl, geschmackvolle Darstellung und anmuthigen Stil gleich ausgezeichnet, zur bildendsten Lectüre gerechnet werden darf. Die schöne Form, die plastisch-künstlerische Darstellung, oftmals poetische Diction, in welche hier der nüchterne Stoff gekleidet ist, tritt nicht blos als beiläufige Zugabe auf, ist vielmehr in methodischem Interesse geflissentlich gewählt worden: die Gestaltung dieses Lehrbuchs zu einem Lesebuche und Benutzung als eines solchen ist ausgesprochene Intention des Verfassers. Dr. Müller hat in klarer Erkenntniß, daß sowohl die eines Lehrbuchs gar nicht bedürfende vortragende Methode — von ihm als „Kathedermethode" gegeißelt — als auch das entgegengesetzte, nur auf Erklärung und Einprägung des zu Grunde liegenden Leitfadens beschränkte Unterrichtsverfahren verwerflich sind, einen Ausweg vorgeschlagen und hier glücklich betreten. — — Es ist uns kein Lehrbuch bekannt, wo die deutsche Geschichte so sehr wie hier unter dem Gesichtspunkt des Reiches behandelt, ihre Erzählung in dem Maße wie hier von der erhebenden, begeisternden Reichsidee getragen wird. Diese Idee findet in der Kaisergeschichte beredten Ausdruck, durchzieht den Abschnitt der deutschen Fürsten- und Ländergeschichte als das einigende Band, das die geschichtlichen Skizzen der einzelnen, auseinander tretenden Territorien Deutschlands umrahmt, durch-

wärmt auch noch die Periode der Zerbröckelung und Auflösung des Reichs, die „Deutsche Nationalgeschichte“ überschrieben worden ist, und findet in dem letztem Abschnitt von der Herstellung des deutschen Kaiserthums noch einen triumphirenden Abschluß.“

Bock's Volksfreund. 1871. Nr. 23:
— — — „Wir haben ein tüchtiges und gediegenes Werk vor uns. Wo wir auch aufgeblättert und gelesen haben, überall weht es deutsch heraus in klarer, faßlicher, anregender Darstellung.“

Zeitung für das höhere Unterrichtswesen Deutschlands. 1871. Nr. 6:
„Mit der glücklichen Einigung der deutschen Stämme und der Gründung des nationalen Kaiserreichs ist die Bedeutung der vaterländischen Geschichte erheblich gewachsen. Aufgabe des Unterrichts ist es, deutsche Gesinnung fortgesetzt in den Schülern zu pflanzen, da sie dereinst die Träger und Stützen des Reichs gegenüber all den drohenden Gefahren sein sollen. Kann dieser Unterricht sich an ein gutes Buch anschließen, so wird der Lehrer viel Zeit zur weiteren Ausführung bedeutsamer Abschnitte gewinnen und den Schüler. die geeignete Grundlage für ihre Vorträge und Repetitionen gegeben werden. Ein solches gutes Buch haben wir hier vor uns; es wird bereits an mehreren höheren Schulen mit bestem Erfolge gebraucht und wird sich sicherlich noch manche Schule dazu erobern. Wir empfehlen es auf's angelegentlichste der Beachtung aller Fachgenossen.“

Pommersches Schulblatt. 1871. Nr. 11:
„Den vielen Empfehlungen, die diesem trefflichen Geschichtswerke zur Seite stehen, schließen wir uns gern an. Der Verf. bietet der Jugend ein Geschichtsbuch, welches nicht blos den geschichtlichen Stoff überhaupt geben will, sondern im Vorzuge vor vielen andern Geschichtsbüchern sein Absehen insonderheit darauf gerichtet hat, das Interesse durch spannenden, lichtvollen Vortrag zu fesseln. Trotz des bedeutenden Umfanges des Stoffes ist es dem Verf. durch einfache, kurze und knappe Darstellung, die sich von aller Phrase frei hält, gelungen, in dem engen Raum eines handlichen Buches die deutsche Geschichte mit einer Vollständigkeit zur Anschauung zu bringen, die nichts Wesentliches vermissen läßt. Die meisterhafte Anordnung und Gruppirung des Stoffes läßt überall den herrschenden Grundgedanken klar hervortreten; die Charakteristiken sind in schlagender, kerniger Kürze ausgeführt. Vorzüglich werthvoll sind die culturhistorischen Schilderungen, die in vielen Hinsichten gleichsam das Facit der das Volksleben bewegenden Ereignisse ziehen, den geistigen Gewinn, den dieselben abgesetzt haben, aufweisen und die innere Entwicklung der Völker neben dem Wechsel der politischen Gestaltung schauen lassen. Der Geschichtsunterricht hat ja seine Hauptaufgabe nicht in der Aufzählung blutiger Kriegsthaten, sondern darin, der Gesammt-Entwickelung des Volkslebens nachzugehen, die segens- und unheilsvollen Factoren derselben zur Anschauung zu bringen und aus der Vergangenheit das Volk und seine Gegenwart verstehen zu lehren. Wer darauf Werth legt, dem wird das vorliegende Buch besondere Dienste leisten.

Evangel. Schulblatt, in Verbindung mit Herrn Geh. Reg.- und Schulrath **Landfermann**, Superintendent **Back** und Sem.-Direktor **Jahn** herausgegeben von F. W. Dörpfeld 1865 Nr. 10:
„Die Geschichte des deutschen Volkes ꝛc. von Dr. David Müller ist ein Leitfaden, der volle Empfehlung verdient. — Außerordentlich reich an Stoff sowohl in politischer als kulturhistorischer Hinsicht, klar und lichtvoll in der Anordnung, anziehend und lebendig in der Sprache, anschaulich und malerisch in der Schilderung, kräftig und kernig in der Charakterisirung, durchdrungen von patriotischem Sinn und sittlichem Ernst. —
Wir machen unsere Geschichtslehrer, sowie die Eltern unserer jungen Lateiner und Gymnasiasten auf das Buch aufmerksam.“

Allgemeine deutsche Lehrerzeitung, von **A. Berthelt**, 1864 Nr. 15:
„Die Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefaßter, übersichtlicher Darstellung zum Gebrauche an höheren Unterrichts-Anstalten und zur Selbstbelehrung von Dr. David Müller. (1. Hälfte), ist ein ausgezeichneter, bei aller Gedrängtheit doch sehr lesbarer, namentlich auf das innere Leben eingehender Leitfaden, welcher die Bezeichnung „und zur Selbstbelehrung“ mit vollem Rechte trägt, da er nicht nur selbst bereits einen genauen Einblick in die Geschichte gewährt, sondern auch zu weiteren Forschungen anspornt. —

Leipziger Blätter für Pädagogik, herausgegeben vom Pädagogischen Vereine. 1871. V. Band 6. Heft:

„Unter den vorhandenen Lehrbüchern der deutschen Geschichte ist das obengenannte eines der vorzüglicheren, und wir nehmen keinen Anstand, dasselbe nicht nur als Leitfaden zum Gebrauche des Lehrers, sondern auch als Lesebuch für reifere Schüler zu aufmerksamer Beachtung bestens zu empfehlen. Gerade in dem frischen Alter von 12—15 Jahren, in dem der Knabe zum Jüngling heranreift, läßt sich durch gute Behandlung der deutschen Geschichte auch am besten deutscher Sinn erwecken. Um dazu beizutragen, schrieb der Verfasser sein Buch, es sollte dem Schüler nicht eine neue Last zu den im reichen Maße schon vorhandenen legen, sondern Freude und geistige Erholung gewähren. In gedrängten, wichtig bestimmten Zügen, gehoben durch eine plastische, poetisch schöne, mit manchem Vers und Wort ausgestattete Darstellung wird die Geschichte erzählt. Wie selten in einem Werke von gleichem Zwecke ist darin das Kulturhistorische berücksichtigt worden: von dem Beginne der deutschen Kaisergeschichte bis zur Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege wird in lebendigen Schilderungen das deutsche Volksleben in einer Weise gezeichnet, welche vielfach an Freytag's Bilder aus der deutschen Vergangenheit erinnert. Das Buch zerfällt in folgende fünf Abschnitte: in die deutsche Stammesgeschichte, welche vom ersten Auftreten der Deutschen in der Geschichte bis zu Karl dem Großen reicht; in die deutsche Kaisergeschichte — von der Bildung des Reichs bis zum Interregnum — in die deutsche Fürsten- und Ländergeschichte — vom Interregnum bis zur Reformation. Was von den hervorragendsten deutschen Fürstenhäusern und der Territorialgeschichte nach des Verfassers Meinung in die allgemeine deutsche Geschichte aufzunehmen sei, hat er in diesem Abschnitte v. Seite 145—172 niedergelegt, indem er noch zugleich den Wunsch und die Erwartung aussprach, daß der Lehrer die Geschichte der Landschaft, in welcher er lebt und wirkt, besonders auswählt und zu einem volleren Bilde erweitert, dagegen die Geschichte anderer Landschaften weniger berücksichtigt. In der vierten Periode wird uns die deutsche Reformationsgeschichte vom Auftreten Luthers bis zum westphälischen Frieden, in der fünften die deutsche Nationalgeschichte, welche bis zur Gegenwart reicht, dargestellt. Mit der Schilderung des mächtigen Kampfes zwischen Deutschland und Frankreich und der Wiederherstellung des deutschen Kaiserreiches findet das Buch seinen vielfach ersehnten Abschluß."

Lüben's Pädagogischer Jahresbericht. 1873.

„Das genannte Werk zeichnet sich vor den meisten seinesgleichen aus durch die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit seines Inhalts. Es ist unter allen dem Verfasser vorliegenden Bearbeitungen der deutschen Geschichte diejenige, welche von dem üblichen trockenen Leitfaden-Schema der deutschen Kaiser- resp. Territorial- und Fürstengeschichte sich am weitesten entfernt und von der bunten Mannigfaltigkeit des wirklichen Lebens ein treues Bild zu geben versucht. Neben der allgemeinen Reichsgeschichte finden wir hier nicht blos, wie es sonst wohl in den Schulbüchern üblich ist, die Geschichte des einzelnen Territoriums, für dessen Schulen zunächst das betreffende Buch bestimmt ist, vielmehr sind hier alle bemerkenswerthen Glieder Deutschlands in ziemlicher Ausführlichkeit behandelt. Eine gewisse Buntscheckigkeit hat dabei nicht überall können vermieden werden. Der Verfasser wünscht aber auch gar nicht, daß sein Buch Abschnitt für Abschnitt beim Geschichtsunterricht durchgearbeitet werde. Der Lehrer soll, den Localverhältnissen gemäß, nur das Nothwendige herausgreifen; das Uebrige soll der Privatlectüre überlassen bleiben oder im geographischen Unterricht bei der Besprechung der einzelnen Glieder Deutschlands herangezogen werden. Ganz besonderen Fleiß hat der Verfasser auf eine möglichst allseitige Darlegung der Culturentwicklung des deutschen Volkes verwandt. Auch die Entwicklung der Sprache ist mit in den Kreis der Betrachtung gezogen; Sprachproben sind an geeigneter Stelle dem Texte beigegeben. Der Verfasser behandelt die Reformation vom protestantischen Standpunkte aus und steht, was die politischen Verhältnisse der neuesten Zeit anbetrifft, mit seinen Sympathien auf Seiten des gemäßigten und besonnenen Liberalismus. Die Darstellung ist recht frisch und lebendig, zuweilen schwunghaft. — —"

Württembergisches Schulblatt. 1871. Nr. 41.

— „Das Buch ist, wie der Titel zeigt, nicht für die Volksschule bestimmt, geht aber über die Fassungskraft strebsamer Fortbildungsschüler nicht hinaus und für den Lehrer wüßten wir kaum eines, das geeigneter wäre, ihm zur Vorbereitung auf einen fruchtbaren Unterricht in der vaterländischen Geschichte zu dienen. Nach Form und Inhalt ist es gleich empfehlenswerth. Ein Vorzug ist namentlich, daß neben dem politischen auch das kulturgeschichtliche Element zu seinem Rechte kommt, indem die Darstellung jeder Hauptperiode mit einem Abschnitte schließt, welcher das deutsche Volksleben

in derselben schildert. So finden wir z. B. am Ende des Mittelalters eine sehr lebendige Darstellung des kirchlichen Lebens und der Folgen der Kreuzzüge, des Ritterthums und der ritterlichen Dichtung, von welcher Proben mitgetheilt werden, der Mönchs- und Ritterorden, der deutschen Städte und der deutschen Baukunst, des deutschen Handels und der deutschen Kolonisation. Das Ganze ruht auf dem Grunde einer ernsten sittlich-religiösen Gesinnung und ist vom Hauche patriotischer Begeisterung durchweht. Diese äußert sich aber nicht in pomphaften Redensarten oder in Parteilichkeit der Darstellung, wenn es auch einem Süddeutschen dünken möchte, daß da und dort die Verdienste Preußens etwas einseitig hervorgehoben werden. Die Charaktere der einzelnen geschichtlichen Persönlichkeiten werden mit wenigen Strichen, aber so anschaulich gezeichnet, die Begebenheiten so plastisch dargestellt, daß das Lesen dieser Geschichte unseres Volkes neben der Belehrung reichen Genuß gewährt."

Magazin für Literatur des Auslandes. 1871. Nr. 50:

„Zuerst herausgegeben in jener Zeit, als sich in dem deutsch-dänischen Kriege die nationale Politik Preußens unter Bismarck in ihren Anfängen zeigte, hat das Werk, wie der Verf. im Vorwort zur neuesten Auflage sagt, das Glück gehabt, bei jeder Erneuerung mit einem ruhmvollen Abschnitte auf der Bahn unserer vaterländischen Entwickelung zusammenzufallen: 1867 mit der Gründung des Norddeutschen Bundes und 1871 mit dem Wiederaufbau des deutschen Kaiserreiches unter den Hohenzollern. Es ist dies in schöner Uebereinstimmung mit dem Grundgedanken des Buches. Der Verf. schrieb für die mittleren Klassen höherer Unterrichts-Anstalten, und dabei leitete ihn die Idee, daß es nicht sowohl darauf ankommen könne, in den gelehrten Schulen, zumal in Preußen, Partikulargeschichte zu lehren, als vielmehr darauf, den Sinn des Schülers auf die deutsche Geschichte zu lenken: nur diese kann die „vaterländische" sein. Man kann den Verf. um dieser Idee willen, welche sich in dem Glauben an die deutsche Mission Preußens als Weissagung bewährte, nicht weniger aber um der Ausführung willen nur beglückwünschen. Er kennt das für Schulen so wichtige Geheimniß, übersichtlich und anziehend darzustellen, durch seine kernige Sprache immer mitten in das Wesen der Ereignisse zu treffen, mit wenigen kräftigen Strichen eine Persönlichkeit oder eine politische Lage zu zeichnen. Dem pädagogischen Zwecke entsprechend, treten die äußeren Ereignisse der Geschichte zwar überwiegend hervor, aber die kulturgeschichtliche Entwickelung ist nicht vernachlässigt worden, und vorzugsweise die Entwickelung der Sprache hat der Verf. in sehr glücklicher Weise in die Darstellung der staatlichen Geschichte zu verflechten gewußt." — —

Magdeburger Zeitung, am 15. Sept. 1865:

„Neben den naturwissenschaftlichen Disciplinen ist kaum eine andere Wissenschaft zu nennen, die durch unermüdliche Forschung, durch rührigen wie durch glänzenden Scharfsinn in den letzten Jahrzehnten eine solche Bereicherung und Vertiefung erfahren, und der zugleich eine so lebhafte, ernste Theilnahme von Seiten des Publikums zugewandt wird, als die Historie, und im eminenten Sinne des Wortes gilt das Gesagte von der deutschen Geschichte. — Von den vorzugsweise wissenschaftlichen Zwecken dienenden Arbeiten hier abgesehen, legt schon die Menge von Schriften, welche Jahr ein Jahr aus in's Land gehen, dazu bestimmt die Geschichte unseres deutschen Vaterlandes nach den Ergebnissen der neuen Forschung an die gebildeten Kreise zu vermitteln, in so fern ein beredtes Zeugniß für die große Popularität gerade dieses Gebietes der Geschichte ab, als diese Arbeiten oft schon um der Intention willen sich der beifälligen Aufnahme zu erfreuen haben.

Auch das vorliegende Buch gehört in die Klasse der im besten Sinne des Wortes populären Geschichtsbücher. Zunächst zwar zu pädagogischen Zwecken — zum Gebrauch in mittleren und theilweise oberen Klassen höherer Lehranstalten — bestimmt, ist es doch nach Anlage, Auffassung und Darstellung auf das beste geeignet, auch in weiteren Kreisen als in denen der Schule Liebe und Interesse für die Geschichte unseres Volkes zu wecken und zu fördern. — Niemand wird in einem Buche von durchaus praktischer Tendenz neue Ergebnisse erwarten, wie sie durch gründliche Quellenstudien gewonnen werden, dagegen wird man mit Befriedigung wahrnehmen, daß der Verfasser unsern großen Meistern folgt, „wie der Aehrenleser folgt dem Schnitter."

Was die Schrift von der Mehrzahl ähnlicher auszeichnet, ist die wirkungsvolle dabei stets sachgemäße Gruppirung des Stoffes gepaart mit einer von Liebe zum Gegenstande erwärmten und durch sinnige Auffassung von Personen und Sachen anregenden Darstellung. Das anlangbare Geschick des Verfassers, in knappem und doch anschaulich charakterisirendem Ausdruck, der von allem phrasenhaften Aufputz frei ist, das Interesse stets wach und rege zu erhalten, tritt ganz vornehmlich in den kulturhistorischen Abschnitten hervor, die darum dem Buche zu ganz besonderer Empfehlung dienen.

Wir bezweifeln nicht, daß das Werk bei den angedeuteten Vorzügen sich als ge-

schichtliches Lehr- und Lesebuch in Schule und Haus bewähren und hier wie dort reichlichen Beifall finden werde, den wir ihm von Herzen wünschen und den es in der That verdient."

Weser-Zeitung Nr. 6588 vom 29. Januar 1865:

— „In dem engen Raum von wenig über 400 Seiten ist hier die 2000jährige Geschichte unseres Volkes umspannt. Das ist keine leichte Aufgabe, wenigstens dann nicht, wenn die Zusammendrängung weder auf Kosten der Vollständigkeit des Materials, noch auf Kosten des Stils geschehen soll. — Mit der Sicherheit des geübten Pädagogen hat der Verfasser seinen Stoff gesichtet und gruppirt; so daß alles Einzelne von großen Grundzügen beherrscht wird; und mit jenem plastischen Sinn, den der Geschichtsschreiber vom Künstler entleihen muß, hat er seiner gedrängten Erzählung Form und Gestalt, eine warme und belebende Seele gegeben. — Die haushälterische Ordnung schafft ihm an wichtigen Wendepunkten noch Platz zu detaillirten kulturhistorischen Bildern und zur Mittheilung von Proben aus der Entwickelung deutscher Sprache und Literatur. — Sehr entsprechend ist z. B. die Schilderung der deutschen Urzeit, des Ritterthums, des Volkslebens zur Zeit der Reformation, der Erhebung in den Freiheitskriegen ꝛc.

Das Buch ist so geschrieben, daß es die Fassungskraft der Jugend nicht übersteigt und doch auch von Männern mit Interesse gelesen wird. — Wir wüßten für dasselbe kaum eine Konkurrenz."

Gartenlaube. 1872 im Weihnachtsbericht:

— — „Für die vaterländische Geschichte ist David Müller's „Geschichte des deutschen Volkes" ein prächtiges Buch, das wir nicht warm genug empfehlen können. Es giebt wenigstens keine populäre deutsche Geschichte, die auf so knappem Raume eine so reiche Menge namentlich auch kulturhistorischen Details in so klarer und lichtvoller Gruppirung und so frischer Darstellung enthielte und dabei von so gesunden politischen Anschauungen über den Gang unserer nationalen Entwickelung durchdrungen wäre, wie dieses Buch."

Im neuen Reich. 1872. No. 51 (Weinachtsbericht.)

— — „Unstrettig höher steht David Müller's „Geschichte des deutschen Volkes" geradezu das beste moderne Lehrbuch der vaterländischen Geschichte, in erster Linie freilich ein Schulbuch, aber zugleich ein zuverlässiges und trotz seiner Gedrungenheit ansprechendes, ja liebenswürdiges Handbuch für jeden längst der Schule entwachsenen deutschen Leser."

Verzeichniss der Städte

in denen die „Geschichte des deutschen Volkes von Prof. Dr. **David Müller**" als

Schullehrbuch — Einführung

oder besondere Empfehlung gefunden hat, soweit sich dies nach Abnahme einer grösseren Zahl von Exemplaren hat ermitteln lassen:

Alsfeld, Alt-Döbern, Altona, Alzey, Anclam, Annaberg, Ansbach, Arnstadt, Augsburg, Aurich, Barby, Barmen, Baumholder, Bayreuth, Berlin (in div. Anst.), *Belgard, Bielefeld, Birkenfeld, Bonn, Boppard, Brandenburg a. H., Braunsberg, Braunschweig, Bremen, Breslau, Brieg, Bromberg, Büdingen, Bütow, Bunzlau, Burg, Carlsruhe, Cassel, Celle, Charlottenburg, Chemnitz, Cleve, Coblenz, Colberg, Cöln, Constanz, Coeslin, Creutzburg O./S., Danzig, Darmstadt, Delitzsch, Demmin, Dillenburg, Doebeln, Dortmund, Dramburg, Dresden, Drossen, Duisburg, Düren, Eckernförde, Edenkoben, Eisenach, Eisleben, Elberfeld, Emden, Erfurt, Eschwege, Flensburg, Frankenthal, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., Gladbach, Glogau, St. Goarshausen, Görlitz, Göttingen, Graudenz, Grimma, Grünberg, Grünstadt, Guben, Güstrow, Gütersloh, Hagen, Halberstadt, Hamburg, Hanau, Hannover, Harburg, Heidelberg, Herborn, Hilchenbach, Hildesheim, Hof, Holzminden, Höxter, Jauer, Jeddo (Japan), Jserlohn, Itzehoe, Kaiserslautern, Kaiserswerth, Kirchheimbolanden, Königsberg i. N., Königsberg i Pr., Kreuznach, Kyritz, Landau, Landshut, Leer, Leipzig, Lennep, Liegnitz, Lippstadt, Löbau, Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, Mainz, Mannheim, Marienburg, Metten, Metz, Minden, Mörs, Mülhausen (Elsass), Mühlhausen (Thüringen), Mühlheim a. d. Ruhr, München, Neubrandenburg, Neuss, Neustadt a. H., Neustrelitz, Neuwied, New-York, Nisky, Norden, Nordhausen, Nordheim, Oldenburg, Oranienburg, Oschatz, Osnabrück, Osterburg, Ottweiler, Parchim, Plauen, Pölitz, Posen, Prenzlau, Pyriz, Quedlinburg, Rathenow, Ratibor, Rawitsch, Reichenbach O.-S., Rinteln, Rio de Janeiro, Rudolstadt, Ruhrort, Saalfeld, Sagan, Schleswig, Schlettstadt, Schleusingen, Schwabach, Schwedt, Schwerin, Seesen, Segeberg, Soest, Speyer, Stade, Stargardt (Pommern), Stendal, Stettin, Stolp, Stralsund, Strassburg (Elsass), Stuttgart, Torgau, Trier, Ulm, Usingen, Varel, Vegesack, Verden, Waren, Warendorf, Weissenfels, Wernigerode, Wetzlar, Wien, Wiesbaden, Wismar, Witten, Wittenberg, Worms, Wunstorff, Zeitz, Zerbst, Zschopau, Zweibrücken.*

Druck von Trotzsch & Ostertag in Berlin.

David Müller,

Geschichte des deutschen Volkes.

Geſchichte

des

deutſchen Volkes

in kurzgefaßter überſichtlicher Darſtellung

zum Gebrauch

an

höheren Unterrichtsanſtalten und zur Selbſtbelehrung

von

Dr. David Müller,

weil. Profeſſor am Polytechnikum zu Karlsruhe.

Siebente verbeſſerte Auflage.

Berlin 1878.

Verlag von Franz Vahlen.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Sr. Königlichen Hoheit

dem

Erbgroßherzog Friedrich von Baden

zu seiner Abiturientenprüfung am 5. Juli 1875

unterthänigst gewidmet

vom

Verfasser.

224698

Eure Königliche Hoheit

wollen mir gestatten, an diesem Tage, der ein Tag der Ehre für Sie, wie für Ihre fürstlichen Eltern ist, Ihnen das Buch dauernd zu dediciren, das eben in seiner sechsten Auflage erscheint, und dessen ich mich für den Unterricht in der deutschen Geschichte für Eure Kgl. Hoheit als Leitfaden habe bedienen dürfen. Zum ersten Male in unserem nationalen Leben hat ein, zu künftiger Regierung bestimmter Fürst sich der ganzen Ausbildung unseres deutschen Gymnasiums unterzogen und verläßt es nun mit dem ehrenden Zeugnisse der Reife. Er hat damit, dem Willen Seines erhabenen Vaters folgend, das Vorbild gegeben, daß für das Beste, das überhaupt im Unterrichte erstrebt werden kann, nemlich gründliches Wissen gepaart mit sittlichem Geiste und religiösem Ernste, auch für die Höchstgestellten im Leben keine passendere Grundlage vorhanden sei, als sie in unserem deutschen Gymnasium bereits seit Menschenaltern gegeben ist. Für den Lehrer der Geschichte aber bei Eurer Kgl. Hoheit lag hierin der Wink, Eurer Kgl. Hoheit auch zunächst das mitzutheilen, was sein Buch der gesammten deutschen Jugend darzureichen sich bemüht, nemlich die objectiven Thatsachen in patriotischer Darstellung, ohne sie durch Verhüllungen oder Schmeicheleien zu modificiren. Er sah sich in diesem Streben begünstigt durch die edlen Vorbilder, wie sie Eurer Kgl. Hoheit Ahnen in ältester und neuester Zeit gegeben und wie es namentlich Eurer Kgl. Hoheit erhabener Vater in schöner Treue gegen das Reich wie in Liebe und Arbeit für die eigenen Unterthanen Ihnen darstellt. Auf diese Eure Kgl. Hoheit zu verweisen, das hat ihm oft seine Arbeit erleichtert und sie im besten Sinne zu einer lohnenden gemacht. Und wenn nun in wenigen Tagen der Zeitpunkt naht, wo mit Eurer Kgl. Hoheit eintretender Majorennität Höchstdieselben die Pflichten des Schülers mit denen des Mannes vertauschen, so darf er freudig die Hoffnungen eines ganzen Volkes theilen, daß Eure Kgl. Hoheit solcher Vorbilder würdig sein werden und daß die edlen Gesinnungen gewissenhafter Pflichterfüllung, die Eure Kgl. Hoheit stets in der Schule gezeigt, auch Eure Kgl. Hoheit ins Leben begleiten mögen.

Eurer Kgl. Hoheit unterthänigster
Dr. David Müller.

Vorwort zur ersten Auflage.

Für die mittleren Klassen unserer höheren Lehranstalten in Preußen ist in dem ein Jahr umfassenden Cursus von Quarta eine Uebersicht der alten Geschichte vorgeschrieben, der sich dann in dem zweijährigen Cursus der Tertia die vaterländische Geschichte anreihen soll. Erst in dem vierjährigen Cursus der oberen Klassen folgt die allgemeine Weltgeschichte. Diese einfache Vertheilung des Stoffes ist ohne Zweifel auch die richtigste. Wenn hie und da außer Preußen schon auf der mittleren Lehrstufe die kosmopolitische Neigung zur Universalgeschichte vorwiegt, so kann derselben nur auf Kosten unserer vaterländischen Erziehung genügt werden. Gerade in dem frischen Alter von 12—15 Jahren, wo im Knaben der Jüngling reift, soll mit der deutschen Geschichte auch deutscher Sinn geweckt werden.

Und eben nur die deutsche Geschichte kann die „vaterländische" sein in allen deutschen Staaten, zumal in Preußen. Preußen hat fast aus allen deutschen Stämmen schöne und stolze Zweige in sich verwachsen lassen. Wie soll man diesen eine enge, altbrandenburgische Geschichte aufdrängen, von der doch Friedrich der Große selbst bekennt (Mémoires pour servir etc.): „L'histoire de la maison de Brandenbourg n'intéresse que depuis Jean Sigismond." Unsere Gelehrten mögen heute anders denken, und auch ich weiß wahrlich die Wichtigkeit brandenburgischer wie jeder anderen Quellenforschung anzuerkennen: für unsere Schüler aber bleibt (vorausgesetzt, daß die ersten Hohenzollern, Friedrich I. und II. und Albrecht Achilles bereits in der deutschen Geschichte ihr Recht gefunden haben) das Wort des großen Königs noch immer zutreffend. Es mag vielleicht den Berliner Knaben, der selbst schon am Havelufer und am Schildhorn gestanden, interessiren, etwas von Jatzko, dem Wendenfürsten, zu hören: dem rheinischen liegt jedenfalls mehr daran, die großartige städtische Entwickelung von Köln kennen zu lernen, dem schlesischen, etwas von der Mongolenschlacht, und dem thüringischen Knaben in Erfurt und Mühlhausen, etwas von den glänzenden Landgrafen auf der Wartburg zu wissen. Es würden die Letzteren solche heimische Dinge nicht bloß mehr interessiren, als die fernen brandenburgischen, sie haben auch ein Recht darauf, sie kennen zu lernen.*) Denn so lange die brandenburgische Geschichte selbst noch Provinzialgeschichte ist, hat sie keinen Vorzug vor der anderer Landschaften, ja steht den meisten an Ergiebigkeit nach. Anders gestaltet sich die Sache von der Zeit

*) In diesem Sinne befindet sich bei der Behandlung der dritten Periode der Abschnitt B. Seite 145—172. Mehr darüber weiter unten.

des Großen Kurfürsten an. Aber von hier aus ist die preußische Geschichte auch die deutsche, und umgekehrt; eine Trennung beider ist unmöglich. Preußen wird für so viele ruhmreiche Mühen, die es in älteren wie neuesten Tagen für das gesammte deutsche Vaterland getragen hat, immerhin wohl den Anspruch erheben dürfen, daß die deutsche Geschichte auch die seine sei.

In diesem Sinne unternahm ich es, die nachfolgende „Geschichte des deutschen Volks" zu schreiben. Mir schwebte das Ziel vor, dem Schüler ein Buch zu übergeben, das nicht bloß ein trockener Leitfaden wäre. Nicht als mißkennte ich die „selbstlose Arbeit", die einem solchen, soll er ernsten Anforderungen genügen, zu Grunde liegen muß. Aber ich sagte mir, daß der Knabe nicht bloß in der Schule und durch den Lehrer lernt. Haftet doch eine Geschichte, ein Vers, ein Wort, die er im Fluge, im zufälligen Lesen aufraffte, oft besser, als das noch so mühsam Eingeübte. Er suche, finde und erwerbe sich manches selbst. Darum möchte das Büchlein dem Schüler eine Freude sein, nicht eine neue Last zu dem reichen Maße der schon vorhandenen. Und ich möchte jeden Lehrer bitten, es nicht dazu zu machen. Ich halte nichts von dem spielenden Lernen. Unser Beruf ist ernste Arbeit. Aber der Lehrer selber soll in der Schule mit dem Schüler arbeiten, nicht bloß bequem aufgeben und immer wieder aufgeben Lucae 11, 46.

Die Methode des historischen Unterrichts — leider spreche ich aus Erfahrung — scheint mir ohnehin noch schwankend zu sein. Geschichte ist nicht bloß, wie man glauben könnte, einfaches Erzählen. Am wenigsten aber schickt sich die Kathedermethode für die Schule. Der Schüler verträgt sie nicht, selbst wenn er von Stunde zu Stunde angehalten wird, zu referiren. Wäre auch noch so viel Anregung da, ich fürchte, das positive Ergebniß im Lernen wird gering sein. Denn des Schülers Thätigkeit dabei ist eine nur passive, die Uebersicht geht ihm verloren und je eigenthümlicher und umfassender die Darstellung ist, um so mehr wird er in die Gefahr kommen, zum ertödtenden Nachschreiben seine Zuflucht zu nehmen, um doch etwas zu haben, woran er sich halten kann. Der Lehrer, der dieser Methode folgt, wird am liebsten gar kein Lehrbuch wünschen, höchstens einen Leitfaden zu Repetitionen und zur Uebersicht. Nur mag er sorgen, wie er im Cursus auskommt, wenn er sich überhaupt nicht genial darüber hinwegsetzen will. — Aber gerade der historische Unterricht erfordert Selbstentsagung. Gar Mancher ist deshalb prinzipiell in das entgegengesetzte Extrem, in die rein schematische Methode verfallen. Man sucht durch stets wiederkehrende Repetitionen die Hauptdaten einzuprägen, oder giebt im glücklicheren Falle einen scharfen, vielleicht geistreichen, aber immer doch skizzenhaften Abriß. Fehlt doch die Zeit, auf Schulen mehr als das Nöthigste zu geben, wenn es sicher und für's Leben sein soll! Dafür reicht freilich ein Leitfaden, ja selbst eine Tabelle aus. Diese

Methode vergißt nur, daß Ueberſicht und Zuſammenfaſſung erſt nach vorausgegangenem Detail einen Werth hat, und daß, wer dies bereits beherrſcht, von einem ſcharfen Umriß ſehr erbaut ſein kann — während der Schüler, dem es fehlt, mit Recht nur abſtrakte Betrachtungen und lebloſe Namen und Zahlen ſieht und nur ſelten noch die Luſt behalten wird, jemals ſpäter den hohlen Rahmen durch eigenes Studium mit Anſchauungen auszufüllen.

Ich möchte nun nicht gerade einen Mittelweg, aber doch einen Ausweg vorſchlagen. Wie wenn ein Lehrbuch, das zugleich Leſebuch wäre, dem Lehrer ganze Partien abnehmen könnte, ſo daß dieſer nur Verſtändniß und Aneignung zu überwachen hätte, und ſo für Zweierlei Zeit gewönne: Erſtens: durch häufige Repetitionen die unerläßliche Ueberſicht und Feſtigkeit in den Thatſachen zu erzielen; und zweitens: einzelne Abſchnitte in jedem Semeſter, vielleicht begleitet von eigenen, erneuten und erfriſchenden Studien, den Schülern im ausführlichen Detail und in den anſchaulichſten Zügen vorzuführen? So würde er ſich ſelbſt vor Verknöcherung bewahren, und der Schüler begriffe auf jeder Stufe, was Geſchichte ſei — nemlich Leben.

Indem ich nach dieſem Geſichtspunkte arbeitete, wuchs mir freilich das Büchlein über die zuerſt fixirten Grenzen; daß es deshalb doch noch ein Schulbuch ſein kann, glaube ich verbürgen zu können. Man wird mir ſagen, für einen Schüler der mittleren Klaſſen iſt manches zu hoch gegriffen, iſt zu viel gegeben. Ich weiß das ſelbſt ſehr wohl. Aber auch der Primaner kann es noch einmal zur Hand nehmen, wenn er Univerſalgeſchichte des Mittelalters und der neuern Zeit treibt. Daß der Unter- und Obertertianer ſich nicht im Buche verirrt, dafür eben iſt der Lehrer da, der für ihn die Auswahl trifft, ihm die Paragraphen bezeichnet, die er verſtehen kann, die ihm die ſtündlichen Repetitionen erleichtern und noch übrig bleibende Lücken ausfüllen.

Je freier man das Buch behandelt, ich denke, um ſo beſſer. Ich wenigſtens habe bei dieſem Verfahren bereits hinſichtlich der beiden erſten Hefte gefunden, daß ſelbſt ſehr junge und ſchwache Schüler daſſelbe mit Vortheil, ich glaube ſogar mit Freudigkeit gebrauchten.

Es bleibt mir nur noch übrig, einzelnen Abſchnitten des Buches ein begleitendes Wort mitzugeben. Die culturhiſtoriſchen Partien haben ihm bis jetzt zu meiner Freude die meiſten Freunde erworben. Daß dieſelben bei der erſten und letzten Periode fehlen, iſt aus Gründen geſchehen, die der kundige Leſer bald auffinden wird. Ferner bedarf der Abſchnitt B. in Periode III. S. 145 bis 172 einer Rechtfertigung. Soll denn der Schüler die ganze Territorial-Geſchichte des 14. und 15. Jahrhunderts durcharbeiten? Sicherlich nicht, und ich ſollte es ſehr bedauern, wenn das Buch ſo mißverſtanden würde. Aus dieſem Abſchnitte, denke ich mir,

wählt der Lehrer die Geschichte der Landschaft, in der er lebt und wirkt und erweitert meine Skizze zu einem vollen Bilde. Das Uebrige benutze er beiläufig, und ich möchte, wieder aus bereits gewonnener Erfahrung, rathen, manches an die Geographie anzuknüpfen. Denn im Allgemeinen darf man doch voraussetzen, sowohl daß Geschichte und Geographie in derselben Hand liegen, als auch, daß mit der Geschichte Deutschlands die Geographie Deutschlands parallel läuft. — Daß ich in der Reformationsgeschichte und bei den Befreiungskriegen nicht bloß Licht in Licht gemalt, sondern auch die Schattenzüge angedeutet habe, — das war ich der Höhe unserer heutigen historischen Wissenschaft und der Wahrheit schuldig.

Man wird von einem Werkchen, wie diesem, keine auf Quellenstudien begründete neue Ergebnisse verlangen. Ich folge unseren großen Meistern „nur wie der Aehrenleser folgt dem Schnitter." Nicht alle konnte ich in den Noten nennen, aber ich bekenne hier gern noch einmal, daß ich ihnen mein Buch verdanke. Daß mir die eigentlichen Quellen nicht unbekannt waren, läßt sich doch vielleicht an einigen Stellen erkennen.

Wenn ich für viele Mühe einen Dank in Anspruch nehme, so ist es der pädagogische. Und so übergebe ich das Büchlein denn auch getrost dem pädagogischen Verstande, nicht dem unpädagogischen Mechanismus. Möge es hinauswandern mit Gott!

Berlin, im September 1864.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Diese zweite Auflage der „Geschichte des deutschen Volkes" ist ebensowohl eine verkürzte, wie eine vermehrte. Verkürzt ist sie um einige, durch zu viel Detail unklar sich darstellende Partien in der Kaisergeschichte und im 17. Jahrhundert; vermehrt aber schon in den früheren Perioden durch einige frisch hinzugefügte individuelle Züge, dann aber durch den Versuch, die nun abgeschlossene Periode von 1815—1866, die ich „Deutschland unter dem Bunde" genannt habe, für die Jugend zu behandeln, und endlich durch die erhebende Geschichte des großen Jahres 1866.

Hinzuzufügen habe ich nur ein Wort der Freude, daß diese Arbeit nunmehr zu einer zweiten Auflage hat reifen dürfen; und ein Wort der Genugthuung, daß ich in den Grundanschauungen derselben keinen Zug in Folge der erschütternden Bewegungen des vergangenen Jahres zu ändern gehabt habe. In Preußen vollendet sich die deutsche Geschichte. Das habe ich, Preuße nicht durch Geburt aber längst durch freie Wahl meines

Herzens, geglaubt, seit ich politisch zu denken begonnen; das hatte ich von Anbeginn als den leitenden Gedanken in diesem Büchlein festgehalten, und darf es heute um so freudiger behaupten. Gebe Gott dem vaterländischen Werke, an dem unsre edelsten Männer schaffen, und zu dem diese Schrift nur ihr bescheidenes Sandkorn reicht, Gedeihen, damit es auch fernerhin eine Lust bleibe, deutsche Geschichte zu schreiben, zu lehren und zu lernen!

Berlin, Königs Geburtstag, den 22. März 1867.

Aus dem Vorwort zur dritten Auflage.

. . . . Dem Buche ist das seltene Glück zu Theil geworden, in seinen drei einander folgenden Auflagen jedesmal mit einem ruhmvollen Abschnitte auf der Bahn unserer vaterländischen Entwickelung zusammen zu fallen: Bei seinem Erscheinen 1864 mit der Befreiung Schleswig-Holsteins, jener That, in der Preußen, und ihm angeschlossen das übrige Deutschland, seiner Kraft wie seiner hohen Aufgabe sich bewußt wurde; bei der zweiten Auflage 1867, nachdem die schmerzvolle aber unvermeidliche Abrechnung mit Oestreich geschehen, mit der Gründung des Norddeutschen Bundes; diesmal, bei der dritten, mit dem herrlichen Wiederaufbau des deutschen Kaiserreiches unter einem Helden und Herrscher, den an Würde und Größe keiner der früheren Kaiser überragt, nicht Karl der Große, nicht Otto, nicht Barbarossa. Solche Zeiten unseres Volkes erlebt zu haben, ist Gnade von Gott; noch Größeres zu wünschen, wäre Vermessenheit. Aber daß da bleibe und innerlich gedeihe was nun geschaffen, dafür soll unser Herz glühen, dafür soll Kopf und Arm schaffen. Dafür will auch dies Büchlein ferner wirken: es hat Vieles Raum neben einander im neuen Reiche!

Berlin, in den Ostertagen 1871.

Aus dem Vorwort zur vierten Auflage.

. . . . Ich hoffe in der neuen Stellung, in die ich eintrete, erst recht Anregung und Gelegenheit zu finden, den mir so lieb gewordenen Stoff der deutschen Geschichte immer von Neuem wieder durcharbeiten und gestalten zu können.

Berlin, September 1872.

Aus dem Vorwort zur fünften Auflage.

Die sehr starke vierte Auflage ist rascher als ich erwartete vergriffen und eine neue nöthig geworden. Seit der Wiederherstellung des deutschen Reiches scheint das Interesse an unserer vaterländischen Geschichte überall im Wachsen; dessen hat auch dieses mein Buch sich zu erfreuen. Zugleich aber sieht der Verfasser desselben darin die ernste Mahnung, nicht müde zu werden, die bessernde Hand überall anzulegen, wo der Fortschritt unserer deutschen Geschichtsforschung es möglich machte, um das hier in engem Rahmen entworfene Bild unserer Volksgeschichte immer treuer, schärfer und abgerundeter hinzustellen. Allen Freunden nah und fern, die mir in diesem Bestreben mit Rath und That beigestanden, sowie allen Beurtheilern des Buches, die mich darin gefördert, sage ich hier gern noch einmal meinen Dank.

Karlsruhe, in den Weihnachtstagen 1873.

Vorbemerkung zur siebenten Auflage.

Der verdienstvolle Verfasser dieses Buches ist am 20. Juli dieses Jahres seiner segensreichen Wirksamkeit durch den Tod entrissen worden, nachdem kurz zuvor der nun vorliegende Neudruck in Angriff genommen war. In Folge dessen hat die Durchsicht zum Theil von anderer Seite geschehen müssen. Nach den wiederholten Durcharbeitungen, denen das Buch in den letzten Jahren unterzogen worden ist, haben sich diesmal wesentliche Aenderungen nicht als nothwendig herausgestellt, doch wird auch hier manche kleinere Verbesserung wahrzunehmen sein.

Indem die Verlagsbuchhandlung diese neue Auflage veröffentlicht, empfiehlt sie das Buch den zahlreichen Gönnern zu fortdauerndem Wohlwollen. Wenn der Verfasser im Vorwort zur fünften Auflage bekennt, daß er in der von Jahr zu Jahr gesteigerten Anerkennung seines Werkes eine ernste Mahnung erblicke, nicht müde zu werden, die bessernde Hand überall anzulegen, wo der Fortschritt unserer Geschichtsforschung es möglich macht, so wird nunmehr die Verlagsbuchhandlung es als ihre Pflicht ansehen, sein Werk zu fortgesetzter Pflege und stetiger Vervollkommnung in die Hand eines Berufenen zu legen, damit der Zweck desselben in der heranwachsenden Jugend mit der deutschen Geschichtskenntniß auch deutschen Sinn zu wecken, mehr und mehr erreicht werde.

Berlin, im September 1877.

Inhalt.

Seite

Vorwort VII
Inhaltsverzeichniß XIII
Deutsche Geschichts-Tabelle XIX
Uebersicht 3

I. Deutsche Stammes-Geschichte.

A. Urgeschichte.

1. Abstammung der Deutschen 5
2. Kimbern und Teutonen. Cäsar und Ariovist 6
3. Das römische Kaiserreich im Eroberungskampfe gegen die Germanen 9
4. Charakter, Sitten und Gemeindeleben der Germanen 12
5. Götterglaube der Germanen 14
6. Friedliche Einwirkung Roms auf die Germanen 16
7. Entstehung der germanischen Völkerbünde. Erste Angriffe auf das Römerreich . 18

B. Geschichte der großen Völkerwanderung.

1. Hunnen, Westgothen, Vandalen 20
2. Angelsachsen, Attila; Untergang des weströmischen Reiches 23
3. Theoderich der Große. Rundblick. Neue Zustände der Germanen 25
4. Untergang der Vandalen- und Ostgothenherrschaft 29
5. Die Langobarden 30

C. Geschichte des fränkischen Stammes.

1. Die Franken. Chlodovech 32
2. Die Merovinge 35
3. Der fränkische Lehnsstaat. Die Kirche 37
4. Das Amt des Majordomus in der Familie der Pippiniden 40
5. Das Christenthum bei den Deutschen. Bonifacius 42
6. Karl der Große (768—814) 45
7. „ „ „ Gründung des Reiches. Papst und Kaiser 50
8. Innere Gestalt des Frankenreiches unter Karl dem Großen 52

II. Deutsche Kaisergeschichte.

A. Die Karolingischen Reiche.

Seite

1. Ludwig der Fromme und seine Söhne. Vertrag zu Verdun 55
2. Entstehung der romanischen Nationen. Die deutsche Sprache 58
3. Verfall der Karolingischen Reiche 60
4. Normannen und Magyaren. Die letzten Karolinger in Deutschland. Konrad I. 62

B. Kaiser aus dem sächsischen Hause.

1. Heinrich I., der Gründer des deutschen Reiches, 919—936 66
2. Otto I., der Große 936—973. Innere deutsche Verhältnisse 69
3. Herstellung des Kaiserthums durch Otto den Großen 72
4. Otto II. 973—983. Otto III., 983—1002 75
5. Heinrich II. 1002—1024 78

C. Kaiser aus dem fränkischen Hause.

1. Konrad II., 1024—1039 80
2. Heinrich III., 1039—1056 83
3. Heinrich IV., 1056—1106 85
4. „ sein Kampf mit Papst Gregor VII. 88
5 „ und seine Söhne 90
6. Heinrich V. (1106—1125) und der Investiturstreit 91

D. Kaiser aus dem Staufischen Hause.

1. Welfen und Staufer. Lothar von Sachsen. 1125—1137. Konrad III. 1138—1152 94
2. Friedrich I. Barbarossa 1152—1190. Höhepunkt der Stauferzeit 97
3. Heinrich VI. 1190—1197. Philipp von Schwaben 1198—1208. Otto IV. 1198—1215 103
4. Friedrich II. 1215—1250 106
5. Ausgang der Staufer. Zustände im Reiche 109

E. Deutsches Volksleben in dieser Periode.

1. Die Kirche. Die Kreuzzüge und ihre Folgen 110
2. Ritterthum und ritterliche Dichtung 113
3. Mönchs- und Ritter-Orden 116
4. Die deutschen Städte. Die deutsche Baukunst 118
5. Der deutsche Handel 120
6. Deutsche Colonisation 121

III. Deutsche Fürsten- und Ländergeschichte.

A. Die Kaiser dieser Periode.

		Seite
1.	Gestalt des Reiches nach dem Fall der Staufer. Das Interregnum 1254—1273	125
2.	Rudolf von Habsburg 1273—1291	127
3.	Adolf von Nassau 1291—1298. Albrecht von Oestreich 1298—1308	129
4.	Heinrich VII. von Lützelburg 1308—1313	131
5.	Ludwig der Baier 1314—1347	133
6.	Karl IV. von Böhmen (Lützelburg) 1346—1378	135
7.	Wenzel von Böhmen 1378—1400. Ruprecht v. d. Pfalz 1400—1410	137
8.	Sigmund 1411—1437. Das Concil zu Constanz. Hussiten-Kriege	139
9.	Die Habsburger: Albrecht II. 1437—1439. Friedrich III. 1440—1493	143
10.	Maximilian 1493—1519. Der ewige Landfriede	146

B. Hervorragende Fürstenhäuser.

1.	Stellung der Landesherren im Allgemeinen	148
2.	Der Kurkreis und der Oberrheinische Kreis: Das Pfälzer Haus. Haus Nassau-Oranien. Haus Lothringen	149
3.	Der burgundische und der niederrheinisch-westfälische Kreis: Die Häuser Burgund, Cleve, Oldenburg	153
4.	Der niedersächsische Kreis: Die Mecklenburger. Welfen	157
5.	Der obersächsische Kreis: A. Die Thüringischen Landgrafen. Das Haus Wettin	159
6.	B. Das Haus Anhalt (Askanier). Brandenburg und Pommern	162
7.	Der schwäbische, bairische und fränkische Kreis: Die Wirtenberger. Zähringer. Wittelsbacher	164
8.	Die Lützelburger in Böhmen	168
9.	Die Hohenzollern	170
10.	Die Habsburger. Der östreichische Kreis	172

C. Deutsches Volksleben in dieser Periode.

1.	Ritter und Bauern. Raubritterthum. Ritterbünde	176
2.	Der Deutsche Orden	178
3.	Deutsches Städtewesen im 14. und 15. Jahrhundert. Meistergesang	180
4.	Die deutsche Hansa	184
5.	Der rheinische und schwäbische Städtebund	187
6.	Der Volkscharakter während des 14. und 15. Jahrhunderts	189
7.	Die Schweizer	192
8.	Friesen und Dithmarsen	197
9.	Wissenschaften und Erfindungen des späteren Mittelalters	201

IV. Deutsche Reformationsgeschichte.

A. Reformation der Kirche.

	Seite
1. Das Haus Habsburg in seiner Weltstellung	204
2. Reich und Kirche	205
3. Dr. Martin Luther	207
4. Der Reichstag zu Worms	210
5. Bewegungen der Schwärmer. Der Bauernkrieg	213
6. Bildung der evangel. Landeskirchen. Reichstag zu Augsburg. Schmalkald. Bund	216
7. Vom Nürnberger Religionsfrieden 1532 bis zu Luthers Tod 1546	219
8. Der Schmalkald. Krieg 1545—1547. Der Augsburger Religionsfrieden 1555	221
9. Die Schweizer Reformation. Streitigkeiten innerhalb des Protestantismus	226

B. Die Zeit der östreichisch-spanischen (Habsburgischen) Monarchie und des dreißigjährigen Krieges.

1. Die Weltlage	227
2. Deutschland vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Ende des 16. Jahrh.	229
3. Vorspiele des großen Krieges. Der Clevische Erbfolgestreit	232
4. Der dreißigjährige Krieg a) Der böhmische Krieg	234
5. — — — — b) Der Krieg in der Pfalz und in Niedersachsen	236
6. — — — — c) Der schwedische Krieg. Gustav Adolf	240
7. — — — — d) Vom Tode Gustav Adolfs bis zum westf. Frieden	244
8. Der westfälische Frieden 1648	248

C. Deutsches Volksleben in dieser Periode.

1. Landsknechte und Soldaten	250
2. Volksbildung und Volkscharakter vor und nach dem großen Kriege	253
3. Bauern und Bürger	256
4. Adel und Fürsten	259

V. Deutsche Nationalgeschichte.

A. Sinken der Habsburgischen Monarchie. Emporwachsen Preußens 1648—1740.

1. Die Weltlage	262
2. Die Raubkriege Ludwigs XIV.	264
3. Die Türkenkriege Oestreichs	266
4. Der spanische Erbfolgekrieg 1701—1713 und 1714 und das Haus Habsburg bis 1740	268
5. Politische und sittliche Zustände im Reich am Schluß des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts	272
6. Das Heranwachsen Kur-Brandenburgs und die ersten Zeiten des Großen Kurfürsten	274
7. Der Große Kurfürst. Die Schlacht bei Fehrbellin 1675	277
8. Preußen als Königreich. Friedrich I. 1688—1713. Friedrich Wilhelm I. 1713—1740	281

B. Zeitalter Friedrichs des Großen 1740—1786.

		Seite
1.	Friedrichs II. Jugend und Regierungsantritt	286
2	Der erste und zweite schlesische Krieg 1740—1742 und 1744—1745. Der österreichische Erbfolgekrieg 1741—1748	288
3.	Friedrichs erste Friedenszeit	293
	Der siebenjährige Krieg 1756—1763	296
4.	a) Die Jahre 1756—1757	296
5.	b) Die Jahre 1758—1759	301
6.	c) Die Jahre 1760—1763	303
7.	Die spätere Friedenszeit	306
8.	Friedrich der Große als Vorbild in Deutschland	309
9.	Oestreich unter Maria Theresia 1740—1780 und Joseph II. 1780—1790	311
10.	Die letzten Zeiten Friedrichs des Großen und die Regierung Friedrich Wilhelms II. 1786—1797	315
11.	Deutsche Dichtung und Wissenschaft	318

C. Kampf gegen die französische Revolution und die Napoleonische Gewaltherrschaft 1792—1815.

1.	Die französische Revolution und ihre erste Einwirkung auf Deutschland	322
2.	Oestreich und Preußen gegen die Revolution. Feldzug in die Champagne 1792	325
3.	Die erste Coalition. Die Kämpfe bis zum Frieden von Basel	326
4.	Napoleon Bonaparte. Friede zu Campo Formio 1797	328
5.	Der Congreß zu Rastatt. Die zweite Coalition	330
6.	Marengo. Friede zu Luneville. Reichs-Deputations-Hauptschluß	331
7.	Beginnende Erniedrigung Deutschlands	333
8.	Ulm und Austerlitz. Dritte Coalition	335
9.	Preußen vom Baseler Frieden bis 1806	337
10.	Jena und Auerstädt. Preußens Fall 1806	340
11.	Die vierte Coalition. Frieden zu Tilsit	343
12.	Der Rheinbund	346
13.	Preußens Wiedergeburt. Stein. Scharnhorst	348
14.	Deutsche Männer zur Zeit der Fremdherrschaft	352
15.	Oestreichs Erhebung im Jahre 1809	357
16.	Der Kampf in Tirol 1809	360
17.	Dörnberg. Schill. Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels.	363
18.	Die letzten Jahre der Knechtschaft 1810—1812	366
19.	Die Convention von Lauroggen. Stein und York in Königsberg	370
20.	Berlin und Breslau. Des Königs Aufruf und des Volkes Antwort	373
21.	Beginn des Befreiungskrieges. Groß-Görschen und Bautzen	378
22.	Verhandlungen und Rüstungen während des Waffenstillstandes. 5. Coalition	382
23.	Deutsche Siege. Groß-Beeren; Hagelberg; Katzbach; Kulm; Dennewitz	385
24.	Die Leipziger Schlacht	390
25.	Bis zum Rhein	394
26.	Bis Paris	396
27.	Belle-Alliance	401
28.	Der Wiener Congreß	405

D. Deutschland bis zur Wiederherstellung des Reiches 1815—1871.

Seite

1. Deutschland und der östreichische (Metternichsche) Einfluß bis zum Jahre 1840 . 408
2. Preußen unter Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. bis 1848 . 411
3. Deutschland in den Revolutionsjahren 1848—1850 413
4. Preußens Bestrebungen zur Neugestaltung des Deutschen Bundes unter Friedrich Wilhelm IV. 416
5. Preußen in den Regierungsjahren König Wilhelms 418
6. Der schleswig-holsteinische Krieg 420
7. Das Jahr 1866 421
8. Die Zeit des Norddeutschen Bundes 1866—1871 432
9. Frankreichs Angriff auf Deutschland 1870 437
10. Eröffnung des Krieges gegen das Kaiserreich 440
11. Metz und Sedan 443
12. Die Belagerungen. Die Deutschen vor Paris 448
13. Erste Entsetzungsversuche durch die französischen Heere 452
14. Letzte Anstrengungen des französischen Volkskrieges. Sieg der Deutschen 1871 456
15. Die Herstellung des deutschen Kaiserthums, 18. Januar 1871 463

Deutsche Geschichts-Tabelle.

Erste Periode bis 800.

Urgeschichte.

Jahreszahl		Seite
	Die Deutschen indogermanischer oder arischer Abstammung . . . . . kommen nach Europa und in's heutige Deutschland.	5
113 v. Chr.	Kimbern und Teutonen	6
102	Marius schlägt die Teutonen bei Aquä Sextiä	7
101	Marius schlägt die Kimbern bei Vercellae	7
58	Cäsar in Gallien, schlägt den Arioviſt	8
55 u. 53	Cäsar geht zweimal über den Rhein	8
12—9	Feldzüge des Druſus im nördlichen Germanien	10
9 nach Chr.	Quintilius Varus von **Armin**, dem Cherusker, im **Teutoburger Walde** geschlagen	11
14—16	Feldzüge des Germanicus im nördlichen Germanien	11
69	Aufstand der Bataver unter Claudius Civilis	12
um 100	Tacitus schreibt seine Germania	12
	Großer Einfluß der römischen Kultur auf Germanien	17—18
166—180	Der Markomannenkrieg des Marcus Aurelius	18
um 200	Es bilden sich die größeren germanischen Völkerbünde der Gothen, Alamannen, Thüringe, Burgunden, Sachsen und Franken	18—19
318—388	Wulfila; die Bibel in's Gothische übersetzt. Anfänge des Christenthums bei den Germanen	20

Die große Völkerwanderung.

375	Die Hunnen brechen aus Asien herein. **Beginn der Völkerwanderung**	20
378	Die Westgothen, in's Römerreich aufgenommen, besiegen den Kaiser Valens bei Adrianopel	21
395	Kaiser Theodoſius theilt das römische Reich in ein abendländisches unter seinem Sohne Honorius und ein morgenländisches unter Arkadius	21
396	Die Westgothen unter König Alarich verheeren Griechenland.	
403	Alarich durch Stilicho von Italien abgewehrt	21
405 (gewöhnlich angenommen 406).	Die pannonischen Gothen des Ratiger (Radagais) von Stilicho bei Fäſulä geschlagen	21
408	Stilicho von Honorius hingerichtet. Neue Einfälle der Westgothen in Italien	22
410	Alarich erobert Rom. Stirbt in Süditalien.	22
411	Sein Nachfolger Athaulf führt die Westgothen in's südliche Gallien	22
	Wallia erobert Spanien für die Westgothen	22
429	Die Vandalen unter Genſerich erobern die Provinz Afrika	22
Von 449(?)an.	Die Angelſachſen erobern die Provinz Britannien	23
451	Zug des Hunnenkönigs Attila gegen Gallien	24
	Aëtius besiegt ihn auf der Catalauniſchen Ebene bei Troyes	24
452	Attila in Italien. Papst Leo der Große	25
455	Die Vandalen unter Genſerich plündern Rom	25
476	**Odovakar macht dem weströmischen Reiche ein Ende**	25
481—511	Chlodovech der Frankenkönig	32
486	Chlodovech besiegt den Syagrius bei Soiſſons	33
493	Theoderich der Große erobert mit den Oſtgothen Italien	25

Jahreszahl		Seite
496	Chlodovech besiegt die Alamannen	33
500	Chlodovech besiegt den Burgundenkönig Gundobad bei Dijon	33
507	Chlodovech besiegt den Westgothenkönig Alarich II.	34
511	Chlodovech stirbt. Seine Nachfolger die Merovinge	35
527—565	Kaiser Justinian	29
527	Die Franken erobern das Thüringerreich	36
532	Die Franken erobern das Burgundenreich	36
534	Die Vandalenherrschaft in Afrika durch Belisar gestürzt	29
553	Die Ostgothenherrschaft in Italien gestürzt durch Belisar und Narses (Totila und Teja)	30
568	Alboin führt die Langobarden nach Italien	31
590—604	Papst Gregor d. Gr. Das Christenthum bei den Angelsachsen	31. 43

Vorwalten des fränkischen Stammes.

558—561	Chlotar, Chlodovechs Sohn, beherrscht das ganze Reich der Merovinge; es umfaßt Neustrien (Gallien), Burgund und Austrasien d. i. das rheinische Franken, Alamannien, Baiern und Thüringen	35—37
um 600	Kämpfe der Brunechildis und Fredegunde	37
613—622	Chlotar II., Herrscher der gesammten Merovingerreiche	37
um 650	Das Amt des Majordomus kommt in Austrasien in die Familie der Pippiniden	40
	Pippin von Landen	40
687	Pippin von Heristal siegt bei Testri	40
711	Die Araber siegen bei Xerez de la Frontera	30
	Sturz des Westgothenreiches in Spanien	30. 40
732	Karl Martell besiegt die Araber bei Tours	40
741	Karl Martell stirbt. Seine Söhne Karlmann und Pippin	41
745	Bonifacius, Erzbischof von Mainz	44
752 (751?)	Pippin entsetzt den letzten Merovinger, König Childerich III., und nimmt mit Einwilligung des Papstes Zacharias die Frankenkrone	41
754	Bonifacius stirbt den Märtyrertod bei den Friesen	45
754—755	Pippin zieht dem Papste Stephan II. gegen den Langobardenkönig Aistulf zu Hilfe und schenkt dem Papste das Exarchat (Anfang des Kirchenstaates)	42
768	Pippin stirbt. Seine Söhne Karl und Karlmann	45
768—814	**Karl der Große**	45—54
771	Karl der Große nach Karlmanns Tode Alleinherrscher	45
772—797	Kriege gegen die Sachsen	47—48
774—775	Zug nach Italien, Untergang des Langobardenreiches unter Desiderius	46
777—778	Zug nach Spanien	49
788	Der Baiernherzog Tassilo entsetzt	49
789	Zug gegen die Wenden östlich von der Elbe	50
791	Zug gegen die Avaren in Ungarn	50
800	**Karl der Große empfängt zu Rom die Kaiserkrone** (Papst Leo III.)	50—51

Zweite Periode 800—1254.

Die Karolinger.

814	Karl der Große stirbt	55
814—840	Ludwig der Fromme	55—57
817	Erste Theilung des Reiches unter die Söhne Ludwig's, Lothar Pippin und Ludwig	55
841	Schlacht bei Fontanet	57

Jahreszahl		Seite
843	**Vertrag von Verdun.** Lothar erhält Italien, Karl der Kahle Frankreich, Ludwig Deutschland	58
870	Vertrag von Merſen. Die Weſtgrenze Deutſchlands in Lothringen genauer beſtimmt	60
871—901	Alfred der Große, König der Angelſachſen	63
879	Boſo von Vienne gründet das Reich Arelat oder Niederburgund	61
884—887	Karl der Dicke vereinigt noch einmal ſämmtliche Karolingiſche Reiche. Einfälle der Normannen, Herzog Konrad gründet das Reich Hochburgund	61—62
887—899	Arnulf von Kärnthen	61—64
891	Arnulf ſchlägt die Normannen an der Dyle	63
911	Ludwig das Kind ſtirbt. Die Karolinger in Deutſchland erlöſchen	65
	In Frankreich tritt Karl der Einfältige die Normandie an die Normannen ab	63
911—918	König Konrad I. der Franke. Kämpfe nach außen gegen die Magyaren und im Innern gegen die Herzöge	65. 66

Kaiſer aus dem ſächſiſchen Hauſe 919—1024.

919—936	König Heinrich I. Herſtellung eines deutſchen Reiches	66—69
928	Sieg über die Wenden. Brennabor erobert	68
933	Sieg über die Ungarn (bei Merſeburg?)	68
	Hoch- und Niederburgund werden in ein Königreich vereinigt	61
936—973	Otto I. der Große	69—75
939	Vollſtändiger Sieg über die Herzöge	70
951	Die Vermählung Otto's mit Adelheid giebt ihm Anſprüche auf die Krone von Italien	72
952	Zweiter Kampf der Herzöge (Liudolf und Konrad) gegen Otto	73
955	Sieg über die Ungarn auf dem Lechfelde	73
962	**Otto I. erneuert das Kaiſerthum** Karls des Großen	74
967	Das Erzbisthum Magdeburg begründet, unter demſelben die Bisthümer Merſeburg, Zeitz, Meißen, Brandenburg und Poſen	71
973—983	Kaiſer Otto II.	75—76
982	Otto's Niederlage bei Cotrone. Aufſtand der Wenden	76
983—1002	Kaiſer Otto III.	76—77
	Adelheid und Theophano leiten in ſeiner Minderjährigkeit die Regierung	76
	Beginnender Verfall der deutſchen Königsmacht	77
1002—1024	Kaiſer Heinrich II. ſtellt ſie wieder her, indem er ſich auf die Biſchöfe ſtützt	78—80
1016	Erſte Anſiedlung der Normannen in Süditalien	79

Kaiſer aus dem fränkiſchen Hauſe 1024—1125.

1024—1039	Kaiſer Konrad II.	80—83
	Kampf gegen die Herzöge und Ernſt von Schwaben	81
1026	Romfahrt, Freundſchaft mit Knud dem Großen, Schleswig an Dänemark abgetreten	81
1033	Das Königreich Burgund fällt an das Reich	82
1039—1056	Heinrich III.	83—85
	Macht des Reiches nach Oſten über Polen, Böhmen und Ungarn befeſtigt	83
1046	Synode zu Sutri. Heinrich III. entſetzt drei Päpſte	84
	Einfluß des Kloſters Cluny	84
1053	Die Normannen beſiegen den Papſt Leo IX. bei Civitate	84
1056—1106	Heinrich IV.	85—91
1062	Fürſtenverſchwörung. Der 12jährige Heinrich wird von Anno entführt	86
	Einfluß Adalberts von Bremen	86

Jahreszahl		Seite
1066	Wilhelm (der Eroberer) von der Normandie besiegt die Angelsachsen	63
1073	Aufstand der Sachsen gegen Heinrich IV.	87
	Die Türken erobern Jerusalem	111
1073—1085	**Gregor VII.** Cölibat. Simonie. Investitur	88
1075	Heinrichs IV. Sieg bei Hohenburg	87
1076	Heinrich IV. entsetzt Gregor VII. **Gregor VII. bannt den Kaiser**	89
1077	Heinrichs IV. Buße zu Canossa	89
1080	Heinrichs IV. Gegenkönig, Rudolf von Schwaben, stirbt	89
1084	Heinrich IV. in Rom, Gregor VII. von dem Normannenkönig Robert Guiscard gerettet	90
1092	Konrad, Heinrichs IV. Sohn, empört sich	90
1095	**Erster Kreuzzug.** Gottfried von Bouillon	111
1099	Jerusalem von den Kreuzfahrern erobert	112
1105	Heinrichs IV. Sohn Heinrich empört sich gegen den Vater	90
1106—1125	Heinrich V.	91—93
1111	Heinrich V. nimmt den Papst Paschalis II. gefangen	92
1113	schlägt die Sachsen bei Warnstedt	92
1115	wird von ihnen am Welfesholze bei Mansfeld besiegt	92
1118	Der Johanniter- und der Templerorden gegründet	117
1122	Das Concordat von Worms endet den Investiturstreit	93
1125	Die Staufer hoffen auf den Thron	94
1125—1137	Kaiser Lothar der Sachse	94—95
1134	Lothar überträgt an Albrecht den Bär die sächsische Nordmark	
1138	Heinrich der Stolze, Herzog von Baiern und Sachsen, hofft auf die deutsche Krone	96

Kaiser aus dem Staufischen Hause 1138—1254.

1138—1152	König Konrad III. Der Kampf der Welfen und Staufer beginnt	96
1142	Heinrich der Löwe erhält das Herzogthum Sachsen zurück. Albrecht der Bär Markgraf von Brandenburg	96. 122
1147	Zweiter Kreuzzug. Konrad III. und Ludwig VII. von Frankreich	96
1152—1190	Friedrich I. Barbarossa	97—103
1154	Erste Romfahrt (Arnold von Brescia)	98
1156	Heinrich der Löwe erhält auch Baiern zurück. Heinrich Jasomirgott Herzog von Oestreich	98
1159	Alexander III. Papst	99
1162	Der Kaiser zerstört Mailand	99
1163	Lombardischer Städtebund	100
1176	Friedrichs Niederlage bei Legnano	101
1177	Aussöhnung mit Alexander III. und Waffenstillstand	101
1179	Heinrich der Löwe geächtet. Otto von Wittelsbach erhält das Herzogthum Baiern	101
1181	Heinrich der Löwe gedemüthigt und verbannt	101
1183	Frieden mit den lombardischen Städten zu Constanz	101
1190	Dritter Kreuzzug. Friedrich Barbarossa ertrinkt im Saleph	102
	Der Deutsche Orden wird gegründet	117
1190—1197	Kaiser Heinrich VI. (erbt das Normannenreich in Neapel und Sicilien, strebt nach Erblichkeit der Kaiserkrone)	103—104
1195	Heinrich der Löwe stirbt zu Braunschweig	104
1197—1208	Philipp von Schwaben und sein Gegenkönig Otto IV. von Braunschweig. Welfen und Staufer im Bürgerkriege	104—105
1198—1216	Papst Innocenz III.	105
1208	Philipp durch Otto von Wittelsbach ermordet	105
1212	Friedrich II., Heinrichs VI. Sohn, kommt nach Deutschland	105
1215—1250	Kaiser Friedrich II.	106—108
1226	Ankunft der ersten Deutschordensritter in Preußen	123

Jahreszahl		Seite
1227	Papst Gregor IX. bannt den Kaiser	106
	Die Dänen bei Bornhöved geschlagen	158. 199
1228	Kreuzzug Friedrichs II.	107
1234	Untergang der Stedinger	198
1235	Braunschweig unter Otto dem Kinde zum Herzogthum erhoben	159
	Friedrichs II. Sohn Heinrich empört sich gegen den Vater	107
1237	Sieg Friedrichs II. bei Cortenuova über die italienischen Städte	108
1241	Einfall der Mongolen; Schlacht bei Wahlstatt	108
	Stiftung (?) des deutschen Hansebundes	184
1245	Papst Innocenz IV. bannt zu Lyon den Kaiser	108
1247	Friedrichs II. Gegenkönig Heinrich Raspe stirbt. Wilhelm von Holland — 1256	109
1248	Kölner Dom gegründet	151
1250—1254	König Konrad IV.	109
1254	Beginn des rheinischen Städtebundes	187
1258	Heinrich der Erlauchte verbindet Thüringen mit Meißen	161
1266	Schlacht bei Benevent. Manfred stirbt. Karl von Anjou erobert Neapel	109
1268	Konradin, bei Scurcola besiegt, endet auf dem Blutgerüst	109

Dritte Periode 1254—1517.

Deutsche Fürsten- und Ländergeschichte.

1256	Tod des Königs Wilhelm von Holland	126. 198
	Richard von Cornwallis und Alfons von Castilien deutsche Könige	126—127
1273—1291	Rudolf von Habsburg zum deutschen König gewählt	127
1278	Rudolf besiegt Ottokar von Böhmen auf dem Marchfelde (bei Dürnkrut). Gründung der österreichischen Hausmacht	128
1291—1298	König Adolf von Nassau	129
	Er sucht Thüringen für seine Hausmacht zu erwerben. Kampf gegen Friedrich den Freidigen und Diezmann	129
1291	Erster Bund der drei Schweizer Urkantone, Schwyz, Uri und Unterwalden	193
1298	Albrecht von Oestreich besiegt Adolf bei Göllheim	129
1298—1308	König Albrecht I. von Oestreich	130—131
1308	Albrecht von Johannes Parricida ermordet	131
1308—1313	Kaiser Heinrich VII. von Lützelburg	131—133
1308	Avignon Residenz der Päpste	131
1309	Der Deutschordensmeister verlegt seinen Sitz nach der Marienburg	178
1310	Heinrich erwirbt für seinen Sohn Johann das Königreich Böhmen	132
1310—1437	Die Lützelburger in Böhmen	168—170
1313	Heinrich VII. stirbt in Italien zu Buonconvento	133
1314—1347	Kaiser Ludwig der Baier	133—135
1314—1330	Gegenkönig Friedrich der Schöne von Oestreich	133
1315	Sieg der Schweizer bei Morgarten über Leopold von Oestreich	134. 193
1320	Die Askanier in Brandenburg erlöschen	163
1322	Ludwigs Sieg bei Mühldorf. Friedrich der Schöne gefangen	134
1324	Kaiser Ludwig erwirbt die brandenburgischen Marken für sein Haus	135
1324—1373	Die Wittelsbacher (Baiern) in Brandenburg	166
1327	Römerzug Ludwigs. Papst Johann XXII. für abgesetzt erklärt	134
1338	Kurverein von Rense. Unabhängigkeit der deutschen Königskrone vom Papste	135

Jahreszahl		Seite
1342	Ludwig vermählt seinen Sohn mit Margaretha Maultasch und erwirbt Tirol für sein Haus	135
1344—1392	Graf Eberhard der Rauschebart von Wirtenberg	165
1345	Ludwig erwirbt auch Holland, Seeland und Hennegau	135. 199
1346	Der Papst erklärt Ludwig für abgesetzt. Karl IV. von Böhmen erwählt	135
	König Johann von Böhmen fällt in der Schlacht von Crecy	169
1347	Ludwig der Baier stirbt	135
1347—1378	Kaiser Karl IV. von Böhmen (Lützelburg)	135—137
1348	Günther von Schwarzburg als Gegenkönig gegen Karl IV.	136
	Die Pest (der schwarze Tod) in Deutschland. Flagellanten	191
1354	Berthold Schwarz erfindet das Schießpulver	203
1356	Die goldene Bulle ordnet die deutsche Königswahl und die Stellung der Kurfürsten	136
1363	Tirol kommt an Oestreich	173
1369	Sieg der deutschen Hanse über den Dänenkönig Waldemar III.	186
1373	Karl IV. erwirbt die brandenburgischen Marken für sein Haus	169
1373—1415	Die Lützelburger in den Marken	169
1377	Kampf des schwäbischen Städtebundes gegen Eberhard von Wirtenberg. Schlacht bei Reutlingen	187
1378—1418	Die Kirchenspaltung oder das Schisma	140
1378—1400	König Wenzel von Böhmen (Lützelburg)	137—138
1386	Sieg der Schweizer bei Sempach über Leopold von Oestreich	174. 194
1388	Großer Städtekrieg. Schlacht bei Döffingen	138. 188
	Sieg der Schweizer bei Näfels	194
1399	Niederlage Sigmunds gegen die Türken bei Nicopolis	145
1400	Wenzel abgesetzt	138
1400—1410	König Ruprecht von der Pfalz	139
1409	Concil zu Pisa	140
1410	Der Deutsche Orden bei Tannenberg von den Polen besiegt	179
1411	Drei Könige: Wenzel, Jobst von Mähren und Sigmund	139
	Zu derselben Zeit drei Päpste	
1411	**Der erste Hohenzoller, Friedrich VI., Burggraf von Nürnberg, Verweser in den brandenburgischen Marken**	171
1411—1437	Kaiser Sigmund	139—143
1411—1418	Concil zu Constanz	140
1415	Hus verbrannt. Papst Johann XXIII. entsetzt	141—142
1418	Ende des Schisma's. Martin V. Papst	141
1419—1436	Hussitenkriege. Ziska	142
1422	Die Askanier in Wittenberg erlöschen. Land und Kur gehen an das Haus Wettin über	163
1431—1449	Concil zu Basel	143
1437	Sigmund stirbt. Erlöschen des Lützelburgischen Hauses. Sein Schwiegersohn, Albrecht von Oestreich, erbt Böhmen und Ungarn	143
1438—1439	König Albrecht II. von Oestreich	143
	Von nun an sitzen in ununterbrochener Folge Habsburger auf dem deutschen Kaiserthron.	
1440—1493	Kaiser Friedrich III.	144—146
1440—1470	Friedrich II. Eisenzahn, Kurfürst von Brandenburg	172
1444	Einfall der Armagnacs. Die Schweizer bei St. Jacob an der Birs	144. 194
1445—1450	Friedrich der Sanftmüthige von Sachsen und sein Bruder Wilhelm im Kampfe	162
1450	Guttenberg erfindet die Buchdruckerkunst	202
1453	Constantinopel von den Türken erobert	145
1455	Der sächsische Prinzenraub	162
1460	Der Dänenkönig Christian I. (von Oldenburg) wird zum Herzog von Schleswig-Holstein gewählt	158
1462	Sieg Friedrichs des Siegreichen bei Seckenheim	150

Jahreszahl		Seite
1466	Frieden zu Thorn. Das Ordensland (Preußen) von Polen lehnsabhängig	180
1470—1486	Albrecht Achilles Kurfürst von Brandenburg	172
1474	Neuß von Karl dem Kühnen belagert	146
1476	Siege der Schweizer bei Granson und Murten	146. 195
1477	Karl der Kühne von Burgund fällt bei Nancy	146. 196
	Maximilian, Sohn Friedrichs III., heirathet Karls Tochter Maria von Burgund	146
1486—1525	Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen	162
(1486) 1493—1519	Kaiser Maximilian I.	146
1486—1499	Johann Cicero, Kurfürst von Brandenburg	172
1495	Der ewige Landfriede. Reichskammergericht	147
1500	Sieg der Dithmarsen bei Hemmingstedt über König Johann von Dänemark	200
1511	Cleve und Mark mit Jülich, Berg und Ravensberg vereinigt durch die Ehe Johanns von Cleve mit Maria von Berg	154

Vierte Periode 1517—1648.

Reformationszeit.

1483. 10. Nov.	Martin Luther zu Eisleben geboren	207
1501	„ bezieht die Universität zu Erfurt	208
1505	„ tritt ins Augustinerkloster in Erfurt	209
1508	„ wird als Professor nach Wittenberg berufen	209
1510	„ reist nach Rom	209
1517 31. Okt.	**Dr. Martin Luther schlägt seine 95 Thesen gegen den Ablaßhandel an die Schloßkirche zu Wittenberg**	208
1518	Luther vor Cajetan in Augsburg	209
	Philipp Melanchthon kommt nach Wittenberg	210
1519	Besprechung Luthers mit Miltitz zu Altenburg	210
	Disputation zu Leipzig mit Dr. Eck	210
	Der schwäbische Bund vertreibt Ulrich von Württemberg	206
	Ulrich Zwingli Prediger in Zürich	226
1520	Luther verbrennt die päpstliche Bannbulle	211
1520—1556	Kaiser Karl V.	205
1521	**Reichstag zu Worms.** Luther vor Kaiser und Reich	212
	Luther auf die Wartburg gerettet	213
1522	Die Bilderstürmer in Wittenberg. Luthers Rückkehr	213
1523	Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten sterben	214
1524	Ferdinand von Oestreich und die bairischen Herzöge verbinden sich gegen die Reformation	217
1525	Bauernkrieg	215—216
1525—1532	Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen	216
1525	Der Deutschordensmeister Albrecht von Brandenburg tritt zur Reformation über und verwandelt Preußen in ein weltliches Herzogthum unter polnischer Lehnshoheit	180. 217
	Der Kaiser Karl V. besiegt den König Franz I. von Frankreich bei Pavia	218
1526	Schlacht bei Mohacz; König Ludwig von Ungarn und Böhmen stirbt; Ferdinand von Oestreich erbt beide Länder	175
	Kurfürst Johann von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen schließen den Torgauer Bund	218
	Friede zu Madrid	218

Jahreszahl		Seite
1526	Reichstagsabschied zu Speyer der Reformation günstig	218
1527	Neuer Krieg Karls V. gegen Franz I. und den Papst Clemens VII.	218
	Die kaiserlichen Landsknechte unter Bourbon stürmen Rom	218
1529	Friede zu Cambrai	218
	Luthers Katechismus. Einrichtung evangelischer Landeskirchen	217
	Ungünstiger Reichstagsabschied zu Speyer. Protestanten	218
	Religionsgespräch zu Marburg zwischen Luther und Zwingli	226
	Die Türken belagern Wien	217
	Karl V. zu Bologna zum Kaiser gekrönt	218
1530	Reichstag zu Augsburg. Die Augsburger Confession	218
1531	Schmalkaldischer Bund	219
	Schlacht bei Cappel; Zwingli stirbt	226
1532	Nürnberger Religionsfrieden	219
1532—1554	Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen	219
1534	Herzog Ulrich erobert Württemberg zurück und reformirt das Land	219
	Unruhen der Wiedertäufer in Münster	216
	Johann Calvin läßt sich in Genf nieder	226
1535	Joachim I. von Brandenburg stirbt	219
	Karls V. siegreicher Zug gegen Tunis	221
1536—1538	Dritter Krieg Karls V. gegen Franz I.	221
1540	Der Jesuitenorden von Ignaz Loyola gegründet	228
1541	Religionsgespräch zu Regensburg	221
1541	Karls V. unglücklicher Zug gegen Algier	221
	Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen vertreiben Heinrich den Jüngeren von Braunschweig und reformiren sein Land	220
1542—1544	Vierter Krieg Karls V. gegen Franz I. Friede zu Crespy	221
1546—1563	Concil zu Trient	222. 227
1545 (18. Fbr.)	Luther stirbt zu Eisleben	221
	Beginn des Schmalkaldischen Krieges	221
	Moritz von Sachsen tritt auf des Kaisers Seite	222
1547	Schlacht bei Mühlberg. Johann Friedrich gefangen. Philipp von Hessen demüthigt sich	223
	Moritz von Sachsen erhält die Kurwürde	223
1548	Das Augsburger Interim	223
1552	Moritz von Sachsen erhebt sich gegen Karl V.	225
	Heinrich II. von Frankreich raubt dem Reiche Toul, Metz und Verdun	224
	Der Passauer Vertrag	225
1553. 29. Juli	Moritz von Sachsen fällt bei Sieversshausen gegen Albrecht Alcibiades	225
1555 5. Sept.	Augsburger Religionsfriede	225
1556	Kaiser Karl V. dankt ab	225
1556—1564	Kaiser Ferdinand I.	225
1558	Kaiser Karl V. stirbt zu St. Juste in Spanien	225

Oestreichisch-spanische Monarchie. Dreißigjähriger Krieg.

1560	Philipp Melanchthon stirbt	227
1564—1576	Kaiser Maximilian II.	230
1567	Die Grumbachischen Händel	231
1576—1612	Kaiser Rudolph II.	230
1581	Die Niederlande erklären sich unabhängig von Spanien	228
1606	Die Regierung der östreichischen Lande übernimmt Rudolfs Bruder Matthias	230
1608	Die protestantische Union unter Friedrich IV. von der Pfalz gegründet	232
1609	Die katholische Liga unter Maximilian von Baiern gegründet	232
	Jülich-Clevischer Erbfolgestreit	232
	Rudolf ertheilt den Böhmen den Majestätsbrief	231

Jahreszahl		Seite
1612—1619	Kaiser Matthias	234
1614	Einstweilige Schlichtung des Jülich-Clevischen Erbfolgestreites. Johann Sigismund von Brandenburg erhält Cleve, Mark und Ravensberg, Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg Jülich und Berg	233
1618—1648	**Dreißigjähriger Krieg**	234—250
1618	Prager Fenstersturz (23. Mai). Graf Thurn	234
1619—1637	Kaiser Ferdinand II.	234
	Friedrich V. von der Pfalz zum König von Böhmen gewählt	235
1619—1640	Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg	275
1620	8. Nov. Schlacht am weißen Berge. Friedrich aus Böhmen vertrieben	235
1622	Schlacht bei Wisloch. Ernst von Mansfeld und Georg Friedrich von Baden-Durlach gegen Tilly (27. April)	237
	7. Mai. Tilly siegt bei Wimpfen über Georg Friedrich von Baden	237
	20. Juni. Tilly besiegt Christian von Braunschweig bei Höchst	237
1623	Die pfälzische Kur erhält Maximilian von Baiern	237
	8. Aug. Tilly schlägt Christian von Braunschweig bei Stadtlohn	237
1624	Der Niedersächsische Kreis schließt ein Vertheidigungsbündniß	237
1625	Christian IV. von Dänemark an der Spitze desselben	237
	Albrecht Waldstein (Wallenstein) kaiserlicher Feldherr	238
1626	Wallenstein schlägt Mansfeld an der Dessauer Brücke (25. Apr.)	238
	27. Aug. Tilly besiegt Christian IV. bei Lutter am Barenberge	239
1628	Wallenstein belagert Stralsund	239
1629	Ferdinand II. erläßt das Restitutionsedict (6. März)	239
	12. Mai. Frieden mit den Dänen zu Lübeck	239
1630	Reichstag in Regensburg. Wallenstein entsetzt	240
	Richelieu in Frankreich wirkt gegen Oestreich	240
	Gustav Adolf, König von Schweden, landet in Deutschland	240
1631	Magdeburg durch Tilly und Pappenheim erobert und zerstört (20. Mai)	241
	17. Sept. Tilly bei Breitenfeld besiegt. Gustav Adolf durchzieht Deutschland	242
1632	Gustav Adolf stürmt vergeblich Wallensteins Lager bei Nürnberg (4. Sept.)	243
	16. Nov. Gustav Adolf siegt und fällt bei Lützen	244
1633	Bündniß der süddeutschen Protestanten zu Heilbronn unter Frankreichs Schutze	245
1634	Wallenstein zu Eger ermordet (25. Februar)	245
	6. und 7. Sept. Schlacht bei Nördlingen	245
1635	Kursachsen schließt den Prager Separatfrieden; Brandenburg u. a. schließen sich an (30. Mai)	246
1636	Bannér besiegt die Sachsen u. Kaiserlichen bei Wittstock (24. Aug.)	246
1637—1657	Kaiser Ferdinand III.	247
1638	Bernhard von Weimar mit französischer Hülfe siegreich im Elsaß	247
1639	Bernhard stirbt (18. Juli)	247
1640	Reichstag zu Regensburg. Bannér und Guébriant	247
1642	Torstenson an der Spitze der Schweden siegt bei Leipzig (2. Nov.)	247
1643	treibt die Dänen aus Holstein, Schleswig, Jütland	247
1645	siegt bei Jankow in Böhmen; rückt bis in die Nähe Wiens; dankt ab	247
	Die französischen Generale Turenne und Condé in Deutschland	247
1648	Der schwedische General Königsmark erobert die Kleinseite von Prag	248
1648	**Westfälischer Friede zu Osnabrück und Münster** (24. Okt.)	248—250

Fünfte Periode. 1648 bis zur Gegenwart.

Die deutsch-französischen Kriege. Preußens Emporwachsen.

Jahreszahl		Seite
1640—1688	Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg	264—281
1643—1715	König Ludwig XIV. von Frankreich	264
1655—1660	Schwedisch-polnischer Krieg	277
1656	Schweden und Brandenburger siegen bei Warschau (28.—30. Juli)	277
	Vertrag zu Labiau	277
1657—1705	Kaiser Leopold I.	263
1657	Vertrag zu Wehlau	277
1660	Friede zu Oliva (3. Mai). Das Herzogthum Preußen frei von der polnischen Lehnshoheit	277
1664	Sieg über die Türken bei St. Gotthard an der Raab	267
1667—1668	Ludwigs erster Raubkrieg gegen die spanischen Niederlande. Die Tripel-Allianz. Friede zu Aachen	264
1672—1678	Ludwigs XIV. zweiter Raubkrieg gegen Holland	264
1673	Der große Kurfürst zieht zu Hilfe. Friede zu Vossem	278
1675	Der große Kurfürst schlägt die Schweden bei Fehrbellin (18./28. Juni)	279
1676	erobert Vorpommern	279
1678	Friede zu Nymwegen	264
1679	Friede zu St. Germain	280
1680—1685	Réunionskammern	264
1681	Straßburg geraubt	265
1683	Wien von den Türken belagert. Johann Sobieski (12. Sept.)	267
1685	Ludwig XIV. hebt das Edikt von Nantes auf	280
1687	Blutgericht zu Eperies	268
1688—1713	Friedrich III. Kurfürst von Brandenburg	281
1689—1697	Dritter Raubkrieg gegen die Pfalz	265
1692	Hannover zur 9. Kur erhoben	273
1697	Friede zu Ryswick	266
	11. Sept. Prinz Eugen besiegt die Türken bei Zenta	268
	Der Kurfürst August der Starke von Sachsen wird König von Polen	272
1699	Friede zu Carlowitz	268
1700	Karl II., König von Spanien, stirbt	268
1701	Preußen zum Königreich erhoben (18. Jan.)	281
1701 bis 1713, 14.	Spanischer Erbfolgekrieg. Oestreich, England und Holland gegen Ludwig XIV.	268—271
1704	Marlborough und Prinz Eugen siegen bei Höchstedt	270
1705—1711	Kaiser Joseph I.	270
1706	Marlborough siegt bei Ramillies (23. Mai), Eugen bei Turin 7. Sept. (Preußen kämpfen mit unter Leopold von Dessau)	270
1706	Karl XII., König von Schweden, in Sachsen	285
1708	Sieg bei Oudenarde	270
1709	Sieg bei Malplaquet	270
1711—1740	Kaiser Karl VI.	270—272
1713—1740	König Friedrich Wilhelm I. von Preußen	283—286
1713	England, Holland, Preußen ꝛc. schließen mit Ludwig XIV. den Frieden zu Utrecht	270
1714	Oestreich schließt den Frieden zu Rastatt: es erhält Neapel, Sardinien, Mailand, die Niederlande	271
	Das deutsche Reich schließt den Frieden zu Baden	271
	Das Haus Hannover gelangt auf den englischen Königsthron	273
1717	Prinz Eugen erobert von den Türken Belgrad	271
	Leibniz stirbt	274
1718	Friede zu Passarowitz	271
1720	Im Frieden zu Stockholm erwirbt Preußen Vorpommern bis zur Peene und Hannover die Fürstenthümer Bremen und Verden	285

Jahreszahl		Seite
1724	Klopstock geboren	319
1729	Lessing geboren	320
1733—1735	Polnischer Thronfolgekrieg	285
1733	Wieland geboren	320
1740	Karl VI. stirbt (10. Okt.); laut der pragmatischen Sanction folgt seine Tochter Maria Theresia in der Regierung	288

Zeitalter Friedrichs des Großen. 1740—1786.

1712	Friedrich der Große zu Berlin geboren (24. Jan.)	287
1730	Fluchtversuch des Prinzen	287
1740	**Friedrich II., der Große, König von Preußen** (31. Mai)	288
1740	(Dec.) Friedrich besetzt Schlesien	288
1740—42	Erster schlesischer Krieg	288
1741	Friedrich siegt bei Mollwitz (10. April)	290
1741—1748	Oestreichischer Erbfolgekrieg	291
1742—1745	Karl VII. (von Baiern) deutscher Kaiser	291
1742	Friedrich siegt bei Czaslau und Chotusitz (17. Mai)	292
	28. Juli Friede zu Breslau. Friedrich erhält Schlesien	292
1743	Sieg der Oestreicher und Engländer bei Dettingen	292
1744	Ostfriesland kommt an Preußen	293
	Herder geboren	320
1744—45	Zweiter schlesischer Krieg. Friedrich rückt in Böhmen ein	292
1745	4. Juni. Friedrich siegt bei Hohenfriedberg	292
	30. Sept. Friedrich siegt bei Sor	292
	15. Dec. Leopold von Dessau siegt bei Kesselsdorf	293
	25. Dec. Friede zu Dresden	293
1745	Karl VII. stirbt. Friede Baierns mit Oestreich zu Füssen	293
1745—1765	Kaiser Franz I., Gemahl der Maria Theresia	293
1748	Friede zu Aachen	293
	Klopstocks Messias	319
1749	Goethe geboren (28. Aug.)	320
1756-1763	Dritter schlesischer oder **siebenjähriger Krieg**	296—306
1756	29. Aug. Friedrich rückt in Sachsen ein	296
	1. Okt. Friedrich siegt bei Lowositz über Brown	297
	16. Okt. Friedrich zwingt die sächsische Armee bei Pirna zu capituliren	297
1757	Friedrich siegt bei Prag (6. Mai). Schwerin stirbt	298
	18. Juni. Friedrich wird bei Kolin geschlagen	298
	Die Franzosen besiegen bei Hastenbeck den Herzog von Cumberland	299
	5. Nov. Friedrich besiegt bei Roßbach die Franzosen und die Reichsarmee	299
	5. Dec. Friedrich besiegt bei Leuthen die Oestreicher	300
1758	Herzog Ferdinand von Braunschweig treibt die Franzosen über den Rhein zurück; siegt bei Krefeld (23. Juni)	301
	Friedrich belagert Olmütz	301
	25. Aug. Friedrich besiegt bei Zorndorf die Russen	301
	14. Okt. Friedrich wird bei Hochkirch überfallen	302
1759	Wedell bei Kay geschlagen (23. Juli)	302
	1. Aug. Ferdinand von Braunschweig besiegt die Franzosen bei Minden	303
	12. Aug. Friedrich wird bei Kunersdorf geschlagen	302
	Dresden verloren	303
	10. Nov. Schiller geboren	321
	21. Nov. General Fink capitulirt bei Maxen	303
1760	Fouqué bei Landshut besiegt und gefangen (23. Juni)	303
	15. August. Friedrich siegt bei Liegnitz	304
	9. Okt. Oestreicher, Russen und Sachsen in Berlin	304
	3. Nov. Friedrich besiegt die Oestreicher unter Daun bei Torgau	304

Jahreszahl		Seite
1761	Friedrich im festen Lager bei Bunzelwitz	305
	Schweidnitz und Colberg verloren	305
1762	Elisabeth von Rußland stirbt. Peter III.	305
	Friede mit Rußland. Kaiserin Katharina II.	305
	Friedrich besiegt die Oestreicher bei Burkersdorf	305
	29. Okt. Prinz Heinrich besiegt die Reichsarmee bei Freiberg	306
1763	Friede zu Hubertusburg (15. Februar)	306
1765—1790	Kaiser Joseph II.	312—314
1769	Zusammenkunft Friedrichs mit Kaiser Joseph II. zu Neisse	308
1772	Erste Theilung Polens. An Preußen kommt Westpreußen und der Netzedistrikt; an Oestreich Galizien und Lodomirien	308
1773—1783	Unabhängigkeitskampf der engl. Colonien in Nordamerika	322
1778—1779	Bairischer Erbfolgekrieg. Friede zu Teschen	313
1780	Maria Theresia stirbt. Joseph II. folgt in Oestreich	313
1785	Friedrich der Große stiftet den deutschen Fürstenbund	313
1786	Friedrich der Große stirbt (17. Aug.)	315
1786—1797	Friedrich Wilhelm II. König von Preußen	315—318
1787	Feldzug der Preußen in Holland	316
1788—1791	Oestreich bekriegt in Gemeinschaft mit Rußland die Türkei	314
1790	Joseph II. stirbt	314

Kampf gegen die französische Revolution und die Napoleonische Gewaltherrschaft 1792—1815.

1789	Berufung der Etats généraux in Frankreich. Nationalversammlung. Beginn der **französischen Revolution**	322
1790—1792	Kaiser Leopold II.	325
1790	Reichenbacher Vertrag	317
1791	Die legislative Versammlung in Frankreich	323
	Anspach und Baireuth fallen an Preußen	339
1792	Kriegserklärung Frankreichs gegen Oestreich	325
	Feldzug der Preußen in der Champagne	326
	10. Aug. Sturm auf die Tuilerien	323
	20. Sept. Kanonade von Valmy	326
	21. Sept. Der Nationalconvent. Frankreich Republik	323
	6. Nov. Schlacht bei Jemappes	326
1792—1835	Kaiser Franz II. (I.)	325
1793	Zweite Theilung Polens. Preußen erwirbt die Provinz Südpreußen	317
	Erste Coalition (Oestreich, Preußen, England, Sardinien und Spanien gegen Frankreich)	326
	18. März. Sieg der Oestreicher bei Neerwinden	327
	23. Juli. Die Preußen erobern Mainz zurück	327
	15. und 16. Okt. Die Franzosen siegen bei Wattignies	327
	30. Nov. Die Preußen siegen bei Kaiserslautern	327
1794	Die Franzosen siegen bei Fleurus (26. Juni)	327
	23. Mai, 18. u. 20. Sept. die Preußen siegen bei Kaiserslautern	327
1795	Pichegru erobert Holland. Batavische Republik	327
	Dritte Theilung Polens. Preußen erwirbt Neuostpreußen und Neuschlesien; Oestreich Westgalizien	317
	Preußen schließt den Frieden zu Basel (5. April)	327
1796	Napoleon Bonaparte in Italien	328
	Jourdan in Deutschland vom Erzherzog Karl besiegt. Moreau's Rückzug	329
1797	Bonaparte schließt den Präliminarfrieden von Leoben (18. April)	329
	17. Okt. Friede zu Campo Formio	329
	16. Nov. Friedrich Wilhelm II. stirbt	318
1797—1840	König Friedrich Wilhelm III. von Preußen	318

Jahreszahl		Seite
1798	Congreß zu Raſtatt	330
	Bonaparte in Aegypten	330
1799	Zweite Coalition. Oeſtreich, Rußland, England, Neapel, Türkei gegen Frankreich	331
	Suworoffs Siege in Italien	331
	9. Nov. Bonaparte erſter Conſul	331
1800	Bonaparte ſiegt bei Marengo (14. Juni)	332
	3. Dec. Moreau ſiegt bei Hohenlinden	332
1801	Friede zu Luneville. Abtretung des linken Rheinufers (9. Febr.)	332
	Paul I. ermordet. Alexander, Kaiſer von Rußland	335
1803	Reichsdeputationshauptſchluß	332
	Bonaparte läßt Hannover beſetzen	333
1804	Bonaparte läßt den Herzog von Enghien erſchießen	334
1804	**Napoleon** Bonaparte zum **Kaiſer** der Franzoſen gekrönt (18. Mai)	334
1805	Dritte Coalition. England, Rußland, Oeſtreich gegen Napoleon	335
	17. Okt. Mack capitulirt bei Ulm	336
	2. Dec. Napoleons Sieg bei Auſterlitz	337
	15. Dec. Haugwitz ſchließt den Vertrag zu Schönbrunn	337. 339
	26. Friede zu Preßburg	337
1806	Vertrag zu Paris. Hannover an Preußen (15. Febr.)	337
	17. Juli. Der Rheinbund unter Napoleons Protectorat gegründet	340
	6. Aug. Kaiſer Franz legt die deutſche Kaiſerkrone nieder	340
	Stadion, Miniſter in Oeſtreich	357
	10. Oct. Prinz Louis Ferdinand fällt bei Saalfeld	341
	14. Okt. Doppelſchlacht bei Jena und Auerſtädt	341
	27. Okt. Napoleon zieht in Berlin ein	342
	28. Okt. Hohenlohe capitulirt bei Prenzlau	342
	7. Nov. Blücher bei Lübeck (Ratkau) gefangen	343
	26. Dec. Ruſſen kämpfen bei Pultusk	344
1807	Ruſſen und Preußen ſiegen bei Pr.-Eylau (8. Febr.)	344
	Vierte Coalition. Alexander von Rußland und Friedrich Wilhelm III. von Preußen gegen Napoleon verbündet	345
	10. Juni. Unentſchiedenes Treffen bei Heilsberg	345
	14. Juni. Napoleon ſiegt bei Friedland	345
	7. und 9. Juli. Friede zu Tilſit. Preußen um die Hälfte ſeines Gebietes verkleinert	345
	Das Königreich Weſtfalen gebildet	346
	Stein als Miniſter in Preußen. Scharnhorſt	348. 351
1808	Napoleons und Alexanders Zuſammenkunft in Erfurt	348
	Stein von Napoleon geächtet. Altenſtein, Miniſter in Preußen	351
	Freiheitskampf der Spanier gegen Napoleon	358
1809	Oeſtreichs Krieg gegen Napoleon	357—360
	9. April. Erſte Erhebung der Tiroler	360
	19.—23. April. Napoleons Siege bei Regensburg	359
	21. April. Dörnberg erhebt ſich in Heſſen	360
	28. April. Schill erhebt ſich in Preußen	364
	21. und 22. Mai. Erzherzog Karl ſiegt bei Aſpern	359
	5. und 6. Juli Napoleon ſiegt bei Wagram	359
	12. Juli. Waffenſtillſtand von Znaim	360
	1. Aug. Friedrich Wilhelm von Braunſchweig. Gefecht bei Oelper	366
	14. Okt. Friede zu Schönbrunn	360
	November. Tirol unterworfen	363
	23. Dec. Friedrich Wilhelm III. und Königin Luiſe kehren von Königsberg nach Berlin zurück	352
	Der Tugendbund aufgelöſt	353
1810	Andreas Hofer erſchoſſen (20. Febr.)	363
	1. April Napoleons Vermählung mit der Kaiſertochter Marie Louiſe	360

Jahreszahl		Seite
1810	Hardenberg, Minister in Preußen	367
	Holland mit dem französischen Kaiserreiche vereinigt	368
	Das nordwestliche Deutschland bis Hamburg und Lübeck mit dem französischen Kaiserreiche vereinigt	368
1812	Krieg Napoleons gegen Rußland	368
	Preußen und Oestreich im Bunde mit Napoleon	369
	14. Sept. Napoleon zieht in Moskau ein. Brand Moskaus	370
	18. Okt. Napoleon beginnt seinen Rückzug aus Rußland	370
	26—29. Nov. Uebergang über die Beresina	370
	30. Dec. General York schließt die Convention von Tauroggen	371
1813	**Der Befreiungskrieg.**	
	Jan. York und Stein in Königsberg. Die preußischen Stände	372
	22. Jan. Friedrich Wilhelm III. begiebt sich von Potsdam nach Breslau	373
	3. Febr. Aufruf zur Bildung von Freiwilligen-Corps	373
	28. Febr. Vertrag von Kalisch	374
	17. März. Aufruf Friedrich Wilhelms „An mein Volk"	374
	18. März. Hamburg von Tettenborn besetzt	378
	2. April. Treffen bei Lüneburg	378
	5. April. Treffen bei Möckern	379
	2. Mai. Schlacht bei Groß-Görschen (Lützen)	380
	20. und 21. Mai. Schlacht bei Bautzen	380
	4. Juni. Waffenstillstand von Pleißwitz	381
	28. Juni. Scharnhorst stirbt	383
	Fünfte Coalition. Rußland, Preußen, Oestreich, England, Schweden gegen Napoleon	384
	17. Aug. Ablauf des Waffenstillstandes	385
	23. Aug. Bülow's Sieg bei Großbeeren	385
	26. Aug. Blücher's Sieg an der Katzbach	386
	27. Aug. Siegreiches Gefecht bei Hagelberg	386
	26. und 27. August. Schlacht bei Dresden	387
	29. und 30. Aug. Sieg bei Culm und Nollendorf	388
	6. Sept. Bülow's Sieg bei Dennewitz	389
	3. Okt. York's Elbübergang bei Wartenburg	390
	8. Okt. Baiern tritt zu den Alliirten. Vertrag von Ried	394
	16.—18. Okt. Völkerschlacht bei Leipzig	390—394
	16. Okt. Schlachten bei Wachau und Möckern (York)	391
	17. Okt. Ruhetag. Napoleon versucht Unterhandlungen	392
	18. Okt. Entscheidungstag bei Leipzig	392
	19. Okt. Erstürmung Leipzigs. Verfolgung Napoleons	394
	30. und 31. Okt. Schlacht bei Hanau	395
1814	1. Jan. Blücher geht bei Kaub über den Rhein	397
	29. Jan. Schlacht bei Brienne	397
	1. Febr. Blücher siegt bei La Rothière	398
	10. Febr. Napoleons Sieg bei Champaubert	398
	11. Febr. " " " Montmirail	398
	12. Febr. " " " Château Thierry	398
	14. Febr. " " " Etoges	398
	18. Febr. " " " Monterau	398
	Congreß zu Chatillon	398
	27. Febr. Sieg der Verbündeten bei Bar sur Aube	399
	4. März. Blücher und Bülow vereinen sich	399
	9. März. Schlacht bei Laon. Sieg bei Athis (York)	399
	20. März. Sieg der Alliirten bei Arcis sur Aube	399
	30. März. Gefecht vor Paris	400
	31. März. Einzug der Verbündeten in Paris	400
	30. Mai. Erster Pariser Friede	400
	18. Nov. Beginn des Wiener Congresses	401
1815	1. März. Napoleon kehrt von Elba zurück und landet in Frankreich	401
	8. Juni. Die Wiener Bundesakte. Der Deutsche Bund	407

Jahreszahl		Seite
1815	Schlacht bei Ligny und gleichzeitig bei Quatrebras. Friedrich Wilhelm von Braunschweig fällt (16. Juni)	402
	18. Juni. Schlacht bei Belle-Alliance. Blücher und Wellington siegen über Napoleon	403
	26. Sept. Die Heilige Allianz geschlossen	408
	20. Nov. Zweiter Pariser Friede	404

Deutschland bis zur Wiederherstellung des deutschen Reiches 1815—1871.

1817	Die Evangelische Union in Preußen gestiftet	412
1818	Fürstencongreß zu Aachen	410
1819—1864	König Wilhelm I. von Württemberg	410
1819	Die Karlsbader Beschlüsse	410
1820	Fürstencongreß zu Troppau	410
	Die Wiener Schlußacte	410
1821	Fürstencongreß zu Laibach	410
1822	Fürstencongreß zu Verona	410
1823	Provinzialstände in Preußen	411
1825—1848	König Ludwig von Baiern	410
1830	Die Julirevolution in Frankreich	410
1834	Der Preußische Zollverein gestiftet	412
1835—1848	Ferdinand I., Kaiser von Oestreich	409
1837	Ernst August, König von Hannover. Umsturz der bisherigen Verfassung des Landes	411
1840	Friedrich Wilhelm III. stirbt (7. Juni)	413
1840—1861	König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen	413
1846	König Christian VIII. von Dänemark erläßt den „offenen Brief"	415
1847	Vereinigter Landtag in Preußen	413
1848	Revolution in Deutschland	413
	13. März. Revolution in Wien	414
	18. März. Revolution in Berlin	414
	23. April. Sieg der Preußen über die Dänen bei Schleswig	415
	Franz Joseph, Kaiser von Oestreich	414
	13. Okt. Radetzky unterwirft Wien	414
	Nov. Wrangel zieht in Berlin ein	414
	5. Dec. Preußische Verfassung gegeben	414
1848—1864	König Max II. von Baiern	413
1849	Oestreichische Verfassung gegeben (4. März)	414
	3. April. Die deutsche Kaiserkrone von Friedrich Wilhelm IV. abgelehnt	415
	Mai. Aufstände in Baden, Dresden und in der Pfalz	415
	Neuer Feldzug deutscher Truppen in Schleswig	415
	Dreikönigsbündniß (Preußen, Sachsen, Hannover)	416
	Ungarn wieder unterworfen	414
1850	Unglückliche Schlacht bei Idstedt (24. und 25. Juli)	416
	Nov. Drohender Zusammenstoß in Kurhessen	417
	Schleswig-Holstein entwaffnet	416
1851	Louis Napoleon III., Kaiser der Franzosen (2. Dec.)	418
1852	Das Londoner Protokoll vernichtet die Rechte der Schleswig-Holsteiner	416
1852—1856	Krieg der Westmächte gegen Rußland	417
1858—1861	Wilhelm, Prinz von Preußen, Regent	418
1859	Oestreichs Krieg gegen Napoleon III. und Victor Emanuel	418
	4. Juni. Schlacht bei Magenta	419
	24. Juni. Schlacht bei Solferino	419
1861	Friedrich Wilhelm IV. stirbt (2. Jan.) Wilhelm König von Preußen	419
1862	Ministerium Bismarck	419
	Verfassungsconflict in Preußen	419
1863	Friedrich VII. von Dänemark stirbt (15. Nov.) Christian IX. König	420

Jahreszahl			Seite
1864		Krieg Oestreichs und Preußens in Schleswig-Holstein	420
	2. Febr.	Uebergang über die Schlei	420
	18. April.	Erstürmung der Düppeler Schanzen	421
	29. Juni.	Eroberung der Insel Alsen	421
	30. Oktbr.	Friede zu Wien. Die Herzogthümer an Oestreich und Preußen abgetreten	421
1865	15. Aug.	Convention von Gastein. Lauenburg an Preußen	422
1866	14. Juni.	Auflösung des Deutschen Bundes	423
	27. „	Schlacht bei Langensalza	424
	27. „	Schlachten bei Trautenau und Nachod	425
	28. „	Schlachten bei Skalitz, Trautenau, Turnau und Münchengrätz	426
	29. „	Schlachten bei Königinhof, Gitschin	426
	3. Juli.	Schlacht bei Königgrätz	427—428
	4. „	Gefecht der Mainarmee bei Dermbach	429
	10. „	Gefecht bei Kissingen (Hammelburg, Waldaschach)	430
	14. „	Gefecht bei Aschaffenburg	430
	15. „	Gefecht der 2. Armee bei Tobitschau in Mähren	428
	22. „	Waffenstillstand von Nikolsburg	429
	23.—26. Juli.	Gefechte der Mainarmee bei Hundsheim, Tauberbischofsheim, Helmstadt und Roßbrunn	431
	13. Aug.	Schutz- u. Trutzbündniß Preußens mit Württemberg	432
	17. „ „ „ „ „ „	Baden	432
	22. „ „ „ „ „ „	Baiern	432
	23. „	Friede zu Prag	431
1867	24. Febr.	Eröffnung des Norddeutschen Reichstages	432
	17. April.	Schluß des Reichstages und Annahme der Norddeutschen Bundesverfassung	432
	Die Luxemburger Frage (beendet am 11. Mai)		438
1868	Zollparlament in Berlin		432
1870	19. Juli.	Kriegserklärung Frankreichs an Preußen	440
	„ „	Der Reichstag des Norddeutschen Bundes versammelt sich	440
	4. August.	Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen erstürmt den Gaisberg bei Weißenburg	441
	6. „	Schlacht bei Wörth	442
	6. „	Erstürmung des Spicheren-Berges bei Saarbrücken	442
	14. „	Gefecht vor Metz bei Colombey	443
	16. „	Schlacht vor Metz bei Vionville und Mars-la-Tour	444
	18. „	Schlacht vor Metz bei Gravelotte und St. Privat	444—445
	30. „	Schlacht bei Beaumont	447
	31. „	Ausfall Bazaine's. Schlacht bei Noisseville	448
	2. September.	Capitulation Napoleons III. bei Sedan	448
	4. „	Republik in Paris verkündigt	448
	19. „	Das deutsche Heer umschließt Paris	449
	28. „	Straßburg erobert	449
	11. October.	Von der Tann besetzt Orleans	451
	27. „	Metz capitulirt	450
	9. Novbr.	Orleans von den Franzosen wiedergewonnen	453
	17. „	Friedrich Franz v. Mecklenburg siegreich bei Dreux	453
	27. „	Manteuffel siegt bei Amiens	454
	28. „	Friedrich Karl siegt bei Beaune la Rolande	453
	30. „	Ausfall aus Paris auf Villiers (Brie u. Champigny)	454
	4. December.	Friedrich Karl nimmt Orleans wieder	454
	8.—11. „	Friedrich Franz von Mecklenburg siegt bei Beaugency (Meung und Marchenoir)	455
	18. „	Werder siegt gegen die Südarmee bei Nuits	455
	23. „	Treffen Goebens gegen die Nordarmee unter Faidherbe an der Hallue	456
	27. „	Beginn des Bombardements von Paris	456

Jahreszahl			Seite
1870	29. December.	Eroberung des Mont Avron vor Paris . . .	457
1871	2. u. 3. Januar.	Sieg Goeben's bei Bapaume gegen die Nordarmee	460
	6—12. „	Siegreiches Vordringen des Prinzen Friedrich Karl und des Großherzogs von Mecklenburg auf Le Mans gegen die Westarmee	458
	9. „	Werder kämpft gegen die Südarmee bei Villersexel	459
	15—18. „	Werder vertheidigt die Linien südlich von Belfort gegen die Südarmee Bourbaki's	459
	18. Januar.	**König Wilhelm von Preußen deutscher Kaiser**	463
	19. Januar.	Goeben siegt bei St. Quentin	460
		Letzter Ausfall Trochu's von Paris aus (Buzanval)	461
	28. „	Waffenstillstand	461
	1. Februar.	Bourbaki flüchtet mit der Südarmee auf Schweizer Gebiet	462
	12. „	Die französische Nationalversammlung in Bordeaux	462
	1. März.	Einzug der Deutschen in Paris . . .	462
	2. „	Präliminarfriede zwischen Deutschland und Frankreich	462
	17. „	Rückkehr des Kaisers Wilhelm nach Berlin .	463
	21. „	Zusammentritt des ersten deutschen Reichstages	463
	10. Mai.	Friede zu Frankfurt a. M.	446

Geſchichte des deutſchen Volkes.

Uebersicht.

Die deutsche Geschichte läßt sich in folgende Abschnitte zerlegen:

1. Periode.

Vom ersten Auftreten der Deutschen in der Geschichte bis auf **Karl den Großen** oder bis zur **Bildung des Reiches im Jahre 800. Deutsche Stammesgeschichte.**

A. Urgeschichte. B. Die Völkerwanderung. C. Der fränkische Stamm.

---

2. Periode.

Von der **Bildung des Reiches** bis zum **großen Interregnum.** Von 800—1254. Blüte des Reiches. **Deutsche Kaisergeschichte.**

A. Die Karolingischen Reiche. B. Kaiser aus dem sächsischen Hause. C. Kaiser aus dem fränkischen Hause. D. Kaiser aus dem Staufischen Hause. E. Deutsches Volksleben in dieser Periode.

---

3. Periode.

Vom **großen Interregnum** bis zur **Reformation.** Von 1254—1517. Zerfall des Reiches, Bildung der östreichischen Großmacht. **Deutsche Fürsten- und Ländergeschichte.**

A. Die Kaiser dieser Periode. B. Hervorragende Fürstenhäuser. C. Deutsches Volksleben in dieser Periode.

---

4. Periode.

Vom **Auftreten Luthers** bis zum **westfälischen Frieden.** Von 1517—1648. Auflösung des Reiches, Beginn eines neuen geistigen Lebens. **Deutsche Reformationsgeschichte.**

A. Reformation der Kirche. B. Zeit der östreichisch-spanischen (Habsburgischen) Monarchie und des dreißigjährigen Krieges. C. Deutsches Volksleben in dieser Periode.

---

5. Periode.

Vom **westfälischen Frieden 1648** bis zur **Gegenwart.** Bildung der brandenburgisch-preußischen Großmacht. Blüte des deutschen Geisteslebens. Befreiungskriege. **Deutsche Nationalgeschichte.**

A. Sinken der Habsburgischen Monarchie. Emporwachsen Preußens. 1648—1740. B. Zeitalter Friedrichs des Großen. 1740—1786. C. Kampf gegen die französische Revolution und die Napoleonische Gewaltherrschaft. 1786—1815. D. Deutschland bis zur Wiederherstellung des Kaiserthums. 1815—1871.

Erste Periode.

Vom ersten Auftreten der Deutschen in der Geschichte bis auf Karl den Großen oder bis zur Bildung des Reiches 800.

Deutsche Stammesgeschichte.

A. Urgeschichte.

1. Abstammung der Deutschen.

§ 1. Im fernen Hochasien, der geheimnißvollen Wiege der Menschheit, ist auch der Ursprung unseres, des deutschen, Volkes zu suchen. Dort wurzelt der große arische oder indogermanische Völkerstamm, an dem es einen alten aber noch immer grünenden und lebenskräftigen Zweig bildet. Kein Denkmal, keine Geschichte, ja selbst keine Sage reicht in die Ferne jener Urzeit. Nur des Menschen ältestes und heiligstes Eigenthum, die Sprache, vermag auf die ersten geschichtlichen Spuren zu leiten. Vergleicht man nemlich unsere Sprache mit den Sprachen der anderen Völker dieses großen Stammes, so findet man eine ganz bestimmte Verwandtschaft derselben, und zwar zeigen sich Wörter, die bei geringer lautlicher Verschiedenheit doch bis auf den heutigen Tag in allen diesen Sprachen dieselben sind. Die Dinge, die sie bezeichnen, — so hat man geschlossen — müssen deshalb schon unseren gemeinsamen Ureltern vor ihrer Zerspaltung in verschiedene Völker bekannt gewesen sein; und so erwächst, wenngleich nur in den allgemeinsten Zügen, ein Bild jener Alten, ihrer Vorstellungen wie ihrer Beschäftigungen. Sie waren ein einfaches, kräftiges Hirtengeschlecht, das sich selbst wahrscheinlich die Arja, d. h. die Hohen, Trefflichen, nach Anderen Pflüger, Ackerbauer nannte. Ihr Heimatssitz muß unserm Vaterlande nicht unähnlich gewesen sein: kühles Hochland, das Wolken und Stürme umrauschten, schattige Wälder, die das Wild belebte, sonnige Triften, auf denen die Heerden weideten. Die Halmfrucht, Gerste oder Spelt, wuchs wild und lud zu den ersten dürftigen Anfängen des Ackerbaues ein. Einfach wie ihre Lebensart und ihre Sprache waren auch ihre religiösen Grundbegriffe. Der helle Himmel, die regenbergenden Wolken, die Blitze, die sie zerreißen, und die Winde, die sie, wie Hunde die Heerde, tummeln, die unheimliche Nacht, die schönen Strahlen der Morgenröthe, das königliche Sonnenlicht: alle diese Naturerscheinungen galten ihnen als göttliche Mächte.

§ 2. Zwei Zweige dieses Urstamms, das persische und das altindische Volk, haben sich dann vom innern Asien gegen Süden hin verbreitet. Sie erreichten das Meer und gingen bald vom Weiden der Rinderheerden zum Ackerbau über. Aber in der üppigen Natur der asiatischen Tiefländer nahmen sie allmählich fremdgeartete Gesinnung und Sitte an. Die andere Masse der Arja blieb noch beisammen, rückte jedoch allmählich weiter nach Westen, erreichte

auch ihrerſeits das Meer,*) und begann gleichfalls dauernder den Boden zu bauen. Wieder dann trennte ſich ein Doppelzweig vom alten Stamm, der griechiſch-italiſche, und ging, von Norden einwandernd, in die beiden ſchönen Halbinſeln des Mittelmeers. Aus ihm erwuchſen zwei Völker: die Griechen, die zu unvergleichlicher Herrlichkeit des geiſtigen Lebens, und die Römer, die zu einer nie geſehenen Höhe ſtaatlicher Macht und Ordnung erblühten. Ebenſo löſten ſich ſelbſtändig vom mütterlichen Stamme die Kelten los. Wie dieſe aber den Weſten Europa's, Spanien, Britannien und Gallien erreichten, von wo ſie ſeit dem 5. Jahrhundert v. Chr., in rückwärtsgekehrter Strömung, gegen Italien, die Donauländer, ja gegen Griechenland und Kleinaſien drangen, iſt bis jetzt geſchichtlich nicht feſtgeſtellt. Durch Uneinigkeit geſchwächt, verfallend nach kurzer Glanzzeit, ſind ſie, von Römern und Germanen zuſammengedrückt, etwa vom zweiten Jahrhundert v. Chr. an, unterlegen, und nur ihre Reſte noch hängen an den fernen Klippen des atlantiſchen Meeres, in der Bretagne, in Wales und Irland.

§ 3. Denn, dem alten Wanderzuge der Arja folgend, kamen nun, am ſpäteſten abgezweigt, unſere Vorfahren gleichfalls nach dem Weſten Europa's. Germanen wurden ſie von den Kelten genannt, d. h. Nachbarn, oder, wie Andere erklären, Rufer im Streit; Deutſche, d. h. Volk, nannten ſie ſich ſelbſt, aber erſt mehr als 1000 Jahre ſpäter. Die Germanen richteten jedoch ihren Weg nördlicher und beſetzten Skandinavien und die deutſche Nord- und Oſtſeeküſte. An der letzteren werden ſchon zur Zeit Alexanders des Großen deutſche Völker, die Teutonen und Guttonen, genannt. Die Germanen ſelbſt aber hatten, als die Römer ſie kennen lernten, längſt die alten Wanderzüge vergeſſen und hielten ſich für Kinder des Bodens, den ſie baueten; oder ſie leiteten ſich noch lieber von ihren Göttern ſelber her.

2. Kimbern und Teutonen. Cäſar und Arioviſt.

§ 4. Die Römer waren ſeit dem Ende der Puniſchen Kriege Herren der Länder um das Mittelmeer, mithin der damals bekannten Welt. Als ſie dann an die Unterwerfung der Kelten weſtlich und nördlich von dem Italien ſchützenden Alpenwall gingen, begegneten ſie ſich unvermuthet mit den Germanen, die in derſelben Arbeit begriffen waren. Das erſte deutſche Volk, mit dem ſie zuſammentrafen, waren die Kimbern (Kempen, Kämpfer). Woher dieſe kamen, iſt ungewiß. Damals aber, 113 v. Chr., drängten ſie gegen die Oſtalpen und ſuchten die hier wohnenden keltiſchen Skordisker (am Tauern) zu unterwerfen oder zu durchbrechen. Dieſe riefen den in der Nähe ſtehenden römiſchen Conſul um Hülfe an. Papirius Carbo fand den neuen Feind ſo furchtbar, daß er nur durch Verrath ihn bezwingen zu können glaubte; aber ſeine falſche Kunſt ſchlug gegen ihn um, und bei Noreja, unfern dem heutigen Klagenfurt, beſiegten ihn die Kimbern. Dann zogen ſie die Alpen gen Weſten entlang, gingen nach Gallien hinein, ſchlugen hier noch vier conſulariſche Heere, verwüſteten alles Land zwiſchen Rhone und Pyrenäen und ergoſſen ſich zuletzt über Spanien, wo jedoch ihr Angriff abgewieſen ward. Der „kimbriſche Schrecken" ging vor ihnen her, Rom zitterte vor dieſen „Barbaren", wie einſt vor Brennus und Hannibal. Denn was man von ihnen vernahm, war furchterregend und ſeltſam. Man ſtaunte die ſtraffen, gewandten, rieſigen Leiber an, das blonde Haar, die kühnen blauen Augen, die unvergleichliche Körperkraft. Eherne Panzer ſchmückten ſie und hellleuchtende weiße Schilde; dazu Helme, wie

*) Den Aral- und Caſpiſchen See? Das Schwarze Meer?

ſeltſame Thierköpfe mit fürchterlich gähnenden Rachen geformt. Als Wurfſpieß führten ſie einen Speer mit doppelter Spitze; im Handgemenge brauchten ſie lange und gewichtige Schwerter.*) Auch die Weiber erſchienen kriegeriſch, wenigſtens begleiteten ſie mit Zuruf die Schlachten; einige unter ihnen, mit weißem Linnengewand angethan, weiſſagten als Prieſterinnen, indem ſie den Kriegsgefangenen über ehernem Keſſel die Kehle durchſchnitten, aus dem herabrinnenden Blute. Als die Kimbern von den Pyrenäen ſich wieder gen Norden wandten, geſellten ſich noch die Teutonen zu ihnen, ein deutſcher Stamm, der über den Niederrhein damals gleichfalls nach Weſten drängte. Land verlangten nun beide von den Römern, um ſich anzubauen; was dieſe in der That nicht geben konnten. Als ſie ſich dann in dem von ihnen ſelbſt verwüſteten Gallien nicht mehr halten konnten, ſchieden ſich beide Völker wegen ihrer Menge, aber unternahmen nach gleichem Plane einen zwiefachen Angriff gegen Italien. Die Teutonen wollten, der Straße am Meer folgend, ſüdlich von den Seealpen einbrechen; die Kimbern wählten den Weg über die Päſſe der öſtlichen Alpen.

§ 5. Längſt hatte dem römiſchen Volke gegen eine ſolche Gefahr nur Ein Mann ausreichend geſchienen, C. Marius, der Bauernſohn aus Arpinum, der Beſieger des Jugurtha. Schon viermal hintereinander Conſul, ſtand er in der provincia Narbonensis (Provence), um die nach Italien führenden Straßen zu überwachen. Durch jahrelange Vorbereitungen hatte er ſeine Soldaten wieder an die alte Zucht und ihre Seele an den Schrecken, der vor den Barbaren herging, gewöhnt. Jetzt, als die Teutonen den Weg an ſeinem wohlbehüteten Lager vorbei nach Rom einſchlugen, eilte er ihnen nach und beſiegte ſie bei den warmen Quellen von Aquä Sextiä (dem heutigen Aix), ſo daß ihre ganze Maſſe — an 200,000 Mann — unterging, 102 v. Chr. Dann wandte er ſich, in ſeinem fünften Conſulatsjahre, nach Italien. Hier waren die Kimbern aus dem Etſchthale hereingebrochen, und hatten bereits ein Jahr lang in der Ebene nördlich vom Po gehauſt. In einer mörderiſchen Schlacht bei Vercellä, 101 v. Chr., vernichtete er ihr Schlachtviereck, das, $^3/_4$ Meilen lang und gleich tief, gegen ihn anrückte. Noch im letzten Verzweiflungskampf zeigten Männer und Weiber — die zuletzt ſich ſelbſt und ihre Kinder tödteten — den unerſchütterlichen Todesmuth und Freiheitsſinn. Noch lange blieb den Römern die grauſenvolle Erinnerung an das gewaltige Volk; und wohl hatten die Landsleute des Marius Recht, wenn ſie damals ihn als „dritten Gründer Roms“, als Retter des Vaterlandes begrüßten.

§ 6. Kimbern und Teutonen erſcheinen in dem Drange des germaniſchen Stammes nach Weſten nur als die kühnen Vorläufer, denen bald neue Maſſen nachfolgten. Doch vergingen mehr als 40 Jahre, während welcher Zeit die römiſche Republik von Parteiunruhen und Bürgerkriegen zerrüttet ward, ohne daß ein neues Begegnen von Römern und Deutſchen auf dem von beiden Völkern umſtrittenen Boden Galliens ſtattfand. Indeſſen rückten die Germanen im ſteten Fortgang gegen und über den Rhein. Im Alpenlande drängten ſich die keltiſchen Helvetier, der Niederrhein war ihnen ſchon lange keine Schranke mehr. Südlich von demſelben, bis in die Gegend der Seine und Marne, waren aus der Miſchung von Germanen und Kelten die zahlreichen belgiſchen Stämme entſtanden. Bald begannen ſchweifende Schaaren von Germanen, Sueben genannt, auch über den Mittelrhein nach Gallien vorzudringen; nicht auf einmal, ſondern in immerfort nachfolgenden Maſſen, die von 15,000 Mann allmählich auf 120,000 ſtiegen. An ihrer Spitze ſtand

*) Plutarch, Marius.

ein Heerkönig Arioviſt, der, in das fruchtbare, lockende Land von den uneinigen Bewohnern ſelbſt hereingerufen, nun nach völliger Eroberung deſſelben trachtete.

§ 7. Dies geſchah um dieſelbe Zeit, 58 v. Chr., als auch C. Julius Cäſar in Gallien Eroberung, Ruhm und die künftige Herrſchaft über das ganze römiſche Reich ſuchte. Das zunächſt bedrohte Volk der Aeduer rief ihn gegen Arioviſt zum Beſchützer. Im echten Stolze Roms entbot Cäſar, der es nicht für gut hielt, daß die Germanen ſich gewöhnten, allmählich den Rhein zu überſchreiten, und für Italien eine neue Kimbern-Gefahr beſorgte, den deutſchen Heerführer wie ein oberſter Schiedsrichter vor ſich. Arioviſt erwiderte, nicht minder ſtolz: „Wenn er Cäſars bedürfe, würde er zu Cäſar kommen; ſonſt könne Cäſar ihn ſuchen; und was Cäſar in ſeinem Gallien wolle, das er im Kriege beſiegt habe?“ So griff man zu den Waffen. Auch Cäſar mußte, wie einſt Marius, erſt künſtlich durch Liſt und Geiſtesgegenwart ſeine Truppen zum Kampf mit den gefürchteten Deutſchen bewegen, von denen die Gallier behaupteten, nicht einmal ihre Mienen und die Schärfe ihres Blicks könne man ertragen. Mehr durch Ueberfall als in gleicher Schlacht beſiegte er dann den Arioviſt an der kleinen Doller im oberen Elſaß, und trieb ihn und ſeine Sueben die Ill hinab über den Rhein. Doch traten die Reſte der Beſiegten, die Tribôker, Nemêter und Vangionen unter römiſche Botmäßigkeit, und wurden von Cäſar auf dem linken Rheinufer zwiſchen dem Strom, den Vogeſen und der Hart als Schutzwehr gegen ihre eigenen Landsleute angeſiedelt.

Bei der nun folgenden allgemeinen Unterjochung der Gallier und Belgen 58—50 v. Chr. wurden auch die anderen deutſchen Stämme, die den Niederrhein überſchritten hatten, von Rom abhängig. Im Heldenkampfe gingen die Nervier unter; Tencterer und Uſipeten, die, von den Sueben im Rücken gedrängt, zum Theil den Rhein überſchritten hatten, vernichtete Cäſar mit römiſcher Treuloſigkeit; nur ihre Reſte blieben auf dem rechten Rheinufer übrig und wohnten ſpäter von der Lahn ab bis zur Yſſel. Nach ſolchen Siegen konnte es Cäſar unternehmen, zweimal eine Brücke über den Rhein zu ſchlagen, und als der erſte Römer den herrlichen Fluß zu überſchreiten 55 und 53 v. Chr. Tiefer jedoch in das von Wäldern beſchattete, ihm ſelbſt unheimliche Land einzudringen, wagte er nicht. Von dieſer Zeit an galt der Rhein als Grenzfluß zwiſchen dem römiſch gewordenen Gallien und dem freien Germanien.

§ 8. Cäſar ſelbſt giebt in ſeinen Schriften die erſte genauere Kunde von dem Lande und ſeinen Bewohnern; er zuerſt unterſchied die Germanen von den Kelten. Er rühmt ihre Kriegstüchtigkeit, ihre Abhärtung, ihre Gaſtfreiheit, die Reinheit ihrer Sitten. Er kennt im Innern ihres Landes den großen hercyniſchen Wald (d. i. der Jurazug, das Erzgebirge, die Sudeten) und den Bacenis (d. i. das Gebirgsland zwiſchen Rhein, Main und Weſer ſammt dem Harz.) Er weiß von fabelhaften oder wunderbaren Thieren, die in jener Wildniß leben, zu erzählen. Was er aber von den öffentlichen Einrichtungen und von dem Gemeindeleben ſagt, gilt zunächſt nur von den Sueben, mit denen er vorzugsweiſe zuſammentraf. Dieſe waren noch nicht ſeßhaft geworden, auch war bei ihnen noch kein Grundbeſitz Einzelner vorhanden. Der ganze Boden, den ſie eingenommen, gehörte der Gemeinde. Nur ein Theil deſſelben ward abwechſelnd bebaut, das übrige brach gelaſſen. Und nur die eine Hälfte der Männer ward zu dieſem Geſchäft abwechſelnd erleſen, die andere zog auf Krieg und Eroberung. Ehre wie Sicherheit ſchien es zu bringen, wenn weit um die Grenzen her alles wüſt gelegt war. — Ohne Zweifel gab es im Norden und Nordweſten Deutſchlands neben dieſen Sueben bereits anſeſſige

und deshalb anderslebende, weniger unstete Germanen; doch scheint allerdings die Mehrzahl der Stämme zu Cäsars Zeit noch eine Zwischenstufe einzunehmen zwischen dem wilden und launenhaften Wandern der Kimbern und Teutonen und der auf Boden und Heimat gegründeten Gesittung späterer Nachkommen.

3. Das römische Kaiserreich im Eroberungskampfe gegen die Germanen.

§ 9. Bald wurden die Römer auch mit den tiefer im Lande wohnenden Germanen bekannt. Julius Cäsar war unter den Dolchen seiner Mörder gefallen; noch einmal hatten Bürgerkriege das römische Weltreich durchwühlt. Endlich erntete Cäsar Octavianus, genannt Augustus, was Julius Cäsar gesäet, eine Macht ohne Gleichen, und ward der Gründer der Monarchie. Das große römische Reich ordnete sich in Provinzen und festigte sich an seinen Grenzen. Gegen Germanien folgten diese dem Lauf des Rheins und der Donau. Auf dem linken Ufer des ersteren Flusses theilte man zwei Bezirke ab: das obere und untere Germanien (Germania prima, Germania secunda); an dem letzteren drei Provinzen keltischen Stammes: Rhätien (mit Vindelicien), Noricum und Pannonien, die von Augustus' Stiefsöhnen, Drusus und Tiberius, unterworfen waren. Außer den oben (§ 7) genannten Stämmen der Triboker, Nemeter und Vangionen dienten am Rhein auch noch andere deutsche Völker den Römern: so die Ubier, welche über den Rhein gezogen und auf dessen linkem Ufer im Gebiete von Köln, einer Kolonieſtadt der Römer,*) angesiedelt waren; so die Bataver, im Mündungslande des Stromes. Auch die unmittelbaren Anwohner des rechten Rheinufers, die Tencterer und Usipeten (§ 7), gehorchten Rom. Aber darüber hinaus nach Osten hin saßen freie Germanen. Längs der Meeresküste wohnten von der Mündung des Rheins bis zur Mündung der Ems die Friſen, weiterhin östlich von der Ems die Chauken, „starke und gerechte Männer, riesenhafte Gestalten", wie die Römer sie schildern. In der Tiefebene an der Lippe aufwärts gegen die Quellen der Ems wohnten die Brukterer und nordöstlich von ihnen, im heutigen Münsterlande, die Marſer; südlich von ihnen, vom Quellgebiet der Ruhr, Sieg und Eder bis zum Rhein hin, die Sigambrer. Oestlich von diesen im heutigen Hessenlande saßen die trotzigen, kriegserfahrenen Chatten, südlich von ihnen bis zum Rheingau Reste der Sueben Arioviſt's. Die Tiefebene an der mittleren Weser und an der Aller bewohnten die Angrivarier: südöstlich von ihnen, von der Weser bis östlich vom Harz, saß der damals kräftigste Stamm, die Cherusken. Von diesen südlich, über den Thüringer Wald bis zur Donau hin, wohnten die Hermunduren, welche bald mit den Römern in ein nachbarlich befreundetes Verhältniß traten.**)

Dies waren die ansessigen Stämme der Germanen. Sie unterscheiden sich ziemlich scharf von den südlichen und östlichen, schon durch Cäsar beschriebenen, schweifenden Stämmen oder Sueben. Unter diesen waren die Langobarden, noch westlich der unteren Elbe, durch ihre Kühnheit, die Semnonen, um Havel und Spree, durch Macht und Größe berühmt. Längs den

*) Colonia Claudia Agrippinenſis, nach Agrippina, der Gemahlin des Kaisers Claudius der Tochter des Germanicus und der Mutter des Nero, benannt. Tacit. Ann. 12,27.

**) Die Römer versuchten es, diese verschiedenen Völker unter drei Stammesnamen zu begreifen; die Völker am Rhein bezeichneten sie als Istävonen, die an der Nordsee als Ingävonen und die des innern Landes als Herminonen; doch hat diese Eintheilung für die Geschichte keine große Bedeutung.

Küsten des Suebischen Meeres (der Ostsee) wohnten im heutigen Mecklenburg die Viniler, jenseits der Oder die Rugier, und weiter hinaus um die Weichselmündungen die Gothonen. Das südlich gelegene Land um Warte und Netze hatten die Burgundionen inne. — Von den der Donau zugekehrten suebischen Völkern ward das der Markomannen das wichtigste. Es war unter seinem Heerkönig Marobod in das (keltische) Bojerland, Böhmen, eingezogen, hatte es unterworfen, und ließ sich nun von Marobod eine Herrschaft gefallen, die ganz dem römischen Muster abgelernt war. — Im Flußgebiet der obern Oder und Weichsel, bis hin, wo die Germanen mit den Sarmaten (den Slaven) grenzten, saßen zahlreiche kleinere Völkerschaften (Silinger u. a. m.); im heutigen Mähren, bis nach Ungarn hinein, wohnten die Quaden.

§ 10. Namen und Wohnsitze dieser eben bezeichneten germanischen Völker wurden den Römern seit Cäsars Zeiten nach und nach bekannt. Als diese unter Augustus' Kaiserthum zu neuer Ordnung und Kraft gelangt waren, begannen sie den Eroberungskrieg, welchen die Zersplitterung und Uneinigkeit der Deutschen leicht zu machen schien. Am Rhein übernahm Drusus, der Stiefsohn des Augustus, den Oberbefehl (12—9 v. Chr.) Er verband durch einen Canal den Rhein mit dem Zuidersee, und mit Batavern und Friesen im Bunde, wollte er die Chauken und die Brukterer mit einer Flotte, die in die Ems eindringen sollte, angreifen (12 v. Chr.). Aber das deutsche Meer schützte durch seine Untiefen und Stürme die Freiheit der Germanen und der Feldzug hatte wenig Erfolg. Im folgenden Jahre drang er in das Innere des Landes bis an die Weser gegen die Cherusken vor, 11 v. Chr., und gründete dann bei seiner gefahrvollen Rückkehr zum Rheine die Burg Alison am Einfluß der Alme in die Lippe als Stützpunkt für die östlichen Unternehmungen. Dann schaffte er sich, 10 v. Chr., einen festen Stützpunkt für fernere Unternehmungen, indem er den ganzen Rhein abwärts, von Mainz (Moguntiacum) bis Xanten (Castra vetera) Castelle anlegte, und drang darauf, 9 v. Chr., diesmal vom Main aus, erst bis zur Werra, dann aber bis östlich vom Harz, ja bis zur Elbe vor. Hier war das Ende seiner Züge: wie erzählt wird, trat ihm eine „weise Frau" entgegen, warnte ihn, weiter vorzudringen, und schreckte ihn mit der Weissagung seines nahen Todes. Auf dem Rückwege starb er, erst dreißig Jahre alt. Ihm folgte im Oberbefehl sein Bruder, der arglistige Tiberius. Dieser wußte den Zwist der germanischen Stämme so gut zu benutzen und alle Lockungen römischer Macht und Ueppigkeit so gut zu handhaben, daß er sich der Unterwerfung aller zwischen Rhein und Elbe wohnenden Germanen rühmen konnte. Schon erhoben sich römische Märkte und Ansiedelungen im deutschen Lande, römische Kaufleute durchzogen es in allen Richtungen. Schon lernten deutsche Fürsten von den Römern, in deren Dienste sie traten, Kriegs- und Regierungskunst. Durch treulosen Verrath gelang es dem Tiberius, 40,000 Sigambrer aus dem Innern Deutschlands an die Rheinmündungen umzusiedeln; dann, vom Oberbefehl in Germanien abberufen, wandte er sich von Italien aus gegen Marobod (§ 9). Dieser hatte seine Macht bis auf ein Heer von 70,000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern gebracht, hatte die suebischen Völker bis zu den Semnonen und Langobarden hin unterworfen, und begann dem römischen Reiche, dem er sich bisher unterwürfig gezeigt hatte, selbst furchtbar zu werden. Schon rückte Tiberius gegen ihn, als ein Aufstand der Völker an der untern Donau ihn abrief. —

§ 11. Unterdessen verfuhr Quinctilius Varus, ein späterer Nachfolger des Tiberius, in Norddeutschland bereits wie der Verwalter einer unterworfenen

Provinz. Längere Zeit ertrugen es die Deutschen. Als er aber ihr heimisches Recht durch das römische verdrängte und alle die römischen Erpressungskünste, wie er sie vordem in dem knechtischen Syrien geübt, in Bewegung setzte: da schwoll, nach deutscher Art, unter dem Druck langsam aber furchtbar der deutsche Zorn und Freiheitstrutz, und in Arminius, Segimers Sohn, einem jungen Cheruskerfürsten, erstand dem Volk ein Rächer. Er war ein fünfundzwanzigjähriger Jüngling von edlem Geschlecht, tapferer Hand und schnellem Geist. Im römischen Dienst hatte er römische Kriegskunst und List gelernt. So bereitete er nun eine Empörung der norddeutschen Stämme, der Brukterer, Marser, Angrivarier, Chatten, vor allem aber seiner Cherusken vor. Auch Marobad ward aufgefordert, blieb aber (obwohl selbst noch kurz zuvor bedroht) dem Bunde fern. Varus stand indessen sicher in seinen Quartieren an der Weser und verachtete die Warnung des Cheruskenfürsten Segestes, der aus Haß gegen Arminius zum Verräther ward. Als die Eidgenossenschaft gebildet war, empörte sich, der Verabredung gemäß, zuerst ein kleiner, fernwohnender Stamm. Varus brach zu seiner Unterwerfung auf, ja ließ sich von Armin mit deutschen Hülfstruppen begleiten. Aber im Teutoburger Walde, in der Gegend des heutigen Detmold (oder erst unweit Lippstadt?) umringte ihn plötzlich das gesammte Aufgebot der verschworenen Völkerschaften. Zwei Tage widerstanden die Römer, westwärts der Burg Aliso zurückend, dem Schlachtengrimm des deutschen Landsturms, wie dem Regen, dem Wind und den furchtbaren Waldwegen. Noch schlugen sie am ersten Abend ihr Lager nach den Regeln ihrer Kriegskunst auf, am zweiten nur noch mit dem dürftigsten Nothbehelf; am dritten unterlagen sie, die drei besten Legionen Roms. Ihre Adler gingen verloren, Varus selbst stürzte sich in sein Schwert (9 n. Chr.) Gegen die Gefangenen, besonders die römischen Advokaten, wüthete die Rache der Sieger. Der greise Augustus, und mit ihm Rom, zitterte vor einem möglichen Angriff der Germanen; doch begnügten sich diese frei zu sein.

§ 12. Im Norden blieb eine Zeitlang die Eidgenossenschaft freier Völker unter Arminius' Leitung, im Süden Marobods Königthum; beide unvereint neben einander. So hemmte schon jetzt Zwiespältigkeit die Kraft der Deutschen, und Germanicus, der Sohn des Drusus, konnte es unternehmen, die römische Waffenehre gegen sie wiederherzustellen. Vom Rhein aus drang er, 14 n. Chr., ins Land der Marser ein, hieb die wehrlos bei einem Festschmaus Ueberfallenen zusammen und zerstörte ihr Heiligthum. Dann griff er, 15 n. Chr., die Chatten und Cherusken an, erreichte die Wahlstatt der Varusschlacht und bestattete die bis dahin unbegrabenen Gebeine seiner Landsleute. Aber von den Reden Armins entflammt, dessen Weib Thusnelda — er hatte sie bald nach seinem Siege ihrem Vater Segestes entführt — von diesem ihrem Vater den Römern ausgeliefert war, erhoben sich noch einmal Cherusken, Chatten und Brukterer gemeinsam, und kaum entging das rückkehrende römische Heer dem Loose des Varus. Dennoch drang, 16 n. Chr., Germanicus auf der von seinem Vater geschaffenen Wasserstraße bis an die Weser und schlug Arminius östlich von diesem Fluß in zwei Schlachten, an einem Platz, der Idisiaviso genannt wird, und am Steinhuder Meer. Doch, hielt er es für gerathen, zurückzukehren und erfuhr nun mit seiner Flotte, die sich auf 1000 Kiele belief, noch zuletzt die Schrecken des nordischen Meeres. Bald darauf rief ihn der argwöhnische Tiberius, der indessen auf Augustus gefolgt war (14—37 n. Chr.) zurück. Im fernen Asien starb er.

§ 13. Von der Zeit an ruhten die Eroberungskriege der Römer gegen die Deutschen. Sie überließen dieselben, nach Tiberius' Rath, ihrer eigenen Zwietracht. Und in der That befehdeten sich bald nachher Marobod und Arminius. Marobod mußte weichen, ward bald darauf durch den Gothen Catwalda aus seiner Herrschaft vertrieben, und fand zuletzt nur noch bei den Römern Zuflucht und Gnadenbrot. Arminius sank unter den verrätherischen Dolchen seiner eigenen Verwandten, im 37. Jahr seines Lebens, im 12. nach seinem Siege im Teutoburger Walde. Lange noch priesen ihn die Heldenlieder seines Volkes. Er war, selbst nach der Römer Zeugniß, unstreitig der Befreier Deutschlands, vielleicht der Erste, der auf eine Einigkeit desselben gehofft hat.

Die Cherusken rieben sich später im Kampf mit den Chatten, diese sich im Kampfe mit den Hermunduren fast ganz auf. Auch die Brukterer sanken durch einen ähnlichen Stammeskrieg. Aber deutsche Söldner bildeten jetzt schon den Kern der römischen Legionen und setzten mit Kaiser Vitellius noch einmal Italien in Schrecken (69 n. Chr.). Um dieselbe Zeit erhoben sich die bisher den Römern befreundeten Bataver am Niederrhein, unter einem kühnen Führer, Claudius Civilis, im Bunde mit Frisen, Brukterern, Tencterern; eine Prophetin Veleda im Bructererlande leitete mit ihrem Rath ihre Unternehmungen. Weithin nach Gallien trugen sie den Sieg und unterlagen erst der neu erstarkenden Römermacht unter Vespasian.

4. Charakter, Sitten und Gemeindeleben der Germanen.

§ 14. Bald nach dieser Zeit, um das Jahr 99 n. Chr., schrieb ein strenger, ernster römischer Geschichtschreiber, Cornelius Tacitus, seine Germania, das erste Werk, welches uns über das Leben unserer Vorfahren ausführlichere Kunde gibt. Gestalt und Ansehen derselben schildert er ganz wie Cäsar; sie wohnen in den angegebenen Grenzen; gegen Osten, gegen die Sarmaten (die Slaven, der letztgekommene Zweig der Arier), bildet nicht die Natur sondern gegenseitige Furcht die Grenze. Dem Südländer zwar erscheint das Land als von Wäldern starrend, den Sonnenstrahlen unzugänglich, durch Sümpfe schreckbar: doch war der Ackerbau bereits allgemein. Roggen und Gerste ward gezogen, nur die edleren Obstsorten fehlten noch. Die Gebirge hegten mehr Eisen, als Gold und Silber. Nicht mehr war alles Land Gemeindebesitz (Almende); der Boden war zum Theil schon besonderes Eigenthum des einzelnen freien Mannes, der sich durch sprödes und stolzes Selbstständigkeitsgefühl auszeichnete. Städte (die ihnen Gefängnisse däuchten) waren noch nicht vorhanden. Im Allgemeinen lebten sie in Dörfern, doch mit geschlossenen Hofstätten; auch kommen mit Wall und Graben umzogene feste Plätze als Bergungsstätten vor. Blockhäuser, von Baumstämmen fest und stark erbaut und am Giebel mit Kalk getüncht, erhoben sich als Wohnungen des freien Besitzers. Seine Aecker bebaute dieser durch Sklaven, oder empfing die Abgabe seiner Hörigen. Ihm selbst schien Jagd und Krieg, sonst Nichtsthun, allein des Freien würdig. Die Kleidung bestand in dem wildreichen Lande zwar vorzugsweise aus Pelzwerk, doch ward von den Weibern Leinwand gewebt, und bei den Reichern waren Spangen von edlem Metall bereits keine Seltenheit. Heilig war das Hauswesen und vor allem die Ehe, die geschlossen ward, indem der Mann der Jungfrau nicht Gold, sondern ein Roß, ein Rindergespann und Waffen, darbot. Das Weib waltete dann hochgeehrt als Herrin (Frau) im Hause; ja in ihr verehrte der Germane etwas Heiliges und Prophetisches. Oft begleiteten die Weiber das ausrückende Heer der Männer zum Kampfe und ihr Ruf

befeuerte jenen den Muth. Die Kinder der Freien und der Sklaven wuchsen mit einander auf, bis die Wehrbarmachung den Freigeborenen unterschied. Die Waffen bestanden in der Framea, dem furchtbaren Wurfspieß, den sie auf unglaublich weite Entfernungen schleuderten; ferner in Schwertern, langen Lanzen, Aexten und Keulen, Bogen und Pfeil. Die Schilde waren von Holz und mit glänzenden Farben bemalt. Auch gerüstete Reiter kommen vor, während die Fußgänger, die gewöhnlich mit jenen untermischt kämpften, ohne Harnisch waren. Ihre Schlachtordnung bildeten sie keilförmig; in ihr standen sie nach Familie und Gau zusammengeschaart; Bilder wilder Thiere wurden als Feldzeichen den einzelnen Stämmen vorangetragen. Vor der Schlacht stimmten sie den Barditus, den Kriegsgesang, an. Weichen galt nicht schimpflich, nur mußte man den Schild nicht lassen und zurückkehren. Tempel hatten sie nicht, sie beteten die Götter in Hainen und Wäldern an; ebenso hatten sie keinen besondern Priesterstand, wie die Kelten; es übte nach altarischer Weise der Vater für das Haus, der Edle für das Geschlecht und den Gau die priesterlichen Dienste: Opfer und Anrufung der Götter. Aber man hatte der religiösen Gebräuche viel: man warf das Loos, beobachtete den Vogelflug, horchte auf das Wiehern der Rosse und suchte den Ausgang der Schlacht durch einen zuvor angestellten Zweikampf vorherzusagen. Ebenso achtete man auf Tage und Zeiten, Neumond und Vollmond. — Die großen Tugenden des Volkes, Tapferkeit, Keuschheit, Wahrhaftigkeit und Gastfreiheit, fanden nur in den Lastern des Trunkes und des Spieles einen entstellenden Gegensatz; aber selbst in diesen noch konnte man Stärke des Muths und Ehrenhaftigkeit der Gesinnung bewundern.

§ 15. Soweit im Allgemeinen schildert uns Tacitus unsere Vorfahren. Das Bild gewinnt aber erst Vollendung, wenn wir aus anderen Quellen und Untersuchungen uns das Gemeindeleben der alten Deutschen vorstellen. Alle Freien hatten an ihm Antheil. Es gab zwar neben den Freien noch Edelinge (einen Adel). Aber diese bildeten keinen die Freien drückenden Stand. Der größere Besitz und mit ihm ein größeres Ansehen, das vielleicht schon lange hindurch vom Vater auf den Sohn vererbt war, unterschied sie allein. Das nächste und heiligste Band bildete die Familie (Sippe); in ihr fand der Einzelne seinen Schutz und seine Gewähr; für Tödtung oder Verletzung trat sie ein zur Rache oder Acht. Doch konnte vor der Gemeinde der Verletzer sich mit ihr abfinden durch eine bestimmte Buße, indem er das Wergeld zahlte; und so ward der furchtbare Brauch der Blutrache gemildert. Die benachbarten freien Grundbesitzer bildeten unter sich zunächst die Markgenossenschaft, die zusammen ihr Gemeindeland, — Wald, Wiese, Moor und Weide — ihr Almend, hatten. Die einfachste politische Gemeinschaft war der Gau (Centona, pagus), der meist nach natürlichen geographischen Grenzen sich schloß. In der Versammlung desselben (zu Neu- oder Vollmondszeit), beriethen alle Freien, von denen Jeder in Waffen kam. Hier ward der erwachsene Jüngling durch die Schwertleite wehrhaft und mündig gemacht und die versammelte Gemeinde fand das Recht über Alles, was Leben und Eigenthum betraf. An der Spitze jedes Gaues stand ein Fürst (princeps, bei den Sachsen gogreve genannt), der erwählt, nicht erbberechtigt, nach der Väter Brauch auf der Mal- oder Dingstätte öffentlich unter freiem Himmel Gericht und Versammlung leitete. Der Fürst war auch der natürliche Anführer des Gaues im Kriege: betheiligten sich alle Gaue einer Volksgemeinschaft (civitas) an einem solchen, so ward ein Herzog gewählt, — ein Edler oder auch ein einfacher Freier — der den Oberbefehl führte, und

nach Beendigung des Krieges wieder in seine frühere Stellung zurücktrat. In wichtigen Fällen kommen Versammlungen der ganzen Völkerschaft (concilia) vor, ebenso Versammlungen einzelner oder mehrerer Völkerschaften zur Verehrung eines gemeinsamen Heiligthums. — Neben Edlen und Freien gab es Halbfreie oder Hörige (sogenannte Liti oder Laten), die ein Eigenthum gleichsam nur in Erbpacht besaßen und Steuern dem eigentlichen Grundherrn entrichteten, und vollständig Unfreie oder Sklaven, die als kauf- und tauschbare Sache galten, aber doch milde behandelt wurden, ein von ihrem Herrn ihnen zugewiesenes Stück Land und eignen Hausstand hatten. Die Liten mochten aus der alten unterworfenen Urbevölkerung stammen; die Sklaven waren meist Kriegsgefangene und deren Nachkommen.

§ 16. Neben den Stämmen, die eine freie Gemeindeverfassung hatten, gab es frühzeitig auch solche, die unter Königen standen. Aehnlich wie der Adel beruhte auch die Königswürde auf der Größe des Grundbesitzes und auf dem Alter des Geschlechtes, das oft göttlicher Abstammung sich rühmte. (Daher die Benennung chuninc von chuni das Geschlecht). Wo das Königthum besteht, fällt ihm die vereinigte Amtsgewalt des Grafen wie des Herzogs zu, also Oberbefehl im Kriege, Vorsitz im Rath und Gericht, patriarchalische Ehre, gleich den Helden Homers, am gastlichen Heerde, im Kreise der Schmausenden und Zechenden, bei Opfer und Festesfeier. An Ansehen gewann der König besonders durch die Sitte der Gefolgschaften. Freie, die kein Eigenthum hatten, die entweder vor der Blutrache flüchtig (sogenannte Rekken) oder als jüngere Söhne ohne Grundbesitz geblieben waren (denn der Deutsche theilte sein Gut nicht gern, sondern hinterließ es gewöhnlich seinem Aeltesten), kurz Heimatlose (elilandi), schlossen sich einem Fürsten oder Könige an, dessen Dienste sie sich in unbeschränkter Treue ergaben. Sie bildeten sein Gesinde (gasindi), er war ihr Herr (hêriro) und Brodgeber (hlâford) und zog an ihrer Spitze auf eigene Hand nach Krieg und Beute aus, um in der Gabenhalle als Schatzspender und Ringvertheiler unter ihnen zu thronen. War der Gefolgsherr glücklich, so wuchs sein Glanz und er konnte an der Spitze seines Gefolges ein ganzes Land erobern. In einem solchen setzte der König dann seine Getreuen als Grafen (Gau- und Centgrafen) ein; auf Kriegszügen waren diese Grafen in ihrer verschiedenen Abstufung seine Offiziere. — Erblich war Anfangs auch die Königswürde nicht; doch hielt man sich, wenn man durch Erhebung auf den Schild einen neuen König kor, an das einmal geheiligte Geschlecht.

So erscheinen uns denn unsere Vorfahren schon um diese Zeit, wo wir zuerst tiefer in ihre Art und Weise hineinblicken, nicht mehr als rohe Barbaren. Sie zimmern, schmieden, weben; sie kennen den Pflug, der den Boden, und das Schiff, das die Welle durchschneidet. Sie haben ein eigenthümlich tüchtiges freies Gemeindeleben, dessen Grundzüge sich bei den Völkern des großen germanischen Stammes bis auf den heutigen Tag erhalten haben oder noch jetzt sich neubeleben. Sie haben eine Sprache, deren älteste Spuren in den auf Kampf, Sieg, Ehre und Kraft hindeutenden Namen noch jetzt vor uns liegen: eine Sprache mit reichen Wurzeln und vom feinsten Bau, mit vollem, feierlichen Klang, und bildungsfähig für die höchsten Aufgaben des Geistes. Was aber mehr als alles dies gilt: Sie besitzen in der sittlichen Kraft ihres Charakters, in ihrer Sittenreinheit, ihrem ungebrochenen Kriegs- und Todesmuth, in ihrer Rechtsachtung und Treue einen geistigen Schatz, der sie fähig macht, bald als das die Welt umgestaltende und verjüngende Volk aus ihrer bisherigen Stille herauszutreten.

5. Götterglauben der alten Germanen.

§ 17. Ein vollständiges Bild unserer Vorfahren gewinnen wir erst, wenn wir auch ihren religiösen Glauben kennen: denn in dem, was ein Mensch oder ein Volk glaubt, stellt sich am besten sein Charakter dar. Wir lernten bereits oben (§ 1) die religiösen Anschauungen unserer alten Vorfahren, der Arier oder Indogermanen, kennen; diese sind es, die auch dem späteren, ausgebildeten Götterglauben der Inder, Griechen und Deutschen in gemeinsamen Zügen zu Grund liegen. Es waren die Kräfte der Natur, die sie unter den riesigen Bäumen, an rauschenden Wasserströmen, auf weitblickenden Höhen und in schauerlichen Waldschluchten verehrten: aber dieselben hatten bereits bei unseren Vorfahren persönliche Gestaltungen angenommen, wenn auch nicht in so vollendetem Grade, wie dies bei den Griechen geschehen. Und noch heute leben diese Gestalten, unserm Volke unbewußt, in Märchen und Sagen, im Zauberspuk und Gespensterglauben unter uns fort und lassen uns schließen auf die einst von unseren Vorfahren verehrten Götter.

Die Deutschen kannten einen Himmelsgott, Wuotan oder Wodan, einäugig — denn der Himmel hat auch nur Ein Auge, die Sonne — der den grauen Wolkenhut und den blauen Sturmmantel trägt: im brausenden Wetter fährt er einher, hoch zu Roß durch die Luft, gefolgt vom wüthenden Heer gleich dem wilden Jäger, der sein Abbild in der Sage ist; aber er ist auch der Gott, der den Acker segnet, der den Wunsch erfüllt, den Sieg spendet, überhaupt als Allvater die Weltgeschicke lenkt. Unter den Thieren waren ihm Wolf und Rabe heilig, Rosse fielen ihm zum Opfer; unter den Pflanzen waren ihm Esche und Hasel geweiht. Als sein Sohn galt Donar, der Gewittergott, der aus seinem rothen Bart die Blitze bläst, auf einem Wagen mit Böcken bespannt durch den Himmel fährt, und seinen mächtigen Hammer in unablässigem Kampfe gegen die Riesen schwingt. Ihm ist der hochragende Baum, die Eiche, geheiligt und die rothe Ebereesche; unter den Thieren der Fuchs und das Eichhörnchen. Ihm zur Seite stand der einarmige Schwertgott, Ziu, Tyr oder Saxnot. — Außerdem ward auch eine Erd- und Himmelsgöttin verehrt, der gleichfalls das Sturmlied vorausklingt; sie kommt unter verschiedenen Namen vor, je nachdem die Erde als die dunkle, die Todten verschlingende gedacht wird, Frau Hel, Holle, oder als die glänzende im weißen Winterkleide, Frau Bertha. Von Tacitus wird sie Nerthus genannt; ihr Wohnsitz, erzählt er, sei auf einer Insel im nördlichen Meer, dort habe sie ihren geheimnißvollen Hain und See, und ihren Wagen, der zuweilen, Friede und Freude bringend, durch die Länder geführt werde. Menschlicher gedacht ist sie die Spinnerin, die Göttermutter, die Haus und Heerd segnet, und bei der die noch ungeborenen und die bereits wieder gestorbenen Kinder weilen. Die freundlichen und feindseligen Kräfte der Natur finden mannigfache Gestaltung, besonders in den Zwergen, die die Hüter der unterirdischen Schätze und Meister in feiner Erzarbeit sind, so wie in den unholden Riesen, den alten Herren der Erde, den Feinden der Götter und Menschen.

§ 18. Das sind die einfachen Grundzüge der deutschen Naturreligion: majestätischer, gleichsam in ein Heldenlied verwandelt, erscheint dieselbe bei unseren nordischen Stammesbrüdern in Skandinavien. Hier hielt das Heidenthum sich Jahrhunderte länger als bei uns, und ward durch das Lied der Sänger, der Skalden, immer nur herrlicher ausgebildet. Gedichte dieser Art sind die Edden, im 12. und 13. Jahrhundert n. Chr. gesammelt, die aber zum Theil schon im 7. und 8. entstanden sein mögen. Da thront Odhin — Wuotan — auf dem Hochsitz in Walhalla, im Goldhelm und Gold-

harnisch; auf seinen Schultern sitzen die Raben Hugin und Munin (Gedanke und Erinnerung), zu seinen Füßen lagern zwei Wölfe. So lenkt er von oben her die Welt und läßt durch die Schlachtenjungfrauen, die Walkyren, die auf der Wahlstatt gefallenen Helden zu den ewigen Göttersitzen emportragen. Da werden die Kämpfe Thors — Donars — gegen die Riesen verherrlicht. Da ist anstatt der deutschen Holda oder Bertha Odhins Gemahlin Frigg und neben ihr Frija oder Freia, die Göttin der Liebe und Schönheit, die auf dem mit Katzen bespannten Wagen einherfährt. Ihr Bruder Freyr, der gabenmilde, strahlende Sonnen- und Frühlingsgott, der auf dem goldborstigen Eber reitet, der Gott der Liebe und Ehe, des Friedens und der Freude, dem die Julzeit, die Wintersonnenwende, geheiligt ist, und von dessen Verehrung vielfache Spuren sich auch in Deutschland finden. — Tiefsinnig deutet dann dieser Götterglaube schon auf seinen eigenen Fall. Das ganze Gebäude der Welt wird nemlich versinnlicht in einer Riesenesche, Yggdrasil, welche durch die Reiche der Welt hindurch ragt, unter welchen Asenheim, wo die Götter, Mannheim, wo die Menschen, und Jötunheim, wo die Riesen wohnen, die wichtigsten sind. An Urd's Brunnen, der an Yggdrasils Wurzeln quillt, sitzen die Nornen, die Schicksalsschwestern. Aber Hirsche fressen von den Knospen des Baumes, ein Drache nagt unter seinen Wurzeln; die Midgardsschlange umwindet im Meer die ganze Erde, selbst Sonne und Mond werden von Wölfen, die sie zu verschlingen drohen, durch den Himmel gejagt. Auch in die Götterwelt ist bereits Tod und Schuld gedrungen. Der schönste und reinste der Götter, Baldur, ist durch des schlimmen Loki Arglist getödtet. Loki selbst ist vom alten Riesengeschlecht; Hel, die Midgardsschlange und der Fenriswolf sind seine Kinder. Vor allem der Fenriswolf bedroht die Götter und die Welt. Noch zwar liegt er im Eisenwalde am Zauberbande gefesselt. Aber in seinen aufgesperrten Rachen träuft das auf Erden frevelhaft vergossene Verwandtenblut und stärkt ihn; einst wird er sich losreißen, und dann kommt die Götterdämmerung, das Weltende. Surtur stürmt an der Spitze von Muspelheims Söhnen — den Feuergeistern — über die Brücke Bifröst zum Sturm auf Asenheim; die Midgardsschlange windet sich los, über das Meer kommt Naglfar, das Todtenschiff. Heimdal, der Wächter an Bifrösts Rand, stößt in das Giallarhorn, und der furchtbare Streit beginnt. Im Zweikampfe fallen sie alle, Götter wie Ungeheuer; zuletzt schleudert Surtur Feuer über die Welt, daß sie verzehrt wird. Aber aus den Flammen steigt eine neue wiedergeborene Schöpfung auf; Baldur kehrt zurück, und mit ihm eine selige Unschuldszeit.

Es läßt sich nicht bestimmt nachweisen, wie weit die Deutschen diesen kühneren Vorstellungen der altnordischen Stammesbrüder gefolgt sind; auch mochten je nach den Landschaften Abweichungen vorkommen. Doch nennt ein deutsches heidnisches Zauberlied, das im 10. Jahrhundert aufgezeichnet, aber viel früher entstanden ist, unter andern Göttern auch den Baldur, und noch nach Karl dem Großen, im 9. Jahrhundert, beschrieb ein deutscher christlicher Dichter den Weltuntergang, von dem die Bibel weissagt, ganz ähnlich, wie die Edden die Götterdämmerung schildern. — Tiefsinn und Ernst, Kampfesmuth und Lebenskraft, das sind die Züge, die aus der Religion unserer Vorfahren nicht minder als aus ihren täglichen Lebensgewohnheiten uns entgegenleuchten.

6. Friedliche Einwirkung Roms auf die Germanen.

§ 19. Was über die Germanen das Schwert nicht hatte erringen können, das errang im Laufe der ersten zwei Jahrhunderte unserer Zeit-

rechnung die großartige Ordnung und Einheit des römischen Kaiserstaates und die Ueberlegenheit römischer Bildung: nemlich einen weithin wirkenden Einfluß, der jedoch die Deutschen nicht, wie dies bei den Kelten meist der Fall war, um ihre Sprache, ihr Recht, ihre Religion, mit einem Worte um ihre Nationalität zu bringen vermochte. Freilich griff jetzt das römische Reich, das länger denn ein Jahrhundert, von Vespasian bis auf Marcus Aurelius, von trefflichen Kaisern gelenkt ward, über die bisherigen deutschen Grenzen, den Rhein und die Donau, hinaus. Auch der Winkel deutschen Landes, der zwischen dem oberen Lauf beider Flüsse gelegen ist, von wo einst die Sueben unter Marobod (§ 9) ostwärts ausgewandert waren (das heutige Baden, Württemberg, baierische Franken), war gegen Ende des 1. Jahrhunderts und in den beiden folgenden zum römischen Gebiet gezogen und nach römischer Weise militärisch colonisirt. Eine Befestigungslinie von Gräben, Pallisaden, Mauern und Thürmen zog sich vom mittlern Main, etwa von Aschaffenburg aus, in einem kürzeren Bogen zum Rhein unterhalb Schaffhausen, und in einem längeren bis zur Donau in der Nähe von Regensburg. Ferner ward auch der Winkel zwischen Mittelrhein und Main, das Taunusland, durch solch einen Pfahlgraben umschlossen. Innerhalb dieser Linien wohnten angesiedelte altgediente Soldaten, theils römischer, theils deutscher oder gallischer Abstammung, die den Zehnten zahlten, weshalb dieses Land auch das Zehntland hieß (agri decumates).

§ 20. In diesen, nun römisch colonisirten Gebieten erwuchs eine, den Germanen bis dahin fremde Cultur. Zunächst entstand, besonders den Rhein entlang, eine Reihe Städte. Im rhätischen Lande lagen Bregenz und Augst (Augusta Rauracorum) bei Basel. Im oberen Germanien wurden Straßburg, Speier, Worms, Mainz gegründet; im untern Germanien entstanden aus den Castellen des Drusus (§ 10) die Städte Bingen, Coblenz, Remagen, Bonn, Neuß, Xanten u. A.; längst auch war Köln gegründet (§ 9), und auf dem ehemaligen Gebiet der gallischen Treverer an der obern Mosel strahlte Trier in allem Glanz einer römischen Stadt. Auch im Donaugebiet erwuchsen blühende Städte: so in Vindelicien Augsburg, in Noricum Salzburg, in Pannonien Wien. Von Baden-Baden bis nach Aachen und Spaa hinab war fast jede warme oder mineralische Quelle bekannt, benutzt und meist schon überbaut. In Noricum wurden Eisenbergwerke ausgebeutet. Bald wurden die sonnigen Ufer der Mosel und des Rheines mit Reben bepflanzt; edlere Obstbäume, feinere und seltenere Gartenfrüchte, einen vervollkommneten Ackerbau dankten diese Gegenden den Römern, und verbreiteten diese Wohlthaten auch zu den freigebliebenen deutschen Stämmen. Die großen römischen Handelsstraßen, die theils durch Gallien, theils über die Alpen führten, liefen am Rhein und an der Donau aus; aber noch weiterhin gelangte der römische Kaufmann auf noch weniger gebahnten und doch wohlbekannten Handelswegen bis zur Nord- und Ostsee. Im Innern Germaniens handelte er Pferde und Rinder, Pelzwerk und Felle, Daunen, Wolle, ja selbst Wollengewebe ein; Rauchfleisch, Honig, Rüben, Rettiche (letztere wegen ihrer riesigen Größe bewundert) wurden nach Rom versandt; Spargel, am Rhein gewachsen, und einige leckere Fischarten aus den deutschen Flüssen, wie auch seltene Arten Geflügel zierten als Leckerbissen die Tafel des römischen Schwelgers. Die Ostseeküste lieferte den werthvollen Bernstein, und mit dem deutschen Goldhaar schmückten sich römische Frauen.

§ 21. Die Deutschen bekamen dagegen von Rom den viel begehrten Gold- und Silberschmuck, feinere Kleidung, südlichen Wein. — Aber noch enger

wurde die Verbindung der Germanen mit den Römern durch den Söldnerdienst, in den jene sich häufig begaben. Schon Cäsar hatte erkannt, wie gut die deutsche Kühnheit im römischen Heere zu verwerthen sei, und deutschen Söldnern besonders hatte er den Sieg über Pompejus bei Pharsalus zu danken gehabt. Dies Dienen im römischen Heere griff bald allgemein um sich. Es lag in den deutschen Erb-Verhältnissen, daß die jüngeren Söhne Waffenhandwerk und Beute suchen mußten (§ 16); der alte deutsche Wander- und Abenteuertrieb wirkte mit; auch füllte die Pracht und Herrlichkeit des „ewigen Roms" den nordischen Sohn der Wildniß mit ehrfürchtigem Staunen und nahm solchem Dienen jeden Vorwurf der Schande. So waren durch das ganze römische Reich deutsche Söldnerschaaren unter den römischen verbreitet. Es kam vor, daß sich deutsche Stämme aus Rom ihren Fürsten erbaten; oder daß ein Kuning mit seinem Gefolge, ja daß ein ganzer Volksstamm gegen Land, welches ihm eingeräumt wurde, sich den Römern zu Kriegsdienst verpflichtete. Heimkehrend mochte dann der germanische Söldner mit seinen Erzählungen neben dem Staunen zugleich Begehr nach solcher Herrlichkeit in den Seelen seiner Stammesgenossen wecken, die den Fremden gegenüber nur das Recht des Schwertes und der Stärke kannten. Und die Zeit kam bald, wo die römische Schwäche offenbar wurde.

7. Entstehung germanischer Völkerbünde. Erste Angriffe auf das Römerreich.

§ 22. Schon der letzte der guten Kaiser, Marcus Aurelius (161—180), führte lange und nicht glückliche Kriege gegen die Markomannen und Quaden, welche die römischen Donauprovinzen bedrohten 166—174, 178—180 n. Chr. Nachdem er zu Vindobona (Wien) gestorben, und sein Sohn Commodus ihm gefolgt war, (180—192), ging das römische Kaiserreich unaufhaltsam seinem Untergang entgegen. Der Thron wurde meist durch Soldatenrevolutionen gewonnen und verloren, die Provinzen sanken durch Bürgerkrieg, Unordnung der Verwaltung, Pest und andere Unglücksfälle in namenloses Elend. Von dieser Zeit an erscheinen mehr und mehr die Germanen als Angreifer auf das römische Reich und steigern durch kühne, räuberische Einfälle die allgemeine Zerrüttung. Aber auch bei ihnen tritt von dieser Zeit an eine Veränderung ein. Es finden sich nicht mehr die kleineren Stämme, die einst Tacitus genannt hatte. Dagegen sind, theils durch Eroberung, theils durch freiwillige Verschmelzung, größere Volksgenossenschaften entstanden. Das alte Gemeindewesen hat an Bedeutung immer mehr verloren, an seiner Stelle finden sich Heeresverfassungen mit Heereskönigen an der Spitze. Es sind sechs solcher germanischer Völker, die nun auf den Schauplatz treten.

§ 23. Zuerst die Gothen. In der Völkertafel des Tacitus fanden wir sie um die Weichselmündungen ansessig; schon damals standen sie unter Königen. Ihre alten Sagen, die uns ihr späterer Chronist, Jordanis, aufgezeichnet, lassen sie herstammen von der Insel Skanz, d. i. Skandinavien. Dort, heißt es, drückt im Winter das Land eine vierzigtägige Nacht, die Gewässer erstarren von Eis und Schnee, und wenn dann die Wölfe darüber laufen, so erblinden sie. Von dort aus wie ein Bienenschwarm ausziehend, kamen die Gothen über das baltische Meer an die Weichselmündungen. In den weiten Ebenen, welche die Sarmaten (§ 9) bewohnten, fanden sie bis zu der römischen Provinz Dacien, die Trajan zwischen Donau, Theiß und Dnjestr gegründet hatte, keinen ebenbürtigen Gegner. Sie dehnten sich

also in dieser Richtung aus, eroberten den größten Theil Daciens und erreichten um das 3. Jahrhundert sogar das Schwarze Meer. Zwischen diesem und der Ostsee lagen nun ihre fast unbegrenzten Sitze. Sie theilten sich in Westgothen, südlich und östlich vom waldigen Karpathenzuge, und in Ostgothen, in den weiten östlichen Ebenen bis zum Dnjepr. Die Ersteren standen unter dem Königshause der Balthen, die Letzteren unter dem der Amaler. Verwandte Stämme, wie die Gepiden, Heruler, Rugier und Vandalen, waren ihnen angeschlossen; östlich bis zum Don wohnte der halbgermanische Stamm der Alanen. Auch slavische Stämme waren in Abhängigkeit von ihnen. Die Gothen unternahmen im dritten Jahrhundert furchtbare Plünderungszüge zu Lande in die benachbarten römischen Provinzen Mösien und Thracien; gegen sie fiel der heldenmüthige Kaiser Decius in einer mörderischen Schlacht; zu Schiffe suchten sie die Küsten des Schwarzen Meeres heim, ja sie fuhren durch den Bosporus und die Dardanellen und verwüsteten die kykladischen Inseln, die Küsten Griechenlands und Joniens, wobei sie z. B. den berühmten Dianentempel zu Ephesus verbrannten. Die ganze Gewalt über sie und die ihnen angeschlossenen Stämme faßte seit der Mitte des 4. Jahrhunderts der greise Ostgothenkönig Ermanarich zusammen. Aber man kann die lose Verbindung der Völker noch nicht als ein Reich bezeichnen; sie ist kaum ein Ansatz dazu. Doch haben sich die Gothen von Anfang an milderen Sitten und der Cultur zugänglich gezeigt.

§ 24. Ein zweites germanisches Volk, das sich gebildet hatte, waren die Alamannen; schon ihr Name weist ebenfalls auf ein Völkerbündniß hin. Sie kamen aus dem Osten Deutschlands, waren aus alten suebischen Völkern zusammengeschmolzen und treten zuerst am heutigen fränkischen Jura, an der östlichen Linie des Pfahlgrabens (§ 19), auf. Bald mußten die Römer ihnen das Zehntland räumen. Vergeblich wurden sie von einzelnen der späteren Imperatoren (Probus, Julian) mit vorübergehendem Erfolge bekämpft; sie brachen immer wieder vor, und Gallien, selbst das nördliche Italien, hatte von ihren Einfällen zu leiden. Endlich setzten sie sich um den Oberrhein und im Schwarzwald, zwischen den Vogesen und dem Lech und südwärts bis zum Alpenkamme, fest. — Aus den Resten der Hermunduren und anderer Völkerschaften hatten sich die Thüringe gebildet, die, unter einem Könige geeinigt, durch die ganze Mitte Deutschlands bis an den Harz, ja bis über ihn hinaus, wohnten; im Osten war ihre Grenze der Böhmerwald und weiter nordwärts die Saale. Zwischen ihnen und den Alamannen, östlich vom Odenwalde, saßen damals die Burgundionen, die aber bald weiter zum Mittelrhein, in die Gegenden um Worms, vordrangen, wo sie auch das Christenthum annahmen. Die ganze norddeutsche Tiefebene vom Harz bis zur Nordsee und von der Elbe bis fast zum Niederrhein hatten die Sachsen eingenommen. Ihren Sagen und manchen geschichtlichen Winken nach kamen sie von Norden her über die Elbe als Eroberer, und es mögen in sie die alten, hier seßhaften Stämme, namentlich die Cherusken, übergegangen sein. Sie trugen ihren Namen von ihrem kurzen Schwert, sahs, und lebten ohne Königsherrschaft in altgermanischen Gau- und Gemeindeverbänden (§ 15). Endlich am Niederrhein, an der Maas und Waal, treten die Franken auf, eine Verschmelzung von Chatten, Batavern, Rheinsueben, deren Kern die hier angesiedelten oder zum Theil in der alten Heimat zurückgebliebenen Sigambrer bildeten (§ 10); sie standen unter Stammeskönigen, deren Gewalt nach und nach in eine Königsherrschaft verschmolz. Sachsen und Franken, um diese Zeit noch befreundet und meist im Bunde,

waren auf ihren leichten Fahrzeugen, mit denen sie die stürmische See beschifften, furchtbare Seeräuber und suchten oft die Küsten Britanniens, Galliens, selbst Spaniens und Siciliens heim. Ruhiger als beide Stämme saßen die Friesen am Saume der Nordsee und auf den davor liegenden Inseln.

§ 25. Den Angriffen dieser germanischen Völker hatten die Römer auf die Dauer nichts entgegenzustellen. Kräftige Kaiser, wie Probus, Diocletian, Constantin der Große, beschränkten sie wohl in ihre alten Grenzen: aber die Flut brach stets von Neuem los. Die Germanen hatten die Schwäche des Römerreiches kennen gelernt. Das Christenthum, das allmählich, gerade unter den Drangsalen von außen, sich über das Römerreich verbreitet hatte und endlich durch Constantin den Großen die herrschende Religion des Staates geworden war, vermochte diesen als Ganzes nicht zu retten; ja es gingen die Laster des Reiches jetzt in die Kirche über und erzeugten Parteiungen, spitzfindige Zänkereien um Glaubenslehren, und Despotie. Dagegen nahmen eben um diese Zeit auch die Germanen die ersten Keime des Christenthums auf. Längst wohl schon (seit etwa 100 n. Chr.) hatte es in den römischen Städten am Rhein und der Donau, den großen Verkehrsstraßen, Wurzel gefaßt; die Sage knüpft die Gründung der Bisthümer Mainz, Trier, Köln und Tongern an Apostelschüler, wie St. Creszenz, Maternus u. A. an. Jetzt trug Vulfila (318—388), entsprossen aus einer westgothischen Familie nördlich der Donau in der Provinz Dacien, das Christenthum seinem Volke zu und übersetzte die Bibel ins Gothische. Es ist dies das älteste Denkmal germanischer Sprache, das wir haben. Mit dem Moment aber, wo diese neue größte Geistesmacht von den verderbten Völkern der alten Welt zu den Deutschen überging, war auch die Zeit gekommen, wo sie aus der bisherigen Abgeschlossenheit auf den Schauplatz der Geschichte treten und ihrer großen Bestimmung entgegengehen sollten.

Das Vaterunser aus der Uebersetzung des Vulfila mag uns ein Beispiel geben, wie damals die Sprache der Germanen klang.

Atta unsar thu in himinam. veihnai namo thein. quimai thiudinassus theins. vairthai vilja theins, sve in himina, jah ana airthai. hlaif unsarana thana sintainan gif uns himma daga. ja afiet uns thatei skulans sijaima, svasve jah veis afletam thaim skulam unsaraim. jah ni briggais uns in fraistubnjai. ak lausei uns af thamma ubilin. unte theina ist thiudangardi ja mahts ja vulthus in aivins. amen.

B. Geschichte der großen Völkerwanderung.

1. Hunnen. Westgothen. Vandalen.

§ 26. Lange hatten im innern Hochasien schon Völkerbewegungen stattgefunden, in Folge deren zuletzt der mongolische Stamm der Hunnen nach Europa einbrach, um hier Wohnsitze zu suchen (375 n. Chr.). Gestalt, Lebensart und Sitte dieses Volkes waren sowohl den Germanen, als auch den Griechen und Römern fremd und schrecklich. Ein Nomadenvolk, lebten sie mehr auf Rossen und Wagen, als auf der festen Erde; furchtbar waren sie im Angriff, mit ihren schnellen Pferden, den knochengespitzten Pfeilen und den tückisch geworfenen Schlingen, furchtbar noch im Fliehen, und unermüdlich in Erneuerung des Kampfes. Die Gothen glaubten, sie seien aus unreiner Ehe gothischer verbannter Zauberweiber und der Dämonen der Wüste entsprossen, so grauenvoll und häßlich war der erste Eindruck, den dies Volk auf ihre Gemüther machte.

Mit ihrem Einbruch beginnt die große Völkerwanderung. Westlich vom Don trafen sie zuerst die Alanen (§ 23), die sich ihnen unterwarfen. Dann griffen sie die Ostgothen an, die noch unter dem mehr als 100jährigen Ermanarich standen. Sie besiegten sie, vielleicht mit Hilfe innerer Unruhen, und Ermanarich fiel durch Mord oder durch sein eigenes Schwert. Im weiteren Vordringen bedrohten sie nun auch die Westgothen, die unter zwei Königen sich getheilt, Athanarich, der an dem heidnischen Götterglauben der Väter festhielt, und Fridigern, der bereits Christ war. Jene fügten sich oder warfen sich in die Karpathen, diese baten um Aufnahme in das Römerreich. Hinter der Donau, als ein im Gehorsam des Imperators stehendes Heer, wollten sie die Grenzen des Reiches schützen. Kaiser Valens gewährte die Aufnahme, und im Frühling 378 kamen sie, 200,000 Mann stark, nachdem sie ihre Waffen abgeliefert, über die hochgeschwollene Donau. Aber im Römerreiche aufgenommen, fielen sie der Habsucht der römischen Beamten anheim, die ihnen ihre Schätze abnahmen und die versprochenen Leistungen verkürzten. So trieb die Noth die eben noch Flüchtigen und Schutzflehenden zum Aufstande und zum Kriege. In der blutigen Schlacht bei Adrianopel (8. August 378) siegten sie völlig; Valens selber fiel.

§ 27. Theodosius, der im Reiche folgte, der letzte große römische Kaiser, wußte sie zu versöhnen, machte sie zu seinen Kriegern und Bundesgenossen und siedelte sie in Thracien an. Ehe er starb, 395, theilte er das Reich in einen oströmischen Theil, den sein ältester Sohn Arcadius, und in einen weströmischen Theil, den Honorius erhielt. Aber Arcadius, von seinem Minister Rufinus geleitet, reizte die Westgothen aufs Neue. Diese erhoben den kühnen und schlauen Alarich aus ihrem Königsgeschlechte der Balthen nach väterlicher Sitte als ihren König auf den Schild, und alsbald durchzog Alarich, indem er Angriff und Belagerung fester Städte vermied, plündernd und verwüstend die ganze griechische Halbinsel (396). Durch die Thermopylen, an Athen vorüber, kam er bis in den Peloponnes — ungehindert betrat sein Fuß die Stätten altgriechischer Herrlichkeit. Erst vom Westreiche mußte Hilfe und Erlösung kommen. Sie brachte des Honorius Minister, Stilicho, von Abkunft selber ein Germane; nur mit Mühe rettete damals Alarich sein Heer in die Heimat zurück. Aber vom Ostreiche erhielt er nun zum Wohnsitze die Provinz Illyrien eingeräumt, die der italischen Halbinsel näher lag. Von hier aus brach er 403 in Italien ein. Noch einmal schlug ihn Stilicho, nachdem er schon die ganze Poebene verwüstet hatte, zurück bei Pollentia, dann bei Verona, und rettete Italien und Rom.

§ 28. Der große Stoß der Völkerwanderung hatte indessen fortgewirkt. Alanen, Vandalen, einst Zugehörige der Herrschaft des Ermanarich, waren nach dem Fall desselben in das heutige Deutschland gezogen. Hier drängten wohl schon jetzt die Slaven von Osten vor und warfen die Suebischen Völker aus ihren Sitzen östlich der Elbe. Wie damals die Völker im eigentlichen Deutschland durcheinanderwogten, liegt nicht klar vor uns. Aber es begann schon jetzt jene schöne römische Culturwelt an der Donau und dem Rhein in Trümmer zu sinken. Ein Heer von pannonischen Ostgothen, denen sich Bruchstücke verbündeter Völker angeschlossen hatten, brach, mehrere Hunderttausende stark, unter der Führung des Ratiger in Italien ein und forderte Wohnsitze. Auch sie schlug Stilicho, 405 bei Fäsulä unweit Florenz, aber nur mit dem Aufgebot der letzten Kraft des römischen Reiches. Er zog die Legionen vom Rhein und aus Britannien zurück und gab damit diese Gegenden preis, die erst Empörern, dann bald den Barbaren zum Raube fielen.

Ein neuer Schwarm von pannonischen Ostgothen, gemischt mit Sueben, Vandalen, Gepiden, Herulern, Alamannen, Burgunden, fiel auf Süd-Gallien, dann auf Spanien, und hier gründeten die Sueben im heutigen Galizien, die Alanen im heutigen Portugal und die Silingen und Vandalen in Andalusien die ersten Germanenherrschaften auf römischem Boden. Fast alle diese Völker waren bereits Christen und standen unter Königen. — Als Kaiser Honorius den Stilicho hingerichtet und sich so selbst seiner letzten Stütze beraubt hatte, fiel Alarich mit den Westgothen von Neuem in Italien ein (409). Er rückte vor Rom, das seit Hannibal keinen fremden Feind vor den Thoren gesehen hatte, und wo nun die furchtbarste Hungersnoth ausbrach. Als die römischen Abgesandten großprahlend ihn einzuschüchtern meinten, indem sie mit dem verzweifelten Widerstande einer halben Million Bewohner drohten, sagte er spöttisch: „je dichter das Gras, so besser das Mähen!" und als sie, von seinen Forderungen erschreckt, endlich nur noch bange fragten: „Was, o König, willst Du uns denn lassen?" — „das Leben," sagte er stolz und hart. So hatten einst römische Feldherrn gehandelt und gesprochen; jetzt waren die Rollen vertauscht, und demüthig erkauften die ehemaligen Herren der Welt mit ihren kostbarsten Schätzen Alarichs Abzug. Aber er blieb in Italien und schon im Jahr 410 stand er wieder vor Rom, das nun in seine Hand fiel. Honorius hatte schimpflich sich in das feste Ravenna gerettet und Italien und seine Hauptstadt gleichgiltig preisgegeben. Die Gothen aber benahmen sich, obwohl sie die Stadt plünderten, immer noch menschlicher und milder, als ehedem die Römer in ähnlichen Fällen. Dann führte sie Alarich in den Süden Italiens; es scheint, er wollte über Sicilien nach Nordafrika, der damals fruchtbarsten Provinz des Reiches, hinüber. Aber auf dem Wege erlag der jugendliche Held den Anstrengungen und dem Klima, und seine Gothen gaben ihm nächtlich bei Cosenza am Busento sein verborgenes königliches Grab.

§ 29. Sie wählten Alarichs Schwager, den Athaulf, zu ihrem Heerkönige. Athaulf, der es in der Hand hatte, jetzt das weströmische Reich zu zertrümmern, erkannte, daß seine Gothen doch nicht im Stande seien, an Stelle der Römer ein Reich zu gründen, beugte sich der Majestät des römischen Namens und trat mit Honorius in Unterhandlung: Honorius solle ihm seine Schwester Placidia, die seit der Eroberung Roms als Gefangene sich im Gothenheere befand, zur Ehe geben, so wolle er mit seinem Volk in seine Dienste treten und ihm Gallien und Spanien wieder unterwerfen. Der Kaiser willigte, wenn auch ungern, in solche Bedingung. Athaulf zog nun ins südliche Gallien, das er besetzte, und in Narbonne feierte er seine Vermählung mit Placidia, wobei diese von den Gothen reich beschenkt ward. Neben ihrem Thron saß Athaulf, eine Stufe niedriger als sie selbst; so viel vermochte noch die Hoheit des römischen Kaisernamens. Bald darauf fiel Athaulf durch Meuchelmord, die Westgothen aber eroberten unter seinem Nachfolger Wallia auch noch Spanien, indem sie Vandalen und Sueben (§ 28) nach dem Westen und Nordwesten des Landes drängten, die Silingen und Alanen aber ganz unterwarfen. So gründeten sie eine Herrschaft, die zunächst sich noch als abhängig vom römischen Reich betrachtete: sie bildeten gleichsam ein Heer im römischen Dienst, das aber statt des Soldes mit Landbesitz entschädigt war. Schon aber waren auch andere Provinzen des weströmischen Reiches von Germanen besetzt. Die Vandalen, jener den Gothen verwandte Stamm, gingen unter ihrem Heerkönige, dem lahmen, verschlagenen Genserich, aus Spanien nach Nordafrika hinüber, 429, und er-

oberten für sich diese Provinz, die herrlichste des Reiches, die nun auf das fürchterlichste verwüstet ward. Das alte Karthago ward der Sitz eines germanischen Heerfürsten (439). Die Westgothenherrschaft aber umfaßte alles Land von der Loire bis zur Meerenge von Gibraltar: schon unter Wallia's Nachfolger schwand auch der letzte Schatten römischer Oberhoheit; Tolosa (Toulouse) ward ihr Königssitz.

Der erste Stoß der Völkerwanderung hatte also dem weström. Reiche seine schönsten Provinzen genommen: Afrika, Spanien, Südgallien waren in der Hand gothischer, oder doch germanischer Völker.

2. Angelsachsen. Attila. Untergang des weström. Reiches.

§ 30. Das weström. Reich eilte seinem Untergange entgegen. Von Gallien, einst der blühendsten Provinz, war nur noch der nördlich von der Loire gelegene Theil römisch. Hier gebot ein ehrgeiziger Feldherr, Aëtius, der kaum eine weniger unabhängige Stellung einnahm, als ein deutscher Heerkönig. Damals verlor das Reich auch die wichtige Provinz Britannien. Dies Land war unter römischer Herrschaft blühend aber auch unkriegerisch geworden. Stilicho hatte es von seinen Legionen entblößt, um Italien zu retten (§ 28). Die keltisch-römischen Bewohner, die Britten, konnten gegen die Einfälle der Picten und Scoten von Schottland her sich nicht selber schützen; so kam man auch hier auf den Gedanken, Deutsche in Sold zu nehmen. Man kannte die Sachsen (§ 24) und die ihnen stammverwandten Angeln und Jüten als kühne Seeräuber, die oft die Küsten Britanniens plündernd heimsuchten. Jetzt rief man sie um Hilfe an. Zwei jütische Edelinge, welche die Ueberlieferung Hengist und Horsa nennt, erschienen mit drei Schiffen in Kent, der südöstlichen Spitze der Insel, und erhielten hier Landbesitz: Hengist's Nachkommen, die Aeskingen, blieben Könige in Kent. Bald aber mehrten sich die Zuzüge: Angeln, Sachsen, Jüten, Friesen, ja vereinzelt auch Franken und Langobarden kamen über die Nordsee, wurden aus Beschützern bald Eroberer und unterwarfen ganz Britannien (von 449 an). Nur in den Gebirgen von Wales leistete die alte keltische Bevölkerung unter ihrem Könige Arthur † 537 (dem König Artus der Sage) heldenmüthigen Widerstand. Es entstanden sieben angelsächsische Königreiche: Kent, Sussex, Essex, Wessex (vorwaltend sächsisch) und Ostanglia, Merkia und Deira (vorwaltend anglisch). Bis über den Firth of Forth hinaus gingen diese deutschen Ansiedelungen; nur in dem schottischen Hochlande blieb die alte keltische Bevölkerung der Gälen.

§ 31. Als diese Eroberungen der Angelsachsen begannen, erbebte das weström. Reich von einem zweiten großen Stoß der Völkerwanderung bis in seine Grundfesten hinab. Der mongolische Stamm der Hunnen, der die Völkerwanderung begonnen (§ 26), war seitdem in die untere Donauebene und in das heutige Ungarn vorgedrungen. Die germanischen Völker, die einst dem Ermanarich gehorcht hatten, hatten sich ihnen meist gefügt. Und jemehr die Hunnen als tapfere Männer von ihnen erkannt wurden, jemehr ihre Sitten etwas den Germanen Verwandtes annahmen, um so mehr schwand der erste Abscheu, den diese vor ihnen empfunden: dem Tapfersten zu dienen, galt dem Germanen nicht als schändlich. Seit dem Jahre 428 war Attila oder, wie ihn die Deutschen nannten, Etzel, König der Hunnen, der das ganze heutige Ungarn und das freilich arg verheerte Land bis fast zum Rhein hin beherrschte. Zwischen Theiß und Donau, den Karpathen nahe, erhob sich seine Residenz, ein großes Mongolendorf; darin sein Schloß, ein hölzernes,

mit vielen Gängen umgebenes Gebäude, mitten in einem sehr großen viereckigen Hof, der mit Pfahlwerk umwallt war. Attila selbst trug noch das Gepräge des asiatischen Nomaden; er war kurz und untersetzt, mit dickem Kopf, gewaltigem Nacken und kleinen, aber stolz rollenden Augen. Ihm gehorchten außer seinen Hunnen viele deutsche Völker: vor allen die Ostgothen; außer ihnen Gepiden, Turcilingen, Heruler, Rugier, Sciren und selbst die Thüringe, tief in der Mitte Deutschlands: es waren die noch heidnisch gebliebenen germanischen Völker. Auch von den Slaven, die bereits im Osten Europa's vordrangen (§ 28), folgten ihm manche Stämme. So stand er da als der gewaltigste Heeresfürst, den die Geschichte der Völkerwanderung kennt, dessen furchtbare Hand zugleich auch nach Osten bis Constantinopel, ja bis zum Euphrat und Libanon reichte.

§ 32. Da sich seinen Unternehmungen gegen das oströmische Reich Schwierigkeiten boten, so ließ er sich von dem schlauen Genserich, der von dem Westgothenkönige Theoderich und von Rom einen Angriff besorgte und diesen hindern wollte, zu einem Zuge gegen Westen auf Gallien hin bestimmen. Im Jahre 451 brachen seine Völkermassen auf. Er zog die Donau aufwärts, dann durch Böhmen, Thüringen, Burgundenland und überschritt den Rhein. In zwei gewaltigen Heeressäulen drang er in Gallien ein; wohin sein Roß trat, da ward das Land eine Wüste. So ging sein Zug über Trier und Metz gegen die Loire hin; schon ward Orleans belagert. Da nahte sich Aëtius, und auf die Nachricht davon hob Attila die Belagerung auf und wandte sich in die Ebenen an der Marne zurück, nach den Catalaunischen Feldern in die Champagne, wo er bei einem Orte Mauriacus, eine Meile von Troyes, Stellung nahm. Hier begegneten sich 451 die Heere, es kam zu einer jener gewaltigen Völkerschlachten, wie die Geschichte nur wenige aufzuweisen hat. Auf Attila's Seite standen vor Allem seine Hunnen, und unter drei Königen die ihm nicht minder treuen Ostgothen: dazu Thüringe, Burgunden, Franken, Gepiden, Rugier, Sciren, eine unzählbare Schaar. Aëtius, der letzte Beschützer, jetzt fast der Gebieter des zerfallenden Roms, führte das römische Heer der gallischen Provinz; seine Hauptstärke aber bestand in den von ihm zur Hilfe gerufenen Westgothen, die auf dem Schlachtfelde unter ihrem König Theoderich ihren Stammesbrüdern, den Ostgothen, entgegenkämpften; damit verband er Theile der Franken und Alanen, die zu ihm geflohen, Sachsen, die schon längst am Canal, und Burgunden, die erst jüngst an dem Rhone angesiedelt waren, ja britannische Völker, die, aus England vor den Sachsen weichend, damals eben die Bretagne besetzt hatten. So standen hier Germanen gegen Germanen, ja zerrissene Glieder einzelner Völker gegen einander; die christliche, römische Welt gegen die heidnische, hunnische. Die ungeheure Schlacht entschied sich gegen Attila. So heiß war sie gewesen, daß ein Bach, der über das Gefilde rann, vom Blute hoch angeschwellt war, und daß trotzdem die kampfesmüden oder todwunden Streiter ihren Durst daraus gelöscht hatten. Den Sieg hatte der König der Westgothen mit dem Leben bezahlt; aber noch auf dem Schlachtfelde hatten diese seinen Sohn Thorismund auf den Schild gehoben, der alsbald zur Blutrache stürmte. Mit dem Abend zog sich Attila in seine Wagenburg; die ganze Nacht klang die Todtenklage der Hunnen und ihrer Verbündeten furchtbar zu den Siegern herüber; aus den Sätteln seiner Reiterei hatte der König einen Scheiterhaufen bauen lassen, um sich mit seinen Getreuen zu verbrennen, falls Aëtius am anderen Morgen den Kampf erneute, den er nicht mehr zu bestehen hoffen durfte. Aber auch Aëtius war

froh, daß die Schlacht ruhte, und ließ die Gottesgeißel, wie man bei den Christen Attila nannte, ungehindert den Rückweg über den Rhein und nach Ungarn hin antreten. — Ein Jahr darauf (452) griff Attila mit seinen Hunnen Italien an; die Stadt Aquileja ward zerstört, die Einwohner der Küsten flüchteten sich in die Lagunen, wo damals die Anfänge Venedigs entstanden; die ganze Halbinsel lag wehrlos vor dem Eroberer. Da vermittelte der große römische Bischof Leo, daß Attila sein Heer, welches ohnehin von Mangel und Krankheit gedrückt sein mochte, zurückführte. Ein Jahr darauf starb er. Die Hunnen sangen bei seiner Bestattung schmucklose Todtenlieder; die Germanen machten den gewaltigen Krieger gleichsam zu dem ihren, indem sie ihn neben ihren besten Männern in der großen deutschen Heldensage fortleben ließen.

§ 33. Wenige Jahrzehnte nur noch dauerte das weströmische Kaiserthum. Der feige Kaiser Valentinian III. ließ den Sieger Attila's, den Aëtius, dessen selbständige Stellung in Gallien ihm mißfiel, nach Italien kommen und stieß ihn mit eigener Hand nieder (454). Er selbst fiel bald darauf ebenfalls durch Mord, und seine Wittwe, Eudoxia, die der Mörder des Gemahls zur Ehe mit ihm gezwungen hatte, soll selbst aus Rache die Vandalen aus Afrika über das Meer nach Rom gerufen haben. Diese, noch immer unter des alten Genserich Führung, waren die einzigen unter den Germanen, die sich eine Flotte geschaffen, durch welche sie auch bereits über die großen Inseln des Mittelmeers, über Sicilien, Sardinien und Corsika, geboten. Begierig folgte der „Meerkönig" dem Rufe, und das „goldene" Rom ward 14 Tage hindurch so furchtbar geplündert (455), daß seitdem der Vandalenname für Barbarei und Verheerung sprüchwörtlich wurde. Die Kaiser, die nun in Rom rasch wechselten, waren Schattenbilder in der Hand der deutschen Söldnerführer. Denn das ganze Heer des Kaisers bestand nur noch aus Germanen, Trümmern verschiedener Völkerschaften, die dort Sold gesucht hatten. Zuletzt forderten auch diese, wie ihre Stammesgenossen in den Provinzen, Landbesitz in Italien, und zwar den dritten Theil des Bodens. Da dies verweigert ward, machte der Feldherr Odovakar an der Spitze seiner Heruler, Sciren, Turcilingen und Rugier, die von der Donau aus vordrangen, auch dem Namen des römischen Kaiserthums ein Ende, indem er den letzten Imperator, einen Knaben, Romulus Augustulus, des Purpurs beraubte und fortan als deutscher Heerkönig selbständig in Italien gebot. So fiel durch die Deutschen das weströmische Kaiserreich, nachdem es schon zuvor alle seine Provinzen, Afrika, Spanien, Gallien, Britannien an sie verloren hatte. Dies geschah im Jahr 476. Man schließt mit diesem Ereigniß die alte Geschichte; für die deutsche Geschichte bildet es kaum einen Abschnitt.

3. Theoderich der Große. Rundblick. Neue Zustände der Germanen.

§ 34. Nach dem Untergange des weströmischen Reiches betrachteten sich die oströmischen Kaiser, die in Constantinopel residirten, als die Erben, an die das ganze ehemalige Römerreich heimfallen müsse. Ihnen lag es daran, vorläufig wenigstens den Schein einer Oberhoheit zu retten. Dazu bot der junge Ostgothenkönig Theoderich die Hand. Als nemlich Attila gestorben war, hatte seine Herrschaft sich aufgelöst, und die ihm folgenden Völker waren wieder selbständig geworden. So auch die Ostgothen, die damals in den Ebenen der Donau, in Pannonien, als Nachbarn und Verbündete Ostroms wohnten. Einer ihrer Königssöhne, aus dem Geschlecht der Amaler, Theoderich, war selbst in Constantinopel gebildet, und ward, schon durch jugendliche Heldenthaten bewährt, bald nach dem Fall Westroms

zum König aller Ostgothen erwählt. Ihn forderte der Kaiser auf zur Wiedereroberung Italiens, versah ihn mit dem Anführer- und Statthaltertitel*), und, wie in seinem Namen, in der That aber völlig selbständig, zog Theoderich aus zur Eroberung Italiens gegen Odovakar 489. Es galt einen harten Kampf von Germanen gegen Germanen; Theoderich siegte zwar über Odovakar und zwang ihn zur Flucht in das feste Ravenna; aber dieser brach von hier wieder gegen die Gothen vor, lange schwankte das Kriegsglück, bis zuletzt Theoderich, von Westgothen aus Gallien unterstützt, den Odovakar abermals an der Adda schlug, und nach dreijähriger Belagerung (493) Ravenna eroberte. Odovakar, der sich auf Vertrag ergeben, ward bald darauf mit seinen Blutsfreunden erschlagen. Nun legte Theoderich sein gothisches Gewand ab, nahm den römischen Purpur an und gebot von Ravenna aus über Italien. Sein Ziel ging darauf hin, römische und gothische Weise zu verschmelzen und die verwüsteten Länder wieder emporzubringen. Schon Odovakar hatte in die menschenleeren Gegenden von den Alpen bis zur Donau Germanen gezogen; Theoderich folgte ihm in diesem Verfahren, aber setzte dem hier neuentstehenden Volke, in welchem Reste der Gothen, Heruler und Sciren mit den alten Markomannen verbunden waren, einen Herzog, der von ihm abhängig war. Man nannte dies Volk, das im alten Bojerlande wohnte, Bojoarier oder Baiern; sie zählen fortan als ein neuer deutscher Stamm.

§ 35. Obwohl Theoderich des Großen Regierung und Charakter nicht ohne Flecken war, wie später z. B. auch die Hinrichtung des edlen Boëthius bewies, herrschte er doch über Italien mit großer Weisheit und Gerechtigkeit, so daß selbst die römische Bevölkerung seine Zeit als eine goldene pries (489—526). Das befreundete, dem Schein nach sogar abhängige Verhältniß zu Ostrom behielt er bei. Aber allen germanischen Völkern galt er als der größte und gewaltigste ihrer Heerkönige, sein Rath ward fernehin gefordert und gehört, und als gerade während seiner Regierung Chlodovech mit seinen Franken Gallien unterwarf, fanden Alamannen, Westgothen und Burgunden einen Rückhalt in ihm, der sie vor völliger Unterwerfung schützte. So durfte er, wenngleich nur vorübergehend, daran denken, alle Germanen gleichsam in einen großen Staatenbund zu vereinigen. Und gerade damals hatten die Waffen derselben die weitesten Ziele erreicht, die ihnen gesteckt waren.

Ueberblicken wir kurz die Umgestaltung des alten Römerreichs. In seinem Hauptsitz, Italien, hatten die Ostgothen sich niedergelassen; ihre Herrschaft ging von dem Rhone und der Donau bis zur Südspitze Siciliens; in Nordafrika, in Sardinien und Corsika, wie auf dem Mittelmeere geboten die Vandalen; in Spanien die Westgothen, neben denen im Nordwesten der Halbinsel noch Sueben selbständig saßen. Ueber Gallien hatten gerade damals (siehe unten) die Franken sich ausgebreitet, deren Herrschaft bis über den Rhein reichte. Neben ihnen saßen im Südosten des Landes an dem Rhone und in der heutigen Schweiz die Burgunden, deren frühere Herrschaft um Worms 435 und 437 unter König Gondahar von den Römern und Hunnen zerstört worden war, — eine Begebenheit, deren blutiges Andenken im Heldenliede fortlebte — und deren Reste dann in jene Gegenden übergesiedelt waren. Britannien gehorchte den Angelsachsen. Die skandinavischen Völker waren gleichfalls Germanen und ihren südlichen Brüdern in Sprache, Recht und Sitten nahe verwandt. Im Innern des eigentlichen Deutschlands waren die Sachsen, die Thüringe und die Alamannen

*) Magister militum und Patricius.

im Ganzen an den alten Stellen geblieben (§ 24). Nur der Osten hatte ein anderes Ansehen gewonnen, denn das Land östlich der Elbe gehörte nicht mehr Deutschen, sondern Slaven. Südlich zwischen Donau und Alpen aber saß der neue Stamm der Baiern, weiter die Donau hinab saßen auf dem rechten Ufer die Heruler, auf dem linken, gegen die Karpathen hin, die Gepiden, sämmtlich germanische Stämme. Vom Norden her näherten sich allmählich der Donau die Langobarden (§ 9) und weilten damals gerade in dem heutigen Mähren. So war also die ganze westliche Hälfte unseres Erdtheils germanischer Herrschaft unterthan; diese war an die Stelle der römischen Weltmacht getreten, die nur noch im Osten (Griechenland, Kleinasien, Syrien und Aegypten) ein verkümmertes und vielfach gefährdetes Dasein fristete.

§ 36. Man würde irren, wenn man sich diese Völker als völlig roh, jedes nur auf eigene Hand und ohne Plan hin handelnd, denken wollte. Im Gegentheil finden wir bei den Helden der Völkerwanderung, — bei Alarich, Genserich, Attila, Theoderich — einen scharfen, weltumfassenden Blick. Zwar wissenschaftliche Bildung besaßen sie noch nicht, und Griechen und Römer bezeichneten sie deshalb als Barbaren. Selbst Theoderich der Große konnte nicht schreiben und unterzeichnete seinen Namen, indem er mit schwarzer Farbe über eine Schablone strich, in welche dieser eingeschnitten war. Aber trotzdem paßt der Name von Barbaren im heutigen Sinne nicht mehr auf diese Völker. Ihre schon ursprünglich so schöne, klangvolle Sprache war bereits zur Poesie, zum Heldenliede gebildet. Es fand unter allen diesen Völkern ein Verkehr und Zusammenhang statt. Sänger besonders zogen von einem Königshofe zum andern: und was zu Ravenna von Theoderich gesungen wurde, das konnte in Karthago bei den Vandalen, in Paris bei Chlodovech, in Burg-Scheidungen bei den Thüringen gleichfalls vorgetragen und verstanden werden. Die Sprache also bildete ein mächtiges Band unter all diesen Völkern. Boten, Gesandtschaften und Briefe gingen und kamen von einem Hofe zum andern; Geschenke wechselten, Ehen und Bündnisse wurden geknüpft. So wußten diese Völker von einander und kannten ihre Zusammengehörigkeit. Aus diesem Wechselverkehr entstand schon damals das Heldenlied, eine treue Erinnerung an die großen Thaten deutscher Helden in der Zeit der Völkerwanderung: aber die Dichtung gestaltet in kühner Weise die Ereignisse um, und rückt zusammen, was in der Wirklichkeit um ganze Menschenalter auseinander liegt. So singt sie von Ermanarich, von Theoderich dem Großen (dem starken Dietrich von Berne), von seinem treuen Rittersmann Hildebrand, ferner vom Fall der Burgundenkönige, vom weitherrschenden Etzel, und von Sigurd oder Sigfrit, der ursprünglich ein nordischer Frühlingsgott, jetzt ein jugendlicher Held ist, treu und kindlich, arglos und doch gewaltig wie keiner — das vollendete Abbild des deutschen Charakters.

§ 37. In den eroberten römischen Provinzen saßen die Germanen als die Herren, nun sämmtlich unter Königen. Ein Theil des Rechtes der alten Gaugemeinden (§ 15) war auf diese übergegangen, und die neuen Verhältnisse hatten neue Rechte hinzugefügt, wie das Recht der Besteuerung der Welschen, die Pflege der Beziehungen zur Kirche, die schon jetzt die größte Grundbesitzerin war, und deren Bischöfe sie zum Theil einsetzten, das Münzrecht u. s. w. Die Sieger hatten sich in den meisten Ländern ein Drittel, in einzelnen sogar zwei Drittel von Grund und Boden abtreten lassen — aus jedem Mann also eines solchen erobernden Germanenheeres war gleichsam ein Gutsbesitzer und Edelmann geworden. So standen sie mitten in der alten, lateinisch redenden

Bevölkerung dieser ehemals römischen Provinzen, mit der sie sich nicht verschmolzen, und die sie als Welsche (Walchen) bezeichneten. Diese waren zwar in den furchtbaren Kriegen sehr zusammengeschmolzen, doch bildeten sie immer noch den Grundstock der ländlichen Bevölkerung und waren fast allein die Bewohner der Städte. Sie hatten ihr römisches Recht behalten, während die Germanen sich untereinander nach ihrem Stammesrecht richteten. Im Ganzen waren die Germanen, nach den ersten, meist wilden und grausamen Einbrüchen, milde Herren. Hatten die Einwohner von ihrem Landbesitz viel aufgeben müssen, so war dagegen der furchtbare Steuerdruck weggefallen, der in der letzten Zeit des Römerreichs auf den schon verarmten Unterthanen gelastet hatte. Im Ganzen waren auch den Welschen die Germanen Befreier und gaben ihnen eine erneuerte, frischere Lebensthätigkeit. Dennoch befreundeten sich beide Schichten der Bevölkerung, zumeist aus religiösen Gründen, nicht mit einander. Die Germanen waren zwar, als sie die römischen Provinzen eroberten, fast sämmtlich Christen, und nur die Franken und Angelsachsen bildeten eine Ausnahme. Aber das Christenthum war ihnen in der Form der arianischen Secte überliefert, deren Bekenntniß später dem athanasianischen hatte weichen müssen, das als das katholische, d. h. als das allgemeine der Kirche anerkannt worden war.*) Diesem letzteren hatten sich die Welschen zugewendet, und heftiger Glaubenshaß entzündete diese gegen ihre germanischen Sieger, in denen sie doch nur ihre Bedrücker und nun gar noch Ketzer sahen, obwohl diese im Allgemeinen duldsam gegen fremde Meinung waren. Die Germanen behielten ihre Heeresverfassung bei. An der Spitze stand der König, dessen Macht immer unbeschränkter ward; unter ihm Herzöge und Grafen als seine Offiziere, Statthalter und Richter. So waren die Deutschen in den eroberten Ländern in der That nur einem Heere vergleichbar, das sich auf unbestimmte Dauer darin einquartiert hat, und ihre Herrschaft schlug keine festeren Wurzeln. Nur die Angelsachsen in Britannien hatten durchgreifend verfahren; hier war die altrömische wie die keltische Bevölkerung geschwunden, und deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsches Recht, ja selbst das deutsche Heidenthum war hier wieder eingewandert.

§ 38. Auf Sitten und Charakter hatten die wilden Zeiten des Heer- und Wanderlebens natürlich nicht vortheilhaft gewirkt. Noch zwar achtete sich der Deutsche mit gerechtem Selbstgefühl besser als den lügnerischen, treulosen und feigen Welschen, der in langer Knechtschaft entartet war. Aber auch unter den Germanen kamen treulose und grausame Handlungen jetzt häufig vor: auch verweichlichten einzelne Stämme, besonders die Vandalen im üppigen Afrika. In Kleidung, Waffen, Wohnung ahmten sie die Sitte der Besiegten nach; bald auch in der Sprache. So führte z. B. schon Theoderich der Große seinen Briefwechsel mit fremden Herrschern lateinisch, und schon im 6. und 7. Jahrhundert schrieben die Germanen ihre eigenen Gesetze lateinisch nieder; zuerst die Westgothen und Burgunden, dann auch Franken, Alamannen, Baiern, Langobarden. Diese Gesetze sind mit dem was sie verbieten die besten Quellen für die Sitten der Zeit. Am häufigsten kommen Körperverletzungen, Mord, Verwundung und Verstümmelung vor; wir sehen also, daß der kriegerische Sinn in Wildheit und Rohheit entartet war. Für alle

*) Es handelte sich bei dem Unterschiede des arianischen und athanasianischen Bekenntnisses um die Lehrbestimmung über die Person Christi. Die Arianer lehrten, er sei Gott ähnlich, aber nicht gleiches Wesens mit ihm; die Kirchenlehre (die athanasianische oder katholische) betrachtet ihn als gleiches Wesens mit Gott.

diese Beschädigungen gilt dann noch das alte Wergeld (§ 15). Das Leben des Edlen, Freien und Sklaven, ferner jedes Glied des Körpers: Auge, Ohr, Nase, Hand hat seine besondere Schätzung. Um die Thatsachen festzustellen, galten Eid und Eideshelfer, oder, wenn kein anderer Beweis möglich war, der Zweikampf als Gottesurtheil. Die noch heidnischen Stämme des eigentlichen Deutschlands, Friesen, Sachsen, Thüringe, Alamannen, lebten nach alter Art und Sitte fort: doch auch sie zeigen nicht mehr den unbefleckten Charakter, wie ihn Tacitus geschildert. Es war eine große Gährungszeit; mit den neuen Bildungselementen wurden auch neue Laster aufgenommen und die frühere Kindlichkeit mußte schwinden.

4. Untergang der Vandalen- und Ostgothenherrschaft.

§ 39. Den ernsthaften Angriff einer geordneten Macht konnten die locker gestalteten Germanenherrschaften nicht bestehen. Ein solcher geschah zunächst auf zwei derselben durch den Kaiser Justinian (527—565), der auf eine Zeitlang das oströmische Reich wieder zu Macht und Ansehen erhob, der das römische Recht zusammenstellen ließ, und der durch große Feldherrn siegreiche Kriege führte. Von ihm ward Belisar, 533, nach Afrika gesandt, woselbst die Vandalen verweichlicht und unter sich uneinig, und die unterworfenen und hart gedrückten Welschen in ihrer Gesinnung den glaubensverwandten Oströmern zugethan waren. Mit einer Flotte ausgerüstet, kam er nach mancherlei Gefahren an, schlug den Vandalenkönig Gelimer und brachte ihn so weit, daß er zuletzt in einer Felsenburg, Pappua, Zuflucht suchen mußte, wo ihn Belisar durch einen Unterfeldherrn, Pharas, den Winter über belagern ließ. Als dieser glaubte, Gelimer würde durch die Noth zur Uebergabe bereit sein, ließ er ihn auffordern, sich zu ergeben. Dies wies Gelimer zurück; „Willst du aber, lieber Pharas", fügte er in seiner Antwort hinzu, „mir eine Liebe erweisen, so sende mir ein Brod, einen Schwamm und eine Harfe." Und auf die erstaunte Frage des Pharas, was diese Bitte bedeute, erklärte der Bote: „Der König verlangt ein Brod, denn er hat keines mehr gesehen, seit er auf Pappua eingezogen; einen Schwamm, um seine vom Weinen gerötheten Augen zu kühlen; eine Harfe, um bei ihrem Klange sein Unglück zu singen." Gerührt bewilligte Pharas die Bitte; bald darauf, als Hunger und Noth aufs Höchste gestiegen, ergab sich Gelimer. Belisar brachte ihn mit all seinen Schätzen in silbernen Ketten nach Constantinopel, wo er milde behandelt wurde. Das Volk der Vandalen verschwindet seitdem; Afrika ward wieder römische Provinz (534).

§ 40. Heldenhafter und größer gingen im Kampfe mit demselben Justinian die Ostgothen unter. Theoderich der Große war im Jahre 526 gestorben. Er hinterließ nur eine Tochter, Amalasuntha, und einen Sohn derselben, Athalerich, auf den, als auf den letzten Amaler, die Gothen ihre Hoffnung gesetzt. Aber der Jüngling starb früh nach einem zügellosen Leben. Nun entschloß sich Amalasuntha, einem Verwandten ihres Hauses, den aber Theoderich stets geringgeschätzt, dem Theodahad, die Mitregierung anzubieten. Dieser aber, um allein zu gelten, ließ die Amalasuntha im Bade umbringen. Bei der Freundschaft, welche die oströmischen Kaiser und das Haus der Amaler verbunden hatte, sah sich Justinian zu ihrem Rächer berufen, oder hatte doch wenigstens einen Vorwand gefunden, um auch Italien wie Nordafrika, zu unterwerfen. Im Jahre 536 zog Belisar mit einem Heere gegen die Ostgothen. Diese hatten sich rasch des schändlichen und feigen Mörders entledigt und aus ihrer Mitte den Vitigis auf ihren Schild gehoben. Lange

schwankte der Kampf in Italien, das ganze Land, besonders aber die Städte Mailand und Rom, verloren den letzten Rest ihrer Blüte, zumal da Franken, Burgunden und Alamannen mit in den Kampf sich mischten; endlich eroberte Belisar Ravenna, die festeste Stadt des Landes, und führte den Vitigis als Gefangenen nach Constantinopel. Damit hielt er den Kampf für beendigt. Aber die Gothen hatten wieder einen anderen König gewählt, den Totila. Dieser hielt sich tapfer gegen Belisar und führte zuletzt die Reste des Volkes dem neuen Feldherrn, den der Kaiser gesendet, dem Narses, entgegen, der ein gemischtes Soldheer von Griechen, Germanen und Slaven nach Italien brachte. An den Apenninenpässen, nahe dem alten Sentinum, kam es zur Schlacht, in welcher Totila fiel. Aber noch waren die Ostgothen nicht entmuthigt, sie koren den jungen Teja zum König, und dieser zog unter tausend Gefahren unverzagt, zur letzten Vertheidigung an den Golf von Neapel, an den laktarischen Berg, wo der reißende Sarnus, der Stadt Nuceria und dem verschütteten Pompeji nahe, dem Vesuv gegenüber, in den prachtvollen Meerbusen fällt. Hier schnitt Narses ihnen zuerst die Zufuhr von der Seeseite her ab; dann nöthigte er sie, weiter den Berg hinauf zu weichen, wo sie weder Trank für sich noch Futter für ihre Thiere fanden. Da zäumten sie ihre Rosse los und ließen sie frei, wohin sie wollten: sie selbst traten geschlossen Mann an Mann in ein großes Schlachtviereck zusammen, an dessen einer Spitze Teja wie ein Thurm stand: so boten sie dem Feinde den Verzweiflungskampf. Und den ganzen Tag rang die kleine Schaar, wie die Recken in der Nibelunge-Noth; bis endlich beim Schildwechsel ein Lanzenwurf den Teja zu Boden streckte. Auch den folgenden Tag dauerte der Kampf, und am dritten Morgen hielt Narses es gerathen, dem letzten Rest eines vormals großen und berühmten Volkes, etwa noch 1000 Männern, Vertrag zu gewähren. Sie zogen ab, ungehindert über die Alpen, und haben sich unter den andern deutschen Stämmen verloren. So fiel auch das Volk der Ostgothen (553 n. Chr.).

§ 41. Auch Italien war nun wieder eine Provinz Ostroms. Aber nicht nur dieses Land ging, wie wir gleich sehen werden, binnen Kurzem wieder verloren, sondern das ganze Ostreich erlitt bald die schwersten Einbußen. Kaum ein halbes Jahrhundert später stand unter den Arabern der Prophet Muhamed auf mit einer neuen Lehre, die den Gläubigen die Ausbreitung derselben durch das Schwert gebot und denen, die im Glaubenskampfe fallen würden, die Freuden eines üppig ausgemalten Paradieses verhieß. Nun stürmten seine Nachfolger, die Chalifen, mit den Schaaren der Moslemim zu Eroberungen, die gegen ganz Asien, aber vorzugsweise gegen das oströmische Reich sich richteten. Syrien, Kleinasien, Aegypten, Nordafrika wurden dem neuen Glauben, dem Islam unterthan. So entstand im Osten eine neue, muhamedanisch-arabische Welt, wie im Westen eine christlich-germanische entstanden war. Im Jahre 711 n. Chr. ging Tarek, der Feldherr Musa's, sogar von Nordafrika nach Spanien hinüber, und hier fiel das dritte, freilich längst von deutscher Weise entartete Germanenvolk, die Westgothen, deren König Roderich in der Schlacht bei Xeres de la Frontera Reich und Leben einbüßte.

5. Die Langobarden.

§ 42. Italien war, wie wir oben gesehen haben, durch Narses zur Provinz Ostroms gemacht worden. Narses war Statthalter in dem neuunterworfenen Lande. Aber er zerfiel mit seinem Kaiser in Byzanz und

rächte sich, indem er ein neues Germanenvolk nach Italien rief, das nun dauernd hier zur Herrschaft gelangte: die Langobarden. Die Langobarden waren ein norddeutscher, den Sachsen verwandter Stamm, der zuerst auf dem linken Elbufer, im heutigen Hannover und in der Altmark und dann zuletzt, wie wir gesehen haben, in Mähren (§ 35) gewohnt hatte. Als sie sich von hier die Donau entlang verbreiteten, waren sie in Krieg gerathen, zuerst mit den Herulern, dann mit den Gepiden, die sie besiegten und zum Theil unterwarfen. Ihre Königsgeschichte, ihre Wanderzüge, ihre Kämpfe liegen in reicher Fülle der Sagen, die deutlich alte Heldenlieder erkennen lassen, vor uns in den Erzählungen ihres Chronisten, des Paulus Diaconus, der dieselben um die Zeit Karls des Großen aufgezeichnet hat. Als Narses sie rief, ihnen edle Südfrüchte schickte, um zu zeigen, wie herrlich und lockend das Land sei, wohin er sie einlud, herrschte über sie der gewaltige Alboin, der den Gepidenkönig Kunimund mit eigener Hand in der Schlacht erschlagen und dessen Tochter Rosamunde zur Gemahlin genommen hatte. Er folgte der Einladung, und im Jahre 568 zogen die Langobarden in Italien ein. Sie unterwarfen fast die ganze Halbinsel. Nur was mit der Flotte bewahrt werden konnte, Sicilien und einige Küstenstriche, Ravenna, Neapel, Genua, blieb den Griechen und bildete das Exarchat. Auch Rom blieb dem Namen nach von Ostrom abhängig. In der That stand es fast selbständig unter der geistlichen Leitung des Papstes; in einem ähnlichen Verhältniß stand Venedig unter seinem Dogen*). Alles übrige Land fiel den Langobarden zu und ward vom Könige wieder einzelnen Herzögen zugetheilt. Zum Sitz seiner Herrschaft wählte Alboin die Stadt Pavia. Hier aber ward er nach kurzer Regierung von der Blutrache seiner Gemahlin Rosamunde getroffen. Diese hatte er einst in der Trunkenheit gezwungen, aus ihres eigenen Vaters Schädel, den er zur Erinnerung seines Sieges als Trinkgeschirr führte, ihm Bescheid zu thun. Sie gewann durch List den Helmichis, einen Edlen aus Alboins Gefolge, und ließ ihren Gemahl im Schlaf ermorden (573).

§ 43. Ihm folgte durch Wahl der Herzöge Kleph, 573—574, nach dessen baldiger Ermordung die Herzöge ohne Könige zu herrschen versuchten. Später aber erhoben sie doch den Sohn Kleph's, Authari, auf den Königsthron. Dieser pflanzte seinen Speer an der Straße von Messina auf, zum Zeichen, daß er Italien bis zum äußersten Ende unterworfen habe. Von seiner Werbung um Theodelinde, die Tochter des Baiernherzogs Garibald, verkündigt Sage und Lied. In Theodelinde aber war, da Authari früh starb, dem Lande eine weise Herrscherin gewonnen. Die Edeln überließen es ihr sogar, einen neuen Gatten zu wählen, und erkannten diesen, den Agilulf, damit zugleich auch als ihren König an. Theodelinde baute den Dom zu Monza, wo von nun an die langobardische Krone (die eiserne genannt, weil ein Nagel vom Kreuz Christi eingeschmiedet war) aufbewahrt ward. Sie bildete den noch rohen Sinn der Langobarden, welche bei ihrem Einzuge in Italien zwar schon Christen, doch noch manchen heidnischen Gebräuchen zugethan waren. In diesem Bestreben unterstützte sie der Papst Gregor der Große (590—604), und so kam es, daß viele der Langobarden schon damals der allgemeinen (katholischen) Kirche sich zuwandten, während andere noch arianisch blieben und erst unter König Grimoald 663—671 mit der Gesammtheit des Volkes übertraten. Jetzt wurden die Langobarden, erst wild und grausam aber bildsam ihrer Natur nach, fleißige Ackerbauer, die das

*) Herzog, dux.

verwüstete Land wieder emporbrachten. Später verlor die Königsgewalt, die auf Wahl beruhte, sehr an Ansehen, je selbständiger sich die Herzöge erhoben. Dies geschah besonders an den Grenzen, in Benevent, Friaul und Trident. — Auch litt bald das ganze Land viel durch Einfälle der Avaren, eines nicht-germanischen Volkes, welches, nachdem die deutschen Stämme Ungarn geräumt hatten, hier von Osten eingerückt war, aber nach Art der Hunnen in wilden Reiterschwärmen weithin auf Raub auszog.

C. Geschichte des fränkischen Stammes.

1. Die Franken. Chlodovech.

§ 44. Unter allen germanischen Völkern war es allein der Frankenstamm, der sich fähig erwies, ein dauerndes Reich zu gründen. Wir fanden die Franken (§ 35) am Niederrhein und an der Maas und Waal, woselbst ein Theil von ihnen sich mit der römischen Militärcolonie der Sigambrer (§ 10) zu einem Volke verschmolzen hatte. Diese, zwischen Yssel, Maas und Schelde in der Betuwe und Veluwe und im Toxandergau ansessig, nannten sich die salischen Franken; der andere Theil, aus den Rheinsueben und Chatten und den in der Heimat gebliebenen Resten der Sigambrer zusammengeschmolzen, ursprünglich in den Gebirgen zwischen Sieg und Ruhr heimisch, war an den Rhein in die Gegenden von Köln vorgedrungen, und nannte sich Ribuarische Franken. Die salischen Franken hatten sich bereits die Maas und Sambre hinauf in die Gegenden von Lüttich, und durch das heutige Belgien bis nach Gallien hinein verbreitet. Anfangs kühne Seeräuber gleich den Sachsen (§ 24), hatten sie bereits auf den Landkrieg sich beschränkt. Alle Franken aber waren als Krieger gefürchtet. Panzer und Helm wurden nur von Wenigen getragen, Brust und Rücken blieben bloß und wurden nur vom Schild gedeckt, von den Hüften ab waren sie mit enganschließenden Linnen oder mit Riemen umwunden, so daß die hohe, straffe Gestalt frei hervortrat. Ihre Bewaffnung bestand vor Allem aus der zweischneidigen Streitaxt, die zum Werfen wie zum Hauen taugte; und aus furchtbaren Wurfspießen, die mit Widerhaken versehen waren. Sie selbst schildern sich in ihrer Gesetzsammlung als tapfer im Felde, fest im Bund des Friedens, tiefes Geistes, edelgeboren, lichthell von Ansehen, schön von Gestalt, keck, hurtig, abgehärtet. Von ihren Feinden aber wurden sie, und wohl nicht mit Unrecht, als die treulosesten und grausamsten aller Menschen bezeichnet. Ihre Könige trugen als auszeichnenden Schmuck das ungeschorne, frei um die Schultern wallende Haar. Noch waren sie Heiden von unbezähmter Wildheit der Gesinnung, doch mit den Römern Galliens in vielfacher Verbindung. Allmählich hatten sie aber begonnen, auch ihrerseits Gallien von Courtray, Cambray und Tournay her zu erobern, und erst Aëtius hatte ihnen einen Damm gesetzt. Childerich, ein König, den der Sage nach die Franken wegen seiner Sittenlosigkeit vertrieben, floh zu dem Thüringer König Bisino, der ihn gastfrei aufnahm. Statt des Dankes entführte ihm Childerich, als er in sein Reich zurückkehren konnte, sein Weib, die ihm den Chlodovech gebar.

§ 45. Dieser Chlodovech ist der Gründer des Frankenreichs geworden. Erst 15jährig, folgte er 481 seinem Vater und führte seine salischen Franken 486 zur Eroberung Galliens. Nach dem Untergange des weströmischen

Reiches hatte sich der letzte Rest der Provinz Gallien, erst unter Ätius, nach dessen Ermordung unter Aegidius (§ 36) ganz selbständig gestellt. Jetzt gebot Syagrius, der Sohn des Aegidius, über das noch römische Gallien. Chlodovech ließ ihn auffordern, ganz nach deutscher Weise, Ort und Zeit des Entscheidungskampfes zu bestimmen, worauf der Römer bereitwillig einging. Die Schlacht war bei Soissons, 486, Syagrius unterlag und floh zum Westgothenkönige, von dem er schmählich an Chlodovech ausgeliefert ward, der in tödtete. Gallien bis zur Loire besetzte Chlodovech mit seinen Franken. Dieser Fluß bildete nun die Grenze gegen die Westgothen, die Mosel die Grenze gegen die Alamannen, die Côte d'or gegen die Burgunden.

§ 46. Die Burgunden, deren Gebiet vom Kamm der Hochalpen bis zu den Sevennen und bis Avignon an der Rhone reichte, standen unter zwei Brüdern, Gundobad und Godigisel, von denen der erstere einen dritten Bruder, Chilperich, durch Mord aus dem Wege geräumt, einen vierten, Godemar, im Kriege getödtet hatte. Chlodovech warb um Chilperichs hinterlassene Tochter Chrotechildis, und erhielt so in jedem Falle Grund zum Kriege. Versagten die Burgundenkönige sie ihm, so war eine Beleidigung zu rächen; gewährten sie ihm dieselbe, so erbte er mit ihr einen Theil des Landes und die Blutrache für den gemordeten Vater. Die Brüder wagten nicht, ihn abzuweisen; Chrotechildis aber, obwohl Christin, befahl schon bei ihrer Brautfahrt zu Chlodovech, die Dörfer an der Grenze ihres Oheims anzuzünden, und dankte Gott, als sie in die von Feuersbrünsten erleuchtete Gegend hinaussah, daß er sie diesen Rachetag habe erleben lassen. Noch zwar ruhte Chlodovech. Aber die Heirath war auch in anderer Beziehung bedeutungsvoll. Chrotechildis lag ihrem Gemahl an, Christ zu werden; er schwankte lange, bis er endlich im Alamannenkriege sich dazu entschied.

§ 47. Die Alamannen nemlich, am obern Rhein und der Donau bis zum Lech hin ansessig (§ 24), hatten sich wahrscheinlich nach Abzug der Burgunden (§ 33) an den Rhein und die Mosel hinab ausgedehnt, und bedrängten nun auch die Ribuarischen Franken um Köln. König Sigbert, ein Verwandter Chlodovechs, rief diesen nun um Hilfe an; er kam und traf im Jahre 496 mit ihnen zu einer harten Schlacht, deren Oertlichkeit sich schwer bestimmen läßt, zusammen*). Als der Sieg schwankte, rief Chlodovech Angesichts des Heeres den neuen Gott Christum an, und gelobte, sich zu ihm zu wenden, wenn er ihm hülfe. Er siegte und empfing nun von dem heiligen Remigius Unterweisung, und dann mit 3000 seiner edelsten Franken die Taufe im Dome zu Reims. „Gesänftigt beuge den Nacken, Sigambrer, sprach der Heilige, bete an, was du bisher zerstörtest, zerstöre, was du angebetet." Es war der katholische, nicht der arianische Glaube, zu dem Chlodovech sich wandte: fortan erschien er dem Papste als der „allerchristlichste König", der befugte Beschützer und Verbreiter des rechten Glaubens den arianischen Germanen gegenüber. Die Alamannen bis zum Rhein hin und über den Rhein, bis zur Murg und dem Oosbache, den Neckar bis Laufen, den Main und die Lahn hinauf wurden unterthan und verloren das Land, das fortan Franken genannt ward; nur vom Neckar ab bis über die Donau und bis zu den Alpen hin schützte sie Theoderich der Große vor völliger Unterjochung (§ 35).

§ 48. Bald darauf zog Chlodovech auch gegen die Burgunden. König Gundobad, von seinem Bruder verrathen, ward bei Dijon geschlagen, 500 n.

*) Früher nannte man sie bei Zülpich (Tolbiacum).

Chr. Er floh in das feste Avignon, schwur dem Frankenkönige Unterwerfung, brach aber dann seinen Eid, tödtete den Bruder und vereinigte alle Burgunden unter seiner Herrschaft, so daß er mächtiger war als zuvor. Chlodovech mußte ihn gewähren lassen, unterwarf aber um diese Zeit die keltische Bevölkerung von Armorika (der Bretagne). Von Gallien fehlte ihm nur noch der westgothische Theil, das Land südlich der Loire. Hier gebot, nach einer Reihe glänzender Könige, die seit Athaulf (§ 29) gefolgt waren, der schwache Alarich II., Theoderichs des Großen Schwiegersohn. Dem Chlodovech gab die Religion Vorwand und Stütze zu dieser neuen Eroberung. „Es ärgert mich, daß diese Ketzer den schönsten Theil Galliens inne haben, laßt uns mit Gottes Hilfe ausziehen, und ihn in unsere Gewalt bringen!" sprach er zu den Seinen. Trotz der Abmahnung und Drohung Theoderichs des Großen griff er den Alarich an; Gundobad folgte ihm, wohl als gezwungener Bundesgenosse. Die katholischen Welschen sammt der Priesterschaft waren für Chlodovech und gegen ihre arianischen Herren und bahnten ihm den Weg zum Siege*) unfern Poitiers (507). Alarich II. fiel, Chlodovech unterwarf sich alles Land bis zur Garonne. Da Theoderich der Große sich des jungen Amalrich, seines Enkels, annahm, blieb diesem der Süden Galliens bewahrt, die Provence aber ward zum Ostgothenreich gezogen und auch Avignon dem Gundobad entrissen. Von dieser Zeit an ward Spanien der Hauptsitz des noch immer blühenden Westgothen-Reichs (bis 711, § 41) und Toledo statt Toulouse Residenz.

§ 49. Um alle Franken unter seiner Herrschaft zu vereinen, unterwarf Chlodovech mit List und Mord auch die Reste derselben, die bisher selbständig unter kleinen Königen, seinen Verwandten, in dem alten Wohnsitze gesessen hatten. Dem Sohn des ribuarischen Königs Sigbert, der in der Alamannen-Schlacht verwundet worden war, ließ er sagen: „dein Vater ist lahm und zu alt, um noch König zu sein." Als der Sohn, den arglistigen Worten folgend, den Vater auf der Jagd im Buchenwalde**) hatte ermorden lassen, ließ ihn Chlodovech zur Blutrache erschlagen und sich von dem Stamme als König anerkennen. Gegen einen Andern reizte er seine Edlen durch Geschenke zum Abfall, schlug ihn dann Angesichts seines Heeres mit der Streitaxt nieder: bei jeder dieser Thaten hatte er ein treffendes Wort bereit, wie denn eine Art rohen Witzes schon jetzt diesem Stamme eigen ist. Als er seine ganze Sippe ausgerottet hatte, hörte man ihn oft klagen, daß er so freundlos und allein stünde — er that es aber nur aus Arglist, damit, wenn ihm jemand der Seinen entgangen wäre, dieser sich zeigen solle, damit er auch ihn wegräumen könne. Dennoch fiel dieser Gegensatz blutiger und grausamer Thaten mit dem Christenglauben, den er bekannte, in dieser wilden Zeit und bei diesem wildesten der germanischen Stämme Keinem auf; ja der Bischof Gregor von Tours, der Geschichtschreiber der alten Franken, sagt von ihm: „So fällte Gott täglich seine Feinde unter seiner Hand, darum, daß er mit rechtem Herzen vor ihm wandelte und that, was seinen Augen wohlgefiel." — Der oströmische Kaiser hatte sich beeilt, um bei ihm wie bei Theoderich dem Großen den Schein einer Oberhoheit zu retten, ihn gleichfalls zum Patricius zu machen. Stolz ritt Chlodovech in den Purpurmantel, der ihm von Constantinopel übersandt war, vor seinen Franken einher: denn noch immer übte der Name Roms und des Kaisers auch auf Barbaren etwas von jenem Zauber, den er so lange Jahrhunderte besessen hatte, und erst jetzt galt die

*) Fraglich, wo? bei Vouglé? (Cloué, Voullon?)
**) Die Buchonia (Vogelsberg in Hessen) der Bacenis des Cäsar? vgl. § 8.

Macht des Frankenkönigs auch in den Augen der Welschen als rechtmäßig. Chlodovech ist der Gründer des Frankenreiches: mit mancher Blutthat, aber mit ungewöhnlicher Kraft und Kühnheit hat er es aufgebaut. Es begann im Süden von der Garonne, folgte dem Zuge der Sevennen und der Côte d'or, griff dann nach Osten weit über den Rhein, gegen Neckar, Main und Werra hin, und umfaßte weiter nordwärts die niederrheinische Tiefebene bis zum Meer. Im Westen bildete der atlantische Ocean die Grenze. Dieses Reich umschloß also deutsche wie welsche Länder, wurzelte aber fest am alten heimischen Boden, aus dem er stets neue Kraft sog, und eben darum war ihm keine bloß vorübergehende Dauer beschieden, wie den Gothenherrschaften: sondern in ihm beginnt der mittelalterliche Staat, beginnt ein neues Leben, wo römische Form mit deutscher Kraft sich durchdringt. Chlodovech gebot von Paris aus, einer Stadt, die schon vor der Römer und Cäsars Zeit bestanden, über sein weites Reich. Hier starb er noch früh, 511, im 45. Jahre seines Lebens.

2. Die Merovinge.

§ 50. Chlodovech hinterließ vier Söhne, unter die, nach Frankenart, das Land getheilt ward, und auf die des Vaters blutiger und gewaltthätiger Sinn forterbte. Der älteste Sohn*), Theoderich, aus einer früheren heidnischen Ehe entsprossen, erhielt gleichwohl den Hauptantheil. Ihm fiel das ganze östliche, rein deutsche Land zu, das fortan unter dem Namen Austrasien begriffen wurde, und welches er von Metz aus beherrschte. Drei jüngere Brüder, Söhne der Chrotechildis, theilten das westliche, ursprünglich römische (welsche) Gebiet, das fortan Neustrien genannt wurde, und zwar so, daß Chlodomer von Orleans, Childebert von Paris und Chlotar von Soissons aus das umliegende Land beherrschten. Trotz der Theilung galt das Frankenreich als ein einiges, von Chlodovechs Nachkommen, dem Königsgeschlecht der Merovinge, beherrscht. Die Söhne vollbrachten dann auch gemeinschaftlich ihre Eroberungen.

§ 51. Im Thüringischen Reiche hatten die Söhne des Bisino (§ 44) ebenfalls getheilt; der älteste aber unter ihnen, Ermanfrid, vermählt mit einer Nichte Theoderichs des Großen, einer Frau aus dem Amalerstamm, hatte, von dieser gereizt, seine beiden Brüder verdrängt und erschlagen. Schon an diesen Vorgängen hatten Franken Theil genommen; jetzt klagten diese über Vertragsbruch und alte, noch ungerächte Grausamkeiten der Thüringe: „Greise seien unter Lastwagen gelegt und so ihnen die Glieder zermalmt worden, Knaben seien an den Flechsen der Sette an Bäumen aufgehängt worden." So war

*) Chlodovech † 511

Theoderich	Chlodomer † 524	Childebert † 534	Chlotar I. 561
Theodebert	Theodowald, Gunthar (von den Oheimen ermordet)		
Theodobald † 555			

Charibert	Guntram	Chilperich (Fredegunde)	Sigbert (Brunehilde)
		Chlotar II.	
		Dagobert † 638	Charibert u. s. w.

der Charakter auch der unvermischt gebliebenen deutschen Stämme entartet! — Deshalb machten sich von Chlodovechs Söhnen Theoderich und Chlotar zum Kriege wider Ermanfrid auf. Ermanfrid zog sich nach einer ersten Niederlage zurück, aber die Franken verzweifelten dennoch am Siege, bis sich die Sachsen ihnen zur Hilfe erboten. Beiden Völkern gelang es nun, das Thüringische Königreich zu stürzen. Die letzte Veste desselben, Burg-Scheidungen, ward erobert, Ermanfrid ergab sich dem Theoderich und wurde bald von diesem, als er arglos mit ihm auf den Mauern von Zülpich wandelte, meuchelmörderisch in die Tiefe gestürzt. So berichtet uns Gregor von Tours*); reicher ausgeschmückt, offenbar nach sächsischen Heldenliedern, erzählt die Geschichte Widukind von Corvei, ein sächsischer Chronist aus dem 10. Jahrhundert, der vom Ermanfrid und von seinem Rittersmanne Irinc einen ruhmvollen Untergang zu melden weiß. Beide lebten im deutschen Volksgesange fort und treten noch in dem Nibelungenliede auf, wo sie durch Hagens und Volkers Schwert gefällt werden. Sachsen und Franken theilten das Land, so daß die ersteren den Gau Nordthüringen zwischen Ocker, Harz, Bode, Elbe und die Gegend südlich vom Harz an der Saale, Helme und Unstrut erwarben, das übrige Land aber dem Frankenreiche unterthan ward, 531.

§ 52. Burgund war frei, so lange Gundobad lebte, bis 516. Ihm folgte sein Sohn Sigmund, der von der Kirche als Heiliger verehrt wird, und der das Kloster St. Moritz in Wallis, wo die heilige Lanze aufbewahrt ward, gegründet hat. Er war mit einer Tochter Theoderichs des Großen vermählt. Als sie früh starb, nahm er eine ihrer Dienerinnen zum Weibe, und als diese im Schmucke ihrer Herrin bäurisch einherstolzirte, ward sie von dem jungen Sigerich, dem Sohne der Verstorbenen, verhöhnt. Sie bewegte nun den Vater zur Ermordung des eigenen Sohnes, der im Schlafe erdrosselt wurde. Durch diese That hatte Sigmund nicht nur die Blutrache der Ostgothen, die bisher Burgund geschützt hatten, herausgefordert, sondern sich auch wehrlos gegen den Angriff der Franken gemacht. Die Söhne der Chrotechildis, Chlodomer, Childebert und Chlotar, griffen ihn an, 523, besiegten ihn, und Chlodomer ließ ihn, seine Gemahlin und seine Kinder in einen Brunnen werfen; er selbst aber fiel bald nachher im Kampfe gegen den Rest der Burgunden unter Godomar, Sigmunds Bruder. Childebert und Chlotar theilten nun sein Land, obwohl er zwei Knaben hinterlassen, die in Chrotechildis' Schutz geblieben waren. Diese ließen die Oheime nach Paris kommen und schickten dann der alten Mutter ein Schwert und eine Scheere, um damit anzufragen, ob die Söhne getödtet oder geschoren und in ein Kloster gestoßen werden sollten. „Eher mögen sie sterben", rief Chrotechildis, und in dem Burghofe zu Paris schlachtete sie der blutige Chlotar mit eigener Hand trotz ihrer rührenden Bitten. So herrschte Mord und Verbrechen im Hause der Merovinge. Während dessen hielt sich Godomar noch acht Jahre, ehe er fiel (532). Da besetzten die Franken das Land, und Burgund war fortan neben Austrasien und Neustrien ein dritter Theil des Frankenreiches.

§ 53. An dem Todeskampfe der Ostgothen in Italien (§ 40) betheiligten sich zu neuen Eroberungen auch die Franken, indem sie treulos bald zu den Gothen, bald zu den Oströmern hielten. Dabei gewannen sie auch noch den letzten Theil Alamanniens, der, wie oben gezeigt, einst zu Theoderich sich gewandt hatte, und die Provence. Nach dem Fall der Ostgothen (553) kamen auch die Baiern unter ihrem Herzogshause, den Agilulfingern, in ein Abhängigkeitsverhältniß zu den Franken.

*) Der freilich von einer Theilnahme der Sachsen nichts erzählt.

Da das Geschlecht der übrigen Söhne Chlodovechs rasch endete, und Chlotar alle Anderen überlebte, so kam unter ihm das ganze große Frankenreich noch einmal unter einen Herrn. Als er starb, 561, theilten seine Söhne von Neuem, und wieder ward Bruderkrieg und Blutvergießen allgemein im Frankenlande. Die Sitten verwilderten furchtbar, fast keine Volksgeschichte ist an Grausamkeiten, keine Fürstengeschichte an Verbrechen und Blutthaten reicher, als die der Franken und die der Merovinge. Vor allen zeichneten sich durch unauslöschliche Rachsucht zwei Königinnen aus, deren Gedächtniß durch ihre Verbrechen fortlebt. Chilperich und Sigbert, zwei Söhne Chlotars, hatten zwei Schwestern, westgothische Königstöchter, zu Weibern genommen, Galsuintha und Brunechildis. Chilperich aber hatte zuvor die Fredegunde, eine frühere Gemahlin niederer Herkunft, verstoßen; diese ermordete die Nebenbuhlerin und nahm bei dem schwachen Chilperich ihre Stelle wieder ein. Brunechildis trat zur Blutrache auf für ihre Schwester und reizte ihren Gemahl Sigbert zum Kampfe gegen den Bruder: es folgte eine Reihe von Schlachten und Blutthaten, Brunechildis ließ zuletzt ihren eigenen Gemahl, den Sigbert, ermorden, aber erst, als fast das ganze Geschlecht sich in gegenseitigem Wüthen vernichtet hatte, und die greise Brunechildis zuletzt nach langer Marter und Verhöhnung am Schweife eines wilden Pferdes zu Tode geschleift war, kam mit ihrem Besieger, dem Sohne Chilperichs, Chlotar II., 613—628, dem Frankenreiche Friede. Er beherrschte noch einmal allein das ganze Gebiet. Ihm folgten seine Söhne Dagobert und Charibert. Letzterer erhielt in der Theilung nur ein kleines Gebiet von der Garonne bis zur Charente: von hier aus aber unterwarf er den letzten Theil des westgothischen Besitzes zwischen der Garonne und den Pyrenäen. Dies so erworbene Land blieb seinen Nachkommen als Herzogthum und ward Aquitanien genannt.

Von Dagobert an verläuft die Geschichte der Merovinge zwar ruhiger und weniger blutig, aber es war auch mit der Kraft des Geschlechts vorbei, und die Macht der Könige sank zum Schatten herab neben ihren großen Beamten. Die spätere Fabel stellte die Entartung des einst gewaltigen Geschlechts in einem Traumgesicht dar, das schon die Mutter Chlodovechs, die zauberkundige Basina, ihren Gatten habe sehen lassen: zuerst war ihrem Bunde mit Childerich ein Löwe entsprossen (Chlodovech), dann reißende Bären und Wölfe (seine Söhne und Enkel), zuletzt spielende Hündlein. Wenigstens trifft der Vergleich vollständig zu.

3. Uebergang vom Volksstaate zum Lehnsstaate. Die Kirche.

§ 54. Trotz aller dieser Zerrüttungen und Bürgerkriege war der fränkische Staat von Anfang an fester und dauerhafter begründet worden, als die anderen Germanenherrschaften bisher. Als Chlodovech zuerst den Syagrius besiegt hatte, ließ er zwar der welschen Bevölkerung ihren Grundbesitz: aber theils die Staatsländereien, theils die verlassenen Güter waren so groß, daß er doch sich und die Seinen reichlich bedenken konnte. Als er die Alamannen unterworfen hatte, hatte er den Landbesitz ihrer Edelinge und aller Gefangenen ebenfalls als Königstheil für sich genommen, und große Domänen (Krongüter) daraus gemacht. Aehnlich hatten die Söhne Chlodovechs später in Burgund, Thüringen und Baiern verfahren. So war das eroberte Land größtentheils Königsbeute und Königseigenthum geworden. Freilich hatte der König die Einzelnen seines Volkes, die ihm als Krieger zur Eroberung gefolgt waren, ebenfalls mit Landeigenthum bedenken müssen. Von dem besetzten Gebiet hatte jeder seinen Loostheil als freies Eigenthum bekommen, sein Alod, wie man es nannte. Aber

dazu gab der König aus der Menge seines Eigenthums, das er selbst nicht allein verwalten konnte, seinen Getreuen und Höchstgestellten noch Land, das ihm zwar eigen blieb, jenen aber zur Nutznießung gelehnt ward. Das nannte man ein Lehen (feudum, beneficium). Das Lehen gehörte also dem Landesherrn, der Belehnte (Vasall, Lehnsmann geheißen) besaß es nur aus dessen Milde, gewöhnlich jedoch, wenn er es nicht durch Treulosigkeit (Felonie) verwirkte, auf Lebenszeit. Er zahlte keine Abgabe davon, da Geld überhaupt selten war; er war nur zur Heeresfolge in jedem Streite verpflichtet, auch wenn dieser keine Volkssache betraf (wo die ganze Volksgemeinde noch befragt werden mußte), sondern ein rein persönlicher seines Lehnsherrn war; und er mußte an dem Hofe von Zeit zu Zeit erscheinen, d. h. Hofdienst leisten. So bildete sich im Frankenreiche das Lehnswesen (Feudalsystem) aus, die Grundlage, auf der alle Staaten*) im Mittelalter beruhten. — Das erobernde Frankenvolk war einst nur ein Heer unter seinem Heerkönig gewesen, dem zunächst seine Grafen untergeordnet waren (§ 16). Als alle seßhaft geworden waren, wurden diese bisher gleichsam Offiziere, nun auch Verwaltungsbeamte des Königs. Es gab Gaugrafen, Hundertgrafen, Dincgrafen, welche der König ernannte, und welche mit der Heerführung, der Einnahme der Krongefälle, dem Vorsitz bei Gericht, der Sorge für den Landfrieden betraut waren. Ueber den Grafen standen die Herzöge, theils als Oberanführer, theils als Stammesfürsten. — Die Franken hatten sich zum katholischen Christenthum gewandt, mithin war die bisherige Geistlichkeit geblieben. Diese waren, da Deutsche den Heerdienst vorzogen, fast ausnahmslos Welsche, d. i. römisch redende, der alten Bevölkerung angehörende Leute. Auch sie wurden nicht mit Geld, sondern mit Land besoldet; theils durch Schenkung, theils durch Belehnung bekamen die Kirchen Landbesitz. Den höheren Geistlichen, Bischöfen und Erzbischöfen, gab der König rings um ihre Cathedrale, d. i. ihre bischöfliche Hauptkirche, her ein Lehen, das sie den Ersten im Reiche gleichstellte. So traten dann auch Welsche (Romanen) in den Rath des Königs und in die Reihen des hohen fränkischen Adels und mischten sich mit ihm. Bald ward die Kirche reich und konnte ihrerseits kleine Lehen austheilen, ebenso wie die großen Adeligen dies konnten. Es entstanden so niedere Lehnsleute, die nicht für große Ländereien bei dem König, sondern für kleine bei der Kirche oder den Edlen zu Lehen gingen — der spätere niedere Adel neben dem höheren. — Die altgermanische Gemeinfreiheit, die sich auf echtes Eigenthum gründete, war in den eroberten Ländern, in Alamannien und Thüringen, schon sehr zusammengeschwunden, da die Besiegten das Eigenthum verloren hatten, und an dessen Stelle die großen Lehen des Königs getreten waren. Aber schon hielten auch unter den Franken selbst manche es für vortheihaft, ihr Eigenthum, ihr Alod, der Kirche oder großen Edlen zu übergeben und es als Lehen und zwar dann vergrößert zurückzuempfangen. So blieb von nun an im Frankenreiche die Zahl der freien Männer im steten Abnehmen, zumal da ein solches Dienstverhältniß der deutschen Anschauung nicht schimpflich galt.

§ 55. Ueber Allen im Frankenreiche stand der König. Das vorhandene Königsgeschlecht, noch nach altgermanischer Anschauung mit einem Schimmer priesterlicher Heiligkeit umkleidet (§ 14), blieb an der Spitze, bis es ausstarb; dann fiel das Wahlrecht dem Volke wieder zu. Noch huldigte man nach altgermanischer Weise durch Heben auf den Schild. Der König trug als Zeichen

*) Auch bei anderen Völkern, bei den Gothen, Langobarden ꝛc. kommen ähnliche Verhältnisse, aber doch nicht so entwickelt, vor.

seiner Herrschaft ums Haupt, von welchem die Locken lang und ungeschoren herabwallten, einen goldenen Ring, im Kriege trug er ihn um den Helm; in der Hand hielt er die Königsgerte, das spätere Scepter, einen langen, weißgeschälten, natürlich gewachsenen Stab. So zog er auf seinem mit Ochsen bespannten Wagen durch das Land, kehrte auf seinen Krongütern (Domänen, Pfalzen) ein und hielt, auf erhöhter Stelle sitzend, an jeder Gerichtsstätte selbst Gericht. Dann standen seine zu Hofdienst verpflichteten Lehnsleute, die Großen des Reiches, die Antrustionen, ihm zur Seite. Aus ihrer Mitte wurden auch die Aemter besetzt, die zur persönlichen Bedienung des Königs da waren: das Amt des Schatzmeisters oder Kämmerers, der die Kleinodien bewahrte; des Marschalkes, der die Pferde unter Aufsicht hatte; des Truchseß, der die Tafel des Königs besorgte, und des Schenken, der den Wein herbeischaffte und darreichte. Zu diesen vier Aemtern kamen dann noch das der Pfalzgrafen, die auf den königlichen Pfalzen in des Königs Abwesenheit die königlichen Rechte, vor Allem das Gericht übten, und das des Majordomus, der das Rittergefolge des Königs führte und bald auch auf die Austheilung und Einziehung der Lehen einen großen Einfluß erhielt. Letzteres Amt war bald das wichtigste im Reiche.

§ 56. So war der ursprüngliche Zustand der Germanen, wie wir ihn durch Tacitus kennen lernten (§ 14—16), bereits weit verändert. Aus den freien Männern in ihren Gemeinde- und Gauverbänden waren zuerst während der Völkerwanderung erobernde Heermänner geworden, die einen Theil des gewonnenen Landes in Privatbesitz nahmen (§ 37). Aus diesen wieder waren im Frankenreiche Lehnsmänner des Königs geworden, der als der höchste Grundbesitzer des Reiches galt. Aber eben das Lehnsverhältniß bildete gleichsam ein Flechtwerk, was damals die, nach vereinzeltem, freiem Dasein strebenden Germanen, die dem spröden Stoffe ihres Charakters zufolge schlecht zum Zusammenhalten, also auch schlecht zu einer Staatsbildung geeignet waren, in ein Ganzes verwebte: und so begann eben auf Grundlage der Lehnsverfassung zuerst sich ein Staat zu bilden, der den Namen eines Reiches verdient, weil in ihm eine einheitliche Leitung und eine Alles umfassende Ordnung bestand. — Von hohem Einfluß war auf diesen Staat jetzt schon die Kirche, deren Bischöfe von dem nun katholischen Könige eingesetzt wurden. Noch zwar war ihr Zusammenhang mit Rom und dem Papste ein geringer. Aber sie hielt doch einen Rest der römischen Bildung, hielt die lateinische Sprache fest, und, so roh sie selber sein mochte, gegenüber den wilden und grausamen Franken erschien sie als eine Fürsprecherin der Milde und Sittlichkeit. Oft genug bat ein Priester bei einem grausamen fränkischen Herrn für einen gemißhandelten Sclaven, hier und da rührte das Wort eines Bischofs einen frevelhaften König. Vor Allem aber boten die Kirchen den Verfolgten aller Art eine Zuflucht; sie hatten, wie man es nannte, das Asylrecht. Nicht bloß Altar und Tempel selbst, sondern der ganze heilige Bezirk von Höfen, Gebäuden und was sonst dazu gehörte, galt für unverletzlich. Man hätte geglaubt, die Rache des Schutzheiligen, die sich in schreckenden Wundern offenbarte, herauszufordern, wenn man diesen Gottesfrieden gebrochen hätte; und ehe belagerte man solch ein Asyl lange Zeit, wie z. B. Chilperich (§ 53) es that, als sein Sohn Merovech sich vor ihm in die Kirche des Heiligen Martin von Tours geflüchtet hatte. Besonders dieser Heilige und sein Asyl galt den Franken hoch, schon seit Chlodovechs Zeiten. So übte die Kirche, wenn auch nur langsam, einen erziehenden Einfluß über ein Volk, das wohl den Namen Christen, sonst aber schlimmere Sitten als die altgermanischen Heiden hatte.

4. Das Amt des Majordomus in der Familie der Pippiniden.

§ 57. Das wichtige Amt eines Majordomus (§ 55), welches in jedem der Haupttheile des Frankenreiches, in Austrasien, Neustrien und Burgund bestand, kam in Austrasien seit Dagobert I. an Pippin von Landen, einen Mann aus einer Familie fränkischer Edelinge, die den Merovingen verwandt war, und große Stammgüter an der Maas in der Umgegend von Namur, Lüttich und Maestricht besaß. Der Einfluß eines Majordomus war bereits so groß, daß Grimoald, Pippins Sohn und der Erbe seines Amtes und seines Ansehens, den Versuch machte, seinen Sohn Childebert auf den Thron der Frankenkönige zu heben. Aber noch überwog bei den fränkischen Großen die Ehrfurcht gegen ihr altes Königsgeschlecht, und Vater und Sohn büßten den Versuch mit dem Leben (656). Es blieben nur zwei Schwestern Grimoalds, Gertrud und Begga, als Erbinnen der großen Güter. Letztere war mit Anchises (Ansegisel), dem Sohne des Bischofs Arnulf von Metz, vermählt; und diese Ehe war eins von den Beispielen, daß sich eine große fränkische Familie mit einer welschen, die durch kirchliche Würden in Ansehen stand, verbunden hatte; romanisches und deutsches Blut mischten sich also in der Familie der Pippiniden. Aus dieser Ehe entsproß Pippin von Heristal, der die gesammten Güter des Geschlechts erbte und wieder Majordomus in Austrasien wurde. Dieser wagte schon einen Krieg gegen den König und den Majordomus von Neustrien, schlug sie bei Testri, 687, in der Nähe von St. Quentin, und ließ sich nun auch hier zum Majordomus ernennen, so daß er diese Gewalt in allen drei Reichen besaß. Die Vertheilung sämmtlicher, dem Könige wieder heimgefallener Lehen hing von ihm ab, und er konnte schon sich Herzog und Fürst (dux et princeps) der Franken nennen. Aber er schonte, durch das Beispiel seines Ahnherrn belehrt, die königliche Würde der Merovinge und begnügte sich, die Macht derselben zu besitzen. Diese ging bei seinem Tode auf seinen Sohn, Karl Martell, über, der freilich erst harte Kämpfe in seiner eignen Familie, gegen die heidnischen Friesen und im Frankenreiche zu bestehen hatte, ehe er sie völlig gewann. Aber er zeigte sich so großer Gewalt würdig. Die Herzöge der dem Frankenreich zugewandten Völker, von Aquitanien, Alamannien, Baiern und Thüringen, waren nicht gewillt, dem Majordomus wie einst dem Könige zu gehorchen. Es schien, als sollte mit dem Sinken des merovingischen Königthums auch das Frankenreich wieder in Stämme und Völkerschaften auseinanderfallen. Aber Karl erzwang sich Ansehen, und er und sein Geschlecht war bald dem Frankenreiche mehr, als ihm die Merovinge je gewesen waren.

§ 58. Einen Aufstand in Aquitanien nemlich benutzten die Araber, in's Frankenland einzufallen. — Diese, von ihrer neuen Religion begeistert, hatten, wie wir gesehen haben, im Fluge von ihrer wüsten Halbinsel über Aegypten und Nordafrika sich verbreitet; von da aus hatten sie 711 das Westgothenreich gestürzt und fast ganz Spanien erobert (§ 41). Jetzt ging, unter dem Emir Abderrhaman, ihr Angriff weiter auch auf das Frankenreich. Zwei jugendlich kräftige Völker, zwei noch in der Entwicklung begriffene Religionen begegneten sich: es mußte sich zeigen, ob fernerhin arabisch-muhamedanisches, ob germanisch-christliches Wesen den Sieg davon tragen sollte. Karl Martell bot die fränkischen Lehnsträger, vor Allem die Austrasier, d. h. die rein deutschen Stämme des Reiches, auf. Bei Poitiers kam es 732 zu einer großen Schlacht, die an Furchtbarkeit und Bedeutung kaum jener großen Hunnenschlacht auf den catalaunischen Feldern nachstand: sechs

Tage lang lag man gegen einander, endlich am siebenten behauptete den Sieg Karl, den man seitdem Martell, d. i. der Hammer, nannte: er war der Retter des abendländischen Christenthums und der germanischen Selbständigkeit geworden. Später rang er den Sarazenen auch die Gegenden an dem untern Rhone ab, die sie mit Hilfe aufständischer burgundischer Großen lange besetzt gehalten, indem er sie ein zweites Mal bei Narbonne schlug und Avignon wieder eroberte.

So gewaltig herrschte Karl Martell, daß er auch um die Reste der alten fränkischen Volksfreiheit ein festeres Band schmieden konnte. Ehedem traten alle freien Franken einmal im Jahre, und zwar im Frühling, auf dem sogenannten Märzfelde zusammen, beschlossen über Krieg oder übten Gericht unter dem Vorsitz ihrer Fürsten, nach alt germanischer Art (§. 15). Seit Chlodovech berief der König zu diesen Tagen neben den Freien auch seine Lehnsleute. Die Letzteren waren ihm bald besonders wichtig, da diese auch ohne Volksbeschluß seine Kriege führten, und die Freien wurden bald hinter ihnen zurückgesetzt. Jetzt nöthigte Karl Martell auch die Freien zur Musterung auf dem Märzfelde und zur Heeresfolge, ohne ihren Willen weiter zu fragen. Die regelmäßige Versammlung verlegte dann sein Sohn Pippin später auf den Mai. Da hier als Lehnsträger alle Großen erschienen, weltliche und geistliche, so hatte man zugleich eine Art Reichstag zusammen, mit dem der König sich zu berathen pflegte. So verschwand die Gemeinfreiheit hinter den Einrichtungen des Lehnsstaates.

§ 59. Nach Karl Martells Tode (741) regierten seine beiden Söhne, Karlmann und Pippin, gemeinsam das Frankenreich. Noch immer ließen sie das Schattenbild eines Merovingerkönigs bestehen. Es war ein hartes, gewaltthätiges Geschlecht, das ein Unrecht nicht scheute, um zum Ziel zu gelangen. So kämpften sie bald gegen Verwandte, bald beugten sie nacheinander die Herzöge von Aquitanien, Alamannien und Baiern, die ihnen, wie einst ihrem Vater, widerstrebten. Neben der Gewaltthätigkeit stand dann oft plötzliche Bekehrung und mönchische Buße: so bei Karlmann, der sich aus dem wilden Treiben in das Kloster Monte Casino zurückzog. Pippin der Kurze (so nannte man ihn wegen seiner Gestalt) blieb seitdem an der Spitze sämmtlicher Franken.

Er erwarb zunächst die Freundschaft des Papstes. Die Päpste waren, seit die Langobarden Italien erobert hatten (§ 42), in ihrer Stadt Rom, die dem Namen nach dem oströmischen Reiche unterthan blieb und mit ihrer Umgegend einen Theil des Exarchats bildete, oft in harte Bedrängniß gerathen. Von Constantinopel her erhielten sie keinen Schutz; und die Langobarden ehrten den Nachfolger Petri nicht so, wie die ferner wohnenden Franken. Damals gefährdete nun eben der Langobardenkönig Aistulf wieder einmal den Papst, Zacharias, und drohte Rom ganz dem Langobardenreiche einzuverleiben. Zacharias suchte gegen die Langobarden die Franken und ihren mächtigen Majordomus Pippin zu Freunden und Beschützern zu gewinnen. Pippin aber ließ ihn fragen: Ob es zu billigen, daß derjenige König sei, der müßig zu Hause sitze und nicht derjenige, der die Mühen und Gefahren der Regierung trage? Papst Zacharias entschied zu Pippins Gunsten und heiligte durch sein kirchliches Ansehen die Entsetzung des letzten Merovingischen Königs. Doch scheinen auch die fränkischen Edeln jetzt zum Abfall von ihrem Könige williger gewesen zu sein, als ehemals. Pippin nahm also die Krone, 752 (oder 751); nach des Papstes Auftrag salbten ihn die großen Bischöfe des Frankenreiches, und das Frankenvolk hob ihn nach alter

Sitte jubelnd auf den Schild. Dem letzten Meroving, Childerich III., schor man die Königslocken und schickte ihn in's Kloster.

§ 60. So hatte Pippin ein neues Königthum der Franken gegründet, mit Hilfe des Papstes. Bald konnte er sich diesem dankbar erweisen. Zacharias' Nachfolger, Stephan III., abermals im Streit mit dem Langobardenkönige, kam zu Pippin nach St. Denys gereist. Er vollzog nun noch einmal selbst die Salbung an ihm und seinen Söhnen Karl und Karlmann. Dann führte ihn Pippin auf einem siegreichen Heereszuge gegen die Langobarden nach Rom zurück, 754 und 755, nahm den Langobarden das Exarchat und die Pentapolis und schenkte sie dem Heiligen Petrus, d. i. der römischen Kirche. Der Papst aber ernannte ihn zum Patricius von Rom, sprach ihm also eine Art Schutzherrschaft über Rom und die Kirche zu. Pippin herrschte kräftig über das Frankenreich bis zu seinem Tode 768.

5. Das Christenthum bei den Deutschen. Bonifazius.

§ 61. Bei der zunehmenden Verwilderung, welcher die Germanen durch ihre Wanderzüge, ihr Heerleben und durch die Bekanntschaft mit den Lastern und Genüssen der entarteten Römerwelt anheimfielen, bedurfte es einer neuen und höheren Kraft, die die Gemüther erhob, um den Völkerstamm, der von der Vorsehung zu großen Dingen berufen war, vor dem Verderben zu retten. Diese Macht war das Christenthum, welches allmählich die innigste Verbindung mit dem deutschen Geiste einging. Zwar waren die germanischen Stämme der Völkerwanderung meist alle ihrem Bekenntniß nach bereits Christen. Aber der neue Glaube hatte ihre Sitten bisher wenig berührt und geändert, und am wenigsten war dies bei den Franken der Fall, wie wir zur Genüge gesehen haben. Erst langsam und nur in der bestimmt ausgeprägten Form der römisch-katholischen Kirche begann er seinen Einfluß zu üben. Auch hierbei ging die kräftigste Wirkung von dem rein und unvermischt gebliebenen Deutschland auf das gesammte Frankreich aus.

Das innere Deutschland, d. h. das von Alamannen, Baiern, Thüringen, Sachsen und Friesen bewohnte Land, nahm an den Umwandlungen nur geringen Theil, welche die germanischen Stämme erfuhren, die sich im römischen Reiche Wohnsitze gesucht hatten. So war auch das Christenthum bis gegen das 6. Jahrhundert hin noch nicht zu ihnen gedrungen. Es waren Missionare von Irland, jener fernen Insel, welche damals wegen ihres christlichen Eifers eine Insel der Heiligen genannt ward, die sich aufmachten, diesen Stämmen den neuen Glauben zu predigen. Die Iren hatten das Christenthum früh, schon im 5. Jahrhundert, empfangen, hatten mit Rom und dem Papste wenig oder gar keinen Zusammenhang, und hatten mithin auch nicht die streng geordnete Verfassung, in der später die katholische Kirche auftrat. Die Männer, die auszogen, trieb die schlichte Liebe Christi zu ihrem Werk: es fehlte aber diesem Werke die nothwendige Einheit der Lenkung. Der thätigste dieser Missionare ist der heilige Columban, der zuerst auf den Vogesen unter den Alamannen das Kloster Luxeuil gründete, von dort aus die christliche Lehre verbreitete, und wie er den wilden Boden urbar machte, so auch in die wilden Gemüther des Volkes die Lehre Christi zu pflanzen suchte. Die schlimme Königin Brunechildis (§ 53) vertrieb ihn von hier. Er begab sich dann an den Bodensee. Noch lag hier alles Land weit und breit als Wald und Wüste, wozu es durch die Züge der Völkerwanderung geworden war. Hier, wo dann Bregenz wieder entstand, predigte

er den verkommenen Bewohnern des Landes, während seine Genossen deren Götzenbilder zerschlugen. Dann wanderte er selber über die Alpen, aber einer seiner Schüler, der heilige Gallus, der auf der Reise krank zurückgeblieben, gründete mitten in der Wildniß an der Steinach das Kloster St. Gallen. Columban starb bei den Langobarden im Kloster Bobbio am Apennin. In ähnlicher frommer und demüthiger Weise wirkten der heilige Fridolin im Kloster Seckingen am Rhein, der heilige Pirmin, Stifter des Klosters Reichenau am Bodensee, der heilige Kilian in Würzburg und ein Franke, der heilige Emmeram, im Baierland. Die beiden letzteren sind Märtyrer ihres Glaubens geworden.

§ 62. Aber diese irischen Missionen pflanzten nur hie und da: eine durchgreifende Arbeit geschah erst, als die Angelsachsen sich des Bekehrungswerkes annahmen. — Als nemlich dieses Volk Britannien erobert, hatte es sein altgermanisches Heidenthum wieder auf die bereits christliche Insel gebracht (§ 30, § 37). Dies dauerte anderthalbhundert Jahre. Der Papst Gregor der Große 590—604 (§ 43), den einst die Schönheit und Unschuld gefangener angelsächsischer Jünglinge, die in Rom als Sclaven verkauft werden sollten, zu christlichem Mitleid gerührt hatte, betrieb die Bekehrung der Angelsachsen. Ethelbert, ihr Oberkönig, war mit einer merovingischen, mithin katholischen Königstochter vermählt. Dieser nahm eine zahlreiche Mission, die Gregor sandte, günstig auf, und allmählich bekehrten sich alle Königreiche der Insel (§ 30). Bald ergriff nun die Angelsachsen ein Missionseifer, wie ihn bisher kein anderes germanisches Volk besessen, und zwar richtete sich die Thätigkeit derselben auf ihre noch unbekehrten deutschen Stammesbrüder. Es waren Männer edler Abkunft, oft von königlichem Geschlecht, die sich dem frommen Berufe weiheten. Sie faßten zunächst die Friesen in's Auge, die an der Küste ihnen gegenüber wohnten, und in der Sprache ihnen so nahe standen, daß es keines Dolmetschers zwischen ihnen bedurfte.

§ 63. Die Friesen waren ein freier, nach altgermanischer Weise in kleinen Gemeinwesen lebender Stamm. An der Spitze derselben standen Edelinge oder Fürsten, die man wohl fälschlich als Könige bezeichnet findet. Ihre Wohnsitze zogen sich vom Zuiderse fast den ganzen Nordseestrand entlang bis in's nördliche Schleswig; nur von der Weser bis zur Eider hin rührten die Sachsen unmittelbar an's Meer. Vor diesem Strande lag damals noch ein Kranz meist großer Inseln, die heute vor dem stürmisch andrängenden Meere fast schon zu Trümmern geworden sind, vom Texel an bis zur Insel Sylt im Norden. Diese Inseln bewohnten sie, außerdem hatten sie den besten Theil ihres Landes der See abgerungen und mußten ihn im beständigen Kampf mit derselben behaupten. Deiche, mit Recht von ihnen ein goldener Ring, geldene hôp, genannt, schützten das Land gegen die regelmäßige Wiederkehr der Fluth; dahinter lebte in seinen Marschen der freie Friese, dessen Hauptreichthum seine Heerden waren. Doch befuhr er auch auf seinen kleinen Schiffen die gefahrvolle Nordsee. Seit der Zeit Pippins von Heristal (§ 57) strebten die großen fränkischen Majoresdomus, auch dieses Volk, das ein unruhiger Nachbar war, zu unterwerfen. Karl Martell hatte seine ersten Kämpfe mit Friesen zu bestehen (§ 57), und sie belagerten ihn damals selbst noch in Köln. In den Grenzbezirken gelang es, sie zu unterwerfen. Die Franken mußten wünschen, daß die Friesen durch das Christenthum in einen ruhigeren Zustand kamen, und schon Karl Martell, noch mehr aber Pippin der Kurze unterstützten deshalb mit allen Kräften die angel-

sächsischen Missionare. Eben deshalb aber erschien das Christenthum den Friesen, wie später auch den Sachsen, als gleichbedeutend mit Unterwerfung und Knechtschaft: und am heftigsten unter ihnen widerstrebte Radbod, einer der großen Edelinge des Landes. Der bedeutendste der Missionare war Willibrord, nachdem ihm schon viele, wie Suidbertus am Niederrhein und Wilfrid und Wigbert an der Nordseeküste, vorausgegangen waren. Willibrord wirkte mit Erfolg und für ihn gründete Karl Martell das Bisthum Utrecht, als Stützpunkt der friesischen Mission.

§ 64. Unter seinen Genossen befand sich auch ein Jüngling aus edlem Geschlecht, Winfrid, geb. 680 zu Kirton in Devonshire, den schon früh eine tiefe Neigung zu klösterlichem Leben und zur Mission geführt hatte. Er kam gerade nach Friesland, als durch Radbod die heftigste Christenverfolgung erregt war, und arbeitete zwei Jahre lang fast fruchtlos. Er sah ein, daß, um erfolgreicher zu wirken, er sich ein anderes Arbeitsfeld suchen, vor Allem aber mit dem Papste in Verbindung treten müsse, in welchem er ohnehin, wie alle Angelsachsen, bereits das Haupt der ganzen Kirche verehrte. Er reiste nach Rom, und hier bestimmte ihn der Papst zur Mission unter den innern deutschen Stämmen. Er begab sich zuerst zu den Baiern und fand hier theils noch einige kümmerliche Reste des Christenthums aus der Römerzeit, theils unbedeutende Anfänge von den fränkischen Missionen her. Damals wirkte er besonders von Würzburg am Main aus, wo einst der heilige Kilian den Märtyrertod gefunden.

§ 65. Bei einer zweiten Reise ging er über Trier in das rheinische Frankenland, wo noch viel Heidenthum bestand, und lehrte besonders bei den Hessen. Hier gründete er als Stützpunkt seiner Arbeit das Kloster Amöneberg. Bei Geismar stand eine heilige, dem Donar geweihte Eiche. Winfrid fällte sie mit eigener Hand; sie fiel vor den Augen des erschrockenen Volkes, das sich nun schaarenweis bekehrte. Wieder rief ihn der Papst nach Rom, weihte ihn zum Bischofe und nannte ihn Bonifazius (723). Er dagegen verpflichtete sich ihm mit einem Eide, Alles, was er bekehren würde, unter Roms Gehorsam zu stellen. Fortan trat er als Kirchenfürst in Deutschland auf, demüthig zwar und doch gewaltig; zahlreiche Missionare, besonders Angelsachsen, wirkten unter ihm; Karl Martell und später Pippin unterstützten ihn auf's Beste. So ward ganz Hessen und Thüringen bekehrt, und Baiern im Christenthum befestigt und geläutert. Bonifazius brachte die römische Ordnung der Kirche nach Deutschland; er gründete Bisthümer als Mittelpunkte großer Sprengel (Diöcesen), in die das Land getheilt wurde; schon seit 732 stand er als Erzbischof Deutschlands über dem Ganzen. In Baiern ordnete er die Bisthümer: Salzburg, Freisingen, Eichstedt, Regensburg und Passau; in Franken: Würzburg; in Hessen: Büraburg und in Thüringen: Erfurt.*)

§ 66. An allen diesen Bischofssitzen erhob sich zunächst eine Kirche, daneben die bischöfliche Pfalz. Die Kirchen, anfänglich aus Holz, wurden später groß und prächtig gebaut, es wurden Dome (Cathedralen); um die bischöfliche Pfalz siedelten sich Handwerker an, meist unfreie Leute, aber auch

*) Beide letztere traten nicht in Kraft. An ihrer Statt wirkten die Klöster Fulda und Hersfeld, die unter Mainz gestellt waren. — Die Geistlichkeit, die um einen Dom sich anschloß, bildete das Domcapitel; aus der Mitte desselben wurde, bald durch gemeinschaftliche Wahl, bald durch Ernennung des Landesherrn, der Bischof gewählt. Mehrere Bisthümer zusammen bildeten dann später den erzbischöflichen Sprengel.

Freie und Edele zogen zu: so entstand um einen Bischofssitz bald eine Stadt. Bonifazius ist mithin nicht blos ein Lehrer des Christenthums für Deutschland, er ist auch der Gründer einer bürgerlichen Ordnung, der Verbreiter größerer Cultur. — Auch Klöster gründete er oder seine Schüler, meist in fruchtbarer Gegend, die man erst urbar machte. Von den Klöstern verbreitete sich Cultur des Bodens weit umher, sie waren die Stützen der Armuth, die gastlichen Herbergen für Pilger und Wanderer, und vor allem die Pflegestätten der Bildung, da die Mönche der Benediktinerregel (und andere gab es noch nicht) neben Handarbeit auch Bücher abschrieben und so vervielfältigten. — Bonifazius selbst lenkte von Mainz aus, dessen erzbischöflichen Stuhl er seit 747 einnahm, die ganze deutsche Kirche; dem Papste unterthan, doch nicht knechtisch, denn er rügte und tadelte ihn mit Freimuth, wo es nöthig war; mit Königen in Freundschaft, doch auch zu ihnen wie ein geistlicher Vater redend. So war er in seiner mehr als fürstlichen Stellung in der That ein Wohlthäter Deutschlands, der Apostel der Deutschen, wenngleich nicht mehr in dem einfachen Sinne des ersten Christenthums. Wie der Deutsche sich einst der Ordnung, Majestät und Herrlichkeit des römischen Reiches ehrfürchtig gebeugt hatte, so beugte er sich jetzt der Ordnung, Majestät und Pracht der römischen Kirche. In Bonifazius fand diese Ordnung den höchsten Ausdruck, und auf dieser Höhe ward es ihm zu Theil, in des Papstes Auftrag den neuen Frankenkönig Pippin zu salben und zu krönen (§ 59). Nur die Sachsen wehrten dem Christenthum den Eintritt: die Missionare, die sich zu ihnen wagten, wie die beiden Ewald, erschlugen sie.

§ 67. Noch war auch ein Theil der Friesen unbekehrt. Bonifazius, jetzt 74 Jahr alt, achtete sich nicht zu hoch noch zu bejahrt, um noch einmal das Werk seiner Jugend aufzunehmen. So reiste er in sein Bisthum Utrecht, das ihm nach Willibrords Tode ebenfalls übertragen war, den Rhein hinab: aber voll Todesahnung bereitete er zuvor das Leichentuch, in das er gehüllt sein wollte. Er predigte den Friesen mit gutem Erfolg. Sein Zelt stand zu Dokkum an der Borne, als eine wilde Schaar heidnischer Friesen, welche man zuerst für Bekehrte hielt, die zur Taufe kämen, aus dem Walde brach. Bonifazius verbot seinen Begleitern jeden Widerstand und fiel, das Evangelienbuch über das Haupt haltend, unter den Aexten der Mörder (754). Sein Leichnam ward ausgelöst und nach Mainz, später nach Fulda gebracht. Auf Deutschlands Entwickelung hat vor Karl dem Großen Niemand einen gewaltigern Einfluß geübt, als dieser Mann.

6. Karl der Große. 768—814.

§ 68. Nach Pippins Tode 768 folgten in dem bereits befestigten neuen Königthume seine beiden Söhne, Karl und Karlmann. Neben der gewaltigen Persönlichkeit des Ersteren tritt jedoch Karlmann, der auch schon nach drei Jahren starb, völlig zurück. — Schon Pippin hatte die ganze Macht des Reiches streng in seiner Hand zusammengefaßt. Nur noch Aquitanien (§ 53), Armorica (§ 48) und Baiern (§ 34) standen unter ihren Volksherzögen, alle übrigen Theile des Reiches wurden durch Grafen (§ 54) verwaltet. Den Einen dieser Herzöge, Hunold von Aquitanien, demüthigten und entsetzten noch beide Brüder gemeinsam 769. Vom Jahre 771 beginnt dann die Alleinherrschaft Karls.

§ 69. In Karl (dem Großen, wie ihn die Geschichte mit Recht zubenannt hat) ist der Begründer der staatlichen Ordnung für die gesammte

Germanenwelt erschienen. Seine Lebensaufgabe, die ihm von Anfang an feststand, war, alle deutschen Stämme in den einen fränkischen Reichsverband und in die eine christliche Kirche zusammenzufassen. Dem besten Theil nach ist sie ihm gelungen, und so hat er der nachfolgenden Zeit, dem ganzen Mittelalter, das Gepräge seines Geistes aufgedrückt. In Niemand stellt sich die echt deutsche Art der alten Zeit so herrlich dar, als in ihm. Als er die Krone erhielt, zählte er erst sechsundzwanzig Jahre, stand also in der Kraft und Blüte der Jugend. Er war von gewaltiger Körpergröße, eine Heldengestalt, und von nicht minder gewaltiger Körperkraft, so daß er beim fröhlichen Waidwerk den Kampf mit dem wilden Auerochsen in den Ardennenwäldern wie ein Spiel aufnahm; überhaupt von jener Lust an Krieg und Gefahr, wie sie den abenteuernden Heerkönigen der Völkerwanderung eigen gewesen; in den gewichtigen Dingen der Welt von jener Härte und Rücksichtslosigkeit, die noch keinem großen Manne gefehlt; und ebenso im kleinen Leben des Hauses und des täglichen Verkehrs von jener Milde, Heiterkeit und Frische des Gemüths, die so gerne Gefährten echter Größe sind. Alle diese Eigenschaften hatte er mit seinem Volke gemein; was ihn aber über dasselbe erhob, das war der weitschauende Geist, der dem alten Römerthum das Vorbild eines weltumfassenden Staates abgelernt hatte, und der dies Muster ohne knechtische Nachahmung dem so ganz andern germanischen Wesen anzupassen wußte. Und zwar ist dieser Geist, der sich in ihm offenbarte, um so wundervoller, weil Niemand nachweisen kann, wie er sich gebildet, wer ihn so gelehrt und erzogen hat; aus dem Dunkel seiner Zeit geht er, im eignen Lichte leuchtend, auf.

§ 70. Als Karl Alleinherrscher geworden, unternahm er sofort einen Eroberungskrieg gegen die Sachsen. In dieser Unternehmung aber ward er von einem Kriege gegen die Langobarden unterbrochen, welcher rascher zu Ende geführt ward, als jener, und der deshalb hier zuerst erzählt werden mag.

Karl und Karlmann waren Beide mit Töchtern des Langobardenkönigs Desiderius vermählt gewesen, trotzdem der Papst sich mit diesem Bunde von Anfang an sehr wenig zufrieden gezeigt hatte. Karlmann war seiner Gemahlin bis zu seinem Tode treu geblieben, Karl aber hatte die seine bald nach seinem Regierungsantritt verstoßen und sie ihrem Vater, dem Könige Desiderius, heimgesandt. Als Karlmann starb, hinterließ er zwei Söhne, die Karl mit Umgehung des strengen Rechtes, wenngleich nach alter Frankensitte und mit Zustimmung des gesammten Volkes, von der Erbfolge ausschloß. Mit diesen Kindern floh Karlmanns Wittwe gleichfalls zu Desiderius, und dieser erkannte dieselben als Frankenkönige an und verlangte vom Papste Hadrian, daß er sie als solche salben sollte. Der Papst aber hielt, wie seine Vorgänger, zu dem mächtigen Gebieter des Frankenreiches und weigerte sich, dies zu thun. Dafür bedrängte Desiderius ihn in Rom. Der Papst rief nun Karl um Hilfe an, der auch sogleich einen Feldzug unternahm und mit einem großen Heere, das er in Genf gesammelt hatte, über den St. Bernhard stieg. Desiderius flüchtete sich vor dem „eisernen Karl" in seine feste Hauptstadt Pavia. Karl aber besetzte, mit Hilfe einer päpstlich-fränkisch gesinnten Partei, den ganzen Norden Italiens. Dann wandte er sich nach Rom, wo ihn der Papst wie einen Erlöser empfing: „Gelobet sei der da kommt im Namen des Herrn!" tönten ihm die Lobgesänge entgegen. In St. Peters Dom feierte er das Osterfest (774) mit großer Andacht und Pracht. Im Frühling eroberte er dann Pavia, schickte den Desiderius sammt den Söhnen seines Bruders in's Kloster, und fügte die Langobarden dem

großen Frankenreiche bei, ohne ihnen jedoch ihr eigenes Recht, ja selbst ihre Herzöge zu nehmen. Karl herrschte jedoch nur bis zum Garigliano; von da an gen Süden, von einem Meere zum andern, im Herzogthum Benevent, blieben unter Arichis freie Langobarden, die die Gesandten Karls mit Falken auf der Faust stolz und prächtig auf der Treppe ihrer Burg empfingen; von goldenem Stuhl erhob sich der Herzog, und leistete — mehr aus Ehre, denn aus Furcht — Schwur und Gehorsam, womit sich Karl begnügte. Ebenso blieb Venedig frei. Auch des Desiderius Sohn, Adelgis, beugte sich nicht, sondern ging lieber in's Elend. Er war, wie ihn die Sage beschreibt, ein starker Jüngling, der in der Schlacht mit eiserner Stange seine Feinde niederschlug, und der einst unerkannt zu Pavia in dem ehemaligen Palaste seines Vaters sich mit Karl zu Tische setzte, Hirsch- und Rinder- und Bärenknochen wie Hanfstengel brach und das Mark daraus trank, wie es der Löwe thut bei seinem Mahle; zu spät erfuhr Karl, wer der Gast gewesen*). Als später zu Gunsten dieses Adelgis Aufstände ausbrachen, kam Karl zum zweiten und dritten Mal nach Italien (776, 787), und von der Zeit an wurden die Langobarden unter Grafen gestellt, wie das ganze Frankenreich, und das Lehnswesen trat auch hier in Kraft, durch welches besonders die Geistlichkeit großen Güterbesitz und Einfluß erhielt.

§ 71. Die Sachsen (§ 24) waren das einzige deutsche Volk, das noch außer dem Frankenreiche und ohne das Christenthum in alter Selbständigkeit fortlebte. Sie zerfielen in drei Stämme, die Westfalen, Engern und Ostfalen und ließen sich bei Opfer und Rath, in Gericht und im Krieg von ihren Edlingen leiten; sonst bildeten hier freie Männer, Frilinge, die Markgenossenschaften und Gaugemeinden (§ 15), die sich zum gesammten Volksthing nach Marklo an der Weser alljährlich versammelten. Da sie ihr Gebiet meist erobert hatten, standen unter den Frilingen zahlreiche Liten (§ 15), die einen dritten Stand bildeten, und endlich noch Leibeigene oder Hörige, die ohne Berechtigung in der Gemeinde lebten. — Die Sachsen waren wilden, freiheitstrotzigen Charakters; von ihren Feinden wurden sie grausam und treulos genannt. An den Grenzen waren sie gefährliche Räuber und dadurch lästige Störer der Ordnung und des Friedens im Frankenreiche. Es war eine Nothwendigkeit für Karl, dies Volk zu unterwerfen und zum Christenglauben zu bringen. Daher war, wie schon gesagt, der Sachsenkrieg seine erste Unternehmung und blieb die Hauptarbeit seines Lebens. Schon 772 machte er von Mainz aus einen siegreichen Zug in ihr Gebiet. Er zerstörte einen ihrer festen Sitze, die Eresburg (bei Stadtbergen an der Diemel), und brach ihr Heiligthum, die Irminsäule, am Eggegebirge; ja er zog bis zur Weser, und soweit er kam, unterwarfen sich die Sachsen und

*) Da sprach einer seiner Ritter: „Wenn Du mir, o Herr, Deinen Armring gäbest, so getraute ich mir ihn lebend oder todt zu bringen"; und so lief er dem Adelgis nach. Dieser war im Schiff den Ticino hinabgefahren. Jener ereilte ihn, hielt die Spangen hoch und winkte ihm zum Ufer: Karl sende ihm ein Gastgeschenk nach. Arglos ruderte Adelgis heran; da fiels ihm auf, daß jener ihm die Geschenke auf der Spitze des Speeres reiche. Alsbald warf er den Panzer über und den Schild vor: „Wenn Du mir auf der Schneide des Speers Geschenke bietest, so will ich sie auch auf der Schneide des Speers empfangen." So nahm er sie, und tauschte dann, zu stolz um sich von Karl etwas schenken zu lassen, seinen Armring dagegen. Diesen, und nicht den Adelgis, brachte der Ritter heim; als ihn aber der König anlegen wollte, fiel er ihm weit über den Arm bis auf die Schulter herab; da sprach Karl: „Es ist nicht zu verwundern, daß dieser Mann so gewaltige Krüfte hat."

(Nach Grimms Sagen und dem Chronicon Novalicienſe).

gelobten Treue. Als Karl aber in den folgenden Jahren den Feldzug gegen die Langobarden machte (§ 70), erhoben die Sachsen sich wieder insgesammt. Vor Allem entflammte sie ihr Herzog Widukind, der, erlaucht an Geschlecht und reich durch weiten Besitz, großen Einfluß auf das Volk übte, und von dessen Kühnheit und Schlauheit noch heute Sagen in Westfalen bestehen. Nach zwei neuen Feldzügen Karls gelobten endlich 777 alle sächsischen Edlen Treue und versprachen das Christenthum ungehindert predigen zu lassen. Doch hatte Widukind nicht geschworen, sondern befand sich flüchtig bei den stammverwandten, gleichfalls noch heidnischen Dänen. Krieg und Aufstand dauerten fort. Im Jahre 782 sandte der König ein starkes Frankenheer unter zwei Feldherren durch Sachsen, zur Unterwerfung der östlich von der Saale wohnenden Sorben; zugleich bot er den sächsischen Heerbann mit auf. Aber dieser wandte sich, trotzdem daß die Sachsen kurz zuvor auf's Neue Treue gelobt hatten, gegen das Frankenheer, und es ward sammt seinen Feldherren von ihnen am Süntel vernichtet. Karl eilte herbei und glaubte durch ein großes Blutgericht die Gemüther schrecken zu können: zu Verden an der Aller ließ er 4500 Sachsen die Köpfe abschlagen. Aber gerade diese blutige Strenge empörte die Sachsen; wie einst Armin gegen die Römer, so flog Widukind von Gau zu Gau und rief zu den Waffen. Karl hatte nun erst hart zu kämpfen. Zuletzt siegte er bei Detmold und dann noch einmal an der Hase (783), und nun endlich kam Widukind und bot Treue und Unterwerfung; Karl nahm ihn mit sich, und zu Attigny im nördlichen Frankreich empfing er die Taufe. Die Sage läßt ihn verkleidet in das Winterlager der Franken sich schleichen, welches Karl 785 zum erstenmale im Sachsenlande hielt, und, ergriffen von der Hoheit des Frankenkönigs und der Herrlichkeit des christlichen Gottesdienstes, sein trotziges Gemüth beugen. Damit war dem Widerstande der Sachsen die Seele genommen. Aber in einzelnen Aufständen glühte er noch immer fort. Als bei Gelegenheit des Avarenkrieges, wegen des drückenden Heerbanns und des an die Kirche zu entrichtenden Zehnten, nochmals eine Erhebung erfolgte, ließ Karl 10,000 Sachsen mit Weib und Kind in fränkische Gegenden abführen und legte dagegen Frankencolonien im Sachsenlande an. Von nun an genügten bewaffnete Züge Karls hin und wieder durch die Sachsengauen, um deren Bewohner in Frieden und Gehorsam zu halten. Im Jahre 797 wurde zu Aachen in einem eigens dazu erlassenen Capitulare die Volksversammlung der Sachsen aufgehoben, der Heerbann eingeführt und das ganze Gebiet unter die fränkische Verfassungsform gestellt (siehe unten). Im Jahre 804 erfolgte dann die letzte Wegführung*). Selbst die Nordalbingischen Sachsen (im heutigen Holstein) fügten sich, nachdem auch die ihnen Hilfe leistenden Dänen zurückgeschlagen waren, und 810 wurde die Eider als die Nordgrenze des Frankenreiches bestimmt.

§ 72. Da das Christenthum mit der Herrschaft eines fremden Stammes und mit blutiger Strenge kam, so hatte der Sachse es gehaßt, wie die Knechtschaft selbst. Auch daß er, der freie Mann, der Kirche den Zehnten, also eine Abgabe zahlen sollte, hatte ihn empört. Karl mußte deshalb Sorgfalt anwenden, daß der neue Glaube fest einwurzele, und erreichte dies nach der Weise des Bonifazius (§ 65) durch Gründung von Bisthümern. So entstanden unter ihm und seinem Sohne folgende Bisthümer im Sachsenlande: in Westfalen Münster, Paderborn und Osnabrück, im Wesergebiet

*) Während der meist angeführte Vertrag von Selz (803) zweifelhaft ist.

Bremen (gegründet 788) Minden und Verden; weiter nach Osten Hildesheim und Halberstadt. Auch aus diesen Bischofssitzen erwuchsen im Laufe der Zeit blühende Städte. Die Sachsen aber, die erst nach so hartnäckigem Widerstreben den Christenglauben aufgenommen, gewannen denselben bald lieb, und kaum ein Menschenalter nach ihrer Unterwerfung ging aus ihrer Mitte das innige Gedicht vom Heiland, Heliand, hervor, welches in ihrer Sprache, das alte Niederdeutsche oder Altsächsische, das Evangelium dichterisch übertrug. Sie waren fortan einer der tüchtigsten Stämme des großen Reiches: Karl stellte sie an Unabhängigkeit den Franken gleich; Sitten und Bräuche der Vorfahren behielten sie in zäher Eigenthümlichkeit; zunächst auch fand das fränkische Lehnswesen keine Stelle unter ihnen.

§ 73. Nach dem Fall der Sachsen unterwarfen sich Karl dem Großen auch die noch freien, östlichen Friesen; die westlichen waren schon von Karl Martell und Pippin mit Glück bekämpft worden. Doch behielten sie ihre Rechte (Küren) und Karl gewährte ihnen, daß sie zu keiner Heeresfolge aufgeboten werden dürften; denn, so lautet es in ihrem Gesetz, „das ist Recht, daß der freie Friese auf keiner Heerfahrt weiter dürfe ziehen, als mit der Ebbe aus und mit der Flut zurück, wegen der Noth, daß er das Ufer alle Tage bewahren soll wider die salze See und die grimmen Seeräuber, mit fünf Waffen, mit dem Spaten und der Gabel (furka), mit Schild und Schwert und der Spitze des Speers." So blieben sie im Ganzen in ihrer Unabhängigkeit und Abgeschlossenheit.

§ 74. Zwischen diese bedeutendsten Unternehmungen König Karls fallen noch mehrere bemerkenswerthe Thaten und Feldzüge. Als Karl 777 in Paderborn im Sachsenlande verweilte, erschien ein Sarazenischer Fürst aus Saragossa in Spanien an seinem Hofe und bat ihn um Hilfe gegen seinen Chalifen Abderrhaman, der ihn zu vertreiben drohte. Das Reich der Araber nemlich, das seit dem Falle der Westgothen (§ 41) in Spanien bestand, litt bereits durch innere Streitigkeiten und durch Aufstände der großen Statthalter. Karl benutzte diese Gelegenheit zu einem Feldzuge über die Pyrenäen. Hier eroberte er 778 Pampeluna und Saragossa und unterwarf das Land bis zum Ebro. Trotz seines Sieges aber war der Rückzug des Königs nicht glücklich. In den Pyrenäen, im Thal von Roncesvalles, überfielen die Gebirgsbewohner, die Basken, den Nachtrab, der mit Beute beladen daherzog, und erschlugen mehrere der wackersten Edlen Karls. Unter diesen wird auch Ruotland oder Roland, Graf der Bretagne, genannt. Mehr wissen die ältesten Quellen nicht zu erzählen. Aber dieser Roland ward später ein Liebling der Sage, die ihn zum Neffen Karls des Großen macht, und, von dem schlimmen Ganelon verrathen, hier im Kampf mit den Ungläubigen den Heldentod sterben läßt.

§ 75. Die Baiern hatten, wie wir gesehen, allein noch im Frankenreiche einen Volksherzog an ihrer Spitze, den Agilulfinger (§ 53) Tassilo, der ohnehin mit Adelgis, dem vertriebenen langobardischen Königssohne (§ 70), verschwägert war, und mit diesem den Plan gemacht hatte, ihn wieder in sein Reich einzusetzen. Von Karl deshalb zur Rechenschaft gezogen und streng beobachtet, verband er sich mit den Avaren, denen damals auch die slavischen Stämme, Böhmen und Mähren, gehorchten. Karl aber kam ihm zuvor und nahm die Gelegenheit wahr, die letzte Herzogsgewalt, die sich bisher ziemlich selbständig gehalten, aufzuheben. Tassilo ward mit Weib und Kind in ein Kloster geschickt, und Baiern von nun an wie die übrigen Theile des Frankenreichs regiert, 788.

§ 76. Gegen die Avaren, jenes tartarische Volk, das sich seit dem Abzuge der Langobarden Ungarns bemächtigt hatte (§ 43), unternahm dann Karl 791 einen Feldzug. Er trieb sie bis tief in ihr Land zurück und sein Sohn Pippin eroberte einen ihrer „Ringe," Erdumwallungen, in welche sie ihre Beute zu bergen pflegten. Es war von da ab mit der Macht, bald auch mit dem Bestehen dieses Volkes zu Ende. Karl entriß ihnen das Land von der Ens bis zur Raab und schuf daraus die avarische Mark. Sie wurde mit bairischen Colonisten besetzt, und in kirchlicher Beziehung dem Erzbisthum Salzburg untergeordnet. In ihr liegen die ersten Keime des östreichischen Staates.

§ 77. Als die sächsische Eroberung für gesichert angesehen werden konnte, griffen Karls Pläne noch weiter. Das Land von der Elbe, Saale und dem Böhmerwald gegen Morgen, welches einst (§ 9) Deutsche bewohnt hatten, war nach dem Abzuge derselben während der Völkerwanderung von Slaven oder, wie sie die Deutschen nannten, von Wenden, eingenommen. Diese waren noch heidnisch und in viele Völkerschaften getheilt. Im heutigen Mecklenburgischen wohnten die Abodriten, im Brandenburgischen die Wilzen, östlich von der Saale die Sorben und im heutigen Böhmen, wie noch jetzt, die Czechen. Auch diese Völker hat Karl der Große versucht, in den Kirchen- und Reichsverband hineinzufügen, und hat damit ein Werk begonnen, das, wenn auch erst Jahrhunderte später, von der deutschen Nation vollendet worden ist; denn nach und nach sind hier die alten Grenzen bis zur Oder und Weichsel hin von uns wieder gewonnen worden. Karl war frühzeitig mit den Abodriten gegen die Sachsen, dann gegen die Wilzen verbündet. Gegen die letzteren machte er im Jahre 789 einen Feldzug, bis sie Unterwerfung gelobten. Auch Sorben und Böhmen traten in eine Art Abhängigkeit. Karl gründete gegen diese Slaven seine Grenzmarken und legte Burgen an; so Halle an der Saale, und an der Elbe Magdeburg und Büchen (wofür später Hamburg gewählt wurde). In der sächsischen Mark aber beruhen, wie wir später sehen werden, die ersten Keime des brandenburgisch-preußischen Staates.

Karls Reich begrenzte im Norden die Eider, im Osten die Elbe und Theiß, im Süden der Garigliano und Ebro. Es umschloß alle germanischen Stämme außer den Angelsachsen und den noch heidnischen skandinavischen Völkern, den Nordmannen. Dieser ganzen gewaltigen Macht gab er feste Gestaltung und Ordnung, und zum ersten Male dürfen wir in der deutschen Geschichte mit Recht von einem Reiche reden. Es ist das Karolinger- oder große Frankenreich.

7. Gründung des Reiches. Papst und Kaiser.

§ 78. Der Höhe, die Karl der Große eingenommen, fehlte noch der entsprechende Name; er ward gefunden, als er die Kaiserkrone empfing. Es war der Papst, der sie ihm verlieh, und der mit dem Segen der Kirche sie weihte.

Die Kirche hatte damals bereits eine festere innere Ordnung als das Reich. Aus der Mitte der Bischöfe, die als die Hirten und Lenker der einzelnen christlichen Gemeinden früh das bedeutendste Amt in denselben bekleideten, hatten sich solche mit besonderm Ansehen hervorgehoben, die in Gemeinden walteten, welche einst von den Aposteln gegründet waren. Dies betraf besonders Rom; denn hier hatten die heiligen Apostel Paulus und Petrus gelehrt und Beide, nach kirchlicher Ueberlieferung, hier den Märtyrer-

tod erlitten. Hier, meinte man, müsse auch der Quell der christlichen Lehre am reinsten strömen, und alle Gemeinden müßten darnach trachten, mit Rom in Einklang zu stehen. In den großen Glaubensstreitigkeiten, die vom 4. bis zum 9. Jahrhundert die Kirche bewegten, hatten die römischen Bischöfe stets fest an der orthodoxen, d. h. an der von den Concilien als rechtgläubig bezeichneten, Lehre gehalten. Größer noch ward nach dem Fall des weströmischen Reiches ihr Ansehen; denn die germanischen Eroberer waren, wie wir gesehen haben, Arianer, mithin Ketzer, während die altrömische oder welsche Bevölkerung zur orthodoxen katholischen Lehre hielt und ihren geistigen Schirmer in dem Bischof von Rom sah, der in der ehemaligen Hauptstadt der Welt thronte. Großgesinnte Bischöfe hoben dann das Ansehen ihres Stuhles noch durch den Werth ihrer Thaten: so jener Leo der Große, der den Attila zur Umkehr aus Italien bewog 452 (§ 32); so jener Gregor der Große (§ 43, § 62) 590—604, der die Angelsachsen bekehrte, und der dem katholischen Gottesdienste seine prächtigen Formen gab, durch die er auf die Gemüther des Volks so staunenerregend wirkte. Schon damals nannte man den römischen Bischof vorzugsweise Papst. — Seit die Franken unter Chlodovech zuerst unter den germanischen Völkern dem katholischen Glauben sich zugewandt, hatte eine besondere Freundschaft zwischen ihnen und Rom bestanden. Nun war aus ihrer Mitte das Reich hervorgegangen, das alle Germanen umfaßte, und die katholische, die römische Kirche war durch sie die überall herrschende geworden. Deshalb bestand schon ein enger Bund Pippins mit dem Papste, der seiner geraubten Krone die heilige Weihe gab; enger noch wurden die Beziehungen unter Karl dem Großen, und die Verbindung beider großen Mächte der damaligen Zeit, des Reiches und der Kirche, fand zuletzt in der Kaiserkrönung Karls ihren angemessenen Ausdruck.

§ 79. Als Karl 799 in Paderborn verweilte, kam zu ihm Papst Leo III., der in Rom von den Verwandten seines Vorgängers bei einer Prozession schwer mißhandelt worden und mit genauer Noth entwichen war. Man beschuldigte ihn mancher Verbrechen, und Karl ließ erst eine strenge Untersuchung zu seiner Reinigung anstellen. Dann führte er ihn mit einem Heere selbst nach Rom zurück. Hier nun geschah es, am Weihnachtstage, am Beginn des Jahres 800, daß in St. Peters Dom der Papst dem großen Frankenkönige die römische Kaiserkrone aufsetzte: alles Volk, das gegenwärtig war, rief: „Carolo Augusto, dem von Gott gekrönten, großen und friedebringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg!“

§ 80. Erst mit dieser Kaiserwürde erhielt die Macht Karls des Großen ihre volle Bedeutung. In den Augen der Völker war fortan das römische Reich, das einst die Welt beherrscht hatte, wieder erneuet. Der Kaiser stand an der Spitze des Reiches, das die ganze Christenheit umfassen sollte, und erschien als der oberste Herrscher und Beschirmer derselben. Von ihm ging alle irdische Macht, alles Regiment auf Erden aus und verbreitete sich die Stufen abwärts auf Könige, Herzöge, Grafen bis zum letzten Lehnsmann hinab. Ein neues Weltreich, aber ein christliches, war gegründet. Denn vor allen Dingen war der Kaiser ein Beschützer der christlichen Ordnung und des rechten christlichen Glaubens. In diesem Berufe fühlte er sich eigentlich Allen, aber keiner Nation besonders angehörig; doch waren es jetzt die Deutschen, wie einst die Römer, auf denen die neue Weltherrschaft beruhte. Aber der Gedanke des Kaiserthums, groß und schön an sich, war zu hoch, als daß er je verwirklicht werden konnte; selbst Karl der Große

gebot nicht über alle Christen, nicht einmal über alle christlichen Germanen. Denn neben ihm stand mit gleichen, wenn auch ohnmächtigen Ansprüchen der oströmische Kaiser, der in Konstantinopel residirte; und die Angelsachsen auf ihrer Insel blieben schon jetzt unabhängig von dem großen Reichsverband. Und was Karl der Große nicht erreichte, hat auch kein anderer Kaiser je nach ihm erreicht.

§ 81. Wie der Kaiser das weltliche Schwert führt, so führt der Papst das geistliche (wie man die beiden Gewalten in einem biblischen Bilde Luc. 22, 38 später bezeichnete); beide Schwerter sollten unvermischt bleiben. Noch galt der Papst in weltlicher Beziehung als des Kaisers Unterthan. Aber er war der geistliche Vater, aus dessen Hand der höchste irdische Herrscher ehrfürchtig die Krone empfing. So glich sich der Unterschied aus, und beide erschienen in einer gewissen Gleichheit neben einander. Der Papst stand an der Spitze des geistlichen Staates, der Kirche. Auch er war Quell aller geistlichen obrigkeitlichen Ordnung; Erzbischöfe, Bischöfe, bis zum untersten Cleriker (Geistlichen) hinab, hatten ihr kirchliches Ansehen von ihm herzuleiten. Reich und Kirche sollten sich unterstützen und in einander leben, wie Seele und Leib: Das Reich schützt die Kirche mit dem Schwert gegen alle Feinde, die Kirche heiligt jegliche Ordnung im Reich. So waren die beiden großen Gewalten des Mittelalters geschaffen, die jetzt noch im Frieden zusammen wirkten, wie sie sollten, und sich in gegenseitigem, richtigem und schönem Gleichgewicht hielten.

8. Innere Gestalt des Frankenreiches unter Karl dem Großen.

§ 82. In dem großen Reiche waltete nun eine ähnliche, aber verbesserte Ordnung als wie ehedem unter der Merowingerherrschaft. Die alten Herzogthümer, mit ihren Volksherzogen an der Spitze, die zu sehr an die Selbständigkeit der einzelnen Stämme erinnerten, waren aufgelöst. Statt dessen war das ganze Reich in Gaue eingetheilt, über welche Gaugrafen gesetzt waren, und die Gaue wieder in kleinere Bezirke, die den alten Hundertschaften (§ 15) entsprachen, und die unter der Verwaltung von Centgrafen standen. Der Gaugraf saß alle Monat, umgeben von 7—12 Schöffen, die aus den ansehnlichsten Männern des Gaues gewählt waren, an des Königs Statt zu Gericht und sprach zu Recht, wo es sich um Leben, Freiheit und echtes Eigenthum handelte; im Kriege führte er den Heerbann des Gaues. Der Centgraf richtete allwöchentlich die kleineren Angelegenheiten seines Bezirkes. Längs den Grenzen hin bestanden die Marken, über welche Markgrafen gesetzt waren mit ausgedehnteren Vollmachten, als sie die Gaugrafen hatten. Die Marken waren gewissermaßen Militärgrenzen, zur Vertheidigung des Reichs wie zum Angriff eingerichtet. Die hier Angesiedelten waren unmittelbare Vasallen des Königs, die der Markgraf zu allen Zeiten zum Heerdienst entbieten konnte. Solche Marken waren an der Ostgrenze: Friaul, die windische Mark (gegen Kärnthen), Steiermark, die avarische Mark oder spätere bairische Ostmark, der Nordgau (zwischen Donau und Fichtelgebirge), die thüringischen und sächsischen Marken. Auf seinen Domänen hatte der König seine Vögte, die diese verwalteten, und seine Schultheißen, die in seinem Namen das Recht sprachen. Erst später trat hier die neue Würde der Pfalzgrafen ein. Zur Beaufsichtigung aller dieser Beamten kamen alle Vierteljahre auf des Königs Befehl zwei besondere Sendgrafen, ein geistlicher und ein welt-

licher Großer. Die Besoldung der Grafen aber bestand nicht in Geld, sondern in Land, das zu Lehen gegeben ward.

§ 83. Im Kriege entbot der König seine Lehnsträger oder Vasallen, die dann mit ihren Leuten zu ihm stießen. Zu diesen Vasallen gehörte auch die Geistlichkeit — Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte — die aber die Heeresfolge der geistlichen Sitte nach nicht selbst leisten sollten (obwohl dies doch oft in späteren Zeiten vorkam), sondern ihre Vögte hatten, die ihre Mannschaft in's Feld führten. Außerdem aber ward der Heerbann der Freien aufgeboten und rückte unter den Gau- und Centgrafen in's Feld. Der Freie diente, je nach seinem Reichthume, zu Roß oder zu Fuß; von den ärmeren rüsteten je drei oder fünf einen kampffertigen Mann aus. Da es keinen Sold gab, sondern jeder sich selbst unterhalten mußte, so war für diese der Kriegsdienst drückend. Dazu kam, daß die Grafen bei der Aushebung sich doch manche Willkürlichkeiten erlaubten. Und gerade darin lag die Ursache, daß auch jetzt mancher freie Mann, um solchen Plagen zu entgehen, lieber sein Eigenthum von einem größern geistlichen oder weltlichen Herrn zu Lehen nahm und fortan dessen Mann wurde. — So stellte Karl zwar eine vorher bei den Deutschen unbekannte Ordnung und Einheit in seinem Reiche auf und verfügte zu allen Zeiten über ein großes schlagfertiges Heer; die alte Freiheit und Selbständigkeit aber des deutschen Gemeindelebens schwand dahin, und die Kraft des Reiches beruhte damals schon in den hohen und niederen Vasallen, d. h. in dem Adel. Karl der Große hielt zwar noch in jedem Frühjahr die alten Maifelder zur Versammlung aller Freien; doch überwogen schon die großen geistlichen und weltlichen Lehnsträger und unter ihrem Beirath erließ er seine Gesetze, die lateinisch abgefaßten Capitularien, die sich sowohl auf die kirchliche, wie die bürgerliche Ordnung bezogen. Bei diesen Versammlungen und bei den kleineren, die im Herbst noch einmal gehalten wurden, empfing der Kaiser die herkömmlichen Geschenke seiner Unterthanen, die man wie eine Art von Abgabe ansehen kann. — Sonst empfing er keine regelmäßige Steuer und bestritt seinen Hofstaat vor Allem aus dem Ertrage seiner Krongüter oder Domänen. Diese überblickte Karl, wie ein reicher Gutsbesitzer, selbst, ja er verschmähte es nicht vorzuschreiben, welche Obstarten und welche Blumen angepflanzt und wie große Vorräthe von Fleisch, Speck, Gemüse u. s. w. gehalten werden sollten. In den entfernteren Landschaften hielt er zur Beaufsichtigung seiner Krongüter und Lehen seine Kammerboten.

§ 84. Wie Theoderich der Große das Bild eines deutschen Heerkönigs aus der Zeit der Völkerwanderung, so ist Karl bei aller Einfachheit seines Wesens doch das rechte Bild der Vereinigung von kirchlicher und weltlicher Majestät, wie man sie von einem Kaiser erwartete. Er sorgte für das Größte und Kleinste, für das Fernste und Nächste zugleich. Wie er selber einfach war in seiner Kleidung und den leinenen Rock trug, den seine eigenen Töchter gewebt hatten, und den großen, warmen friesischen Mantel, so verlangte er auch von seiner Umgebung Einfachheit und verhöhnte seine Höflinge, wenn ihnen bei der rauhen Jagd die seidnen Flittern, die aus dem Morgenlande kamen, in Fetzen gingen. Unter den Freuden und Erholungen seines Hofes nahm die Jagd den ersten Platz ein; außerdem liebte er es auch, in den warmen Bädern von Aachen, welchen Ort er später allen andern vorzog, zu schwimmen. Beim Mahle ließ er sich vorlesen, verschmähte es auch nicht, selber mit den dazu bestimmten Mönchen Leseübungen anzustellen. Die Schulen, die er bei allen Klöstern anlegte, besuchte er selbst und lobte die fleißigen und

tadelte die trägen Schüler; auch den fränkischen Kirchengesang verbesserte er durch römische Gesangmeister und befahl, daß in der Landessprache gepredigt werde. So sorgte er für die allgemeine Volksbildung, indem er zugleich die eigne, in der Jugend vernachlässigte Bildung nachzuholen strebte. Er umgab sich mit gelehrten Männern, unter denen besonders Angelsachsen und vorzüglich der weise und fromme Alcuin hervorragten; noch in seinem Alter und selbst Nachts übte er die an's Schwert gewöhnte Hand zum Schreiben, und versuchte das Erlernen der griechischen Sprache, da er der lateinischen von Anfang an mächtig war. Auch die deutsche Sprache ehrte er, erfand mit seinen Freunden für die Monate, für die Winde u. s. w. deutsche Benennungen und trug Sorge, daß die alten Heldenlieder der deutschen Volksstämme aufgezeichnet wurden, die aber dann leider sein Sohn in mönchischem Eifer wieder hat zerstören lassen. Die Geistlichen hielt er in hohem Ansehen, erkannte ihnen im ganzen Frankenreiche den Zehnten zu und sorgte überall für geistliche Stiftungen, durch welche damals der Anbau des Bodens und die Gesittung befördert wurde. Dabei ernannte er die Bischöfe und Aebte meist selber. — Eine feste Residenz hatte Karl nicht; er zog durch das ganze Reich umher und kehrte in seinen Pfalzen ein; besonders gern verweilte er am Rhein, zu Ingelheim, Mainz, Nymwegen, und vor Allem, um der Bäder willen, zu Aachen, wo er ein prächtiges Königshaus und den herrlichen Dom hatte bauen lassen. Auch den Handel beförderte er eifrig, ließ Straßen anlegen und versuchte sogar, durch einen Canal Main und Donau zu verbinden. Doch lag der Handel fast einzig in den Händen der beweglichen Griechen, Araber und Juden, während der Deutsche, an Pflug oder Schwert gewöhnt, ihn noch verschmähte.

§ 85. So stand Karl hochgeehrt unter den Völkern der ganzen Welt. Damals gebot als Chalif mit gleicher Macht im Morgenlande Harun al Raschid zu Bagdad. Dieser begrüßte Karl durch eine Gesandtschaft und kunstreiche Geschenke, und Karl erwiederte solche Freundschaft. Auch die Könige der Nordmannen ehrten ihn in ähnlicher Weise, doch schätzte er eine gute Schwertklinge mehr als ihr Gold. Von Karls des Großen Persönlichkeit und seinem Privatleben hat uns Einhart, ein Mann, den Karl an seinem Hofe erzogen hatte, und dem er der Sage nach dann eine seiner Töchter zur Ehe gab, ein lebhaftes Bild entworfen. Groß und stark gebaut, maß er von den Zehen zum Scheitel siebenmal die Länge seines eignen Fußes; seine Stirn war frei, seine Augen sehr groß und lebhaft, seine Haare reich und schön, sein Angesicht heiter und froh. Die Sage weiß dies Bild noch erhabener zu zeichnen. So heißt es im Rolandsliede: „Seine Augen leuchteten wie der Morgenstern, der Glanz seines Angesichts blendete, wie die Sonne um Mittag; den Feinden war er schrecklich, den Armen traulich, im Kriege sieghaft, dem Verbrecher gnädig, Gott ergeben, ein rechter Richter, der die Rechte alle kannte, und sie allem Volk lehrte, wie er sie von den Engeln gelernt hatte; und mit dem Schwerte endlich war er Gottes Knecht.“ Und wie Theoderich ein Mittelpunkt des alten Volksgesanges war, so wurde Karl der Große später Mittelpunkt jener künstlicheren, besonders von Geistlichen gedichteten Heldenlieder, in denen von ihm, von Roland und der Roncevalschlacht, wie von seinen zwölf Paladinen gesungen ward. —

Zweite Periode.

Von der Bildung des Reiches bis zum großen Interregnum.
Von 800—1254. Blüte des Reiches.

Deutsche Kaisergeschichte.

A. Die Karolingischen Reiche.

1. Ludwig der Fromme und seine Söhne. Vertrag von Verdun.

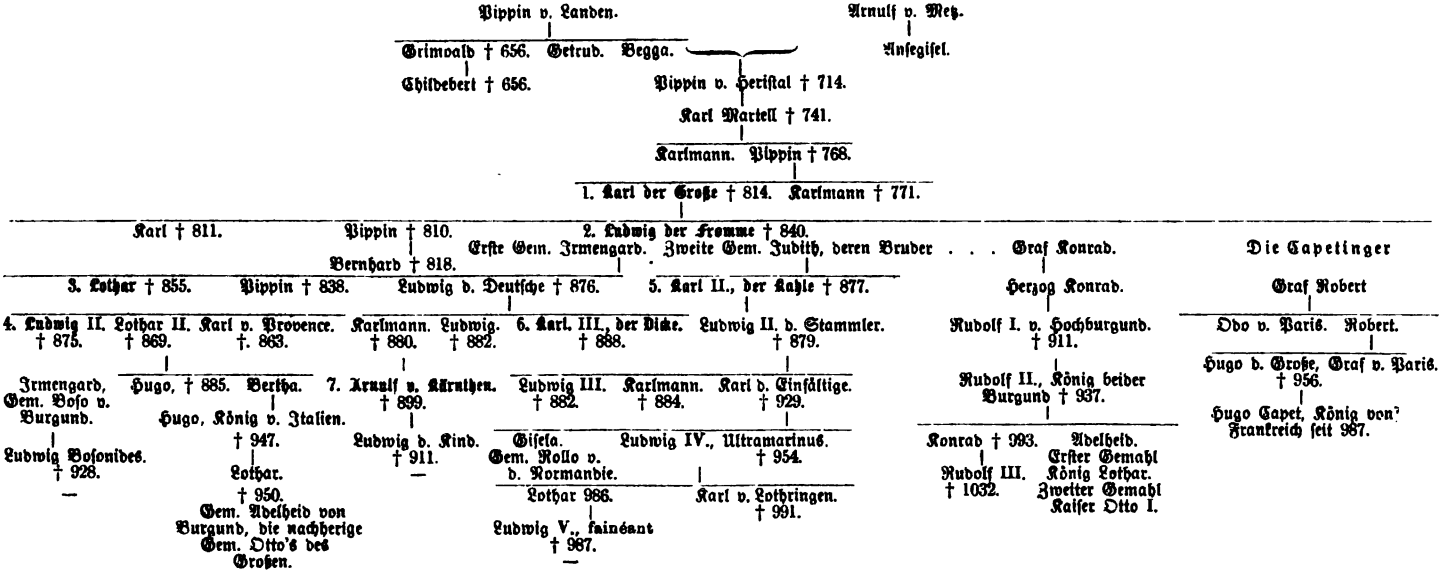
§ 86. Als Karl der Große*) sein Ende herannahen fühlte, übergab er im Dom zu Aachen in feierlicher Versammlung des Volkes und seiner Großen dem einzigen noch lebenden seiner Söhne, Ludwig, die Mitregentschaft. Nicht lange darauf starb er, am 28. Januar 814.

Ludwig, der in der Geschichte den Beinamen des Frommen führt, war der jüngste Sohn Karls des Großen; zwei ältere Brüder, an Muth und Heldensinn dem Vater ähnlicher denn er, waren vor ihm gestorben; er selbst war ganz in geistlichen Studien erzogen, und seines Herzens Neigung blieb auch auf dem Throne dem geistlichen Leben zugekehrt. Der fröhliche Hof Karls des Großen nahm ein mönchisches Gepräge an. Und auch nur für kirchliche Zwecke hat Ludwig bedeutend gewirkt. Dies geschah z. B. hinsichtlich der Mission nach dem skandinavischen Norden hin, die besonders vom Kloster Corvey an der Weser aus betrieben ward, und zu deren Stützpunkt Hamburg gegründet und als Erzbisthum mit dem schon länger bestehenden Bremen verbunden wurde. Der heilige Ansgarius, durch unermüdliche Thätigkeit unter den nördlichen Heiden ausgezeichnet, die aber damals noch geringe Früchte trug, war der erste Erzbischof auf diesem vereinigten, so wichtigen norddeutschen Stuhl. In der Leitung des Reiches zeigte Ludwig bald die größte Schwäche. Er ließ die strengen Ordnungen des Heerbannes, die Karl der Große geschaffen, nach, vergabte Zollfreiheiten und freie Gerichtsbarkeiten in Menge, und seine Nachsicht gegen die Lehnsträger war so groß, daß diese bereits ihre Lehen fast wie erblich betrachteten. Das Reich schien jetzt schon sich aufzulockern. Eine mächtige geistliche Partei aber, unter deren Einfluß er stand, veranlaßte ihn, um dem Uebel zu steuern, schon 817, obwohl er noch in männlichem Alter war, seine drei Söhne als Mitregenten zu berufen. Der älteste, Lothar, ward Mitkaiser, Pippin erhielt den Süden und Südwesten Galliens, besonders Aquitanien; Ludwig erhielt Baiern und Böhmen. Das übrige Land wollte der Vater mit Lothar gemeinsam regieren. So war eine Theilung vorgenommen; doch war mit ihr zugleich ein Vertrag verbunden, durch welchen das Kaiserthum und die Reichseinheit geschützt werden sollten. Denn Lothar war Mitkaiser, hatte bei weitem den größten Theil des Reiches zugewiesen erhalten, und die Brüder waren zu ihm nur wie Unterkönige, fast nur wie Statthalter gestellt.

§ 87. Noch lebte in Italien ein Sohn von Ludwigs des Frommen älterem Bruder Pippin, Bernhard geheißen, der bei der Theilung ganz unberücksichtigt geblieben war, und der darüber zürnend, sich gegen den Kaiser aufzulehnen drohte. Doch war die Kaisergewalt noch groß genug, daß Bernhard bald das

*) Vergleiche die Stammtafel auf der folgenden Seite.

Karolingiſche Stammtafel.*)



* Die Zahlen vor den Namen von Karl dem Großen an bedeuten die Reihenfolge der Kaiſer.

Vergebliche seines Versuches erkannte, und sich dem Oheim reuevoll unterwarf. Dieser saß mit seinen Großen und geistlichen Günstlingen über ihn zu Gericht und verurtheilte ihn zur grausamen Strafe der Blendung, an deren Folgen er starb. Bald quälten den Kaiser über diese That schwere Gewissensbisse; auch erschütterte der Tod seiner Gemahlin seine Seele. Am liebsten hätte er Zuflucht und Ruhe im Kloster gesucht; aber seine Günstlinge bestimmten ihn zu einer zweiten Heirath. Er vermählte sich mit Judith, aus einem mächtigen schwäbischen (dem welfischen) Hause, und diese gewann bald den größten Einfluß über ihn. Als sie ihm einen Sohn, Karl, nachmals der Kahle genannt, geboren hatte, wollte der Vater durch eine neue Theilung auch für diesen sorgen. Dagegen aber, und gegen einen neuen Günstling Ludwigs und der Kaiserin, Graf Bernhard aus der spanischen Mark, empörte sich zuerst mit Einverständniß der beiden anderen Brüder, Pippin; als aber Lothar die Frucht der Empörung allein erndten zu wollen schien, verschaffte der jüngste, Ludwig, an der Spitze der ostfränkischen, bairischen und sächsischen Großen dem Vater den Sieg. Durch eine abermalige Theilung suchte jedoch der Kaiser seinen Liebling Karl so sehr zu begünstigen, daß endlich 833 alle drei Brüder vereint gegen ihn zu den Waffen griffen, das Frankenreich ward der Schauplatz eines verbrecherischen Krieges der Söhne gegen den Vater. Noch hatte der alte Ludwig eine starke Partei, mit der er bei Colmar im Elsaß dem Heere der Söhne gegenüber lagerte. Der Papst, der bei den Zerrüttungen im Reiche schon wie ein Schiedsrichter anftrat, kam dort zu ihm, mit dem Schein der Unterhandlung und Versöhnung, ohne jedoch etwas auszurichten; denn heimlich gingen alle Großen im Heer bei nächtlicher Weile von dem Vater zu den Söhnen über. Da stand der alte Kaiser allein im öden Felde, das fortan das Lügenfeld geheißen ward. Dann ergab er sich den Söhnen; aber Lothar ließ ihn (um es ihm unmöglich zu machen, noch die Krone zu tragen) öffentlich in der Kirche im Bußgewande ein langes Verzeichniß seiner Sünden ablesen, so daß, entrüstet über solche Behandlung, die jüngeren Söhne wieder für den Vater aufstanden und diesen befreiten. Nun schien Frieden einzukehren, denn bis 838 ruhte der ruchlose Verwandtenkrieg. Aber der alte Kaiser suchte auf Kosten des jüngsten Sohnes erster Ehe, des deutschen Ludwig, von Neuem die Macht Karls des Kahlen zu mehren; und als Pippin um diese Zeit starb, auch dessen Antheil seinem Lieblinge zuzuwenden. Da griff Ludwig wieder zu den Waffen gegen den Vater: auf einem Zuge gegen ihn aber verschied der alte Kaiser auf einer Rheininsel bei Ingelheim 840 unter Thränen und Leid, doch mit Gesinnungen der Vergebung gegen die aufrührerischen Söhne.

§ 88. Nun suchte Lothar, als Kaiser, auch die Oberhoheit über das ganze Frankenreich in Anspruch zu nehmen. Ludwig der Deutsche dagegen und Karl der Kahle wollten nach der alten fränkischen Weise eine Theilung, und so kam es aufs Neue zum Bruderkriege. Lothar verband sich mit den nachgelassenen Söhnen seines Bruders Pippin, die man ganz von der Erbschaft hatte ausschließen wollen. Im Jahre 841 kam es zu Fontanet (jetzt Fontenaille nahe bei Auxerre) am „Bach der Burgundionen" zu einer großen Schlacht zwischen beiden Parteien: Lothar war besiegt, aber die ritterliche Streitmacht des Frankenreiches lag unter den Todten. Lange Zeit sträubte sich Lothar, ja er griff zu den verderblichsten Maßregeln. Er rief gegen seine Brüder zuerst die räuberischen Nordmannen in's Land und wiegelte die sächsischen Bauern auf, von Ludwig abzufallen und zum Heidenthum und zur alten Freiheit zurückzukehren. Endlich sah er, daß er nachgeben müsse: 843 im Vertrag zu Verdun versöhnte er sich mit seinen Brüdern, und man theilte

das Frankenreich. Lothar erhielt mit der Kaiserwürde Italien und einen langen Strich Landes vom Mittelmeer bis zur Nordsee, (längs den Flüssen Rhone, Saone, Rhein und Maas), und auch Frisland. Sein Reich ward so wunderlich gestaltet, weil man die beiden alten Hauptstädte Karls des Großen, Rom und Aachen, ihm mitgeben wollte. Was westlich davon lag, also vorwaltend das heutige Frankreich, erhielt Karl der Kahle, was östlich, Ludwig der Deutsche. Doch fielen diesem auf dem linken Rheinufer diejenigen Landschaften, die zum Erzstift Mainz gehörten, zu, also unter Anderem die Städte Mainz, Worms und Speyer. So zerfiel das Reich Karls des Großen fortan in drei Haupttheile: Italien mit Burgund, Frankreich (Westfranken) und Deutschland (Ostfranken).

2. Entstehung der romanischen Nationen. Die deutsche Sprache.

§ 89. Was der Kaiser und die hohe Geistlichkeit erstrebt hatten, die von Karl dem Großen begründete Einheit des abendländisch-christlichen Reiches aufrecht zu erhalten, das war mit dieser Theilung verloren. Aber erfolgt war, was kommen mußte: nemlich die Trennung des großen Reiches nach Nationen. Denn schon bildeten sich die romanischen Völkerschaften und schieden sich von den deutschen. Bei der Gründung des alten Frankenreiches durch Chlodovech hatten sich die Franken, als herrschender und grundbesitzender Adel, über das altrömische (welsche) Gallien verbreitet. Lange behielten diese ihre deutsche Eigenthümlichkeit, vor allem ihre Sprache. Als welsche Einflüsse wieder vorzuherrschen begannen, erneuerte Karl der Große das Uebergewicht des Germanischen. Seine Nachkommen, die karolingischen Könige, sprachen in Frankreich noch im 10. Jahrhundert an ihrem Hofe deutsch. Allmählich aber hatte die Landessprache der Welschen, ein verdorbenes Latein, das manches Wort und manche Formen aus dem Deutschen aufnahm, sich mehr und mehr auch über die ursprünglich deutschen Franken herrschend gemacht. Redete doch die Kirche dieselbe Sprache. So bildete sich im alten römischen Gallien aus der Vermischung des Lateinischen mit einigen deutschen Elementen die französische Sprache. In den deutschen Gebieten, im alten Austrasien, blieb natürlich die deutsche Sprache. Man nannte sie die Volkssprache (thiudisc oder diutisc), weil sie im Gegensatz stand gegen die Sprache der Kirche, das Latein, welches die vornehme und gelehrte war. Als im Jahre 842 Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle zu Straßburg ihren Bund gegen Lothar erneuten (§ 88), verstand sich beider Rittergefolge bereits nicht mehr; Ludwig leistete deshalb dem Adel des Westfrankenlandes seinen Eid in französischer Sprache, Karl dem des Ostfrankenlandes seinen Eid deutsch. Ludwig schwur im damaligen Romanisch:

Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, d'ist di in avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si salvaraieo cist meon fradre Karlo et in adiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist. etc.

Karl schwur im damaligen Deutsch:

In godes minna, ind in thes christiânes folches ind unser bêdhero gehaltnissî, fon thesemo dage frammordes, sô fram sô mir god gewizci indi mahd furgibit, sô haldih thesan minân bruodher, sôso man mit rehtu sînan bruodher scal u. s. w.*)

*) Beides heißt: Aus Liebe gegen Gott und wegen des christlichen Volkes und unser Beider Erhaltung von diesem Tage an fernerweit, so lange mir Gott Wissen und Kraft

So entstand nun das Französische, die älteste der romanischen Mischsprachen. — Ein ähnliches Verhältniß, wie in Gallien die Franken zu den Welschen hinsichtlich ihrer Sprache gehabt hatten, hatten die Langobarden in Italien. Auch diese gaben seit dem 10. Jahrhundert mehr und mehr die deutsche Sprache auf; hier entstand aus der Vermischung mit dem Lateinischen das spätere Italienische. Die Westgothen in Spanien, die damals vor der Arabermacht in die nördlichen Gebirge der Halbinsel gewichen waren, waren schon lange romanisch; sie hatten die spanische Sprache gebildet, die gleichfalls mit deutschen Elementen versetzt ist, und von der sich später, als die Christen erobernd gegen die Ungläubigen vordrangen, das Portugiesische abzweigte. — So wich zwar die deutsche Sprache aus den übrigen Ländern Europa's, aber nicht ohne in den genannten romanischen Sprachen die tiefen Spuren ihrer einstigen Herrschaft zurückgelassen zu haben.

§ 90. Die deutsche Sprache aber unterschied sich schon damals in die hoch- und niederdeutsche. Niederdeutsch (plattdeutsch) redeten die Sachsen. Als Beispiel, wie ihre Sprache, das Altsächsische (dem das Friesische und Angelsächsische nahe verwandt war), damals lautete, diene eine Probe aus dem oben (§ 72) erwähnten Gedichte, dem Heliand.

Thuo sia thâr an griete	dann sie da auf dem Grieße (Sand)
galgon rihtun	(einen) Galgen errichteten,
an them felde uppian,	auf dem Felde oben,
folc Judeonô,	(das) Volk der Juden,
bôm an berege,	(einen) Baum am Berge,
endi thâr an that barn godes	und daran das Kind Gottes
quelidun an crûcie.	quälten (sie) am Kreuze,
slôgun cald îsarn,	schlugen kalt Eisen
niwa naglôs	neue Nägel
nîthon scarpa	unten scharfe,
hardo mid hamuron	hart mit Hämmern
thuru is hendî enti fuotî,	durch seine Hände und Füße,
bittra bendî;	bittre Fesseln;
is blôd ran an ertha	sein Blut rann zur Erde,
drôr fan ûson drohtine etc.	das Blut von unserm Herrn u. s. w.

Das Hochdeutsche theilte sich nach den Stämmen in Dialecte; in das Fränkische, Alamannische, Bairische: doch überwiegt in dieser Zeit der erstere Dialect. Man nennt das Hochdeutsche bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts das Althochdeutsche. Als Probe desselben diene eine Stelle des Gedichtes Muspilli (Weltuntergang), auf welches oben (§ 18) hingedeutet ist, und welches wahrscheinlich Ludwig der Deutsche mit eigener Hand niedergeschrieben hat.*)

Der antichristo stêt pî demo altfiante,
stêt pî Satanâse der inan varsenkan scal;
scal er in deru unîcsteti uuntêr pivallan
enti in demo sinde sigalôs uuerdan.
sô daz Êliases pluot in erda kitriufit

verleiht, so halte ich diesen meinen Bruder (und will ihm zu Hilfe sein in jeder Sache) wie ein Mensch mit Recht seinem Bruder soll u. s. w.

*) Es ist im bairischen Dialect.

so inprinnant die pergâ, poum ni kistendit
einîc in erdu, ahâ artruknênt,
muor varsuuilhit sih, suilizôt lougiu
der himil, mâno vallit, prinnit mittilagart,
stên ni kistentit etc.

Der Antichrist steht bei dem Altfeinde,
steht bei dem Satan, der ihn versenken soll:
deshalb soll er auf der Kampfstätte wund hinfallen,
und für diesmal sieglos werden.
Wenn dann Elias' Blut auf die Erde träuft,
so entbrennen die Berge, Baum nicht besteht
ein einziger auf Erden, die Wasser vertrocknen,
das Meer verdampft, es glüht in Lohe
der Himmel, der Mond fällt, es brennt Mittelgart (die Welt § 18),
kein Stein bleibt fest u. s. w.

3. Verfall der Karolingischen Reiche.

§ 91. Hinfort beschränkt sich der Kreis der deutschen Geschichte auf die eigentlich deutsch redenden Lande. Es bleibt nur noch übrig, das Geschick der Karolinger-Reiche im Ganzen zu überblicken.

Am frühesten erlosch die gerade Linie Karls des Großen in Italien. Lothar nemlich starb 855, sein Sohn Ludwig II., auf den Italien und die Kaiserwürde übergingen, starb erblos 875. Ein anderer Sohn desselben, Lothar II., der nach des Vaters Tode die nördlichen Lande zwischen Rhein und Maas bis zum Meere bekommen hatte, die nach ihm Lothringen genannt wurden, starb schon 869, und seine beiden Oheime, Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche, theilten 870 im Vertrage von Mersen an der Maas sein Land. Ludwig der Deutsche erhielt dadurch die Bisthümer Utrecht, Straßburg und Basel, und die Erzbisthümer Trier und Köln mit allem weltlichen Land, das darin oder dazwischen lag, so daß die Grenze, wo die welsche und deutsche Sprache sich scheiden, ziemlich auch die Landesgrenze zwischen dem West-Frankenreiche (Frankreich) und dem Ost-Frankenreiche (Deutschland) ward.

In Deutschland herrschte Ludwig der Deutsche bis 876, mit Kraft und Tüchtigkeit, so daß allmählich die so spröde gesonderten Stämme, Sachsen, Baiern, Alamannen, Franken, an eine deutsche Reichseinheit sich zu gewöhnen begannen. Aber durch die Theilungen, die er nach fränkischer Art unter seinen Söhnen vornahm, ward das kaum Errungene wieder in Frage gestellt. Der Fluch des Verwandtenzwistes zerrüttete hier wie jenseits des Rheins und der Alpen, das Haus Karls des Großen. Da die beiden älteren Brüder, Karlmann und Ludwig, jung und schnell hintereinander starben, so vereinigte 882 der jüngste, Karl der Dicke, das ganze Ostfrankenreich. Um dieselbe Zeit entbehrte auch das Westfrankenreich eines Herrschers. Hier hatte der schwache und tyrannische Karl der Kahle durch Nachgiebigkeit gegen den immer mächtiger werdenden großen Adel, der seine Lehen längst als erblich ansah, seine königliche Macht beständig gemindert. Er hinterließ, als er 877 starb, ein zerrüttetes Reich, das sein Sohn, Ludwig II der Stammler, nur zwei Jahre regierte, und das dann an dessen Söhne, Ludwig III. und Karlmann, überging, die gleich den deutschen Vettern rasch hintereinander starben. Der jüngste Sohn, Karl, der Einfältige zubenannt, war noch ein Kind,

und so wählten die französischen Großen den letzten mündigen Karolinger, den Herrscher des gesammten Ostfrankenreiches, jenen Karl den Dicken, Sohn Ludwigs des Deutschen, gleichfalls zu ihrem Könige.

§ 92. Karl der Dicke, der bereits auch die römische Kaiserwürde und die Herrschaft über Italien zu gewinnen gewußt hatte, vereinigte also noch einmal das ganze Karolingerreich. Es hatte fast noch die Grenzen, die Karl der Große ihm gegeben, aber wie anders stand es jetzt mit seiner Macht! Ueber Italien verfügten bereits die Päpste, die in den Wirren und Zwistigkeiten des Karolingerreiches zu immer höherem Ansehen emporgestiegen waren, und die neben der höchsten geistlichen Gewalt (§ 81) auch schon eine Art weltlicher Oberherrlichkeit, besonders die Verleihung der Kaiserkrone, in Anspruch nahmen. Sie stützten jetzt die übertriebensten Ansprüche auf die damals auftauchenden falschen (Pseudo-) Isidorischen Decretalien, angeblich Beschlüsse alter Kirchenversammlungen, die dem römischen Bischof, d. i. dem Papste, ein unbeschränktes Ansehen über alle anderen Bischöfe der Christenheit verliehen, und die geistliche Gewalt von der weltlichen als ganz unabhängig darstellten: eine Urkunde, die das ganze Mittelalter hindurch für echt gegolten hat und die erst nach der Reformation als falsch erwiesen worden ist. In den Zerrüttungen, die über Italien kamen, bedeutete hier die Königsmacht bald gar nichts mehr. Die Bischöfe in ihren Gebieten waren die angesehensten Herren des Landes. — Unter Begünstigung des Papstes Johann's VIII. hatte ferner sich ein besonderes Königreich an dem Rhone gebildet, das sich Burgund oder Arelat nannte (879). Ein fränkischer Großer, Boso von Vienne, der eine Enkelin Kaiser Lothars geheirathet hatte, war der Gründer dieser neuen Macht. — Außerdem aber ward das Reich von allen Seiten angefochten. Im Osten gewann eine slavische Herrschaft, welche ein König Namens Swatopluk in Mähren errichtet hatte, eine rasche Ausdehnung und bedrohte die östlichen Marken des Frankenreiches. Im Süden kamen über das Meer von Nordafrika die Sarazenen, und bemächtigten sich Siciliens und Unteritaliens, wetteifernd mit den Oströmern oder Griechen, die ihren Anspruch an Italien noch immer nicht aufgaben und damals gerade Apulien an sich rissen. Die sämmtlichen Nordküsten des Frankenreiches von der Elbe bis zur Garonne hin, wurden von den furchtbaren Seeräubern Dänemarks und Norwegens, den Normannen, heimgesucht. Dazu herrschte völlige Rathlosigkeit im Innern, kein Gesetz galt mehr und keine Zucht, der Adel drückte die gemeinfreien Leute, und wieder diese thaten sich zu wilden Räuberbanden zusammen. Zu so schneller Auflösung war das Reich Karls des Großen gereift.

§ 93. Vergeblich erwartete man von Karl dem Dicken Hilfe aus so viel Noth. Körperlich leidend und von beschränktem Geist, war er der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen. Zweimal erkaufte er den Frieden von den Normannen um schweren Tribut, und wies ihnen zuletzt ein förmliches Winterlager im nordwestlichen Deutschland an. Da ermüdete die Geduld der deutschen Großen, welche ohnehin in fortwährenden Unruhen und Verschwörungen erhalten wurden. Im Jahre 887 entsetzten sie Karl zu Tribur unweit Mainz und wählten einen unehelichen Sohn Karlmanns, des Sohnes Ludwigs des Deutschen, Arnulf von Kärnthen, zu ihrem Könige. Die völlige Trennung des alten Karolingerreiches war damit angenommen und der Gedanke des einigen Kaiserthums aufgegeben. Die Franzosen erhoben zu ihrem Schutze den Grafen Odo von Paris, den Sohn eines aus Deutschland gekommenen niederen Kriegsmanns, Ruotbert oder Robert, der aber

durch Tapferkeit sich emporgeschwungen hatte. Ueber so viel Schimpf und Unglück starb Karl der Dicke schon 888. Seine Anhänger aber, die er besonders im Südwesten Deutschlands noch gehabt, schaarten sich zusammen um einen Herzog Konrad, den Brudersohn der Gemahlin Ludwigs des Frommen (§ 87), und der nun in der heutigen Schweiz, zwischen Jura, Rhein und Alpen, ein besonderes Reich gründete, das gleichfalls Burgund genannt und von dem älteren Burgund, Arelat, durch die Bezeichnung Hochburgund unterschieden wurde. Der Sohn dieses Herzogs Konrad, Rudolf I., trat als König dieses Reiches auf, und ward als solcher auch von Arnulf anerkannt. So waren zwei Karolingische Nebenreiche, Hoch- und Niederburgund entstanden, die dann aber später 933 von Rudolfs I. Sohn, Rudolf II., in ein Königreich Burgund vereinigt wurden.

In Frankreich gelangte später Ludwigs II., des Stammlers, Sohn, Karl der Einfältige, noch zum Throne. — Aber er, wie seine Nachfolger, waren ohne Macht. Die großen Lehnsträger des Reiches hatten fürstliches Ansehen gewonnen, und kümmerten sich in ihren Territorien wenig oder nichts um den ersten Lehnsherrn, den König. Endlich erlosch mit einem fünften Ludwig, den die Geschichte fainéant, den Faulen, genannt hat, im Jahre 987 das Geschlecht der Karolinger in Frankreich ruhmlos. — Rascher noch endigte es in Deutschland, doch weniger schimpflich. Alle diese Umwälzungen, die über das ehemalige Reich Karls des Großen kamen, waren von unendlichen Leiden für die Völker desselben begleitet. — Aber in diesen Zuckungen schieden und gestalteten sich die drei großen Nationalitäten: Deutschland, Frankreich und Italien.

4. Normannen und Magyaren. Die letzten Karolinger in Deutschland. Konrad I.

§ 94. In diesen Zeiten, wo das Karolingerreich ebenso schnell und traurig zu zerfallen schien, wie jenes alte Römerreich, dessen Nachbildung es in so vielen Stücken war, traten neue Verheerungs- und Eroberungszüge nordischer Völker ein, die man fast wie letzte Stöße der Völkerwanderung betrachten kann. Die Germanen des Nordens, gewöhnlich Nordmannen oder Normannen genannt, in ihrem Glauben noch heidnisch (§ 18), in ihrer abenteuerlichen Raub- und Kriegslust jenen Gothen, Franken, Sachsen der früheren Zeiten (§ 24) ähnlich, begannen an allen Küsten das ehemalige große Frankenreich zu bedrohen. Ihre Heimat war Dänemark und Norwegen. Schon Karl der Große hatte, als er ihre schnellen Schiffe einst vor seinen Augen nahe bei einem Hafen des südlichen Frankreichs hatte kreuzen sehen, unter Thränen prophezeiet, daß sie seinen Nachfolgern ein schweres Uebel werden würden, und hatte in den letzten Jahren seiner Regierung Fleiß auf Gründung einer Seemacht und Beschützung der Küsten gewandt. Seine Nachfolger hatten Alles dies verfallen lassen, ja Ludwigs des Frommen Sohn, Lothar, hatte selbst diesen furchtbaren Feind gegen seine Brüder in's Land gerufen. Die ganze streitbare Macht des Frankenreiches war nur noch in der Hand des Adels, der allmählich in den inneren Kriegen sich aufrieb. Er war diesen gewaltigen Gegnern nicht gewachsen, zumal sie Herren des Elements waren, dem die Franken sich längst entfremdet hatten. Das Meer nemlich schien ihre eigentliche Heimat. Als schnelle Räuber folgten sie „dem Wege der Schwäne" gen Süden, wohin es von jeher den nordischen Mann mächtig zog; so kamen sie im leichten Schiff „auf dem Meeresrappen",

über die Wellen daher; wehe den Küsten, die diese „Wikinger" überfielen! Städte und Dörfer wurden niedergebrannt, die Beute weggeführt, die Menschen in die Sclaverei geschleppt. Auch das innere Land war nicht sicher vor ihnen; mit ihren leichten Fahrzeugen fuhren sie weit die großen Flüsse hinauf, und bereiteten tief im Lande denselben Schrecken, wie an der See; ja von einem Strom zum andern trugen sie ihre Fahrzeuge auf Schultern und Wagen, so daß nicht einmal das Land sie hinderte. Schon unter Ludwig dem Frommen waren sie erschienen; 845 hatten sie Hamburg, den neuen Bischofssitz, niedergebrannt. Später hatten sie Aachen verheert, und ihre Pferde in die von Karl dem Großen erbaute Kirche eingestallt; dann Köln, Trier, Nymwegen und viele andere Orte in Asche gelegt. Bald wagten sie sich auch nach England, das sie völlig unterjochten, bis hier Alfred der Große (871—901), der Enkel jenes Ekberts, welcher zuerst die angelsächsischen Königreiche geeinigt hatte, ihre Herrschaft abschüttelte. Ebenso drangen sie in den Canal, fuhren die Seine hinauf und bedrohten mehr als einmal Paris. Zuletzt, als die Zeiten ihres räuberischen Schweifens endlich vorüber waren, haben sie Reiche gegründet; auch hierin den Germanen der Völkerwanderung vergleichbar. Zuerst trat ihnen Karl der Einfältige eine Provinz in Nordfrankreich ab 911 (die nach ihnen benannte Normandie), indem er ihrem Herzog Rollo seine Tochter Gisela vermählte. Die Normannen, die sich hier ansiedelten, wurden Christen, nahmen bald die französische Sprache an und verschmolzen ihre rauhe und ränkevolle Tapferkeit mit den feinen ritterlichen Sitten, die vom Süden Frankreichs kamen. Sie waren es, die später unter Wilhelm dem Eroberer nach England übersetzten und in der Hastingsschlacht 1066 dem Reiche der Angelsachsen ein Ende machten, ohne daß jedoch hier die germanische Grundlage des Staates und des Volkscharakters durch diese Eroberung verschwand. — Andere Normannen gründeten (siehe unten) in Sicilien und Süditalien den Normannenstaat, seit 1016 n. Chr., der später so tief in die deutsche Kaisergeschichte verwoben ist. Auch hier tauschten die Nordländer bald ihre Sprache gegen das Italienische um. Selbst die Anfänge des russischen Reiches rühren von den Normannen her: denn unter dem Waräger Rurik gründeten sie von Nowgorod her, 862, eine Herrschaft, deren Hauptstadt bald Kiew am Dnjepr wurde. So wurde noch einmal durch einen letzten Act der großen Völkerwanderung, den diese Normannen herbeiführten, eine Reihe von Staaten in's Leben gerufen, die gleichfalls auf germanischer Grundlage ruhten.

§ 95. Um die Zeit jedoch, wo sich die deutschen Großen nach Absetzung Karls des Dicken den Arnulf von Kärnthen zum Könige koren, waren diese Normannen noch wilde Seeräuber und der furchtbare Feind der sächsischen und friesischen Küsten. Aber in Arnulf, mochte er auch nicht frei von Fehlern und Verbrechen sein, schien der kräftige Geist Karls des Großen noch einmal aufzuleben. Er brachte die Rettung, die man von ihm erwartete. An der Spitze besonders der sächsischen Großen griff er die Normannen in ihrem festen Lager an, das sie nahe bei Löwen in den Sümpfen an der Dyle genommen hatten. Da für den, im Frankenreiche üblich gewordenen adeligen Reiterkampf die Beschaffenheit des Bodens und die Stellung des Feindes höchst ungünstig war, so gab Arnulf das Beispiel, stieg vom Roß, und, die Reichsfahne in der Hand, erstürmte er zu Fuß das Lager der Feinde. Eine so schwere Niederlage erlitten hier die Normannen 891, daß sie nun nach und nach aufhörten, die deutschen Küsten zu beunruhigen. Dann wandte sich Arnulf gegen das neuerstandene Mährenreich, das unter

Swatopluk († 894) bereits auch Böhmen von Deutschland losgerissen hatte und das damals gerade durch des Methodius Predigt zum Christenthum bekehrt wurde. Dies unterlag nun gleichfalls Arnulfs tapfrem Schwerte und zerfiel bald ganz. Zuletzt noch rief ihn der Papst nach Italien und wandte ihm die Kaiserkrone zu (895). So schien er nahe daran, das große Karolingerreich noch einmal herzustellen. Bald aber bestürmte auch ihn mannichfaches Unglück, besonders häuslicher Kummer; und von Leiden und Krankheit gebeugt, starb er im Jahre 899.

§ 96. Es war das letzte Aufglänzen Karolingischer Herrlichkeit gewesen. In Deutschland selber hatte auch Arnulf nicht mehr mit dem alten königlichen Ansehen geboten. Wie das Karolingerreich nach Nationen (Deutschen, Franzosen, Italienern) auseinander gegangen war, so drohte jetzt Deutschland nach den alten Stämmen zu zerfallen — in Sachsen, Franken, Thüringer, Alamannen (Schwaben), Baiern und Lothringer. Diese Stämme standen, wie ganz verschiedene Völker, fremd und schroff neben einander; noch nicht einmal bestand der Gesammtname der Deutschen*), nur die gemeinsame Sprache begriff man, wie oben gezeigt, unter diesem Namen. An die Spitze jedes dieser Stämme hatten sich alte, durch Besitz und Adel hervorragende Geschlechter gestellt, und den alten Titel der Herzöge wieder erneut. Sie leiteten den Stamm und waren meist auch im Besitz der im Gebiete desselben belegenen ehemaligen königlichen Domanialgüter; dem Könige blieb nur soviel Ansehen, als er, wie Arnulf, durch eine tüchtige Persönlichkeit geltend machen konnte. Als aber die höchste Würde nach Arnulf's Tode auf ein Kind, seinen siebenjährigen Sohn Ludwig (899—911) überging, hätte sie bald jede Bedeutung verloren gehabt, wenn nicht die hohe Geistlichkeit des Reiches die von Karl dem Großen begründete Einheit noch beschirmt hätte. Der erste Bischofsstuhl Deutschlands aber war Mainz, der alte Sitz des Bonifazius, den damals der harte und unbeugsame Hatto einnahm. Dieser führte an des Kindes Statt die Regierung. Sein Andenken lebt in der Volkssage nicht vortheilhaft fort: aber er hatte mit der Königsgewalt eine schwere Sache zu vertheidigen unternommen, und es ist ihm, wenngleich nur mit Mühe und blutiger Strenge, gelungen, die Einheit des Reiches und somit Deutschland selbst zu retten.

§ 97. Denn nicht allein der Zerfall in die alten Stämme bedrohte das Reich. Von außen her war an die Stelle der Normannen und Slaven ein neuer schlimmer Feind getreten. In Ungarns Ebenen, die der Reihe nach Hunnen (§ 31), Germanen (§ 34) und Avaren (§ 34, § 76) beherbergt hatten, waren jetzt von Osten her die Magyaren, ein wildes Reitervolk finnischer Abstammung, eingebrochen, die sich in zügellosen, furchtbaren Plünderungszügen über die Nachbarländer ergossen, bis an den Ocean schweiften und in Italien sich mit den plündernden Sarazenen Spaniens und Afrika's begegneten. Aehnlich den Hunnen, waren sie leicht bewaffnet und auf ihren schnellen Rossen beim Angriff nicht minder als bei der Flucht gefährlich. Arnulf von Kärnthen hatte sie gegen die Mähren zu Hilfe gerufen, deren Reich sie auch zertrümmert hatten. Bald jedoch wurden sie Deutschland selbst gefährlich, durchbrachen die östlichen Marken, und nun zeigte es sich, wie verderblich es gewesen, daß seit Karl dem Großen der Heerbann des Volkes den adligen Ritterheeren gewichen war, und jeder Stamm nur um sich selbst sorgte. Zwar fochten und fielen mehrere Herzöge ritterlich an

*) Den wir in unserer Erzählung der Kürze willen freilich oft gewählt haben.

der Spitze ihres Stammes. So Liutpold von Baiern, 907, so Burchard, der das alte thüringische Markgrafenthum in ein Stammesherzogthum verwandelt hatte, und dessen Land seitdem mit Sachsen sich vereinigte, 908. Aber Niederlage folgte auf Niederlage, bis nach Sachsen und Lothringen heerten die wilden Schaaren. Endlich mußte auch der König sich dazu verstehen, ihnen Tribut zu zahlen. Unter soviel Elend und Verwirrung starb Ludwig noch ehe er Mann geworden, 911 n. Chr.

§ 98. Das deutsche Karolinger Haus war mit ihm erloschen: beinahe schien es, als wollten oder bedürften die Stämme unter ihren Herzögen keinen neuen König mehr. Doch lebte der von Karl dem Großen gegründete Gedanke einer Reichseinheit in den kräftigsten deutschen Stämmen fort. Es waren Franken und Sachsen, bei letzteren besonders der edle Herzog Otto der Erlauchte, welche eine neue Königswahl betrieben. Zu Forchheim an der Regnitz traten beide Stämme zusammen. Wohl machten die Karolinger im Westreiche ihre Ansprüche geltend, ja auf eine Zeitlang wußte Karl der Einfältige Lothringen zu Frankreich zu ziehen. Doch wählte man keinen Karolinger wieder, wenngleich man sich an den Stamm der Franken und an die Verwandtschaft des Hauses Karls des Großen hielt. Konrad, Herzog von Franken aus dem edlen Geschlechte der Konradiner und weiblicherseits den Karolingern nahe verwandt, ward gekoren und folgte als Konrad I., von 911—918. Er war ein stattlicher, mannhafter und leutseliger Herr, der, einmal zum Könige gewählt, die Rechte des Reiches und des Königthums kräftig wahrnehmen wollte: aber er vergaß, daß die Zeit eine andere geworden und daß er mächtige Stämme und Herzöge nicht zwingen konnte, wenn sie ihm nicht sich fügten. Auch bei ihm überwog noch Hatto's Ansehen, und so kam es, daß er, trotz seiner geringen Macht, mit Strenge und Gewalt zum Ziele gelangen zu können glaubte. Aber dadurch war er unglücklich in fast allen Unternehmungen. Nicht einmal gegen Karl den Einfältigen konnte er Lothringen wieder erobern (nur das Elsaß behauptete er). Auch beging er den Fehler, sich, als Otto der Erlauchte 912 starb, mit dessen Sohne und dem Sachsenstamme zu verfeinden. Heinrich nemlich war von den Sachsen zum Herzoge gewählt, der König aber wollte ihm nicht alle seine Lehen und wie es scheint, auch nicht das königliche Domanium in Sachsen und Thüringen, das die Herzöge als Lehen zu besitzen gewohnt waren, bestätigen. So zog jener wider ihn zum Kampf, und so schwer war die Niederlage des Königs, daß sächsische Sänger in ihren Siegesliedern fragten, welche Hölle groß genug sei, die erschlagenen Franken alle zu fassen? Selbst von hinterlistigen Nachstellungen Hatto's, denen der edle junge Herzog nur mit Mühe entronnen, erzählte der Volksmund. Auch mit dem Herzoge Arnulf von Baiern und mit den beiden mächtigsten Grafen in Schwaben, den Kammerboten (§ 83) Berthold und Erchanger (Schwaben nemlich hatte bis dahin noch keinen Stammesherzog), gerieth der König in Kampf. Und während er so im Ganzen sieglos rang, durchzogen die Ungarn das Reich bis zum äußersten Nordende, bis Bremen hin. Endlich siegte er über die Schwaben und Baiern: und nun ließ er Berthold und Erchanger, beide seine Schwäger, hinrichten, obwohl sie es gewesen, die zum erstenmal die Ungarn besiegt hatten, 913 bei Passau. Der Baierherzog mußte vor ihm zu den Ungarn fliehen, und diese ergossen sich nun wieder über Süddeutschland. Der König zog gegen sie, doch verwundet kehrte er heim. Eine tiefere Wunde aber trug er im Herzen: er mußte sich sagen, daß er bei edlem Willen doch die rechten Mittel verfehlt und nichts von dem erreicht

das Frankenreich. Lothar erhielt mit der Kaiserwürde Italien und einen langen Strich Landes vom Mittelmeer bis zur Nordsee, (längs den Flüssen Rhone, Saone, Rhein und Maas), und auch Frisland. Sein Reich ward so wunderlich gestaltet, weil man die beiden alten Hauptstädte Karls des Großen, Rom und Aachen, ihm mitgeben wollte. Was westlich davon lag, also vorwaltend das heutige Frankreich, erhielt Karl der Kahle, was östlich, Ludwig der Deutsche. Doch fielen diesem auf dem linken Rheinufer diejenigen Landschaften, die zum Erzstift Mainz gehörten, zu, also unter Anderem die Städte Mainz, Worms und Speyer. So zerfiel das Reich Karls des Großen fortan in drei Haupttheile: Italien mit Burgund, Frankreich (Westfranken) und Deutschland (Ostfranken).

2. Entstehung der romanischen Nationen. Die deutsche Sprache.

§ 89. Was der Kaiser und die hohe Geistlichkeit erstrebt hatten, die von Karl dem Großen begründete Einheit des abendländisch-christlichen Reiches aufrecht zu erhalten, das war mit dieser Theilung verloren. Aber erfolgt war, was kommen mußte: nemlich die Trennung des großen Reiches nach Nationen. Denn schon bildeten sich die romanischen Völkerschaften und schieden sich von den deutschen. Bei der Gründung des alten Frankenreiches durch Chlodovech hatten sich die Franken, als herrschender und grundbesitzender Adel, über das altrömische (welsche) Gallien verbreitet. Lange behielten diese ihre deutsche Eigenthümlichkeit, vor allem ihre Sprache. Als welsche Einflüsse wieder vorzuherrschen begannen, erneuerte Karl der Große das Uebergewicht des Germanischen. Seine Nachkommen, die karolingischen Könige, sprachen in Frankreich noch im 10. Jahrhundert an ihrem Hofe deutsch. Allmählich aber hatte die Landessprache der Welschen, ein verdorbenes Latein, das manches Wort und manche Formen aus dem Deutschen aufnahm, sich mehr und mehr auch über die ursprünglich deutschen Franken herrschend gemacht. Redete doch die Kirche dieselbe Sprache. So bildete sich im alten römischen Gallien aus der Vermischung des Lateinischen mit einigen deutschen Elementen die französische Sprache. In den deutschen Gebieten, im alten Austrasien, blieb natürlich die deutsche Sprache. Man nannte sie die Volkssprache (thiudisc oder diutisc), weil sie im Gegensatz stand gegen die Sprache der Kirche, das Latein, welches die vornehme und gelehrte war. Als im Jahre 842 Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle zu Straßburg ihren Bund gegen Lothar erneuten (§ 88), verstand sich beider Rittergefolge bereits nicht mehr; Ludwig leistete deshalb dem Adel des Westfrankenlandes seinen Eid in französischer Sprache, Karl dem des Ostfrankenlandes seinen Eid deutsch. Ludwig schwur im damaligen Romanisch:

Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, d'ist di in avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si salvaraieo cist meon fradre Karlo et in adiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist. etc.

Karl schwur im damaligen Deutsch:

In godes minna, ind in thes christiânes folches ind unser bêdhero gehaltnissî, fon thesemo dage frammordes, sô fram sô mir god gewizci indi mahd furgibit, sô haldih thesan minân bruodher, sôso man mit rehtu sînan bruodher scal u. s. w.*)

*) Beides heißt: Aus Liebe gegen Gott und wegen des christlichen Volkes und unser Beider Erhaltung von diesem Tage an fernerweit, so lange mir Gott Wissen und Kraft

So entstand nun das Französische, die älteste der romanischen Mischsprachen. — Ein ähnliches Verhältniß, wie in Gallien die Franken zu den Welschen hinsichtlich ihrer Sprache gehabt hatten, hatten die Langobarden in Italien. Auch diese gaben seit dem 10. Jahrhundert mehr und mehr die deutsche Sprache auf; hier entstand aus der Vermischung mit dem Lateinischen das spätere Italienische. Die Westgothen in Spanien, die damals vor der Arabermacht in die nördlichen Gebirge der Halbinsel gewichen waren, waren schon lange romanisch; sie hatten die spanische Sprache gebildet, die gleichfalls mit deutschen Elementen versetzt ist, und von der sich später, als die Christen erobernd gegen die Ungläubigen vordrangen, das Portugiesische abzweigte. — So wich zwar die deutsche Sprache aus den übrigen Ländern Europa's, aber nicht ohne in den genannten romanischen Sprachen die tiefen Spuren ihrer einstigen Herrschaft zurückgelassen zu haben.

§ 90. Die deutsche Sprache aber unterschied sich schon damals in die hoch- und niederdeutsche. Niederdeutsch (plattdeutsch) redeten die Sachsen. Als Beispiel, wie ihre Sprache, das Altsächsische (dem das Friesische und Angelsächsische nahe verwandt war), damals lautete, diene eine Probe aus dem oben (§ 72) erwähnten Gedichte, dem Heliand.

Thuo sia thâr an griete	dann sie da auf dem Grieße (Sand)
galgon rihtun	(einen) Galgen errichteten,
an them felde uppian,	auf dem Felde oben,
folc Judeonô,	(das) Volk der Juden,
bôm an berege,	(einen) Baum am Berge,
endi thâr an that barn godes	und daran das Kind Gottes
quelidun an crûcie.	quälten (sie) am Kreuze,
slôgun cald îsarn,	schlugen kalt Eisen
niwa naglôs	neue Nägel
nîthon scarpa	unten scharfe,
hardo mid hamuron	hart mit Hämmern
thuru is hendî enti fuotî,	durch seine Hände und Füße,
bittra bendî;	bittre Fesseln;
is blôd ran an ertha	sein Blut rann zur Erde,
drôr fan ûson drohtine etc.	das Blut von unserm Herrn u. s. w.

Das Hochdeutsche theilte sich nach den Stämmen in Dialecte; in das Fränkische, Alamannische, Bairische: doch überwiegt in dieser Zeit der erstere Dialect. Man nennt das Hochdeutsche bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts das Althochdeutsche. Als Probe desselben diene eine Stelle des Gedichtes Muspilli (Weltuntergang), auf welches oben (§ 18) hingedeutet ist, und welches wahrscheinlich Ludwig der Deutsche mit eigener Hand niedergeschrieben hat.*)

Der antichristo stêt pî demo altfiante,
stêt pî Satanâse der inan varsenkan scal;
scal er in deru unîcsteti uuntêr pivallan
enti in demo sinde sigalôs uuerdan.
sô daz Êlîases pluot in erda kitriufit

verleiht, so halte ich diesen meinen Bruder (und will ihm zu Hilfe sein in jeder Sache) wie ein Mensch mit Recht seinem Bruder soll u. s. w.

*) Es ist im bairischen Dialect.

so inprinnant die pergâ, poum ni kistendit
einîc in erdu, ahâ artruknênt,
muor varsuuilhit sih, suilizôt lougiu
der himil, mâno vallit, prinnit mittilagart,
stên ni kistentit etc.

Der Antichrist steht bei dem Altfeinde,
steht bei dem Satan, der ihn versenken soll:
deshalb soll er auf der Kampfstätte wund hinfallen,
und für diesmal sieglos werden.
Wenn dann Elias' Blut auf die Erde träuft,
so entbrennen die Berge, Baum nicht besteht
ein einziger auf Erden, die Wasser vertrocknen,
das Meer verdampft, es glüht in Lohe
der Himmel, der Mond fällt, es brennt Mittelgart (die Welt § 18),
kein Stein bleibt fest u. s. w.

3. Verfall der Karolingischen Reiche.

§ 91. Hinfort beschränkt sich der Kreis der deutschen Geschichte auf die eigentlich deutsch redenden Lande. Es bleibt nur noch übrig, das Geschick der Karolinger-Reiche im Ganzen zu überblicken.

Am frühesten erlosch die gerade Linie Karls des Großen in Italien. Lothar nemlich starb 855, sein Sohn Ludwig II., auf den Italien und die Kaiserwürde übergingen, starb erblos 875. Ein anderer Sohn desselben, Lothar II., der nach des Vaters Tode die nördlichen Lande zwischen Rhein und Maas bis zum Meere bekommen hatte, die nach ihm Lothringen genannt wurden, starb schon 869, und seine beiden Oheime, Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche, theilten 870 im Vertrage von Mersen an der Maas sein Land. Ludwig der Deutsche erhielt dadurch die Bisthümer Utrecht, Straßburg und Basel, und die Erzbisthümer Trier und Köln mit allem weltlichen Land, das darin oder dazwischen lag, so daß die Grenze, wo die welsche und deutsche Sprache sich scheiden, ziemlich auch die Landesgrenze zwischen dem West-Frankenreiche (Frankreich) und dem Ost-Frankenreiche (Deutschland) ward.

In Deutschland herrschte Ludwig der Deutsche bis 876, mit Kraft und Tüchtigkeit, so daß allmählich die so spröde gesonderten Stämme, Sachsen, Baiern, Alamannen, Franken, an eine deutsche Reichseinheit sich zu gewöhnen begannen. Aber durch die Theilungen, die er nach fränkischer Art unter seinen Söhnen vornahm, ward das kaum Errungene wieder in Frage gestellt. Der Fluch des Verwandtenzwistes zerrüttete hier wie jenseits des Rheins und der Alpen, das Haus Karls des Großen. Da die beiden älteren Brüder, Karlmann und Ludwig, jung und schnell hintereinander starben, so vereinigte 882 der jüngste, Karl der Dicke, das ganze Ostfrankenreich. Um dieselbe Zeit entbehrte auch das Westfrankenreich eines Herrschers. Hier hatte der schwache und tyrannische Karl der Kahle durch Nachgiebigkeit gegen den immer mächtiger werdenden großen Adel, der seine Lehen längst als erblich ansah, seine königliche Macht beständig gemindert. Er hinterließ, als er 877 starb, ein zerrüttetes Reich, das sein Sohn, Ludwig II der Stammler, nur zwei Jahre regierte, und das dann an dessen Söhne, Ludwig III. und Karlmann, überging, die gleich den deutschen Vettern rasch hintereinander starben. Der jüngste Sohn, Karl, der Einfältige zubenannt, war noch ein Kind,

und so wählten die französischen Großen den letzten mündigen Karolinger, den Herrscher des gesammten Ostfrankenreiches, jenen Karl den Dicken, Sohn Ludwigs des Deutschen, gleichfalls zu ihrem Könige.

§ 92. Karl der Dicke, der bereits auch die römische Kaiserwürde und die Herrschaft über Italien zu gewinnen gewußt hatte, vereinigte also noch einmal das ganze Karolingerreich. Es hatte fast noch die Grenzen, die Karl der Große ihm gegeben, aber wie anders stand es jetzt mit seiner Macht! Ueber Italien verfügten bereits die Päpste, die in den Wirren und Zwistigkeiten des Karolingerreiches zu immer höherem Ansehen emporgestiegen waren, und die neben der höchsten geistlichen Gewalt (§ 81) auch schon eine Art weltlicher Oberherrlichkeit, besonders die Verleihung der Kaiserkrone, in Anspruch nahmen. Sie stützten jetzt die übertriebensten Ansprüche auf die damals auftauchenden falschen (Pseudo-) Isidorischen Decretalien, angeblich Beschlüsse alter Kirchenversammlungen, die dem römischen Bischof, d. i. dem Papste, ein unbeschränktes Ansehen über alle anderen Bischöfe der Christenheit verliehen, und die geistliche Gewalt von der weltlichen als ganz unabhängig darstellten: eine Urkunde, die das ganze Mittelalter hindurch für echt gegolten hat und die erst nach der Reformation als falsch erwiesen worden ist. In den Zerrüttungen, die über Italien kamen, bedeutete hier die Königsmacht bald gar nichts mehr. Die Bischöfe in ihren Gebieten waren die angesehensten Herren des Landes. — Unter Begünstigung des Papstes Johann's VIII. hatte ferner sich ein besonderes Königreich an dem Rhone gebildet, das sich Burgund oder Arelat nannte (879). Ein fränkischer Großer, Boso von Vienne, der eine Enkelin Kaiser Lothars geheirathet hatte, war der Gründer dieser neuen Macht. — Außerdem aber ward das Reich von allen Seiten angefochten. Im Osten gewann eine slavische Herrschaft, welche ein König Namens Swatopluk in Mähren errichtet hatte, eine rasche Ausdehnung und bedrohte die östlichen Marken des Frankenreiches. Im Süden kamen über das Meer von Nordafrika die Sarazenen, und bemächtigten sich Siciliens und Unteritaliens, wetteifernd mit den Oströmern oder Griechen, die ihren Anspruch an Italien noch immer nicht aufgaben und damals gerade Apulien an sich rissen. Die sämmtlichen Nordküsten des Frankenreiches von der Elbe bis zur Garonne hin, wurden von den furchtbaren Seeräubern Dänemarks und Norwegens, den Normannen, heimgesucht. Dazu herrschte völlige Rathlosigkeit im Innern, kein Gesetz galt mehr und keine Zucht, der Adel drückte die gemeinfreien Leute, und wieder diese thaten sich zu wilden Räuberbanden zusammen. Zu so schneller Auflösung war das Reich Karls des Großen gereift.

§ 93. Vergeblich erwartete man von Karl dem Dicken Hilfe aus so viel Noth. Körperlich leidend und von beschränktem Geist, war er der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen. Zweimal erkaufte er den Frieden von den Normannen um schweren Tribut, und wies ihnen zuletzt ein förmliches Winterlager im nordwestlichen Deutschland an. Da ermüdete die Geduld der deutschen Großen, welche ohnehin in fortwährenden Unruhen und Verschwörungen erhalten wurden. Im Jahre 887 entsetzten sie Karl zu Tribur unweit Mainz und wählten einen unehelichen Sohn Karlmanns, des Sohnes Ludwigs des Deutschen, Arnulf von Kärnthen, zu ihrem Könige. Die völlige Trennung des alten Karolingerreiches war damit angenommen und der Gedanke des einigen Kaiserthums aufgegeben. Die Franzosen erhoben zu ihrem Schutze den Grafen Odo von Paris, den Sohn eines aus Deutschland gekommenen niederen Kriegsmanns, Ruotbert oder Robert, der aber

durch Tapferkeit sich emporgeschwungen hatte. Ueber so viel Schimpf und Unglück starb Karl der Dicke schon 888. Seine Anhänger aber, die er besonders im Südwesten Deutschlands noch gehabt, schaarten sich zusammen um einen Herzog Konrad, den Brudersohn der Gemahlin Ludwigs des Frommen (§ 87), und der nun in der heutigen Schweiz, zwischen Jura, Rhein und Alpen, ein besonderes Reich gründete, das gleichfalls Burgund genannt und von dem älteren Burgund, Arelat, durch die Bezeichnung Hochburgund unterschieden wurde. Der Sohn dieses Herzogs Konrad, Rudolf I., trat als König dieses Reiches auf, und ward als solcher auch von Arnulf anerkannt. So waren zwei Karolingische Nebenreiche, Hoch- und Niederburgund entstanden, die dann aber später 933 von Rudolfs I. Sohn, Rudolf II., in ein Königreich Burgund vereinigt wurden.

In Frankreich gelangte später Ludwigs II., des Stammlers, Sohn, Karl der Einfältige, noch zum Throne. — Aber er, wie seine Nachfolger, waren ohne Macht. Die großen Lehnsträger des Reiches hatten fürstliches Ansehen gewonnen, und kümmerten sich in ihren Territorien wenig oder nichts um den ersten Lehnsherrn, den König. Endlich erlosch mit einem fünften Ludwig, den die Geschichte fainéant, den Faulen, genannt hat, im Jahre 987 das Geschlecht der Karolinger in Frankreich ruhmlos. — Rascher noch endigte es in Deutschland, doch weniger schimpflich. Alle diese Umwälzungen, die über das ehemalige Reich Karls des Großen kamen, waren von unendlichen Leiden für die Völker desselben begleitet. — Aber in diesen Zuckungen schieden und gestalteten sich die drei großen Nationalitäten: Deutschland, Frankreich und Italien.

4. Normannen und Magyaren. Die letzten Karolinger in Deutschland. Konrad I.

§ 94. In diesen Zeiten, wo das Karolingerreich ebenso schnell und traurig zu zerfallen schien, wie jenes alte Römerreich, dessen Nachbildung es in so vielen Stücken war, traten neue Verheerungs- und Eroberungszüge nordischer Völker ein, die man fast wie letzte Stöße der Völkerwanderung betrachten kann. Die Germanen des Nordens, gewöhnlich Nordmannen oder Normannen genannt, in ihrem Glauben noch heidnisch (§ 18), in ihrer abenteuerlichen Raub- und Kriegslust jenen Gothen, Franken, Sachsen der früheren Zeiten (§ 24) ähnlich, begannen an allen Küsten das ehemalige große Frankenreich zu bedrohen. Ihre Heimat war Dänemark und Norwegen. Schon Karl der Große hatte, als er ihre schnellen Schiffe einst vor seinen Augen nahe bei einem Hafen des südlichen Frankreichs hatte kreuzen sehen, unter Thränen prophezeiet, daß sie seinen Nachfolgern ein schweres Uebel werden würden, und hatte in den letzten Jahren seiner Regierung Fleiß auf Gründung einer Seemacht und Beschützung der Küsten gewandt. Seine Nachfolger hatten Alles dies verfallen lassen, ja Ludwigs des Frommen Sohn, Lothar, hatte selbst diesen furchtbaren Feind gegen seine Brüder in's Land gerufen. Die ganze streitbare Macht des Frankenreiches war nur noch in der Hand des Adels, der allmählich in den inneren Kriegen sich aufrieb. Er war diesen gewaltigen Gegnern nicht gewachsen, zumal sie Herren des Elements waren, dem die Franken sich längst entfremdet hatten. Das Meer nemlich schien ihre eigentliche Heimat. Als schnelle Räuber folgten sie „dem Wege der Schwäne" gen Süden, wohin es von jeher den nordischen Mann mächtig zog; so kamen sie im leichten Schiff „auf dem Meeresrappen",

über die Wellen daher; wehe den Küsten, die diese „Wikinger" überfielen! Städte und Dörfer wurden niedergebrannt, die Beute weggeführt, die Menschen in die Sclaverei geschleppt. Auch das innere Land war nicht sicher vor ihnen; mit ihren leichten Fahrzeugen fuhren sie weit die großen Flüsse hinauf, und bereiteten tief im Lande denselben Schrecken, wie an der See; ja von einem Strom zum andern trugen sie ihre Fahrzeuge auf Schultern und Wagen, so daß nicht einmal das Land sie hinderte. Schon unter Ludwig dem Frommen waren sie erschienen; 845 hatten sie Hamburg, den neuen Bischofssitz, niedergebrannt. Später hatten sie Aachen verheert, und ihre Pferde in die von Karl dem Großen erbaute Kirche eingestallt; dann Köln, Trier, Nymwegen und viele andere Orte in Asche gelegt. Bald wagten sie sich auch nach England, das sie völlig unterjochten, bis hier Alfred der Große (871—901), der Enkel jenes Ekberts, welcher zuerst die angelsächsischen Königreiche geeinigt hatte, ihre Herrschaft abschüttelte. Ebenso drangen sie in den Canal, fuhren die Seine hinauf und bedrohten mehr als einmal Paris. Zuletzt, als die Zeiten ihres räuberischen Schweifens endlich vorüber waren, haben sie Reiche gegründet; auch hierin den Germanen der Völkerwanderung vergleichbar. Zuerst trat ihnen Karl der Einfältige eine Provinz in Nordfrankreich ab 911 (die nach ihnen benannte Normandie), indem er ihrem Herzog Rollo seine Tochter Gisela vermählte. Die Normannen, die sich hier ansiedelten, wurden Christen, nahmen bald die französische Sprache an und verschmolzen ihre rauhe und ränkevolle Tapferkeit mit den feinen ritterlichen Sitten, die vom Süden Frankreichs kamen. Sie waren es, die später unter Wilhelm dem Eroberer nach England übersetzten und in der Hastingsschlacht 1066 dem Reiche der Angelsachsen ein Ende machten, ohne daß jedoch hier die germanische Grundlage des Staates und des Volkscharakters durch diese Eroberung verschwand. — Andere Normannen gründeten (siehe unten) in Sicilien und Süditalien den Normannenstaat, seit 1016 n. Chr., der später so tief in die deutsche Kaisergeschichte verwoben ist. Auch hier tauschten die Nordländer bald ihre Sprache gegen das Italienische um. Selbst die Anfänge des russischen Reiches rühren von den Normannen her: denn unter dem Waräger Rurik gründeten sie von Nowgorod her, 862, eine Herrschaft, deren Hauptstadt bald Kiew am Dnjepr wurde. So wurde noch einmal durch einen letzten Act der großen Völkerwanderung, den diese Normannen herbeiführten, eine Reihe von Staaten in's Leben gerufen, die gleichfalls auf germanischer Grundlage ruhten.

§ 95. Um die Zeit jedoch, wo sich die deutschen Großen nach Absetzung Karls des Dicken den Arnulf von Kärnthen zum Könige koren, waren diese Normannen noch wilde Seeräuber und der furchtbare Feind der sächsischen und friesischen Küsten. Aber in Arnulf, mochte er auch nicht frei von Fehlern und Verbrechen sein, schien der kräftige Geist Karls des Großen noch einmal aufzuleben. Er brachte die Rettung, die man von ihm erwartete. An der Spitze besonders der sächsischen Großen griff er die Normannen in ihrem festen Lager an, das sie nahe bei Löwen in den Sümpfen an der Dyle genommen hatten. Da für den, im Frankenreiche üblich gewordenen adeligen Reiterkampf die Beschaffenheit des Bodens und die Stellung des Feindes höchst ungünstig war, so gab Arnulf das Beispiel, stieg vom Roß, und, die Reichsfahne in der Hand, erstürmte er zu Fuß das Lager der Feinde. Eine so schwere Niederlage erlitten hier die Normannen 891, daß sie nun nach und nach aufhörten, die deutschen Küsten zu beunruhigen. Dann wandte sich Arnulf gegen das neuerstandene Mährenreich, das unter

Swatopluk († 894) bereits auch Böhmen von Deutschland losgerissen hatte und das damals gerade durch des Methodius Predigt zum Christenthum bekehrt wurde. Dies unterlag nun gleichfalls Arnulfs tapfrem Schwerte und zerfiel bald ganz. Zuletzt noch rief ihn der Papst nach Italien und wandte ihm die Kaiserkrone zu (895). So schien er nahe daran, das große Karolingerreich noch einmal herzustellen. Bald aber bestürmte auch ihn mannichfaches Unglück, besonders häuslicher Kummer; und von Leiden und Krankheit gebeugt, starb er im Jahre 899.

§ 96. Es war das letzte Aufglänzen Karolingischer Herrlichkeit gewesen. In Deutschland selber hatte auch Arnulf nicht mehr mit dem alten königlichen Ansehen geboten. Wie das Karolingerreich nach Nationen (Deutschen, Franzosen, Italienern) auseinander gegangen war, so drohte jetzt Deutschland nach den alten Stämmen zu zerfallen — in Sachsen, Franken, Thüringer, Alamannen (Schwaben), Baiern und Lothringer. Diese Stämme standen, wie ganz verschiedene Völker, fremd und schroff neben einander; noch nicht einmal bestand der Gesammtname der Deutschen*), nur die gemeinsame Sprache begriff man, wie oben gezeigt, unter diesem Namen. An die Spitze jedes dieser Stämme hatten sich alte, durch Besitz und Adel hervorragende Geschlechter gestellt, und den alten Titel der Herzöge wieder erneut. Sie leiteten den Stamm und waren meist auch im Besitz der im Gebiete desselben belegenen ehemaligen königlichen Domanialgüter; dem Könige blieb nur soviel Ansehen, als er, wie Arnulf, durch eine tüchtige Persönlichkeit geltend machen konnte. Als aber die höchste Würde nach Arnulf's Tode auf ein Kind, seinen siebenjährigen Sohn Ludwig (899—911) überging, hätte sie bald jede Bedeutung verloren gehabt, wenn nicht die hohe Geistlichkeit des Reiches die von Karl dem Großen begründete Einheit noch beschirmt hätte. Der erste Bischofsstuhl Deutschlands aber war Mainz, der alte Sitz des Bonifazius, den damals der harte und unbeugsame Hatto einnahm. Dieser führte an des Kindes Statt die Regierung. Sein Andenken lebt in der Volkssage nicht vortheilhaft fort: aber er hatte mit der Königsgewalt eine schwere Sache zu vertheidigen unternommen, und es ist ihm, wenngleich nur mit Mühe und blutiger Strenge, gelungen, die Einheit des Reiches und somit Deutschland selbst zu retten.

§ 97. Denn nicht allein der Zerfall in die alten Stämme bedrohte das Reich. Von außen her war an die Stelle der Normannen und Slaven ein neuer schlimmer Feind getreten. In Ungarns Ebenen, die der Reihe nach Hunnen (§ 31), Germanen (§ 34) und Avaren (§ 34, § 76) beherbergt hatten, waren jetzt von Osten her die Magyaren, ein wildes Reitervolk finnischer Abstammung, eingebrochen, die sich in zügellosen, furchtbaren Plünderungszügen über die Nachbarländer ergossen, bis an den Ocean schweiften und in Italien sich mit den plündernden Sarazenen Spaniens und Afrika's begegneten. Aehnlich den Hunnen, waren sie leicht bewaffnet und auf ihren schnellen Rossen beim Angriff nicht minder als bei der Flucht gefährlich. Arnulf von Kärnthen hatte sie gegen die Mähren zu Hilfe gerufen, deren Reich sie auch zertrümmert hatten. Bald jedoch wurden sie Deutschland selbst gefährlich, durchbrachen die östlichen Marken, und nun zeigte es sich, wie verderblich es gewesen, daß seit Karl dem Großen der Heerbann des Volkes den adligen Ritterheeren gewichen war, und jeder Stamm nur um sich selbst sorgte. Zwar fochten und fielen mehrere Herzöge ritterlich an

*) Den wir in unserer Erzählung der Kürze willen freilich oft gewählt haben.

der Spitze ihres Stammes. So Liutpold von Baiern, 907, so Burchard, der das alte thüringische Markgrafenthum in ein Stammesherzogthum verwandelt hatte, und dessen Land seitdem mit Sachsen sich vereinigte, 908. Aber Niederlage folgte auf Niederlage, bis nach Sachsen und Lothringen heerten die wilden Schaaren. Endlich mußte auch der König sich dazu verstehen, ihnen Tribut zu zahlen. Unter soviel Elend und Verwirrung starb Ludwig noch ehe er Mann geworden, 911 n. Chr.

§ 98. Das deutsche Karolinger Haus war mit ihm erloschen: beinahe schien es, als wollten oder bedürften die Stämme unter ihren Herzögen keinen neuen König mehr. Doch lebte der von Karl dem Großen gegründete Gedanke einer Reichseinheit in den kräftigsten deutschen Stämmen fort. Es waren Franken und Sachsen, bei letzteren besonders der edle Herzog Otto der Erlauchte, welche eine neue Königswahl betrieben. Zu Forchheim an der Regnitz traten beide Stämme zusammen. Wohl machten die Karolinger im Westreiche ihre Ansprüche geltend, ja auf eine Zeitlang wußte Karl der Einfältige Lothringen zu Frankreich zu ziehen. Doch wählte man keinen Karolinger wieder, wenngleich man sich an den Stamm der Franken und an die Verwandtschaft des Hauses Karls des Großen hielt. Konrad, Herzog von Franken aus dem edlen Geschlechte der Konradiner und weiblicherseits den Karolingern nahe verwandt, ward gekoren und folgte als Konrad I., von 911—918. Er war ein stattlicher, mannhafter und leutseliger Herr, der, einmal zum Könige gewählt, die Rechte des Reiches und des Königthums kräftig wahrnehmen wollte: aber er vergaß, daß die Zeit eine andere geworden und daß er mächtige Stämme und Herzöge nicht zwingen konnte, wenn sie ihm nicht sich fügten. Auch bei ihm überwog noch Hatto's Ansehen, und so kam es, daß er, trotz seiner geringen Macht, mit Strenge und Gewalt zum Ziele gelangen zu können glaubte. Aber dadurch war er unglücklich in fast allen Unternehmungen. Nicht einmal gegen Karl den Einfältigen konnte er Lothringen wieder erobern (nur das Elsaß behauptete er). Auch beging er den Fehler, sich, als Otto der Erlauchte 912 starb, mit dessen Sohne und dem Sachsenstamme zu verfeinden. Heinrich nemlich war von den Sachsen zum Herzoge gewählt, der König aber wollte ihm nicht alle seine Lehen und wie es scheint, auch nicht das königliche Domanium in Sachsen und Thüringen, das die Herzöge als Lehen zu besitzen gewohnt waren, bestätigen. So zog jener wider ihn zum Kampf, und so schwer war die Niederlage des Königs, daß sächsische Sänger in ihren Siegesliedern fragten, welche Hölle groß genug sei, die erschlagenen Franken alle zu fassen? Selbst von hinterlistigen Nachstellungen Hatto's, denen der edle junge Herzog nur mit Mühe entronnen, erzählte der Volksmund. Auch mit dem Herzoge Arnulf von Baiern und mit den beiden mächtigsten Grafen in Schwaben, den Kammerboten (§ 83) Berthold und Erchanger (Schwaben nemlich hatte bis dahin noch keinen Stammesherzog), gerieth der König in Kampf. Und während er so im Ganzen sieglos rang, durchzogen die Ungarn das Reich bis zum äußersten Nordende, bis Bremen hin. Endlich siegte er über die Schwaben und Baiern: und nun ließ er Berthold und Erchanger, beide seine Schwäger, hinrichten, obwohl sie es gewesen, die zum erstenmal die Ungarn besiegt hatten, 913 bei Passau. Der Baierherzog mußte vor ihm zu den Ungarn fliehen, und diese ergossen sich nun wieder über Süddeutschland. Der König zog gegen sie, doch verwundet kehrte er heim. Eine tiefere Wunde aber trug er im Herzen: er mußte sich sagen, daß er bei edlem Willen doch die rechten Mittel verfehlt und nichts von dem erreicht

habe, was er als König erstrebt. So fühlte er den Tod nahen; und die größte That vollbrachte er im Sterben, indem er sich und den alten Groll bezwang zum Heil des Reiches. Er rief seinen Bruder Eberhard und ließ sich von ihm das Wort geben, die Königskrone und die Reichskleinodien an seinen bisherigen Feind, den mächtigen Sachsenherzog Heinrich zu bringen, da dieser der einzige Mann sei, der sie mit Ehren würde tragen können. Er starb den 23. December 918 und ist zu Fulda begraben.

B. Kaiser aus dem sächsischen Hause.

1. Heinrich I., der Gründer des deutschen Reiches. 919—936.

§ 99. Unter den Stämmen Deutschlands hatte keiner so selbständig seinen Charakter gewahrt, wie der sächsische, den einst Karl der Große nur nach so schwerem Kampfe in die Reichsgemeinschaft gezwungen hatte. In ihren weiten Ebenen vom Rhein bis zur Elbe, vom Harz bis zur Nordsee wohnten sie in altem Trotz und Kriegsmuth, der in fast ununterbrochenem Kampf an den ringsumstürmten Grenzen wach gehalten ward. Freilich bestand auch hier nicht mehr die alte Gemeinfreiheit (§ 71). Von Karl dem Großen waren einzelne edele Geschlechter zunächst durch Ertheilung der Grafenwürde und Belehnung mit großem Domanium emporgehoben worden. Aber dieser große Adel fühlte sich stets eng mit dem Volke verwachsen. Kein Geschlecht unter ihm war edler als das der Ludolfinger, das sich von einem Ludolf herschrieb, der schon von Ludwig dem Deutschen zum Herzog von Sachsen gemacht worden war. Der eine von seinen Söhnen, Brun, der als der Gründer von Braunschweig gilt, war gegen die Normannen gefallen, 880, der andere war jener Otto der Erlauchte, der die deutsche Königskrone, für die er sich selbst zu alt fühlte, dem fränkischen Konrad zugewandt hatte (§ 98). Das Geschlecht war schon zu Karls des Großen Zeit hochangesehen gewesen und hatte seine großen Güter in Westfalen, um die Ocker (im heutigen Braunschweigischen) und in der goldenen Au an der Helme und Unstrut, zu dem das ausgedehnte kaiserliche Domanium in Sachsen noch hinzukam. Otto's des Erlauchten Sohn und Erbe war Heinrich, vermählt mit einer Tochter aus gleich edlem sächsischem (westfälischem Stamme), Mathilde, deren Linie gleichfalls bis zu Widukind hinaufstieg. Dieser Herzog Heinrich, einst der gefährlichste Feind König Konrads, nun von diesem selbst als Nachfolger bezeichnet, ward zu Fritzlar, wo die Grenzen der Sachsen und Franken sich berührten, auf einer Tagfahrt beider Stämme zum deutschen König gekoren. Alles versammelte Volk jauchzte der Wahl Beifall, denn Heinrich war herrlich an Leib und Seele, und bereits in Kämpfen gegen die Slaven wohl erprobt. Als aber nach der alten Sitte des Karolinger Reiches der Erzbischof von Mainz bei der Krönung ihn salben wollte, wies er demüthig diese Ehre zurück, zugleich damit andeutend, daß er ohne geistlichen Rückhalt in anderer Weise als seine Vorgänger zu regieren entschlossen sei.

§ 100. Es galt zuerst, sich bei den übrigen Stämmen, die ihn nicht mit gekoren, bei den Schwaben, Baiern und Lothringern, die Anerkennung zu verschaffen. Heinrich kannte zu wohl die Sprödigkeit der deutschen Stämme, und hatte einst selbst als Herzog zu selbständig der Königsmacht gegenüber gestanden, als daß er die gewaltsamen Wege Konrads betreten wollte. Ihm genügte zunächst die in der That schon königliche Macht, die er bei seinen

Sachsen und Thüringern besaß: er war zufrieden, wenn die andern Stämme mit ihren Herzögen sich unter ihn stellten, und verlangte zunächst nicht, in die inneren Angelegenheiten derselben einzugreifen. Er schonte die Stammeseigenthümlichkeiten, die nun einmal im Reiche vorhanden waren. So kam es, daß schon 920 der Herzog Burchard von Schwaben ihm willig als dem Oberherrn huldigte. Nur die Besetzung der Bisthümer und die in Schwaben gelegenen königlichen Domänen behielt sich Heinrich als sein Recht vor. Schwieriger fügte sich Baiern: hier widerstrebte jener Arnulf, der einst vor Konrad I. zu den Ungarn entwichen war, der Unterwerfung unter das königliche Ansehen. Heinrich traf auf ihn bei Regensburg. Nicht mit dem Schwert, sondern mit einer friedlichen Besprechung, in welcher er ihm zeigte, wie vergeblich es sei, wider den Willen Aller als der Einzige sich zu setzen, brachte er ihn zur Anerkennung; doch ließ er ihm noch größere Rechte als selbst dem Schwabenherzog, besonders die Besetzung der Bisthümer in seinem Lande. — Dann blieb noch Lothringen übrig. Die Großen Lothringens waren durch ihren Wankelmuth und ihre Treulosigkeit berüchtigt; sie hatten sich oft vom Westreiche zum Ostreiche hin und hergewandt, um schließlich Niemandem zu gehorchen. Das rechte Bild dieses wankelmüthigen Sinnes war ihr Herzog Giselbert, der, obwohl einst als Flüchtling von Heinrich in Sachsen gastfrei aufgenommen, sich doch jetzt dem französischen Könige Karl dem Einfältigen zugewandt hatte. Heinrich hütete sich auch hier, die Waffen zu gebrauchen. Er wartete ab, bis in den Wirren, die Frankreich unter den Gegenkönigen Karls des Einfältigen zerrissen, Giselbert ermüdete und dann es vorzog, sich Deutschland zuzuwenden, 925. Dadurch, daß er ihm seine Tochter Gerberga vermählte, fesselte ihn dann Heinrich an sein Haus und an das Reich.

§ 101. Die erste große That Heinrichs war durch seine Weisheit und Mäßigung gelungen: die fünf großen Herzogthümer waren wieder in die Reichseinheit eingegangen. Es war ein Glück für Heinrich und das Reich, daß in diesen ersten Jahren die Einfälle der Ungarn ziemlich geruht hatten. Aber jetzt brachen sie mit erneuter Wuth über das schwache Reich herein; wieder schweiften sie bis tief nach Sachsen, und der ohnehin damals schwer erkrankte Heinrich mußte selbst in seiner Pfalz Werla hinter den Sümpfen der Ocker Sicherheit suchen, 924. Aber das Glück fügte es, daß Einer der feindlichen Fürsten gefangen eingebracht ward. Die Ungarn waren bereit, ihn schwer mit Gold und Silber zu lösen: aber König Heinrich forderte nichts, als einen 9jährigen Waffenstillstand, während dessen er den Ungarn sogar einen Tribut zu zahlen sich entschloß. Und nun begann Heinrich die andere große That seines Lebens: er machte sein Volk — zunächst Sachsen und Thüringer — von Neuem wehrhaft und schirmte das offene Land. Die alte Einrichtung Karls des Großen, die der Marken oder Militärgrenzen (§ 82), ward gegen den Osten hin wieder erneuert. Noch hatte Deutschland, besonders Norddeutschland, wenig Städte; wie in alter Zeit wohnten die Deutschen auf ihren offenen Höfen; kaum waren die königlichen Pfalzen und Bischoffitze dürftig befestigt. Heinrich legte in den östlichen Gauen Sachsens und Thüringens Burgen an, die er ummauern ließ. Von der in den Marken angesiedelten und seit Alters zum Kampf verpflichteten Bevölkerung ließ er je den neunten Mann in diese Burgen ziehen, und befahl den andern acht, draußen Getreide zu bauen und den dritten Theil des Ernteertrages in die festen Plätze zu liefern. Wenn plötzlicher Angriff käme, sollte das Landvolk hierher flüchten und Vorräthe finden, um sich zu unterhalten. Auch verlegte er die Märkte und öffentlichen Festlichkeiten in diese von ihm begründeten

„Städte", um seine Deutschen an größeres Zusammenleben zu gewöhnen. So entstanden Quedlinburg, Merseburg und Meissen*). — Das Land war geschirmt, es galt auch ein wehrhaftes Volk zu schaffen. Noch bestand bei den Sachsen, besser erhalten als bei den anderen Stämmen, das allgemeine Aufgebot aller Freien, der Heerbann: aber sie kämpften auch am liebsten nach altgermanischer Weise zu Fuß. Da man den berittenen Ungarn so nicht begegnen durfte, gewöhnte Heinrich zugleich auch die Seinen an den Kampf zu Roß.

§ 102. Als er dies Alles angeordnet, übte er sein Volk im Eroberungskampf gegen die Wenden, die von der Elbe und Saale ostwärts wohnten. Außer Abodriten und Wilzen (§ 77) treten hier noch die Redarier, Haveller (an der Havel) und im heutigen Meissen die Daleminzier auf. Alle diese Stämme waren noch heidnisch, einige bisher mit den Ungarn verbunden und beständige Feinde der Sachsen gewesen: Krieg gegen sie galt wie ein Kreuzzug: die Sachsen unter ihrem Banner des heiligen Michael fühlten sich als das Volk des Herrn, berufen zum Vertilgungskampf gegen seine Feinde. Schon 928 hatte Heinrich die Haveller besiegt, und auf dem Eise die durch Seen geschützte Stadt Brennabor (Brandenburg) erobert. Auch die Daleminzier hatten sich unterworfen, und in ihrem Gebiet war auf einem Berge an der Elbe Meissen gegründet worden. Böhmen, seit Karl dem Großen unterworfen, brachte Heinrich ebenfalls durch einen Zug, wobei ihn Arnulf von Baiern unterstützte, wieder zur Unterordnung unter das Reich. — Als dies Alles geschehen, brach 929 noch einmal ein großer Aufstand der nördlichen Slaven (Wilzen, Abodriten, Redarier) gegen die deutsche Herrschaft aus. Heinrich sandte seine Großen gegen diesen Feind, der bereits die sächsische Nordmark verwüstet hatte. In einer furchtbaren Schlacht bei Lenzen fielen die von ihren Fürsten in den Kampf getriebenen Horden vor dem vertilgenden Schwerte der Sachsen. — Diese herrliche Siegeskunde kam gerade zu fröhlicher Zeit. Heinrich hatte für seinen ältesten Sohn Otto um eine Schwester des angelsächsischen Königs Athelstan geworben. Dieser fühlte sich durch die Werbung so geehrt, daß er beide Schwestern zu Heinrich nach Köln sandte, damit er und sein Sohn unter ihnen wählen könne. Editha, durch Güte nicht minder wie durch Schönheit ausgezeichnet, behielt den Preis und ward des Königssohns Gemahlin. — Schon galt Heinrich mit Recht als der mächtigste Herrscher des Abendlandes.

§ 103. Aber eine letzte Probe blieb noch zu bestehen: nemlich gegen die Ungarn zu bewähren, daß Heinrich nicht umsonst den neunjährigen Schimpf des Tributs getragen, und daß seine Einrichtungen ihnen gegenüber Stand hielten. Im Jahre 933 verlangten sie Fortzahlung des Tributs: Heinrich wies sie ab; da kamen die Ungarnschwärme wieder und ergossen sich durch Thüringen und Sachsen. Heinrich aber hatte rasch den Heerbann gesammelt und ereilte die schon Flüchtigen in der Nähe von Merseburg**) wo er sie mit einem verhältnißmäßig leichten Siege so schreckte, daß Deutschland lange Zeit vor ihnen Ruhe hatte.

Zuletzt noch stellte Heinrich im Norden gegen die Dänen die alten Reichsgrenzen her, ja erweiterte sie noch über die Eider hinaus um die Mark

*) Von anderen Städten ist jedoch eine Gründung Heinrichs nicht nachweisbar, Goslar entstand erst unter seinem Sohne Otto I. Vielleicht Erfurt?

**) Der Ort wird von der zuverlässigsten Nachricht Riade genannt (auf dem Unstrut-Riede?) und ist genau nicht nachzuweisen. Dorf Rietheburg in der goldnen Au?

Schleswig. Nun vermochte es unter seinem Schutze wieder ein frommer Erzbischof von Bremen und Hamburg, Unni, ein würdiger Nachfolger des heiligen Ansgar (§ 86), zu den Dänen und Schweden zu gehen, um ihnen Christi Lehre zu verkünden, und schon faßte das Evangelium Boden, obwohl in Dänemark König Gorm der Alte „gleich der alten Schlange" das Christenthum haßte.

§ 104. Heinrich hat Großes gethan, indem er mit dem ruhigen, maßvollen und praktischen Sinn, der dem Sachsenstamme eigen, nur das Erreichbare erstrebte. Das deutsche Reich dankt ihm seine Begründung. Er hat für die deutsche Colonisation das Land östlich der Elbe, das einst Deutschen gehört hatte, aber ihnen von den Slaven entrissen war, erschlossen; er hat die deutsche Wehrkraft wieder hergestellt und den Reichsfeind, die Magyaren, niedergekämpft. Aber indem er so für das Ganze wirkte, hat er zugleich den Thron für sein Haus und seine Familie aufgebaut. — Nachdem zuerst auf seiner Pfalz Bodfeld im Harz ihn ein Schlaganfall getroffen und er so an seinen Tod gemahnt worden war, sammelte er zu Erfurt die Großen aller deutschen Stämme und ließ sich von ihnen das Wort geben, nach seinem Hinscheiden seinen ältesten Sohn Otto zum König zu wählen. Dann ging er nach Memleben an der Unstrut, wo eine seiner Pfalzen stand, neben der bald ein schönes Kloster erbaut ward, und hier verschied er in Mitte der Seinen 936, tief beklagt von allem Volke, und ward dann in der von ihm gleichfalls gegründeten Abtei von Quedlinburg beigesetzt.

2. Otto der Große. 936—973. Innere deutsche Verhältnisse bis 950.

§ 105. Die Königswahl des 24jährigen Otto, des Sohnes Heinrichs I., die zu Aachen im Dom von allen Stämmen der Deutschen geschah, zeigte, wie fest bereits durch Heinrich I. das Reich geeinigt worden. Der Erzbischof von Mainz setzte ihm die Krone auf und umgürtete ihn mit dem Schwert, alles Volk rief Heil dem von ihm gekornen Herrscher, und die Herzöge der einzelnen Stämme leisteten ihm bei Tisch und Hof die persönlichen Dienste des Mundschenken, Truchseß, Marschalls und Kämmerers (§ 55), wie sie die Großen von ihren Lehnsträgern zu empfangen gewohnt waren. Und anders als Heinrich I. faßte Otto I., dem als Vorbild der gewaltige Karl der Große diente, sein Königsamt; hatte Heinrich die großen Herzöge der Stämme fast wie selbständige Fürsten behandelt, so betrachtete sie Otto wieder als seine Beamten und Lehnsträger, die er, wenn sie sich gegen ihn oder das Reich vergingen, absetzen durfte. — Zunächst jedoch hatte er die äußeren Grenzen des Reichs zu schützen. Denn die wendischen Völker benutzten den Regierungswechsel, um in einem Aufstande einen Befreiungsversuch zu machen. Aber Otto hielt sie im Gehorsam, und besonders halfen ihm dabei zwei sächsische Große, Hermann Billing, Graf in der sächsischen Nordmark, und Markgraf Gero, die hier weiter und weiter die deutsche Herrschaft ausdehnten. — Die Böhmen hatten sich gleichfalls erhoben und behaupteten, während Otto im Reiche beschäftigt war, wirklich eine fast zwölfjährige Unabhängigkeit. Auch die Ungarn versuchten einzelne Einfälle, gaben sie aber bald auf, als sie sahen, wie Otto an Kraft und Entschlossenheit seinem Vater nicht nachstand.

§ 106. Schlimmer als die äußeren Gefahren waren die inneren. Ueber das herrischere Auftreten des jungen Otto und über die Bevorzugung der stolzen Sachsen waren die Franken mißmüthig, deren Herzog noch jener Eberhard war, der einst Heinrich I. die Krone gebracht hatte (§ 98). Otto gewährte diesem die reichen Belehnungen nicht, die er von dem Vater

erhalten hatte. Während hier Unzufriedenheit gährte, brach bereits der Baierherzog — er hieß auch Eberhard — in offenem Aufstand los, 938. Otto zog gegen diesen, besiegte ihn, setzte ihn ab und hob hier alle jene Rechte auf, die Heinrich I. den Baierherzögen noch gelassen. Unterdessen aber bildete sich im Norden Deutschlands die drohende Verschwörung völlig aus. Otto hatte einen älteren Halbbruder, Thankmar, aus einer ersten Ehe Heinrichs, die von der Kirche getrennt worden war, weil die Frau sich schon früher dem Kloster geweiht gehabt hatte. Dieser fühlte sich zurückgesetzt und erhob sich mit dem gleichfalls unzufriedenen Eberhard. Beide verwüsteten Westfalen, und Eberhard nahm selbst den jüngeren Bruder Otto's, Heinrich, gefangen. Jetzt eilte der König Otto herbei, Thankmar floh und schloß sich in die Eresburg (§ 71) ein, wo er beim Sturm von Otto's Leuten in der Burgkirche, in welcher er Zuflucht gesucht, am Altar in tapferem Kampfe erschlagen wurde. Eberhard erhielt Vergebung, indem er seinen Gefangenen, den jungen Heinrich, zum Fürsprecher wählte.

§ 107. Schon aber war durch Eberhards Anreizung in der Seele dieses Jünglings Mißmuth gegen seinen eigenen Bruder geweckt. Otto war zwar Heinrichs I. ältester Sohn: aber er war geboren, als dieser noch Herzog war; Heinrich dagegen war demselben, als er schon König war, geboren; ihn vor Allem liebte die Mutter, Mathilde, und der stolze Jüngling hielt sich mehr als den Bruder berechtigt, des Vaters Nachfolger zu sein. Er unterhandelte mit seinem wankelmüthigen Schwager, dem Herzog Giselbert von Lothringen, und begann den Aufstand, indem er zu diesem sich begab, 939. Aber ehe noch die Empörung weiter griff, eilte Otto mit geringer Macht über den Rhein, schlug Heinrich und Giselbert bei Birthen unweit Xanten, und diese konnten nun nicht anders sich helfen, als selbst den französischen König, Ludwig IV., Ultramarinus, zu Hilfe zu rufen, der aber Otto wenig schadete. Heinrich suchte damals scheinbar Versöhnung, erhielt sie auf Fürsprache seiner Mutter Mathilde, benutzte aber die Gelegenheit nur, um auch die sächsischen Großen zum Abfall zu reizen. Zwar blieb Sachsen dem Könige treu, zu den Empörern aber gesellte sich heimlich auch der Erzbischof Friedrich von Mainz und so standen zwei große Herzogthümer und der hohe Clerus, auf den die Könige immer am meisten sich stützten, wider Otto. Aber das Glück half ihm auch diesmal wieder: zwei rheinische Grafen, Franken von Geburt und sogar Verwandte Eberhards, aber doch des Königs Freunde, trafen die beiden Herzöge, Eberhard und Giselbert, unvermuthet am Rhein, über den diese unvorsichtig schon ihr Heer nach Andernach hatten übersetzen lassen, während sie selber noch bei Mahl und Brettspiel zurückgeblieben. Sie überfielen sie, Eberhard, der tapfer kämpfte, ward erschlagen, und Giselbert ertrank auf der Flucht im Rhein 939. So ward dieser Krieg geendigt und Heinrich bat und erhielt abermals Verzeihung: aber noch einmal verschwor er sich, selbst gegen das Leben des Bruders. Als da die Mutter zum drittenmal für ihn bat und Otto zum drittenmal großmüthig verzieh, ging Heinrich in sich und blieb von nun an in unerschütterlicher Bruderliebe Otto treu.

Mit diesen Siegen war die Herzogsgewalt im Reiche der Königsmacht zu Füßen gelegt. Sie war wieder ein Amt, über welches der König verfügte. Außerdem sorgte Otto dafür, daß in allen Herzogthümern Pfalzgrafen eingesetzt wurden, welche die königlichen Güter verwalteten, an des Königs Stelle zu Gericht saßen und die Herzöge beaufsichtigten und in Schranken hielten. Auch suchte Otto I. die Herzogsgewalt noch dadurch von sich abhängig zu machen, daß er sie soviel wie möglich nur Angehörigen

seines Hauses gab. Seinen ältesten Sohn Liudolf vermählte er mit der Tochter des Schwabenherzogs, dem dann dieser Jüngling bald in seinem Amt folgte; Lothringen gab er einem Franken, Konrad, dem er zugleich seine Tochter vermählte, und Baiern seinem Bruder Heinrich. Franken, Sachsen und Thüringen, verwaltete er selbst, und erst in der späteren Zeit seines Lebens machte er seinen getreuen Hermann Billing zum Herzoge von Sachsen.

§ 108. So war das große Reich fest zusammengefügt und stand noch inniger verbunden, als zu Heinrichs I. Zeit. Damals zuerst nannten die Stämme nicht bloß ihre Sprache deutsch: sie begannen sich selbst mit dem Gesammtnamen der Deutschen zu bezeichnen. Und gewaltig übte das vereinte Volk seine Kraft nach außen. In langen Kämpfen unterwarfen die Sachsen unter Hermann Billing und Markgraf Gero die Wenden dem Christenthum und deutscher Sitte. Das weite Land zwischen Elbe und Oder ward colonisirt. Otto verfuhr wie einst Karl der Große bei den Sachsen, indem er in den unterworfenen Landschaften Bisthümer gründete: so Oldenburg (im östlichen Holstein), Havelberg, Brandenburg, Merseburg, Meissen und Zeitz; ja, noch im fernsten Osten unter den Polen ward Posen gegründet. Alle diese Bisthümer stellte er gegen Ende seines Lebens unter das Erzbisthum Magdeburg. — Aber auch nach dem Norden verbreiteten von Bremen aus Deutsche das Christenthum; der Erzbischof Adelbag, Unni's großer Nachfolger, sorgte für die Mission unter Schweden und Dänen. Letztere, die unter Harald Blauzahn über ihre Grenzen gegriffen, hatte Otto gedemüthigt, sie bis zur äußersten Spitze Jütlands getrieben und von hier aus seinen Speer ins Meer geschossen, zum Zeichen, daß erst hier seines Reiches Ende sei. Mit fast königlicher Macht breitete sich Otto's Bruder, der Baierherzog Heinrich, gegen Osten bis zur Theiß und gegen Süden bis Istrien und Friaul aus: und so entsprach der sächsischen Colonisation im Norden eine bairische im Süden, bei welcher die Bisthümer Regensburg und Passau zugleich für die Mission thätig waren. Es war die Zeit der gewaltigsten Ausdehnung deutscher Kraft. Schon galt Otto's Wort, den man nun anfing, wie weiland König Karl, „den Großen" zu nennen, auch etwas in den Wirren Frankreichs, dessen König Ludwig IV. Giselberts Wittwe geheirathet hatte und so Otto's Schwager geworden war; ihm zog er gegen seine aufständischen Großen einmal sogar bis vor Paris zu Hilfe. Auch der Burgundenkönig und die Großen, die um Italien stritten, riefen bereits seine Entscheidung an — kurz, seine Macht war wieder kaiserlich, wenn auch noch der Name fehlte.

§ 109. Versuchen wir es nun, auf diesem Höhepunkte deutscher Königsmacht angelangt, uns ein Bild zu machen, wie solch ein Herrscher dieser alten Zeit lebte. Leicht und bequem hatte er es nicht: wen einmal die schwere Krone zierte, der war ruhelos bis zum Grabe. Er hatte keine feste Residenz; von Pfalz zu Pfalz zog er durch sein weites Reich; wo er gegenwärtig war, saß er selber zu Gericht über schwere oder zweifelhafte Dinge; denn geringere entschied man entweder noch nach den Capitularien Karls des Großen (§ 83) oder nach altem Stammesrecht durch die freigewählten Schöffen. In dunklen Fällen entschied das Gottesgericht, d. i. Zweikampf, Feuer- oder Kreuzesprobe. An den Festtagen umgab den Herrscher der ganze Glanz des großen Reiches: an den Bischofssitz, wo er eben das Fest feierte, eilten Fürsten und Große der ganzen Nachbarschaft und brachten freiwillige Geschenke, während die unterworfenen den Tribut darreichten. — Das Königsgut war durch das ganze Reich gelegen: noch bestand es in großen Domänen,

auch gingen große Forsten des Königs, in denen noch Wolf und Bär, Ur und Elenn hausten, die der Jagdlust reiches Spiel gewährten, durch das ganze Reich. — Abgaben zahlte man auch jetzt noch nicht; denn es gab wenig Geld, und der Deutsche hielt überhaupt jede Steuer für ein Zeichen der Unfreiheit; alle Leistungen waren persönlich. Doch gingen einzelne Zölle an den König ein von Straßen und Flüssen; ferner die Kopfsteuer, die die Juden zahlten; auch gehörten die Bergwerke dem Könige. — Das Lehnswesen griff bereits durch alle Theile des Reiches, und folglich bestanden auch die Heere des Königs mehr aus den aufgebotenen Vasallen, als aus dem alten, freien Heerbann. An den Grenzen waren die Marken wieder erneuert worden. Auf dem linken Ufer der Elbe lag die sächsische Nordmark (die heutige preußische Altmark); südlich davon, zwischen Saale, Elbe und Mulde die sächsische Ostmark oder nordthüringische Mark; an der oberen Saale bis zum Fichtelgebirge und sächsischen Erzgebirge das Osterland oder die südthüringische Mark. Diesen Marken schloß sich östlich die Mark Meissen an. Im Süden gab es eine bairische Ostmark, das spätere Oestreich, eine steirische und eine kärnthnische Mark, welche alle vom Herzogthum Baiern abhängig waren.

3. Herstellung des Kaiserthums durch Otto den Großen.

§ 110. So war Otto der Große bereits der gewaltigste Herrscher in Europa, als neue Bestrebungen und Verwirrungen für ihn anbrachen. Italien war seit Arnulfs Zeiten (§ 95) von den deutschen Königen unbeachtet gelassen worden. Hier waren überall Parteikämpfe zwischen großen Familien, die zum Theil noch ihre Verwandtschaft auf die Karolinger zurückführten; selbst die Päpste waren tief in diese Wirren verflochten und von dem schon errungenen hohen Ansehen (§ 92) wieder zu völliger Unbedeutendheit herabgesunken. Dazu waren die Sitten der Geistlichen wie die des ganzen Volkes furchtbar verwildert. Damals war der mächtigste Mann in Italien Berengar von Ivrea, der seinen früheren Gegner, Hugo, welcher sich König von Italien genannt, überwunden und den Sohn desselben, Lothar, wahrscheinlich vergiftet hatte. Die junge Wittwe dieses Lothar, Adelheid, vom burgundischen Königsstamme, wollte er mit seinem Sohne vermählen, um so unbestritten die italienische Königskrone besitzen zu können. Aber Adelheid widerstrebte dem verhaßten Ehebunde und wurde deshalb von Berengar in strengster Haft auf einem Schloß am Garda-See gehalten. Von hier aus gelang es ihr, Boten zum deutschen König Otto zu senden und ihn als Schützer ihres Rechtes in Italien anzurufen. Otto war damals, nach dem Tode der angelsächsischen Editha, verwittwet und faßte den Entschluß, zugleich mit der Hand der Adelheid ein, wenn auch zweifelhaftes Recht auf Italien zu erwerben. Er beschloß deshalb einen Kriegszug ihr zu Hilfe. Noch ehe er mit dem gesammten Heere die Alpen überstieg, 951, war ihm sein junger Sohn Liudolf, der Schwabenherzog, thatenlustig vorausgeeilt, hatte aber gegen Berengar unglücklich gekämpft. Dafür traf ihn der Tadel des Vaters und der Spott des Oheims, des bairischen Heinrich. Dieser hatte die Adelheid, welcher unterdessen unter vielen Abenteuern die Flucht aus ihrer Burg gelungen war, seinem Bruder Otto in Canossa zugeführt, und war bei beiden in hohem Ansehen. Otto feierte bald mit Adelheid seine glänzende Vermählung und nannte sich jetzt bereits König von Italien.

§ 111. Aber dieser Glanz war nicht ohne einen trüben Schatten; denn Liudolf war unzufrieden, da er fürchten mußte, daß nachmals ein Sohn der

begünstigten Adelheid ihn, den ältesten, vom Throne ausschließen werde, zu dem er bereits bestimmt war. Auch gelangte der König Otto in Italien jetzt noch nicht völlig zum Ziele seiner Wünsche, die schon damals auf die Kaiserkrönung gingen. Daß dieses nicht erreicht ward, gab er der mangelhaften Unterhandlung des Erzbischofs Friedrich von Mainz (§ 107) beim Papste schuld, und auch diesen machte nun sein Tadel aufs Neue unzufrieden. — Otto kehrte zurück nach Deutschland und ließ seinen Schwiegersohn, Konrad, Herzog von Lothringen, zurück, der den Berengar zur Unterwerfung unter den König bestimmte, indem er ihm eine ehrenvolle Aufnahme verbürgte. Als aber jener sich vor Otto einfand — es war 952 zu Magdeburg — behandelte ihn dieser verächtlich und streng, und Konrad, der sein verpfändetes Wort unbeachtet sah, auch sonst sich zurückgesetzt glaubte, fühlte sich gleichfalls beleidigt. So waren drei mächtige Unzufriedene im Reich, Friedrich von Mainz, Liudolf von Schwaben und Konrad von Lothringen, die letzteren Zwei die nächsten Angehörigen des Königs. Ihren Aufstand betrachteten sie nicht als Rebellion gegen den Vater, sondern sie wollten nur den mächtigen Einfluß des harten und ränkevollen Baiernherzogs Heinrich beseitigen; dieser aber war es, der dann später, als der Kampf schon ausgebrochen, die Söhne aber noch einmal reumüthig dem Könige sich zu Füßen geworfen, eine Aussöhnung unmöglich machte. So dauerte der unglückselige Krieg fort, und Otto ächtete und entsetzte die beiden Herzöge zu Fritzlar, 952. Endlich, nachdem Konrad von seinen eigenen Lothringern verlassen und dann nebst Friedrich von Mainz Versöhnung gesucht und gefunden hatte (der letztere starb bald nachher), unterwarf sich auch Liudolf dem Vater. Beide erhielten Vergebung, bekamen aber ihre Herzogthümer nicht zurück. Lothringen ward hinfort von Otto's Bruder, dem Erzbischof Brun von Köln, verwaltet und damals zuerst in Ober- und Nieder-Lothringen getheilt.

§ 112. Den inneren schweren Kampf hatten die Ungarn benutzt, aufs Neue einen Einfall, wenigstens in Süddeutschland, zu versuchen. Mit großem Heer brachen sie 955 ins Reich, nicht mehr jene flüchtigen Räuber, die einst Heinrich bei Merseburg geschlagen, sondern ein schon geordnetes, auf Eroberung bedachtes Volk; mit stürmender Hand belagerten sie Augsburg, das kaum der fromme Bischof Udalrich zu schützen wußte. Aber alsbald eilte Otto an der Spitze aller, jetzt wieder versöhnten Stämme heran. Auf dem Lechfelde 955 kam es zu einer großen Schlacht. Wie zu einem Kreuzzug heiligten sich der König und das Heer zuvor durch Abendmahl und Gebet; dann rückte man in den Kampf: voran drei Züge Baiern, denen aber ihr bereits erkrankter Herzog fehlte; dann ein Zug Franken unter Konrad; dann eine fünfte Schaar als Kern des Heeres aus auserlesener Jugendmannschaft gebildet, unter des Königs eigener Führung, unter dem Banner des Erzengels Michael; dann zwei Züge Schwaben und endlich eine Nachhut von Böhmen. Die Ungarn aber vermieden den Stoß des deutschen Heeres; ein Theil von ihnen schwamm zweimal über den Lech, warf sich unvermuthet auf die böhmische Nachhut und brachte sie wie die Schwaben in Verwirrung: nun aber trafen sie auf Herzog Konrads heldenmüthigen Widerstand, der hier den Abfall vom Vater zu sühnen suchte und sie zurückwarf. Den Angriff auf die Hauptschaar der Ungarn führte der König selbst. Nach heißem Kampfe entschied sich der Sieg: die Deutschen trieben den größten Theil des Ungarnheeres in den Lech, der Rest der Feinde kam auf der Flucht um. Nie mehr versuchte dieses wilde Volk einen Einfall ins Reich, ja es begann fortan deutschem Einfluß und dem Christenthum sich zu beugen. Aber der Sieg war

theuer erkauft; unter den Todten lag Konrad, dem beim Lüften des Helms ein Pfeil die Kehle durchbohrt hatte, und noch mancher Edle. — Auch räumte der Tod sonst noch in Otto's Umgebung auf: an seiner Krankheit starb bald darauf Otto's Bruder, Heinrich von Baiern, seine stärkste und treueste Stütze; bald auch sein Sohn Liudolf, noch in der Blüthe seines Alters, nachdem er seine Uebelthat in wackrem Kampfe gegen die Wenden und dann in Italien gut gemacht. Dem Könige erwuchs ein Ersatz dafür in einem Sohne aus zweiter Ehe, der wie der Vater Otto genannt ward.

§ 113. Nach der Besiegung der Ungarn stand Otto in altem, ja noch erhöhtem Ansehen wieder da. Bald darauf rief ihn der Papst, Johann XII., selbst nach Rom, um durch ihn vor Berengar geschützt zu werden. Otto kam und rettete ihn; der Preis dafür war die Kaiserkrone, die ihm 962 ertheilt wurde. Von nun an galt die Kaiserkrone, und damit die höchste weltliche Gewalt in der Christenheit, als dem deutschen Könige zustehend; jeder derselben war ehrenhalber und unmittelbar schon durch seine Wahl verpflichtet, nach Rom zu ziehen, um sie zu erwerben. — War somit die größte Ehre und hoher Glanz der deutschen Nation beschieden: so führte doch hinfort dies Streben, mit der Kaiserkrone Rom und Italien zu beherrschen, zu steten meist vergeblichen Kämpfen der deutschen Herrscher fern von ihrem Lande; vor allen Dingen ward die naturgemäße Bahn der Mission und Eroberung gegen Osten und Norden, die den Deutschen durch Heinrich I. aufgethan war, verlassen, um dieses glänzenden Bildes der Ehre willen. Aber beklagt das deutsche Vaterlandsgefühl so viel vergeblich vergossenes Blut und eitel verschwendete Kraft; beklagt es ein Streben, das zu keinem Ziel, ja später zum Sturz des Kaiserthums und zur Zersplitterung Deutschlands geführt hat: so ist doch nicht zu verkennen, daß in den Staatseinrichtungen, im Handel, in Künsten und Wissenschaften Deutschland und Italien durch ihre nun beginnende lang dauernde Verbindung sich gegenseitig sehr gefördert haben. — Aber nicht einmal Otto der Große konnte sein Ansehen in Italien ohne wiederkehrende Römerzüge behaupten. Kaum hatte er den Rücken gewandt, so verband sich der Papst Johann XII. mit Berengar. Otto kehrte zurück, entsetzte ihn und ließ sich von den Römern schwören, nie einen Papst ohne seine Zustimmung zu wählen; aber sofort nach seiner Abreise brachen neue Unruhen aus, so daß Otto drei Jahre der Heimath ferngehalten wurde, 962—965, bis seine beiden Gegner — Johann XII. und Berengar — starben und die Römer sich fügten. Gleichwohl ward doch noch einmal ein Römerzug nöthig, und Otto blieb nun von 966—972, also 6 Jahre lang, in Italien.

§ 114. Otto's Ruhm drang, wie einst der Karls des Großen, zu den fernsten Herrschern; seine Gesandten gingen sowohl zu dem glänzenden, milden und aufgeklärten Chalifen Abderrhaman in Cordova, wie an den eitlen und bettelstolzen Hof von Byzanz, von dem uns ein hervorragender Chronist der Zeit, Liudprand von Cremona, eine Schilderung voll beißenden Spottes hinterlassen hat. Otto der Große aber hielt für seinen nun heranwachsenden Sohn keine Verbindung würdiger als mit einer griechischen Kaisertochter: 972 vermählte er ihn mit der Prinzeß Theophäno. Dann hielt er seinen letzten, glänzenden Reichstag zu Quedlinburg im Sachsenlande. Wohl konnte er stolz auf das Werk seines Lebens, auf seine Kaisermacht blicken: hier erschienen mit Tribut Gesandte des Dänenkönigs; ferner der Böhmenherzog und der Erzbischof der eben gegründeten Diöcese Prag; der Polenherzog beugte sich vor seinem Richterstuhle; selbst die Ungarn sandten Geschenke. Die weiten Slavenländer bis fast zur Weichsel lagen der deutschen Herrschaft unter-

worfen und dem Christenthum aufgeschlossen. Kein Trotz der deutschen Großen regte sich mehr vor der anerkannten Oberherrlichkeit Otto's. Neben ihm thronte seine kluge und glänzende Gemahlin Adelheid, und, bereits zum König und Kaiser gekrönt, sein Sohn Otto II. mit seiner jungen Gemahlin; außerdem waren Fürsten und Edle in ungezählter Schaar zugegen. Aber der Tod des getreuen Hermann Billing, der gerade hier erfolgte, mahnte den Kaiser an die Vergänglichkeit aller irdischen Größe und an den eigenen Tod. — Er zog noch über Magdeburg und Merseburg nach Memleben, und hier, wo sein Vater gestorben, schloß auch er nach thatenvollem Leben die Augen; zu Magdeburg ward er bestattet. Er ist der glänzendste und mächtigste unter den deutschen Kaisern, doch an Mäßigung und Ruhe dem Vater nicht mehr vergleichbar, und der Erste, der auf Bahnen einlenkte, die Deutschland sich selbst entfremdeten. Aber an ihn, an seinen Sohn und seinen Enkel — die Ottonen — knüpft sich die Erinnerung einer ruhmreichen Zeit und einer gelehrten Bildung, die damals zuerst nach Deutschland kam — einer Bildung, die zwar nur ausländisch, lateinisch und griechisch, und eine fremde Blüte in Deutschlands Boden war, doch die denselben mit manchem neuen geistigen Samenkorn befruchtet hat.

4. Otto II. 973—983. Otto III. 983—1002.

§ 115. Otto II., Otto's des Großen 18jähriger Sohn, war bereits gewählt und gekrönt und trat ohne Schwierigkeit die Regierung an, indem er den üblichen Königsumritt durch das Reich unternahm. Gelehrt erzogen, zarten Körpers, gebrach es ihm zwar nicht an rascher Thatkraft, aber es fehlte seinem leidenschaftlichen und schwankenden Gemüthe die großartige Beharrlichkeit seiner Vorfahren. So übte denn auch seine Mutter Adelheid und später seine Gattin Theophano einen nicht unbedeutenden Einfluß auf ihn. — Auch ihm blieben die Kämpfe im Reiche nicht völlig erspart. Heinrich II. von Baiern, zubenannt der Zänker, sein Vetter, erhob sich, als er sich in seinen hochfliegenden Ansprüchen vom jungen Kaiser beschränkt sah, und glaubte in Verbindung mit den östlichen Slaven, den Böhmen und Polen, seine Empörung durchführen zu können. Otto schlug und entsetzte ihn, gab Baiern seinem Freunde, Otto von Schwaben, dem Sohne Liudolfs, und trennte von Baiern die bairische Ostmark, die er an den altberühmten Stamm der Babenberger verlieh. Aber neue Unruhen wurden im Südosten des Reichs von Heinrich dem Zänker erregt, bis ihn der Kaiser nochmals überwand und dauernd gefangen setzte. Auch gegen Böhmen und Polen stellte Otto II. dann sein Uebergewicht her. Gegen die Dänen hatte er bereits 974 einen Zug über das Dannewirk hinaus unternommen. — Im Jahre 978 überfiel plötzlich und mitten im Frieden König Lothar II. von Frankreich, den es nach Lothringens Wiedergewinnung gelüstete, den Kaiser, der ruhig in Aachen verweilte; kaum entging Otto der Gefangenschaft, und Lothars Leute verzehrten noch sein eben verlassenes Mittagsmahl. Aber als Lothar dann doch nach drei Tagen sich wieder auf- und davonmachte, ereilte ihn noch vor der Grenze der Herold des Kaisers und kündigte ihm an, sein Herr werde den heimlichen und feigen Ueberfall durch einen offenen Kriegszug wettmachen. Und so zog Otto mit 60,000 Deutschen vor Paris. Da er die feste Stadt nicht gewinnen konnte, und der nahende Winter zur Heimkehr mahnte, ließ er wenigstens vom Montmartre zum Schrecken des Königs und seiner Pariser und zur Warnung vor einem zweiten Besuche noch ein gewaltiges Tedeum herabschallen, ehe er heimkehrte. Zwei Jahre darauf gestand Lothar feierlich zu, daß Lothringen zu Deutschland gehöre.

Ungefähr um 980, als dem jungen Kaiser ein Erbe, Otto, geboren ward, hatte er die volle Gewalt seines Vaters sich gesichert.

§ 116. Jetzt wandte er sich nach Italien. Bis Rom hin war dieses Land durch Otto den Großen fest mit dem Reiche verbunden: in Rom selbst aber herrschte die alte Zwietracht der Parteien, in die das Papstthum tief verflochten war, und schreckliche Thaten waren wiederum geschehen, sogar ein Papst ermordet worden. Süditalien, zum Theil noch unter langobardischen Dynasten, war den Angriffen der kühn andringenden Araber wie der Griechen ausgesetzt (§ 92), die hier die deutsche Herrschaft nicht aufkommen lassen wollten. Nach kurzem Aufenthalte in Rom, wo er schnell Alles ordnete, rückte Otto 982 nach Süditalien gegen diese Feinde. In Calabrien, südlich von Cotrone, erfocht er mit seinem Heere, über welches jetzt schon die Begeisterung der Kreuzzüge kam, zuerst zwar einen Sieg über die Sarazenen; bei unvorsichtiger Verfolgung aber verwandelte sich dieser Sieg in eine Niederlage, und der Kaiser entging nur der Gefangenschaft, indem er ins Meer sprang und einem griechischen Schiffe zuschwamm, welches eben vorbeisegelte. Da auch dieses ein feindliches war, so bedurfte es eines neuen Wagnisses, um auch von diesem endlich ans befreundete Ufer sich zu retten. Aber weithin, bis zu den äußersten Nordmarken des Reiches, erscholl die Kunde von dieser Niederlage: und nun faßten die Slavenvölker Muth in einem allgemeinen Aufstande zugleich mit dem Christenthum die verhaßte und oft grausam geübte Herrschaft der Deutschen abzuschütteln, 983. Aller Orten erhoben sie sich; ihnen schlossen auch die Dänen sich an. — Otto II. suchte zunächst das verlorne Ansehen in Unteritalien wieder herzustellen und berief alle Großen zu einer Tagesfahrt nach Verona. Hier, als ob er sein baldiges Ende geahnt hätte, ließ er seinen dreijährigen Sohn zu seinem Nachfolger wählen und zog dann mit einem Heer gen Süden. Aber nur bis Rom kam er, als der Tod ihn ereilte im 28. Jahre seines Alters. In Rom, in fremder Erde, liegt er auch bestattet. Schon begann das Reich Otto's des Großen, das der Sohn nur mit schweren Kämpfen zusammengehalten, sich aus seinen Fugen zu lösen.

§ 117. Eben waren die deutschen Fürsten in Aachen versammelt, wo sie das Kind Otto gekrönt hatten, als die Nachricht von des Kaisers Tode eintraf. Um dieselbe Zeit ließ der Bischof von Utrecht, welchem Heinrich der Zänker in Haft übergeben war, diesen frei, und unter den Großen erhob sich ein Streit, ob nach deutschem Recht er, als des jungen Königs nächster männlicher Anverwandter, oder ob nach oströmischem die Kaiserin Mutter Theophano, eine Frau, die Regentschaft führen sollte, die eben fern nach Italien ihren Gemahl begleitet hatte. Heinrich bemächtigte sich indessen sogleich des königlichen Kindes; bald aber zeigte er nur zu deutlich, daß er selbst nach der Krone strebe. Da verließen ihn Sachsen und Baiern, auf die er besonders gerechnet; der fromme und gelehrte Willigis von Mainz hielt die Anhänger des jungen Königs und die Einheit des Reichs, die noch einmal wankte, aufrecht; und bald konnte Heinrich nichts Besseres thun, als freiwillig das Königskind der aus Italien herbeieilenden Mutter, der Theophano, und der Großmutter Adelheid, auszuliefern, und nur sein Herzogthum Baiern dafür zurückzubitten. Als er dies erhalten, blieb er, wie einst sein Vater, unerschütterlich dem Königshause treu bis an sein Ende.

§ 118. Theophano leitete nun, in des Sohnes Minderjährigkeit, als Reichsverweserin die Regierung. Sie that es mit Klugheit und Geschick. Aber es nahmen doch die Fürsten allmählig wieder eine selbständigere Stellung dem Könige gegenüber ein, und die Stämme begannen wieder, ihre

Herzöge selbst zu wählen; so koren die Baiern nach Heinrichs des Zänkers Tode dessen Sohn Heinrich; in anderen Ländern, z. B. in Schwaben erbte die Herzogswürde schon einfach fort, was früher nie der Fall gewesen. Nach Theophano's Tode, 991, führten mit der Großmutter des jungen Königs, Adelheid, die großen Fürsten des Reichs (von Sachsen, Schwaben, Baiern, Meißen und Tuscien in Italien) die Regierung, und so kam es, daß die Herzogswürde wieder zu großer Bedeutung gelangte. — Indessen war der junge Otto unter der Erziehung der Theophano und Adelheid sowie des frommen Bernward von Hildesheim und des gelehrten Gerbert von Reims zu einem Wunder der Zeit herangewachsen. Aber seine Bildung war eine fremde, eine römische und byzantinische: seine Sachsen, auf deren starken Schultern doch die Herrschaft seines Hauses ruhte, verachtete er als roh: seine Sehnsucht stand nach Italien und Rom, sein höchstes Streben war, ein Kaiserthum nach morgenländischem Muster herzustellen.

§ 119. Schon 996 als 16jähriger Jüngling machte er seinen ersten Zug nach Italien, wo in seiner Minderjährigkeit Alles wohlgeordnet geblieben war, empfing in Rom die Kaiserkrone und erhob seinen Vetter, den jungen Gregor V., auf den päpstlichen Stuhl. Große Gedanken für die Herstellung einer ernsteren Zucht in der Kirche knüpften sich an diese Ernennung. Denn Beide, Papst und Kaiser, noch Jünglinge an Alter, glühten für eine religiöse Reform, die in der verwilderten Zeit eine Nothwendigkeit schien. In die Heimath zurückgekehrt, kämpfte er gegen die noch immer aufständischen Wenden ohne besondere Erfolge. Bald zog er nach Italien zurück, wo er Rom unter des Crescentius Leitung in Empörung gegen sich und seinen Papst fand, und wo er mit grausamer Strenge die Gegner bestrafte; Crescenz ward hingerichtet, der Gegenpapst, den er aufgestellt, Johann, schrecklich verstümmelt. Dann, nach Gregor's V. Tode, gab Otto III. in seinem Lehrer Gerbert den Römern einen neuen Papst (Sylvester II.). Er selbst aber schwankte, je länger, je mehr, zwischen hochfliegenden Entwürfen zu Kreuzzügen und zur Eroberung des morgenländischen Kaiserreiches und dann wieder zwischen Bußübungen und einsiedlerischen Betrachtungen hin und her. Jetzt pilgerte er nach Gnesen, zum Grabe des heiligen Adalbert von Prag, der in der Verkündigung des Evangeliums als Märtyrer bei den wilden Preußen gefallen war; dann wieder ging er nach Aachen und ließ sich in unheimlicher Neugier das Grab des großen Karl öffnen: ein unruhiger, phantastischer Geist trieb ihn ohne Rast von einem Wechsel zum andern. — Zuletzt nach Rom zurückgekehrt, 1001, fand er die Römer abermals im Aufstand; er strafte sie mit einer zierlichen Rede, und starb, im Angesichte der geliebten, ungetreuen Stadt, 1002, noch nicht 22 Jahr alt. — Mit dem Schwerte mußten die Bischöfe und Fürsten, die ihn begleitet hatten, seiner Leiche durch das aufständische Italien Bahn brechen, um ihn, wie er gewünscht, in Aachen neben Kaiser Karl zu bestatten.

So waren die Zügel des Weltreichs, wie es Otto der Große gegründet, der Hand eines schwärmerischen Knaben fast entglitten. Das geschah zu einer Zeit, wo rings um Deutschland die Staaten, die bisher abhängig oder ohnmächtig gewesen, sich fester gründeten. Ungarn nahm damals unter dem heiligen Stephan das Christenthum und eine festere und geordnetere Staatsform an. Den Polen hatte Otto III. selbst geholfen, ein unabhängiges Reich zu bilden, indem er Gnesen zu einem selbständigen Erzbisthum erhob; denn auch hier war es der Fall, daß an die kirchlichen Ordnungen sich die staatlichen anschlossen. Auch Dänemak wandte sich jetzt dem Christen-

thum zu und grenzte sich fester ab. Ueber all diese Völker hatten die Deutschen geherrscht, weil sie einen geordneten, jene ungeordnete Staaten hatten; jetzt schien das Verhältniß sich umzukehren.

5. Heinrich II. 1002—1024.

§ 120. Das Reich bedurfte, um nicht unterzugehen, eines tüchtigen Mannes, der mit starker Hand die wankende Ordnung wiederherstellte, und nicht, wie der letzte Otto, eitlen Luftgebilden nachhaschte. Aber die deutsche Krone schien jetzt, da Otto kinderlos gestorben, der Zankapfel der Großen werden zu sollen. Drei Bewerber um dieselbe traten auf: zunächst Heinrich von Baiern, der Sohn Heinrichs des Zänkers, der Urenkel König Heinrichs I. Er hatte im Leben Otto III. unerschütterliche Treue bewahrt, und noch die Leiche desselben von den Alpen bis an den Rhein geleitet. Zugleich aber hatte er bereits auf die Krönungskleinodien seine Hand gelegt. Ihn konnte der eine Mitbewerber, der bequeme und alternde Hermann von Schwaben, unbekümmert lassen. Um so gefährlicher aber war der andere, Eckard von Meißen, der tapferste Fürst im Reiche, der unermüdliche Hüter des Ostens gegen die Slaven. Dieser hoffte besonders auf Anhang in Sachsen. Doch das Glück kehrte sich von ihm, und auf einer Reise ward er zu Pöhlde am Harz überfallen und erschlagen, wie man glaubte, auf Anstiften der Schwestern Otto's III., und vielleicht nicht ohne Mitwissen Heinrichs. Dieser ward nun von den bairischen, fränkischen und oberlothringischen Großen zu Mainz gewählt und gekrönt, und gewann dann durch kluges Unterhandeln und Nachgeben die Stimme im ganzen Reiche.

§ 121. Heinrich II., 1002—1024, war ein besonnener, thätiger, strenger Herr, der, wie sein Ahnherr Heinrich I., nur das Erreichbare wollte, und so das deutsche Reich und den Kaiserthron wieder aufbaute. Aber nur mit schweren Kämpfen und unsäglicher Mühe ist ihm dieß gelungen. Zuerst mußte er an allen Grenzen das Ansehen des Reiches wiederherstellen und schützen. Im Osten, in den Slavenländern, erhob sich der gewaltige Polenherzog Boleslaw, zugenannt Chrabry (der Ruhmreiche). Er machte Polen zu einer Macht, die bis an das goldene Thor von Kiew reichte, und auch von Deutschland suchte er Böhmen, Meißen, Lausitz, kurz das ganze Land östlich von der Elbe loszureißen. Drei schwere Kriege hat Heinrich II. gegen ihn gefochten, doch endlich ihn zu einem Frieden genöthigt (1018), durch welchen Böhmen beim Reiche blieb und er Meißen beim Kaiser zu Lehen nahm. Aber auch im Norden ging alles Land jenseits der Elbe verloren, denn die Wenden im jetzigen Mecklenburg und Holstein (die Abodriten und Wagrier) fielen in einem großen Aufstand völlig von der deutschen Herrschaft ab und in's Heidenthum zurück. Im Süden, in Italien, suchte Arduin von Ivrea Italien zu einem selbständigen, von Deutschland unabhängigen Königreiche zu machen. Dreimal ist Heinrich II. über die Alpen gezogen. Das erstemal empfing er nur die lombardische Krone in Pavia, das bei einem Aufstandsversuche in Flammen aufging (1006); das zweitemal empfing er in Rom die Kaiserkrone (1014), das drittemal kam er in voller Kaisermacht (1022). Arduin ist in einem Kloster gestorben. — Im Westen hat Heinrich gegen die Grenznachbarn in Flandern, gegen Aufrührer in Luxemburg u. s. w. streiten, vor allem aber um die burgundische Krone ringen müssen. In Burgund nemlich herrschte der kinderlose Rudolf III., der Oheim des Kaisers, aber ohne alles Ansehen bei seinen trotzigen Großen. Er setzte Heinrich II. zu seinem Erben ein, und so war Aussicht, daß dieß wichtige Land, welches meist die ganze heutige

Schweiz sammt dem Rhonethal fast bis zum Meer hin begriff, dereinst ans Reich käme, ja Rudolf wollte schon jetzt seiner Herrschaft entsagen. Aber die burgundischen Großen wollten die Nachfolge nicht anerkennen, und der schwache König selbst ward wieder schwankend. Es bedurfte zweier Feldzüge, bis Heinrich die künftige Herrschaft sicherte. — Im Innern Deutschlands loderten immer von Neuem einzelne Empörungen auf, und zeigten, wie trotzig die Großen und wie stark selbst dem Kaiser gegenüber sie sich fühlten. Nicht mehr bloß mächtige Herzöge, wie zu Otto's I. Zeiten, lehnten sich auf; nein, Grafen und Herren wagten, selbst vereinzelt, den Widerstand; so schwach hatte Heinrich die Krone überkommen. —

§ 122. Die Ottonen hatten Italien zum Sitz ihrer Weltherrschaft erheben wollen, und hatten darüber die Grundlage ihrer Macht eingebüßt. Heinrich II. wandte sich wieder mit voller Liebe Deutschland zu. Er konnte die Macht über Herzöge, Grafen, Markgrafen nicht mehr wie Otto der Große üben; er mußte sie in allen wichtigen Geschäften zum Beirath entbieten. Auch ihre Lehen wurden schon als erblich betrachtet, und Heinrich änderte hierin nichts. Aber er steuerte streng ihrer Fehdelust, sorgte mit Ernst für den Landfrieden und nahm sich angelegentlich des armen Mannes an, der von jenen immer mehr und mehr bedrückt wurde. Vor allem aber gründete er die Macht seiner Herrschaft auf die kirchlichen Gewalten im Reich, indem er in Deutschland wie in Italien die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte ernannte, sie mit ihren großen geistlichen Gebieten zu den Lasten des Reiches heranzog, ihre Güter wie seine eigenen benutzte, und stets auf ihre Hilfe sich stützte. Sie bildeten also für ihn und seine Nachfolger ein Gegengewicht gegen die immer selbständiger werdenden Fürsten, und die Kaisermacht blieb stark, so lange sie auf diesem Grunde ruhen konnte.

§ 123. Süditalien war, wie zu Otto's II. Zeiten (§ 116), hier von den Sarazenen, dort von den Oströmern (Griechen) bedroht. Als die ersteren einst Salerno belagert, hatten vierzig normannische Ritter, von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem heimkehrend, die Stadt vom Feinde befreit. Die Einwohner des Landes luden in ihrer Dankbarkeit die Landsleute ihrer Retter ein, sich bei ihnen im schönen Süden niederzulassen. So kamen (1016) die ersten Normannen nach Italien und begannen sich anzusiedeln und gegen die Sarazenen und Griechen zu kämpfen. Da aber die Letzteren trotzdem sich immer mehr ausbreiteten, so kam Heinrich II. mit großer Heeresmacht und im Einverständnisse mit dem Papst noch einmal über die Alpen, und durchzog die Halbinsel fast bis zum äußersten Süden. Er konnte zwar die Feinde nicht völlig vertreiben, aber dennoch ließ er das mittlere und nördliche Italien, als er heimzog, in Frieden und Ordnung und dem Reiche eng verbunden, und fand auch dieselbe Ordnung bei seiner Rückkehr in Deutschland vor. Ihm war ein mühseliges Lebenswerk rühmlich gelungen und das Reich aufs Neue gefestigt. Auch die Kirche war durch den Kaiser und andere fromme Männer (besonders in Lothringen und Burgund) zu ernsterem Sinne erweckt. Heinrich II. selbst war fromm und der Kirche sehr ergeben, doch keineswegs ein schwacher, mönchischer Mann, wie ihn die Legende der Kirche darstellt, von der er später heilig gesprochen ist. Den lang schon kränkelnden Herrscher ereilte der Tod zu Grona bei Göttingen (1024). Auf sächsischem Boden, von wo es entsprossen, starb das sächsische Kaisergeschlecht aus. Des Kaisers Leichnam ward zu Bamberg beigesetzt, wo er ein hochberühmtes Bisthum gegründet.

Die Geschichte des sächsischen Kaiserhauses, das mit ihm erlischt, zeigt

uns zwei große Herrscher, von denen der eine, Heinrich I., das deutsche Reich gründet, der andere, Otto der Große, es rasch zu einer Weltmacht erhebt. Diese Größe behauptet Otto II. mit Mühe, unter dem Kinde Otto III. bricht sie zusammen. Heinrich der II. baut die Kaisermacht auf neuer, besonders auf geistlicher Grundlage wieder empor, und sie bleibt noch immer die erste Gewalt im Abendlande. Aber die Herzöge, noch unter Otto dem Großen wie absetzbare Beamte betrachtet, sind bereits erblich geworden und beschränken den Willen des Königs. — Unter den beiden ersten Herrschern beginnt die weithin sich erstreckende Unterwerfung und Colonisation des slavischen Ostens. Aber Otto I. giebt der kaiserlichen Politik zugleich die Richtung auf Italien, die unter den beiden anderen Ottonen entschieden überwiegt; und so gehen die Eroberungen des Reichs gegen die Wenden auf Jahrhundert lang wieder verloren. — In Deutschland aber waren die Stämme wenigstens zu einer Reichseinheit verbunden, die hinfort nicht wieder gelöst werden konnte.

C. Kaiser aus dem fränkischen Hause.

1. Konrad II. 1024—1039.

§ 124. Mit dem Aussterben des sächsischen Geschlechts fiel die Wahl eines neuen Herrschers dem Volke wieder heim. Noch war zu derselben jeder freie Mann mit berechtigt; nur war diese Gemeinfreiheit in Deutschland schon selten geworden. Was also unter dem Namen des deutschen Volkes sich in Kamba am Mittelrhein, von wo man auf die gesegnete Ebene zwischen Odenwald und Donnersberg blickt, versammelte, das waren zunächst der Clerus: Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte; ferner Herzöge, Grafen, Herren und freie Männer, die nach ihren Stämmen, da weder Haus noch Stadt sie fassen konnte, hier unter freiem Himmel lagerten: am linken Rheinufer Ober- und Niederlothringer, am rechten die Sachsen, Franken Schwaben und Baiern, fünf Stämme, jeder mit seiner eigenen Art, aber im Bewußtsein bereits ein großes Volk, das des gemeinsamen Herrschers nicht mehr entbehren wollte: soviel war seit einem Jahrhundert durch das sächsische Kaiserhaus vollbracht. — Die Wahl, von den Großen des Reichs geleitet, schwankte lange: man war zuletzt für zwei Männer aus dem fränkischen Herzogshause der Konradiner entschieden: beide hießen Konrad, der ältere war seit seiner Vermählung mit der Gisela, der Wittwe des Schwabenherzogs Ernst I., unter den Fürsten besonders hervorragend. Dieser nun nahm seinen Vetter zur Seite und einigte sich mit ihm, daß jeder ohne Groll zustimmen solle, wenn auch die Wahl den Andern treffe. Dann entschied der Erzbischof von Mainz zuerst für ihn, als den Aeltern: die Fürsten stimmten zu, und jauchzend alles Volk, dem er sich zeigte: dann wallte die festliche Menge noch an demselben Tage nach Mainz, und im Dom empfing Konrad die Salbung und die Königskrone.

Ein andrer Stamm war somit an die Spitze Deutschlands getreten: es waren Franken von den schönen Rebenufern des Rheins und den fruchtbaren Gefilden am Main; eine raschentschlossene, feurige und heißblütige Art, sehr verschieden von den kälteren Sachsen in Norddeutschland: aber begabt und gewaltig nicht minder wie jene. Das echte Abbild dieses Sinnes war der neugewählte König: stattlich und herrlich trat er auf; man sah, daß die Wahl keinen Würdigern hätte treffen können.

§ 125. Und das Glück begünstigte, wie einst die ersten Sachsen, so

auch hier das neue Herrschergeschlecht. Im ersten Jahre schon seiner Regierung starb der Polenkönig Boleslaw Chrabry, und sein großes Reich verfiel durch die Zwietracht seiner Söhne, von denen die Deutschen selbst in's Land gerufen wurden, ebenso schnell, wie es aufgebaut war: damit kehrte allmählig die Abhängigkeit Polens vom Reiche wieder. Mit Dänemark, das damals unter dem mächtigen Knud dem Großen das Christenthum völlig angenommen hatte, und Norwegen und England mitbeherrschte, hielt Konrad II. Friede und Freundschaft, ja er räumte ihm die schleswigsche Mark, die von Heinrich I. als nördlichste Schutzwehr des Reiches begründet war, freiwillig ein, und machte wieder, wie Karl der Große, die Eider zur Nordgrenze. — Was er hier dem Reiche vergab, glaubte er an anderer Stelle glänzend wiedergewinnen zu können. Rudolf III. von Burgund ging kinderlos seinem Ende entgegen und damit sollte, wie schon Heinrich II. ausgemacht, sein Land an das Reich fallen. Freilich kam Konrad dadurch mit seinem eigenen Stiefsohn, Ernst von Schwaben, in ein mißliches Verhältniß, der wegen naher Verwandtschaft Burgund für sich begehrte und heimlich sich mit den andern Bewerbern um die Erbschaft, mit dem französischen Grafen Odo von Champagne, ja mit König Robert von Frankreich selbst, verständigte. Auch der jüngere Konrad, der doch mit der Wahl seines Vetters nicht ganz zufrieden war, schlug sich zu ihm, sowie die Herzöge von Ober- und Niederlothringen. Die Gefahr schien groß. Gegen das drohende Bündniß wandte sich König Konrad auf das linke Rheinufer: hier aber fiel ihm das Glück zu, sobald sein bisheriger Gegner, der kühne und unternehmende Herzog Gozelo von Niederlothringen, auf seine Seite trat, und durch diesen mächtigen Genossen allein schreckte der König die Verbundenen so, daß es fast ohne Kampf zum Frieden kam. Damals fügte sich Ernst, von Schwaben, wiewohl mit unwilligem Herzen.

§ 126. Der König konnte schon nach zwei Jahren seine erste Romfahrt antreten 1026. Der ehrgeizige und mächtige Erzbischof Aribert von Mailand, der nach einem von Rom unabhängigen Patriarchat strebte und deshalb der Freundschaft Konrads bedurfte, empfing ihn ehrfurchtsvoll, geleitete ihn durch Italien, das fast ohne Kampf und Murren den Herrscher anerkannte, nach Rom, wo er die Kaiserkrone empfing. Hier traf er auch mit dem Könige von Burgund und mit Knud dem Großen von Dänemark zusammen. Mit Beiden schloß er auf's neue Freundschaft, und verlobte seinen Sohn Heinrich mit Knud's Tochter Gunhilde. Nur Süditalien zu unterwerfen gelang ihm nicht. Hier hatten bereits, zwischen den Griechen und Sarazenen, die Normannen (§ 122) sich Land und Burgen gewonnen, und Konrad bestätigte, gegen Anerkennung seiner Lehnshoheit, diese neuen Ankömmlinge in ihrem Besitz, nicht ahnend, welch einen gefährlichen Feind der Kaisermacht er damit groß zog. — Dann kehrte er in die Heimat zurück, wo bald das Verhältniß zu seinem Stiefsohne Ernst von Schwaben ihn auf's Neue beschäftigte.

§ 127. Dieser versuchte, trotzdem der Kaiser ihm verziehen, um Burgunds willen, das er nicht vergessen konnte, einen neuen Aufstand und berief deshalb seine Vasallen nach Ulm. Diese aber erklärten ihm: sie seien zwar ihm, als ihrem Lehnsherrn, in allen Stücken zur Treue verpflichtet, nur nicht gegen den König, der ihrer Aller oberster Lehnsherr und Beschützer ihrer Freiheit sei. So scheiterte hier sein Plan und der Vater setzte ihn auf den Gibichenstein an der Saale gefangen. Der Fürbitte seiner Mutter Gisela aber gelang es bald nachher, noch einmal für den Sohn Verzeihung zu er-

wirken. Der Kaiser wollte ihn nun aussöhnen und ihm sein Schwaben wiedergeben, unter der einzigen Bedingung, daß Ernst von seinem langjährigen Freund Werner von Kiburg, der noch immer im Aufruhr gegen den Kaiser stand, abließe, ja als Herzog des Landes ihn selbst bekämpfe. Ernst aber wollte Alles eher, als die Treue brechen, und verließ trotzig den Hof. Nun traf ihn die ganze Strenge des Herrschers mit Acht und Bann, und im Verzweiflungskampfe gingen beide Freunde unter. Das Volk aber nahm für den unglücklichen Jüngling, der doch eigentlich für sein gutes Recht gegen einen strengen Stiefvater gekämpft hatte, in der Erinnerung Partei: es verglich sein Schicksal mit dem des ebenso unglücklichen Liudolf, Otto's des Großen Sohn (§ 111). Beider Geschichte verschmolz die Sage, und so entstand das Lied von Ernst von Schwaben, das gar lange im Mittelalter gesungen ward, welches die beiden Freunde zuletzt auf einen Kreuzzug und mannichfache Abenteuer im Morgenlande ausgehen läßt. Als dann Rudolf III. 1032 starb, vereinte Konrad auf einem Tage zu Peterlingen in der Schweiz (1033) das burgundische Reich mit dem deutschen. Da aber in diesem Lande der große Adel fast Alles galt, so hat die Herrschaft der deutschen Könige hier nie viel zu bedeuten gehabt. Ohnehin war dieses romanische Land, das vom Rhein bei Basel bis zum Mittelmeer sich erstreckte, und in dem die Hauptverkehrsstraße des damaligen Europa lag, mit Ausnahme der alamannischen Theile (der heutigen deutschen Schweiz), zu selbständig in Sprache, Sitte und Recht, als daß es je ein wirklicher Theil des deutschen Reiches werden konnte. Die Eroberung brachte mithin auch mehr nur äußeren Glanz, als eigentlichen Zuwachs an Macht. Jedoch war die Schweiz nun für immer an die Entwickelung des deutschen Lebens geknüpft und ist ein halbes Jahrtausend ein unmittelbarer Theil des Reiches gewesen. Der Kaiser aber war der Weltherrschaft wieder einen Schritt näher getreten.

§ 128. Bisher war dem kräftigen Herrscher Alles gelungen. Er suchte die Macht, die er besaß, noch dauernder zu stützen. Alle Großen waren in ihren Lehen bereits erblich. Daß der König gegen sie in den kleinen Lehensträgern der Fürsten selbst (den sogenannten Ministerialen) eine Stütze finden könne, hatte der Tag von Ulm (§ 127) gezeigt. Er suchte deshalb auch die kleinen Lehen erblich zu machen, was ihm im Ganzen gelang. So war eigentlich Alles, Aemter und Lehen, im Reiche erblich geworden: die einfache Folge davon mußte sein, daß auch die Königskrone erblich ward. Und wirklich strebte Konrad nach diesem Ziele, ohne es jedoch zu erreichen. Wenn aber die großen Herzogthümer ausstarben, so suchte er sie an seine Familie zu bringen: so gab er z. B. seinem Sohne Heinrich Baiern und Schwaben. Es waren die ersten Schritte, die den Königen so gefährliche Herzogsmacht ganz aufzuheben. Im Uebrigen fand er, wie Heinrich II., in den Bischöfen, deren Ernennung nur von ihm ausging, seine Stütze; und vor Allem drängte er seine nahen Anverwandten in die großen geistlichen Aemter. Freilich sorgte er durch solche Ernennungen mehr für seine Macht, als für die Kirche; mancher ungeistlich gesinnte Bischof trat ein, und die kirchliche Zucht verwilderte mehr und mehr. — Doch übte er Recht und Landfrieden allerwegen mit kräftiger Hand.

§ 129. Gegen den Schluß seines Lebens riefen den Kaiser große Unruhen in Italien, für deren Anstifter er fälschlich Aribert hielt, der ihn allerdings längst durch seinen Ehrgeiz gereizt hatte, noch einmal über die Alpen. In Mittel-Italien, in Tuscien oder Toscana, dessen getreuen Markgrafen Bonifazius er mit seiner Verwandten Beatrix, der reichen Erbin

Ober-Lothringens, vermählt, fand er zwar eine treue Stütze: aber Aribert belagerte er in Mailand vergeblich. Damals zuerst bewaffnete dieser die Bürgerschaft der Stadt Mailand, die sich muthig um ihren riesigen Fahnenwagen, das Carroccio, schaarte, und verlieh ihnen Ordnung und Rechte: so begann hier in Mailand zuerst die italienische Städtefreiheit zu keimen, mit welcher spätere Kaiser so schwer zu ringen haben sollten. Nachdem er das übrige Italien geordnet, kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück und starb bald darauf zu Utrecht den 4. Juni 1039. Seine Leiche ward zu Speier beigesetzt, in dem großartigen Dome, den er dort gegründet.

2. Heinrich III. 1039—1056.

§ 130. Konrads II. Sohn, Heinrich III., war längst zum König gewählt und gesalbt, und von früher Jugend an vom Vater in die Kriegs- und Reichsgeschäfte mit hineingezogen worden. Seine Mutter, die kluge Gisela, hatte außerdem für eine Erziehung in aller gelehrten Bildung, soviel nur die Zeit darbot, gesorgt, und durch sein ganzes Leben ist Heinrich den Wissenschaften hold und ein Pfleger derselben geblieben. Nur in den Nebenländern des Reiches erwarteten ihn Kämpfe: die Zustände in Deutschland waren so geordnet, daß keinerlei Widersetzlichkeit ihm entgegentrat. Zunächst nach Böhmen, wo der kühne Herzog Bretislav nach Unabhängigkeit trachtete, wurden mehrere Züge nöthig, bis es sich fügte, 1041. Neuen Einfluß verschaffte Heinrich III. dem Reiche in Ungarn. Hier war Stephan der Heilige, der das Christenthum dauernd begründet und eine größere Unabhängigkeit seines Reiches von Deutschland herbeigeführt hatte (§ 119), gestorben, und sein Neffe Peter durch einen Empörer vertrieben worden. Ihn setzte Heinrich wieder ein, ließ sich aber das Land bis zur March und Leitha abtreten und machte Liutpold von Babenberg zum Markgrafen von Oestreich; die alte kärnthnische Mark zertheilte er in Steiermark und in die Mark Krain. Doch bedurfte Heinrich noch dreier Züge bis tief nach Ungarn hinein; zuletzt aber nahm gar Peter seine Krone von Deutschland zu Lehen. So befand sich Heinrich im Vollbesitze der kaiserlichen Gewalt. Durch seine zweite Vermählung, mit Agnes von Poitiers, war er mit dem fürstlichen Adel Frankreichs verwandt und konnte selbst in Burgund seine Stellung um so kräftiger behaupten. Ja weiter noch gingen die schon vom Vater angebahnten Pläne auf eine wirkliche kaiserliche Weltherrschaft: von Burgund aus schien es nicht schwer, selbst das noch sehr zersplitterte Frankreich zu beherrschen.

§ 131. Heinrich aber faßte seinen kaiserlichen Beruf mit streng kirchlichem Sinn. Die Sitten des 11. Jahrhunderts waren, wie schon erwähnt, gegen die des 10. Jahrhunderts verwildert: dazu kam namenloses Unglück von Kriegen, von Gewaltthaten aller Art, von Pest und Hunger über die Völker. In solcher trüben Zeit hätte nach damaliger Anschauung eigentlich das Papstthum ein Helfer sein müssen: aber gerade in Rom war der Sitz der größten Verwilderung, und die Päpste besaßen und verdienten kein Ansehen. Da erweckte die Noth der Zeit zuerst im burgundischen Kloster von Cluny einen ernsten, strengen, frommen Sinn, der aber, jener Zeit gemäß, sich zunächst in Bußübungen und mönchischer Zucht äußerte. Von hier aus ward auch besonders die sogenannte treuga Dei, der Gottesfrieden, empfohlen und verbreitet. Dies war ein Versuch, in der eisernen Zeit eine gewisse allgemeine Gesetzlichkeit herzustellen; er gebot, daß vom Mittwoch Abend bis Montag früh keine Fehde gefochten werden sollte, und die Kirche heiligte diese Bestimmung. So gewaltig war der Einfluß, den das Vorbild von

Cluny übte, daß bald viele hundert Klöster in Burgund und Frankreich sich der „Congregation von Cluny" anschlossen, und die besten der damaligen Menschen von diesem finstern Ernst erfaßt wurden. So auch Heinrich III. Er sah in dem Verderben der Zeit nur bei den strengsten Mitteln eine Rettung, sich aber als Kaiser berufen, dieselbe den Völkern zu bringen, und selbst mit dem Beispiel voranzugehen. Er setzte hinfort nur ernste, würdige Bischöfe ein, und zwar ohne Geld und Geschenke von ihnen zu nehmen. Er sah die Kaiserwürde als ein heiliges Amt an, die Christenheit zu bessern, und setzte die Kaiserkrone nie auf sein Haupt ohne vorhergegangene Beichte und Buße, die er sogar in Geißelhieben an sich vollziehen ließ. Indem er aber so sich selbst demüthigte, glaubte er sich um so mehr berufen, mit der gewaltigen Hand des ersten Herrschers der Erde die Kirche aufzurichten. Damals waren in Rom drei Päpste, die um den Stuhl Petri sich stritten. Auf einer Romfahrt, die Heinrich deshalb unternahm, hielt er inmitten seines Heeres eine Synode zu Sutri, entsetzte 1046 nach dem Spruch seiner Bischöfe alle drei Päpste und ernannte einen ernsten, frommen Deutschen, Clemens II., an ihrer Statt. — Einer der entsetzten Päpste, der beste, Gregor VI., ging in die Verbannung nach Deutschland; es begleitete ihn ein Cluniacenser Mönch, Hildebrand aus Soana im Kirchenstaate, dessen künftige Bedeutung damals wohl noch Niemand ahnte. —

§ 132. Der Tag von Sutri war der Höhepunkt in des Kaisers Leben. Von da an, bis zu seinem Tode, hatte er mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, über die er freilich triumphirte, aber nur mit Mühe. Zunächst Ungarn sagte sich, nach König Peters Ermordung, wieder vom Reiche los, und Heinrich unternahm drei, diesmal weniger erfolgreiche Züge in dies Land. Ferner war jener Gozelo von Lothringen, dem Konrad II. soviel zu danken gehabt (§ 125), und dem er das gesammte Lothringen gegeben hatte, gestorben; Heinrich III. wollte dem Sohne desselben, Gottfried dem Bärtigen, nur Oberlothringen überweisen; dieser aber empörte sich, unterlag und ward gefangen nach dem Gibichenstein geführt, und Heinrich verlieh beide Herzogthümer Lothringen Anderen. Dann erlangte Gottfried zwar Verzeihung, begann aber noch einmal einen erbitterten Aufstand und flüchtete sich zuletzt nach Italien, wo er Beatrix von Tuscien, die Wittwe des oben erwähnten Bonifazius, zur Frau gewann. So ward jetzt dieser Feind des Kaisers der mächtigste Fürst Italiens. — Auch ging in Unter-Italien eine erfolgreiche Veränderung vor sich. Die mehrfach erwähnten Normannen (§ 123) hatten unter Humfred von Hauteville eine Macht gegründet, die schon die Grenzen des Kirchenstaates bedrohte. So kam Leo IX., gleichfalls ein Papst deutscher Abkunft, mit ihnen in Krieg, zog nach deutscher Bischofssitte persönlich gegen sie zu Felde und ward von ihnen in der Schlacht von Civitate, 1053, geschlagen und gefangen. Aber die Normannen, so schlau wie fromm, behandelten den Nachfolger Petri mit hoher Ehrfurcht. Und Leo versöhnte sich wenigstens äußerlich mit ihnen und nahm den Bann von ihnen; nach seinem Tode aber erkannte Hildebrand, der die Politik des römischen Stuhles leitete, wieviel mit der Freundschaft dieses Volkes gewonnen sei; und die Normannen nahmen ihr Land vom heiligen Petrus zum Lehen und blieben die ergebenen Vasallen des Papstes. Dies Ereigniß, so wie die neuerrichtete Macht Gottfrieds, machten einen abermaligen Römerzug des Kaisers nöthig, 1055. Gottfried flüchtete sich nach Lothringen, Beatrix mußte den Kaiser durch Italien begleiten; beide blieben aber für die Zukunft unzuverlässig. Auch den päpstlichen Vertrag mit den Normannen konnte der Kaiser nicht hindern.

§ 133. Als er zurückgekehrt war, zeigte sich überall im Reiche Unzufriedenheit der Großen; denn wie sein Vater suchte Heinrich die Herzogthümer an sein Haus zu ziehen, oder sie an unbedeutende, abhängige Personen zu geben. Besonders groß war der Groll bei den Sachsen, die ohnehin in altem Stolz die Herrschaft eines Franken schwer trugen: und namentlich war es das Herzogshaus der Billinger (§ 107), die, mit anderen großen sächsischen Häusern verwandt, sich vom Kaiser und seinem Freund, Erzbischof Adalbert von Bremen, in ihren fürstlichen Rechten gekränkt glaubten. Auch lastete die Hofhaltung des Kaisers, die er von nun an, um sie im Zaume zu halten, meist in Goslar nahm, schwer auf dem Sachsenlande. Ueberall im Reiche gährte unter den Großen Unzufriedenheit und Verschwörung: noch hielt sie der Kaiser mit eiserner Hand nieder. Aber seine Stellung war in der That, wie sie einer seiner treuen Räthe und Freunde im Traume sah: „Der Kaiser stand vor seinem Thron, die Hand am Schwert, mit drohendem Antlitz, indem er rief: er werde noch alle seine Feinde treffen!" — Plötzlich, noch im blühenden Alter, entriß ihn der Tod dem Reiche, dem jetzt ein starker Herrscher mehr Noth that, denn je. Der Papst verweilte bei ihm zu Besuch. Viele Große umgaben ihn in seiner Pfalz Bodfeld auf dem Harz, wo er sich einige Tage dem Jagdvergnügen hingab. Da kam die Nachricht einer Niederlage, die an der Elbe, bei Prizlava, eines seiner Heere durch wendische Völker erlitten. Der Unglücksbotschaft folgte bald der rasche Tod des gewaltigen Herrschers — sein Reich aber blieb einem 6jährigen Kinde, welches dem annahenden Verderben wehrlos gegenüber stand.

3. Heinrich IV. 1056—1106.

§ 134. Die beiden ersten Kaiser aus dem Hause der Franken hatten die Zügel der Oberherrschaft so straff angezogen, daß die Zeiten Karls und Otto's des Großen für die deutschen Fürsten wiederzukehren schienen. Noch aber lebte in den deutschen Stämmen die alte Sprödigkeit, die einer völligen Einigung widerstrebte: und zu ihr gesellte sich jetzt der persönliche Vortheil der Großen, denen ein zu starkes Königthum ungelegen war, und die unter Konrad II. und Heinrich III. ihre fürstliche Stellung sehr gemindert gesehen. Günstig war deshalb der Moment für Alle, die eine starke Reichseinheit haßten, da gerade nach dem strengsten und gewaltigsten Herrscher, den das Reich je gehabt, ein bereits zum König gekröntes Kind auf dem Throne folgte. Wie einst Theophano für Otto III., so sollte jetzt die Kaiserin Agnes für den jungen Heinrich IV. die Regentschaft übernehmen. Sie that es, indem der Bischof Heinrich von Augsburg ihr Rathgeber war. Aber Neid, Selbstsucht und Treulosigkeit arbeiteten bereits daran, die königliche Macht zu untergraben. Denn waren die Zeiten und Sitten schon unter den ersten Franken rauh und eisern gewesen, so wurden sie jetzt vollends zügellos, und alle Achtung vor Recht und Treue schien aus dem Reiche gewichen.

§ 135. Bald begann es hier und da von Unruhen zu gähren; in Sachsen verlautete von Mordanschlägen, die gegen des jungen Königs Leben gemacht seien. Bald mußte Agnes, um sich Freunde zu gewinnen — die dennoch unzuverlässig blieben — viel nachgeben. Ein sächsischer Großer, Otto, aus dem den Billingern verwandten Geschlecht der Nordheimer, deren Stammsitze nahe dem heutigen Göttingen lagen, erlangte von der Kaiserin das Herzogthum Baiern, das Heinrich III. an sein Haus gezogen hatte. Ein burgundischer Großer, Rudolf von Rheinfelden, setzte sich besonders in die Gunst der Kaiserin und erhielt von ihr mit der Hand ihrer Tochter das Her-

zogthum Schwaben. Das Herzogthum Kärnthen verlieh Agnes einem Zähringer, Berthold. Und hätte nur die Kaiserin mit so viel Zugeständnissen Treue erkauft! Aber alle diese Männer blieben unzuverlässig; und die Seele aller geheimen Pläne, die darauf hinausgingen, der Kaiserin vollends alle Macht zu entwinden und dieselbe an die Großen im Reich zu bringen, war Erzbischof Anno von Köln, ein Mann geringer Herkunft, aber ehrgeizig, hart, listig und schlau, wenn auch in äußerlich unverbrüchlicher klösterlicher Heiligkeit lebend, und Gottfried von Tuscien. Natürlich war es, daß indessen die Macht des Reiches nach außen, in Italien, Ungarn und über die Wenden, verfiel: und dies eben machte man zur Beschuldigung gegen die Kaiserin, auch behauptete man, sie erzöge den Sohn zu weichlich. Kurz, im Herzen Anno's und der ihm verbundenen Fürsten keimte ein verbrecherischer Anschlag. Die Kaiserin war mit ihrem damals zwölfjährigen Sohn zu Kaiserswerth am Rhein, als Anno auch an ihrem Hofe erschien und nach frohem Mahle den jungen König wie zur Kurzweil aufforderte, in seinem schönen Schiff eine Lustfahrt auf dem Rhein zu machen. Arglos stieg der Knabe mit Anno und einigen der Verschworenen ein; da fielen die Knechte in die Ruder, und das Schiff ward eilig davon geführt; die Mutter wehklagte ihm nach vom Balkon, die Räuber verwünschend folgte das Volk am Ufer, der junge König selbst, erschreckt und den Tod fürchtend, sprang in den Rhein, aus dem man ihn nur mit Mühe rettete: der Raub war gelungen, und Anno, in dessen Hand nun der junge König war, setzte mit Beistand der Großen durch, daß er an der Spitze der Bischöfe die Regierung führte. — Besser ward es dadurch im Reiche nicht. Die Kaiserin zog sich bald ganz von der Welt zurück und endete ihre Tage in frommen Uebungen in Italien. Unter Anno's Verwaltung aber griff nach dem Königsgute zu, wer nur mochte, und der junge König war einige Jahre darauf im Dom zu Goslar Zeuge einer Mordschlacht, wie sie haderstichtige Geistliche um weltliche Ehren an heiliger Stätte ausfochten.

§ 136. In des Jünglings Seele erwuchs Mißtrauen, Bitterkeit und Groll bei solcher Erziehung, und so bald er es vermochte, warf er sich einem anderen Leiter, Erzbischof Adalbert von Bremen, in die Arme. Dieser, nicht minder ehrgeizig und noch stolzer als Anno, suchte seine berühmte Metropole, von der noch immer die Mission über die Nord- und Ostsee ausging, zu einem Patriarchat des Nordens zu erheben; einst der Freund Heinrichs III., suchte er jetzt die Freundschaft auch des jungen Heinrichs IV. zu gewinnen. Mit dem 16. Jahre, nach deutschem Recht, machte er ihn durch die Schwertumgürtung mündig, leitete aber den unreifen Jüngling noch einige Jahre. Adalbert war in seinen Bestrebungen vielfach mit den sächsischen Großen in Feindseligkeit gerathen. Besonders gegen diese, die ja in der That böse Gesinnungen hegten, nährte er das Mißtrauen des jungen Königs. Indessen begann dieser zur Selbständigkeit heranzuwachsen; von der Macht, dem Gute, dem Rechte seiner Vorfahren fand er wenig mehr: sein ganzes Streben ging darauf, alles das wieder zu gewinnen, und darin zeigte er ganz die eiserne Willenskraft seiner Väter. Aber es brauste auch in dem Jünglinge ihr heißes Blut, und dies riß ihn zu einzelnen Gewaltthaten, vor Allem zu Ausschweifungen hin, die dann der verläumderische Mund seiner Feinde noch vergrößerte. Zunächst Sachsen suchte er zu bezähmen. Er fiel dabei auf ein Mittel, wie die Normannen es in Unteritalien und Adalbert in seinem Bisthume angewandt hatten, nämlich an hervorragenden Stätten Burgen im Lande anzulegen. Da von diesen aus aber manche Gewaltthat in der Umgegend geübt ward, so reizte er nun auch den ganzen Stamm der Sachsen gegen sich, nicht

mehr bloß einzelne Große. — Aber Heinrich that noch mehr, seine Feinde, die so lange geherrscht, zu stürzen. Gegen Otto von Nordheim, den Baierherzog, trat um diese Zeit ein Mann auf, der ihn beschuldigte, nach des Königs Leben getrachtet zu haben, und dies mit einem Gottesurtheil beweisen wollte: Heinrich entsetzte ihn, ächtete ihn und mit ihm den Billinger, Magnus von Sachsen, den er bald in die Gefängnisse seiner Harzburg brachte. So schien er das Herzogthum Sachsen ganz aufheben zu wollen; Baiern aber gab er einem Manne aus altem schwäbischen Geschlecht, Welf genannt. — Adalbert war indessen gestorben, nachdem er alle seine Pläne hatte zusammenbrechen sehen, denn die Wenden, östlich der Elbe, unter denen er mit Hilfe eines ihrer Fürsten, Godschalk, seine Unter-Bisthümer hatte gründen wollen, hatten sich erhoben und auf lange Zeit das Christenthum in ihren Gegenden wieder vernichtet.

§ 137. Heinrich IV. hatte seine Regierung kraftvoll begonnen. Aber um so eher bildete sich jetzt durch das ganze Reich unter den Großen eine Verschwörung. In Sachsen bewegte sich das ganze Volk, Geistlichkeit, Adel und Gemeine. Alle klagten über unerträgliche Bedrückung, die von Heinrichs Burgen ausgehe. An der Spitze des sich bildenden Bundes stand Otto von Nordheim. Mit ihm im Einverständnisse war in Süddeutschland Rudolf von Schwaben, Welf und Anno. Auch mischte sich damals schon von Hildebrand (§ 131), jetzt Archidiakonus der römischen Kirche, geleitet, der Papst in die deutschen Angelegenheiten: mit kirchlichem Ernst widerstand er dem schlimmen Wunsche König Heinrichs, der von seiner edlen Gemahlin Bertha geschieden sein wollte; und auch auf die Bitten der Sachsen suchte er als Vermittler einzutreten. — Indessen war im Reiche Alles zum Ausbruch vorbereitet: im Jahre 1073 erhob sich der ganze Stamm der Sachsen und zog, bei 80,000 Mann stark, unter die Harzburg bei Goslar, die der König auf weitschauender Bergesspitze stattlich sich zu einer Residenz erbaut hatte. Heinrich, nach nutzlosen Unterhandlungen, entging ihnen kaum durch eilige Flucht. Als er dann seine Fürsten um sich versammeln wollte, erschien keiner; ja, man sprach schon davon, man müsse ihn ganz verlassen und einen andern König wählen. In dieser Noth erwiesen sich Heinrich zuerst nur die Städte treu ergeben; er lag, während man so über ihn verhandelte, auf den Tod erkrankt in dem treuen Worms. Kaum aber genesen, kämpfte er erst siegreich gegen den äußeren Feind in Ungarn; dann griff er mit rastloser Thätigkeit die inneren Angelegenheiten an. Es fand sich doch noch mancher Freund: der Erzbischof von Mainz, die Herzöge von Lothringen, von Böhmen, dann auch Welf von Baiern, traten auf seine Seite; zuletzt hielt selbst Rudolf, der noch kurz zuvor die schändlichsten Pläne gegen ihn geschmiedet, es für gerathen, für ihn neuen Eifer zu zeigen. Die Einigkeit der süddeutschen Fürsten mit den Sachsen war vorbei, und Heinrich benutzte geschickt diese Zwietracht. Die Sachsen hatten im Uebermuth die Harzburg zerstört, ja eine Kirche verbrannt und Gräber entheiligt: dafür sprach der Erzbischof von Mainz jetzt auch den Bann über sie, und im Sommer 1075 zog Heinrich IV. mit einem so glänzenden Heere, wie es selten vor ihm ein Kaiser geführt hatte, gegen sie, obwohl sie nun Sühne und Unterwerfung anboten. Heinrich hatte eine friedliche Ausgleichung, ihm selbst wie seinem Volke zum Heile, in seiner Macht. Aber seine gereizte Seele dürstete nach Rache: unvermuthet traf er die Sachsen und die ihnen verbündeten Thüringer auf den Wiesen an der Unstrut, unweit Langensalza, bei Hohenburg 1075: sein Heer, ähnlich geordnet, wie das Otto's des Großen am Lech, erfocht hier einen blutigen Sieg: aber es

hatten Deutsche gegen Deutsche gestritten, und noch am Abend der Schlacht brach der Schmerz über so viele Gefallene, selbst von verwandter Hand Gefallene in des Königs Heere in laute Klagen aus. Doch er war einstweilen wirklich Herr im Sachsenland und Herr in ganz Deutschland; er schien seinen Thron wieder festgestellt zu haben. Und so wäre es wohl geblieben, hätte er sich nicht unvorsichtiger Weise alsbald in einen viel schwereren Kampf gestürzt.

4. Kampf Heinrichs IV. und Gregors VII.

§ 138. Es ist oben (§ 131) gezeigt worden, wie unter der unsäglichen Verwilderung, dem Elend und der Gewaltthätigkeit des elften Jahrhunderts vom Kloster Cluny eine, wenn auch in düster-mönchische Formen gekleidete, sittliche Reformation ausging, und wie Kaiser Heinrich III. diese selbst befördert hatte. Durch Hildebrand war diese Reformation nach Rom getragen, an den Hof der Päpste, die fast zwei Jahrhunderte hindurch ihres hohen Berufes, den der Glaube der Zeit ihnen beimaß, völlig vergessen hatten. So lange Heinrich III. lebte, hatten die Römer, von denen damals noch die Wahl des Papstes abhing, auf Hildebrands Rath sich diesen stets vom Kaiser bezeichnen lassen. Während Heinrichs IV. Minderjährigkeit aber war zuerst die Wahl an das Cardinalscollegium gebracht worden, und endlich war, 1073, Hildebrand, fortan Gregor VII. genannt, zum Papst gewählt worden. Dieser reichbegabte, gewaltige Mann begann nun seine Ideen auszuführen. Die Kirche sollte fortan völlig frei von jedem weltlichen Einfluß, auch von dem des Kaisers sein. Was er aber Freiheit der Kirche nannte, war auch die Herrschaft derselben. Deshalb setzte er zunächst ein Gebot durch, das zwar schon durch frühere Concilien hie und da aufgestellt, aber noch nirgend durchgeführt war, nämlich die Ehelosigkeit der Geistlichen, den Cölibat. Losgerissen von Weib und Kind und aller weltlichen Sorge, sollte künftig sich der Geistliche nur als Mitglied jener mächtigen kirchlichen Gemeinschaft fühlen, die ihre Befehle aus Rom, von dem Nachfolger Petri, dem Stellvertreter Gottes und Christi auf Erden, erhielt. Schien dieses Gebot, so tief es in das Leben einschnitt, vielleicht den Kaiser weniger zu berühren, so griff ein zweites an die Wurzeln seiner Macht. Hinfort sollte nicht mehr der Kaiser, und überhaupt kein weltlicher Fürst die Bischöfe einsetzen, oder, wie man es ausdrückte: die Investitur, d. i. die Bekleidung mit Ring und Stab, den Zeichen der bischöflichen Würde, sollte nicht mehr von Laien geschehen. Die Domkapitel, d. i. das Collegium von Geistlichen bei jeder Cathedrale, sollten sie wählen, der Papst sie bestätigen; kein Geschenk, kein Kauf sollte bei der Erlangung des heiligen Amtes stattfinden, oder man machte sich der Simonie schuldig, wie man dies Vergehen mit Bezug auf Apostelgeschichte 8, 18 bezeichnete. —

§ 139. Dies Gebot traf besonders die deutschen Könige hart; denn gegen die anwachsende Macht ihrer Fürsten hatten diese, wie gezeigt (§ 122), seit Heinrich II. ihre Stütze in den Bischöfen gesucht und gefunden. Der geistliche Länderbesitz betrug einen bedeutenden Theil des ganzen Reichsbodens: über diese Territorien und ihre Einkünfte verfügte der König, wenn er die Bischöfe ernannte, wie dies bisher stets geschehen war. — Heinrich IV. hatte nun oft Bischöfe gesetzt, nicht mit der kirchlichen Strenge seines Vaters, sondern in der Noth, in der er sich befand, nach seinem Nutzen. Einzelne dieser Bischöfe hatten Heinrichs Räthen dafür Geld gezahlt, und diese wie die Räthe that 1075 Gregor VII. wegen Simonie in den Bann, und verlangte vom Könige, er solle sie entlassen, ja, drohte im Weigerungsfalle mit Kirchen-

strafen gegen ihn selbst vorzugehen. Längst aber schon hatte Heinrich den Uebergriffen des Papstes unwillig zugesehen; nachdem ihm der Sieg über die Sachsen die Gewalt im Reiche wiedergegeben, versuchte er es, nach dem Beispiele seines Vaters, Gregor zu entsetzen — ohne zu bedenken, wie viel schwächer seine Macht, als die seines Vaters, und wie viel gewaltiger Gregors VII. Geist war als der der früheren Päpste. Zu Worms, 1076, hielt er eine Synode deutscher Bischöfe, die freilich meist weder durch würdiges Leben noch durch Bildung Spiegel der Kirche waren, und ließ durch diese Gregor VII. auf leichtsinnige Anklagen hin entsetzen. — Da antwortete Gregor VII. mit dem Banne 1076. Zum erstenmal wagte dies ein Papst gegen einen deutschen König. Und Heinrich sollte bald inne werden, was ein Bann, der zugleich alle Bande des Lehnsgehorsams löste, besonders in seiner damaligen Lage bedeute. Es war das Signal für die Fürsten, die mit scheelen Augen auf die wiederhergestellte Königsmacht blickten, von ihm abzufallen. Schon im Herbst desselben Jahres hielten sie eine Tagfahrt zu Tribur, und ließen dem Könige sagen: wenn er nicht in Jahr und Tag vom Bann gelöst sei, könnten sie ihn nicht mehr als ihren Herrn ansehen. —

§ 140. Heinrich sah sich von Allen verlassen; er hörte, Gregor VII. sei schon auf der Reise nach Deutschland, um seine Sache zu richten. Dem entschloß er sich vorzubeugen; und das Heilsamste schien, sich mit dem Papste zu versöhnen. So reiste er, im harten Winter, als im eisernen Frost die Flüsse fast bis auf den Grund erstarrt waren, über die schneebedeckten Alpen, nicht wie seine Vorfahren mit gewaltigem Heere, sondern als Büßer, nur von seiner edelmüthigen Gemahlin, einigen treuen Dienern und den Mitgebannten begleitet. In der Lombardei, in welcher noch ein starkes Widerstreben gegen Gregors Neuerungen herrschte, hätten sich ihm Mittel zum Widerstande geboten, aber er verschmähte sie und eilte nach Canossa (§ 110), der Burg der mächtigen Markgräfin Mathilde von Tuscien, einer Tochter jener Beatrix (§ 132), die einst schon Heinrich dem III. so schwere Sorge gemacht. Diese war mit ganzer Seele Gregor dem VII. wie einem geistlichen Vater ergeben, und bot ihm jetzt ihr Schloß zum schützenden Aufenthalt. Aber Heinrich kam nicht als Angreifender, sondern als Flehender: und drei Tage ließ Gregor VII. ihn und seine Mitgebannten im Büßerkleide an der Thüre der innern Burg harren, ehe er ihn aufnahm und nach langer Verhandlung vom Banne löste.

§ 141. Aber während Heinrich noch in Italien weilte, und noch ehe die gesetzte Frist abgelaufen war, koren die deutschen Fürsten einen andern König, jenen Rudolf von Schwaben, seinen Schwager — den dann freilich die Städte sofort verwarfen. Der Papst maßte sich an, entscheiden zu wollen, wer von beiden König zu sein verdiene. Da endlich fand Heinrich den männlichen Muth wieder und erhob die Waffen. Wieder traf ihn der Bann, aber mit unermüdlicher Kraft rang er nun in Deutschland. Das ganze Land ward voll Verheerung und Blutvergießen, das Glück schwankte lange, die meisten Großen schwankten mit ihm von einer Seite zur andern. Aber Heinrich fand in dem jugendlichen Friedrich von Staufen, einem schwäbischen Edlen, der hier zuerst sein Haus berühmt machte, und dem er später seine Tochter zur Ehe und das Herzogthum Schwaben zu Lehen gab, eine treue Stütze. Auch Böhmen, dessen Herzog er bald darauf mit dem zunächst nur persönlich ertheilten Königstitel belohnte, stand treu im Kampfe zu ihm. Endlich, 1080, fiel Rudolf in einem für ihn sonst siegreichen Gefechte bei Merseburg, wie man sagte, durch die Hand des jungen Gottfried

von Bouillon, des lothringischen Fürstensohnes, auf den später noch schönere Ehren warteten. Heinrich aber war an Macht wieder so gewachsen, daß er einen Gegenpapst aufstellen und einen Römerzug gegen Gregor VII. unternehmen konnte. Er bedrängte ihn hart in Rom, aber mit eiserner Festigkeit schlug Gregor jeden Vertrag mit dem Gebannten aus. Endlich, als seine Noth am höchsten gestiegen, retteten ihn die herbeieilenden Normannen unter ihrem König Robert Guiscard vor der Gefangenschaft. Als Flüchtling ist er bei ihnen gestorben, 1085, zu Salerno, ohne den Bann von Heinrich zu nehmen, mit dem Bewußtsein eines Märtyrers. Sein unbeugsamer Geist, seine hohe Idee vom Papstthum erbte auf seine Nachfolger über. Heinrich IV. war, äußerlich betrachtet, Sieger geblieben, hatte aus der Hand seines Papstes die Kaiserkrone empfangen und hielt sich länger als ein Jahrzehnt auch in Deutschland in Ansehen. Aber mannichfaches Unglück zerrüttete seine Familie und gegenseitiges Mißtrauen das Verhältniß zwischen ihm und seinen Fürsten: und noch war der Kelch des Unglücks nicht halb geleert, der ihm beschieden war.

5. Heinrich IV. und seine Söhne.

§ 142. Die religiöse Begeisterung, welche von Cluny ausgegangen und durch Hildebrand und die Seinen in die Kirche getragen war, fand bald auch ein äußerlich sichtbares Ziel: die abendländische Christenheit erhob sich, um das heilige Grab aus der Hand der Ungläubigen zu befreien. Viele Tausende nahmen auf die Predigt des Eremiten Peter von Amiens und auf die Ermahnung Papst Urbans II. das Kreuz. Die Bewegung erfaßte auch Deutschland, besonders Niederlothringen. Doch ging sie an der Mehrzahl des Volkes und an Kaiser Heinrich IV. selbst noch spurlos vorüber: fast staunend sah man die zügellosen Schwärme des Eremiten durch Deutschland ziehen und ihren wilden Glaubenseifer zunächst in Ermordung der Juden kund thun. Dann kam das geordnete Kreuzheer, dessen vornehmster Führer Gottfried von Bouillon, ein deutscher Reichsfürst, war, der 1099 wirklich das heilige Grab eroberte, und dessen Bruder die Königskrone von Jerusalem gewann.

§ 143. Diese neue kirchliche Bewegung steigerte nur noch die vereinsamte Stellung des immer noch gebannten Kaisers. Schon 1092 hatte sein ältester Sohn Konrad, von seiner eigenen Stiefmutter, der lasterhaften zweiten Gemahlin des Kaisers verführt, und von Mathilde von Toscana und der kirchlichen Partei in Italien unterstützt, einen Empörungsversuch gegen den Vater gemacht. Dieser war mißlungen, und der Jüngling hatte bald nachher im Gefängniß seine Tage beschlossen. Die Liebe und Hoffnung des alternden Vaters richteten sich jetzt auf seinen jüngeren Sohn Heinrich. Aber auch über dessen Herz gewannen bald die heimlichen Feinde des Vaters Macht; sowohl die Anhänger Roms als auch viele deutsche Fürsten meinten, wenn man ihm zur Krone verhülfe, würde er aus Verpflichtung gegen sie noch größere Opfer bringen; dazu stellte man ihm vor, daß der Vater im Bann, und Empörung gegen ihn nicht Sünde sei. Der junge Heinrich aber war noch viel versteckteren, berechnenderen Gemüthes, als sein Vater in seiner Jugend gewesen: die Härte des ganzen Geschlechtes paarte in ihm sich mit Kälte und lauernder Berechnung. Vielleicht fürchtete er, unter dem schwächer werdenden Vater würde noch mehr von der Königsmacht eingebüßt werden; vielleicht konnte er ehrgeizig die Zeit nicht erwarten, wo ihm selbst die Krone zufallen mußte, oder er fürchtete, die Wahl würde dann einen Anderen als ihn treffen: kurz, auch er griff 1105 zur Empörung. Die meisten süd-

deutschen Fürsten traten auf seine Seite. Der verzweifelnde Vater aber raffte sich gleichfalls zum Kampfe auf, und ein Bürgerkrieg, abscheulicher denn alle früheren, zerrüttete das Reich.

§ 144. Am Flusse Regen standen sich Vater und Sohn gegenüber: Ersterer noch stark durch die Unterstützung Leopolds von Oestreich und des Herzogs von Böhmen. Drei Tage war bereits ohne Entscheidung scharmützelt, da gewann der junge Heinrich Leopold von Oestreich durch das Versprechen, ihm seine Schwester Agnes, die Wittwe des herrlichen Staufers, zur Ehe zu geben. Mit ihm verließ den alten Kaiser Alles, und er stand allein ähnlich wie Ludwig der Fromme einst auf dem Lügenfelde (§ 87). Aber ihm trug das Wohlwollen, das seine Vorfahren und besonders er den Städten zugewandt hatte, jetzt schöne Früchte. Diese waren durch Rechte und Freiheiten, die ihnen seit Konrad II. die Kaiser gewährt und gemehrt hatten, jetzt schon blühende Gemeinwesen geworden, und besonders längs der großen Handelsstraße des Rheins erhoben sich ihre reichen, wohl ummauerten Sitze. Sie alle erklärten sich für den alten Kaiser; von seinem ruchlosen Sohne schien das Glück zu weichen. Da kam er mit der Maske der Heuchelei nach Koblenz unterwürfig zum Vater und bat um Vergebung: die Fürsten, die in Mainz versammelt waren, sollten den letzten Streit schlichten. Der Vater vergab und umarmte unter Thränen den Sohn; dann ritt er arglos mit ihm zum bestimmten Platz der Zusammenkunft. Aber der Sohn wußte ihn mit böser List auf eine Burg, Böckelheim im Nahethale, zu locken; hinter dem eintretenden Kaiser fiel das Gatter und er sah sich als Gefangener des Sohnes. Dieser verlangte nun mit seinen Fürsten freiwillige Entsagung und Auslieferung der Reichskleinodien. Vom Unglück gebrochen, fügte sich der Greis auch in diese Forderung. Aber neue Mißhandlungen, zuletzt gar Todesgefahren, bedrohten ihn: da entfloh er aus der Gefangenschaft des Sohnes, und wieder rüsteten sich für seine Sicherheit die treuen Städte. Schon begann von Neuem der Krieg, und sein Ausgang war schwer vorherzusagen: da kam von Lüttich die Kunde, daß der alte Kaiser gestorben sei. Selbst noch im Tode lastete auf ihm der Bann, denn sein Sarg blieb noch fünf Jahre unbegraben an ungeweihter Stätte; aber das Volk klagte laut über den hochgeliebten Herrscher, den nach kurzen Verirrungen der Jugend so langes und so schweres Unglück geheiligt hatte.

6. Heinrich V. (1106—1125) und der Investiturstreit.

§ 145. Heinrich V. ward nun im ganzen Reiche anerkannt. Er dankte die Krone der päpstlichen Partei und den Fürsten: aber sobald er im Besitz der erstrebten Macht war, zeigte er, daß er starken Willens genug war, gegen Niemand etwas von seinem Ansehen zu vergeben. Nach außen hin gelang es ihm, in Flandern des Reiches Ansehen wieder aufzurichten und die Westgrenze zu sichern: gegen Osten hin, gegen Polen, Ungarn Böhmen, hatten seine Feldzüge geringere Erfolge. Im Innern, den Fürsten gegenüber, war wenig mehr an den Zuständen, wie sie unter Heinrich IV. geworden, zu ändern. Alle Lehen, nicht blos der Herzöge, sondern auch der Grafen, waren nun erblich geworden; das Königsgut war sehr geschmolzen; fast nirgend mehr herrschte der König unmittelbar: galt es einen Kriegszug, so entbot er seine großen Vasallen, diese entboten erst ihre kleineren Lehnsleute, die Ministerialen (§ 128), und bildeten mit diesen das Reichsheer. So war jetzt bis in die untersten Kreise hin der Lehnsstaat durchgebildet: aber der König galt doch als gebietendes Haupt desselben,

und ein kräftiger König konnte an der Spitze dieses vielgegliederten Körpers immer noch mehr ausrichten als die anderen Herrscher Europa's, die in ihren Ländern nicht minder durch ihre großen Vasallen beschränkt waren. — Heinrich V. aber, herz- und treulos wie er war, ermangelte doch keineswegs der Klugheit und Herrscherkraft seiner Vorfahren. Er war entschlossen und kühn, aber heftig und übereilt, so daß er durch seine Gewaltthätigkeit seinen eignen großen Zielen schadete. Die päpstliche Partei sah bald ein, daß sie sich in ihm geirrt hatte. Denn noch entschiedener als sein Vater bestritt er den Päpsten die Investitur der Bischöfe: und schon 1110 unternahm er deshalb einen glänzenden Römerzug. Als er in der Lombardei auf den roncalischen Feldern einen Reichstag hielt, erkannten die Städte Italiens, die noch rascher und stolzer als die deutschen aufgeblüht waren, mit Ausnahme von Mailand und Pavia, seine Oberhoheit an: auch die Markgräfin Mathilde, die sich seitdem mit dem jüngeren Welf, dem Sohn Welfs von Baiern, vermählt hatte, um der Kirche eine Stütze zu geben, huldigte ihm als Oberlehnsherrn. Im Jahre 1111 kam er nach Rom, wo um seine Krönung und um die Investitur neuer Streit mit Papst Paschalis II. entbrannte: endlich gab der Papst nach und führte unter Lobgesängen und Festesjubel nach alter Sitte den König in St. Peters Dom. Diesen aber hatte Heinrich bereits von seinen Deutschen umstellen lassen, und als dann wegen der Krönung noch einmal die Unterhandlungen begannen, rief ungeduldig Einer aus Heinrichs Umgebung: „Wozu die vielen Worte? Mein Herr, der König, will gekrönt sein wie einst Karl der Große!" Von dem Augenblicke an war der Papst Gefangener der Deutschen. Heinrich führte ihn, trotz eines wüthenden Aufstandes der Römer, die er mit Schwertern auseinander treiben ließ, mit sich davon. Aber Gregors VII. Geist lebte in der Kirche fort: als der Papst sich zum Nachgeben bereit erklärte, und dann, der Gefangenschaft entlassen, Heinrich wirklich krönte, bannten die Cardinäle und der französische Clerus den Kaiser und führten den Streit mit ihren geistlichen Waffen weiter. Heinrich V. war nach Deutschland zurückgekehrt, und sein Feldherr Hoier von Mansfeld schlug die sächsischen und thüringischen Großen, Ludwig den Springer, Wiprecht von Groitzsch u. A., die in altem Trotz sich gegen das Kaiserhaus wieder erhoben hatten, bei Warnstedt nördlich vom Harz 1113.

§ 146. Der Kaiser stand jetzt, wo er sich in glänzender Hochzeit mit Mathilde von England vermählte, auf dem Gipfel seiner Macht. Aber gleichwohl gelang es ihm nicht, das königliche Ansehen in Norddeutschland, wo besonders die Sachsen eine immer selbständigere Stellung zum Reiche zu nehmen suchten, dauernd aufrecht zu erhalten. Zunächst erhob sich bei einem Zuge Heinrichs gegen die Friesen die Stadt Köln und mit ihr im Bunde die niederrheinischen Fürsten. An den Mauern dieser Stadt brach sich Heinrichs Glück. Um den Landgrafen Ludwig von Thüringen, der schon gegen Heinrich IV. viel Böses unternommen, und den Heinrich V. gefangen gesetzt hatte, brach ein neuer Aufstand von sächsischen und thüringischen Großen los: diesmal besiegten sie den Kaiser am Welfesholze bei Mansfeld am Harz 1115. Nun fiel ganz Norddeutschland und fast die ganze deutsche Kirche von ihm ab. Dagegen hielt in Süddeutschland sein Neffe, Friedrich von Staufen, Herzog von Schwaben, die kaiserliche Sache aufrecht; ebenso blieb Baiern unter Welf II. treu.

§ 147. Heinrich selbst war wieder nach Italien gezogen, 1016—1018, da zu dem Investiturstreit, der noch immer fortdauerte, ein anderer Streitpunkt mit dem Papste gekommen war. Die Markgräfin Mathilde war ge-

storben und hatte all ihr Land und Gut dem Stuhl Petri vermacht. Das Land aber war Lehn des Reiches, mußte also nach ihrem kinderlosen Tode dem König heimfallen: und auch auf ihr Eigenthum, ihre Alode, machte Heinrich V. wegen naher Verwandtschaft für sich Anspruch. Während seiner Anwesenheit in Italien starb Paschalis II. Sein Nachfolger Gelasius, den der Kaiser nicht anerkennen wollte, starb bald, und nun bestieg zum erstenmale seit Hildebrand ein Papst, der nicht Mönch gewesen, den Thron, Guido von Vienne, als Papst Calixt II., ein vornehmer Burgunde und Heinrichs eigener Verwandter. Mit diesem klugen und weitschauenden Manne bot sich dem Kaiser Aussicht auf eine Versöhnung, obwohl er bisher der Führer seiner Gegner unter den Cardinälen gewesen war, und Verhandlungen begannen. Calixt begab sich nach Frankreich, das jetzt, seit den Kreuzzügen frisch emporstrebend, des Papstes eifrige Schutzmacht wurde. Der Kaiser schlug eine Zusammenkunft in Reims vor, aber das langjährige Mißtrauen und die Erinnerung an die Gefangennahme Paschalis' II. ließen sie nicht zu Stande kommen. Calixt behielt in Italien, Heinrich in Deutschland die Oberhand. Beide aber, auf der Höhe ihrer Erfolge, waren doch geneigt, ihre Ansprüche zu mäßigen. Die deutschen Fürsten traten als Vermittler ein, und endlich ward nach 50jährigem Hader der Investiturstreit durch das Concordat von Worms 1122 geschlichtet. Es ward bestimmt, daß der Papst zwar die Bischöfe mit Ring und Stab bekleide, daß aber die Wahl derselben in Gegenwart des Königs oder seines Bevollmächtigten geschähe, und sie zuvor mit dem zu ihrem Stuhl gehörigen Reichsgebiet durch des Kaisers Scepter belehnt würden, ehe sie die Ordination empfingen. Der Kaiser hatte also noch viel behauptet, aber die Bischöfe waren hinfort doch mehr von Rom als von ihm abhängig, und so fiel die stärkste Stütze des Thrones. — Heinrich starb zu Utrecht, 1125, ohne Kinder: das Volk, das ihn nie geliebt, sah darin die Vergeltung für seinen Krieg gegen den Vater, dem er einst die Kindespflicht gebrochen.

§ 148. Das fränkische Herrscherhaus hatte von Heinrich II. ein wieder befestigtes Reich überkommen, in welchem freilich die großen Lehen schon erblich waren; die ersten Herrscher, Konrad II. und Heinrich III., an Größe keinem der deutschen Kaiser nachstehend, hatten die Königsmacht so gestärkt, daß Beide noch einmal an ein Kaiserthum im Sinne Otto's des Großen, ja an eine Art Weltherrschaft denken konnten. Da kam die Gewalt an ein Kind, und die zu straff angezogenen Zügel der Herrschaft wurden nun von den Großen um so schneller abgeschüttelt. Zugleich trat die Kirche als neue Macht auf, mit Kräften, die besser geordnet waren und tiefer im Sinne der Völker wurzelten als das Kaiserthum, und mit Mitteln, die gewaltiger wirkten als selbst das Schwert. Im Kampfe mit beiden Mächten, den Fürsten und der Kirche, unterlag Heinrich IV., der in seinem Charakter selbst so manche Angriffspunkte darbot. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts waren alle Lehen erblich, die Bisthümer aus des Kaisers Hand gewunden, und dieser nur noch auf seine unmittelbare Hausmacht und seine moralische Würde angewiesen. In den Sitten, in der Bildung blieb Deutschland im 11. Jahrhundert gegen die eben jetzt geistig erwachenden romanischen Völker zurück. Erst mußte die große Wirkung der Kreuzzüge sichtbar werden, ehe eine neue Zeit, die Blüte des Mittelalters, kommen konnte.

D. Kaiser aus dem Staufischen Hause.

1. Welfen und Staufer. Lothar von Sachsen. 1125—1137. Konrad III. 1138—1152.

§ 149. Als die natürlichen Erben des ausgestorbenen fränkischen Herrscherhauses erschienen die Staufer, die Brüder Konrad und Friedrich. Sie waren die Neffen Heinrichs V., und was er an eignem Gut besessen, ging als Erbe auf sie über. Es war das edle Geschlecht, das zuerst durch seine Treue gegen den unglücklichen Heinrich IV. seine Macht begründet hatte. Seine Heimat war der Staufen in Schwaben, der hoch über dem waldigen Thale der Rems ragt, und in das schöne Land mit seinen Rebenhügeln und seinen Thälern, die einem ununterbrochenen Obstwalde gleichen, hinausblickt; sein Stamm war der sinnige, gesangreiche, hochbegabte der Schwaben, dem unsere besten Dichter alter und neuer Zeit entsprossen sind, die Wiege so vieler herrlicher Geister. Friedrich war Herzog dieses schönen Landes, Konrad Herzog von Franken: auf einen von Beiden — man meinte auf Friedrich — schien die Wahl fallen zu müssen. Aber schon wünschten die Fürsten wie die Kirche keinen zu mächtigen Herrscher, am wenigsten einen solchen, den man als den Erben des waiblingischen*) Geistes, d. h. als einen Kämpfer gegen Papst und Fürstenthum, ansehen könnte. Als solchen aber glaubte man jeden der beiden Staufer betrachten zu müssen.

Ohnehin war jetzt Gelegenheit geboten, von der bisher festgehaltenen Erbfolge abzusehen und einmal das Wahlrecht wieder auszuüben. So meinten wenigstens die mächtigsten geistlichen Fürsten, die Erzbischöfe von Mainz und von Köln. Die Aufmerksamkeit der Cardinäle, die im Namen des Papstes der Wahl mit beiwohnten, wie der Fürsten lenkte sich auf ein anderes Geschlecht. An der Spitze der gegen Heinrich V. aufständischen Sachsen hatte ein tüchtiger und reicher Mann gestanden, Lothar von Süpplingenburg**), auf den durch Verwandtschaft und Heirath die Güter der ausgestorbenen Nordheimer (§ 135) um Göttingen und der Brunonen um Braunschweig zusammen geerbt waren. Er hatte nach der Schlacht am Welfesholze in Sachsen fast mit königlicher Gewalt geherrscht, mit unveränderlichem Glücke die Sache der Fürsten wie der Kirche gegen den Kaiser verfochten und schien deshalb dieser Partei der geeignete Mann für die deutsche Krone, obwohl er schon bejahrt war und das 60. Jahr fast schon erreicht hatte.

§ 150. Es fanden sich auf dem alten Wahlfelde zu Tribur aus den verschiedenen Stämmen unter ihren Fürsten an 60,000 Mann ein. Aber in der That wählten doch nur die Großen: aus ihnen bildete man einen Ausschuß von vierzig Wählern nach den vier Hauptstämmen, den Franken, Sachsen, Schwaben und Baiern. Als dies geschehen, leitete der Erzbischof Adalbert von Mainz unter stürmischem Verfahren und, wie es scheint, gegen den eigenen Willen des Betreffenden, die Wahl auf Lothar. Die großen Geistlichen hofften offenbar, daß der neue Kaiser die ihm durch das Wormser Concordat bei der Wahl der Bischöfe verbürgten Rechte aufgeben würde. Aber thatsächlich hat Lothar in dieser Beziehung alle Rechte seiner Vorgänger während seiner ganzen Regierungszeit geübt. Freilich fragte er, wie die früheren während des Investiturstreites gewählten Gegenkönige, bei dem

*) Waiblinger wurden zuerst die Franken und nach ihnen die Staufer genannt.
**) Jetzt ein Dorf im Braunschweigischen.

Papste um die Bestätigung seiner Wahl an. Zeigte er sich so der Kirche fügsam, so trat er um so fester wider seinen Gegner auf. Friedrich von Schwaben hatte sich der Wahl nur widerwillig gefügt; jetzt verlangte Lothar von ihm auch das Königsgut zurück, das er zugleich mit Heinrichs V. Erbe an sich gezogen. Friedrich glaubte sich mächtig genug zum Aufstand, Lothar ächtete ihn. Anfangs war letzterer im Kampfe nicht sehr glücklich, bis er einem der mächtigsten Großen, Heinrich von Baiern, einem Nachkommen jenes Welf, dem Heinrich IV. Baiern gegeben hatte, seine einzige Tochter Gertrud, die Erbin aller seiner Güter in Sachsen, vermählte und dessen Hilfe gewann. Durch diese Verbindung war das uralte Welfische Haus (§ 87) — wie die Staufer aus Schwaben entsprossen, außerdem aber auch in Baiern wie in Italien hochangesehen und reichbegütert — nun auch in Sachsen ansessig, wo auf Heinrich ohnehin schon durch seine Mutter Wulfhild der größte Theil der Billingischen Güter übergegangen war*). Später gab ihm Lothar auch das Herzogthum Sachsen zu seinem Herzogthum Baiern, und stiftete so dem Welfen, dem er augenscheinlich den Thron baute, eine im Reiche bisher unerhörte Macht.

§ 151. Im Jahre 1132 unternahm Lothar seinen ersten Römerzug, auf Anmahnung des Papstes Innocenz II., den ein Gegenpapst unter Beistand des römischen Volkes und der Normannen vertrieben hatte. Lothar diente ihm mit aller Ehrfurcht, erhielt von ihm die Mathildische Erbschaft auf seine und Heinrichs des Stolzen Lebenszeit, so daß er die dem Papste gemachte Schenkung anerkannte und dadurch Anlaß gab, daß die Päpste bald versuchten, auch das Kaiserthum überhaupt wie ihr Lehen zu betrachten. Bald nach seiner Rückkehr ordnete sich das Reich, indem endlich die Staufer 1135 zu Bamberg sich fügten. Der Kaiser gab ihnen die Erbgüter Heinrichs V. zu Lehen, nicht zu Eigenthum. — Lothars Regierung in Deutschland war glänzender, als die seiner beiden Vorgänger; die Fremden ehrten ihn, es herrschte Ordnung im Reich, und nur der Kirche gegenüber zeigte Lothar sich schwach. Selbst die Unternehmungen, die seit Otto's des Großen Zeiten geruht, wurden wieder aufgenommen. Ein junger Freund und Waffengefährte Lothars, Albrecht, zubenannt der Bär, aus dem edlen sächsischen Geschlechte der Askanier, die nördlich vom Harz in Aschersleben, Ballenstedt und auf Burg Anhalt im Selkethal einheimisch waren, erhielt 1134 von ihm die sächsische Nordmark, von wo aus er bald die deutsche Cultur weiter über die Elbe zu tragen begann. Als Lothar 1137 einen neuen Römerzug im Gefolge seines Schwiegersohnes Heinrichs des Stolzen und der Staufer unternahm, konnte er mit allem Glanz des Reichs auftreten, ja sogar einen siegreichen Zug gegen die Normannen unter ihrem Könige Roger II., der noch immer gegen den Papst sich feindselig hielt, bis nach Unteritalien durch Herzog Heinrich ausführen lassen. Auf dem Rückwege, als er kaum die Alpen überschritten, starb er, den 3. December 1137. Seine Leiche ward nach Sachsen geführt und in der, auf seinem Erbgut gestifteten Klosterkirche zu Königslutter begraben. „Dem Kaiser Lothar", so berichtet bewundernd ein sächsischer Chronist, „bezeugten Könige und Königreiche die höchste Verehrung. Von Ungarn, Russen, Dänen, Franzosen und den übrigen Völkern und Königen wurde er mit Geschenken und Gesandtschaften beständig aufgesucht. Denn unter ihm war das Reich von Frieden beglückt, der Wohlstand in Fülle ver-

*) Der kleinere Theil kam durch Eilike, die jüngere Schwester Wulfhildens, an Otto den Reichen von Ballenstedt, den Vater Albrechts des Bären, Ahnherrn der Askanier.

breitet, die Gerechtigkeit führte das Scepter, die Ungerechtigkeit kam zum Schweigen."

§ 152. Als Erben der Kaiserkrone sah sich Heinrich der Stolze an, der schon die Reichskleinodien an sich genommen. Und in der That war kein Mächtigerer im Reich. In Italien waren ihm die Mathildischen Güter (fast ganz Tuscien) vom Kaiser als Afterlehn ertheilt worden, und seine Alode erstreckten sich durch Baiern bis nach Sachsen; dazu war er Herzog in beiden großen Ländern; mithin gehorchte ihm fast das halbe Reich. Aber eben derselbe Grund, der einst die Wähler Friedrich dem Staufer entfremdet und Lothar zugewandt hatte, die Furcht vor einem zu mächtigen Kaiser, machte dieselben jetzt wieder seinem Staufischen Nebenbuhler geneigt. Dies war Konrad, der schon früher einmal gegen Lothar in Italien als König aufgetreten war. Noch ehe der ausgeschriebene Wahltag kam, drei Monate früher, rief diesen der Erzbischof Adalbero von Trier zu Koblenz zum Könige aus, und ein päpstlicher Legat krönte ihn zu Aachen. Wie einst Lothar und noch minder ehrenvoll, war der erste Staufer, Konrad III., 1138—1152, „im Winkel" erwählt, durch Nachgeben gegen Fürsten und Geistliche auf den Thron gelangt. Heinrich der Stolze sah sich überflügelt und lieferte unwillig die Reichskleinodien aus. Nun aber sprach ihm Konrad auch Sachsen ab, da zwei Herzogthümer nicht in einer Hand sein dürften, und verlieh es Albrecht dem Bären. Da freilich griff Heinrich der Stolze zu den Waffen. Nun ächtete ihn Konrad und nahm ihm auch Baiern, das er seinem Halbbruder, dem Babenberger (§ 115) Leopold IV. von Oestreich, gab. Heinrich sah sich von den bairischen Großen verlassen und wollte mit den sächsischen den Widerstand versuchen, — aber eben als das Glück sich wieder zu ihm wandte, starb er plötzlich, 1139. Er hinterließ einen zehnjährigen Sohn, den nachmaligen Heinrich den Löwen, mitten unter Feinden; doch vertheidigten Heinrichs Wittwe, Gertrud, und deren Mutter, Richinza, Frauen von männlichem Sinn, Sachsen gegen Albrecht den Bär; in Baiern focht für ihn sein Oheim Welf. Der erbitterte Kampf der Welfen und Waiblinger begann, der ein Jahrhundert lang das Reich zerrissen und als Parteiname noch viel länger gedauert hat. Die Fehde währte bis 1142, in welchem Jahre die Mutter Heinrichs des Löwen die verwittwete Gertrud, sich mit des inzwischen verstorbenen Leopolds IV. Bruder Heinrich von Oestreich (von seiner oft gebrauchten Betheuerungsformel Jasomirgott genannt) vermählte und diesem Baiern zuwandte. Bei dem Frieden, der nun 1142 zu Frankfurt geschlossen ward, sprach König Konrad dem jungen Heinrich Sachsen wieder zu, nahm aber die Nordmark davon, die er zum selbständigen Fürstenthume machte und Albrecht dem Bären gab. Dieser nannte sich von nun an Markgraf von Brandenburg und legte den Keim zu einer neuen deutschen Macht für die fernste Zukunft.

§ 153. Unterdessen rüstete sich die abendländische Christenheit zu einem neuen Kreuzzug. Denn schon war die neugegründete Christenmacht im Morgenlande und selbst Jerusalem auf's Ernsteste wieder von den Sarazenen bedroht. An der Stelle des Papstes, der damals unbedeutend und in Rom selbst von einer republikanischen, kirchenfeindlichen Partei unter Arnold von Brescia angefeindet war, rief der heilige Bernhard von Clairvaux, gewaltig durch Beredsamkeit, durch innigen Glauben und Gottesliebe, die Könige und Völker zum Kreuzzuge auf. Schon hatte er den König Ludwig VII. von Frankreich willig gestimmt. Noch einmal, wie beim ersten Kreuzzuge, er faßte die von Frankreich ausgehende Bewegung mehr denn eine

Million Menſchen. Das ganze Abendland ſchien wie auf einer neuen Völkerwanderung ſich gegen Oſten zu wälzen. Konrad III. aber, ohnehin vom Papſte zu einer Romfahrt gemahnt, zeigte wenig Luſt zu der fernen Unternehmung. Aber durch Bernhards feurige Beredſamkeit wie im Sturme gewonnen, entſchloß auch er ſich. Es begleiteten ihn, 1147, viele Fürſten, unter andern ſein junger Neffe Friedrich und ſein früherer Gegner (§ 152) Welf. Leider aber verlief die fromme Unternehmung ohne jeden Erfolg; nur halfen die Kreuzfahrer des nordweſtlichen Deutſchlands, die zur See ausgezogen, unterwegs mannhaft mit zur Eroberung von Liſſabon; andere Norddeutſche kämpften erfolgreich gegen die Wenden öſtlich von der Elbe. Bald nach ſeiner Rückkehr ſtarb Konrad III. 1152, indem er den Fürſten ſeinen Neffen, den eben erwähnten Friedrich von Schwaben, zum Nachfolger empfahl.

2. Friedrich I., Barbaroſſa, 1152—1190. Höhepunkt der Stauferzeit.

§ 154. In Friedrich, von den Italienern Barbaroſſa (Rothbart) genannt, war dem Reiche wieder ein Kaiſer gefunden, der an Bedeutung neben Karl und Otto dem Großen zu ſtehen verdiente. Damals 31 Jahre alt, hatte er ſich ſchon vielfach ausgezeichnet, und ganz Deutſchland jauchzte ſeiner Wahl zu. Man hoffte von ihm zunächſt Ausſöhnung des alten Hadern zwiſchen Welfen und Staufern, da ſeine Mutter ſelbſt eine Welfin war. Und in der That war es Friedrich nicht um Familienzwiſte zu thun, da er ſeine Würde höher faßte. Er empfing zu Aachen mit dem feſten Entſchluſſe die Krone, die Macht Karls des Großen im Reiche zu erneuern. Wohl war die Stellung des deutſchen Königs nicht mehr eine ſo unmittelbar gewaltige, wie ehedem, ja der Lehnsſtaat kam erſt jetzt zu ſeiner vollen Durchbildung: aber noch galt der König als der Quell aller Gewalt, er war der oberſte Kriegsherr und erſte Richter für alle Stämme, und die Fürſten unter ihm, obwohl erblich, waren doch ſeine Vaſallen. Auch war an die Stelle der Rohheit und Verwilderung des 11. Jahrhunderts unter der Einwirkung der ſittlich erſtarkten Kirche ein edlerer Sinn getreten, der ſich wieder großen, allgemeinen Zielen willig hingab. Ein thatkräftiger Kaiſer konnte alſo, indem er die bereits beſtehenden Rechte der Fürſten willig anerkannte, auch ihre Pflichten gegen das Reichsoberhaupt um ſo eher in Anſpruch nehmen, und ſo alle Gewalt in feſter Hand zuſammenfaſſen. Friedrich war entſchloſſen, ſo zu handeln. Dies zeigte er zuerſt bei ſeinem Königsumritt durch das Reich. Schon zu Merſeburg entſchied er zwiſchen zwei um die däniſche Krone ſtreitenden Prinzen, Swend und Knud, indem er erſteren anerkannte, ihn krönte und den Lehnseid von ihm empfing. Dem Böhmenherzog ertheilte er die Königskrone (was ſchon einmal unter Heinrich IV. geſchehen) und feſſelte damit dieſes ſlaviſche Land wieder enger an Deutſchland. Auch Burgund war ihm wieder unmittelbarer untergeben, durch ſeine Gemahlin Beatrix, die aus dieſem Lande ſtammte. Schon ſeine erſten Reichstage zeigten das glänzende Bild eines Herrſchers, vor dem ſich als dem Erſten ohne Widerſpruch die Fürſten Europas neigten.

§ 155. Aber Friedrich ward in ſeiner Seele von der Würde und der Hoheit des Kaiſerthums vor Allem angezogen, und ſein Ziel war deshalb nicht blos die Ordnung Deutſchlands, ſondern Rom und Italien. Mit dem Papſte hätte er gewünſcht in Frieden zu bleiben: denn in der Einigkeit des Kaiſers und des Papſtes ſah er das Heil der Chriſtenheit. Als er deshalb 1154 zum erſtenmale mit einem Heer nach Italien ging, geſchah es, um dem Papſte vor ſeinen Bedrängern Schutz zu gewähren. Aber er fand in

Italien andere Verhältnisse, als seine Vorfahren. Nicht blos waren die Normannen in Italien unter ihren Königen völlig unabhängig vom Reiche; sondern auch in Norditalien hatten sich die Städte zu selbständigen, mächtigen Gemeinwesen entwickelt, die zum Gehorsam gegen einen fremden Herrscher nicht sehr geneigt waren. In früherer Zeit hatten sie meist unter bischöflicher Herrschaft gestanden: aber allmählig, besonders in den Zeiten der Kirchenstreitigkeiten und zwiespältigen Papstwahlen, hatten sie das Recht gewonnen, sich ihre Burgemeister (Consuln), ihren Rath und ihre Schöffen selbst zu wählen: dem Kaiser noch besondere Hoheitsrechte einzuräumen, waren sie wenig Willens. Aber noch ein anderer Umstand bewegte gerade damals Italien. Ein begeisterter Mönch, Arnold von Brescia, hatte gegen den weltlichen Besitz der Kirche gepredigt und hatte den Italienern, besonders den Römern, mit dem Ruhme der alten römischen Republik und mit dem Traume ihrer Wiederherstellung geschmeichelt. Zuletzt war er in Rom selbst zu höchster Macht gekommen, und das empörte Volk hatte den Papst Hadrian IV. zur Flucht genöthigt. — Gerade ihm zu Hilfe machte jetzt Barbarossa seinen Römerzug. Auf den roncalischen Feldern (§ 145) hatte er seine Heeresmusterung, und hier hielten nach alter Sitte die deutschen Herzöge und Fürsten die erste Nacht um sein Zelt die Ehrenwache. — In die verwirrten Angelegenheiten der lombardischen Städte, von denen einige zu ihm standen, andere, wie das stolze Mailand, ihm widerstrebten, griff er diesmal noch nicht tief ein; nur Chieri, Asti und Tortona erfuhren die strenge Hand des Herrschers. In Rom wollten die Römer ihn das Hoheitsrecht erst für Geld erkaufen lassen; er zwang sie mit gewaffneter Hand und „gab ihnen Eisen statt des Goldes." Ihren Führer und Propheten, Arnold von Brescia, den er gefangen bekommen, lieferte er dann dem Papste aus, und dieser ließ ihn verbrennen. Trotz dieser Dienste verlangte der Papst von Barbarossa, daß er, wie einst Lothar, ihm den Steigbügel beim Einzug halten solle. Friedrich fügte sich und empfing im Jahre 1155, den 18. Juni, die Kaiserkrone; als an demselben Tage auf der Tiberbrücke das römische Volk ihn wüthend anfiel, rettete ihn der junge Heinrich der Löwe mit eigener Lebensgefahr. Gleiche Treue begleitete ihn auf dem Rückwege: durch die Engpässe des Etschthales oberhalb Verona brach ihm das tapfere Schwert Otto's von Wittelsbach Bahn.

§ 156. Nach der Rückkehr strafte er mit starker Hand die Landfriedensbrecher und wachte über die Sicherheit im Reich. Vor Allem aber fesselte er den mächtigen Heinrich den Löwen noch enger an sich. In Regensburg, 1156, gab er diesem auch sein Herzogthum Baiern zurück, indem er Heinrich Jasomirgott dadurch entschädigte, daß er Oesterreich zu einem Herzogthum erhob und die bisherige Mark von Baiern trennte. Die Welfische Macht war somit wieder hergestellt; Heinrich der Löwe gebot über die beiden mächtigsten Herzogthümer des Reiches und, wie es schien, nicht zum Nachtheil des Kaisers. Denn die strebende Thatkraft des jugendlichen Helden wählte sich andere Bahnen. Er hatte schon damals, als Konrad III. seinen Kreuzzug nach dem Morgenlande gemacht hatte, gegen die Heiden in seiner Nähe, gegen die wendischen Stämme in Mecklenburg und Pommern, gestritten. Und diese Länder waren auch jetzt sein Ziel: er eroberte und colonisirte Mecklenburg, indem er sächsischen Adel in das Land führte und sächsische Dörfer gründete; er baute Lübeck von Grund auf neu und machte es bald zur mächtigsten deutschen Stadt an der Ostsee: ein weites Gebiet, wie es einst die sächsischen Kaiser der deutschen Thätigkeit aufgeschlossen, lag hier vor ihm, auf welchem er mit seinem Nebenbuhler, dem ebenfalls

gewaltigen Albrecht dem Bären, wetteifern konnte. Denn so sang später in Niederdeutschland der Volksmund:

Hinrik der Leuw und Albrecht der Bar,
Dartho Frederik mit dem roden Har,
Dat waren dree Heeren,
De kunden de Welt verkehren.

Friedrich störte ihn in diesen Unternehmungen nicht, denn sie waren ja zugleich auch Erweiterungen seiner eigenen Macht; er erließ es ihm sogar, auf den späteren Römerzügen ihn zu begleiten.

§ 157. Ein Streit mit dem Papst und die noch nicht geschlichtete Sache der lombardischen (norditalischen) Städte machten eine zweite Romfahrt nöthig. Der Papst hatte mit einem zweideutigen lateinischen Wort das Kaiserthum als sein Lehen (beneficium) bezeichnet, und hatte damit Kaiser und Fürsten beleidigt. Mit glänzender Heerfahrt stieg der Kaiser diesmal über die Alpen, 1158, und mit größerem Glanz als je zuvor hielt er, nachdem sich selbst Mailand gedemüthigt, die roncalischen Lage. Hierher berief er, von den eben damals aufblühenden Universitäten, die italienischen Rechtsgelehrten, die das alte römische Recht wieder dem Staube der Vergessenheit entzogen, und ließ sie über seine Ansprüche den Städten gegenüber entscheiden: da diese ihm aber alle Rechte der späteren römischen Kaiser, für deren Nachfolger er ja galt, zuerkannten, so fielen die von den Städten beanspruchten und schon ausgeübten Rechte, ihre Beamten zu wählen, in Nichts zusammen. Auch nahm der Kaiser eine Menge Einkünfte (Regalien) für sich wieder in Anspruch. Die Städte bekamen nun kaiserliche Bevollmächtigte, Podestà's, meist Deutsche, die sie mit fast unbeschränkter Gewalt beherrschen sollten. Sie trugen es mit Unwillen; die erbitterte Empörung von Crema, und die blutige Strenge, mit der der Kaiser es strafte, zeigten, wie heftig schon die Feindschaft sei. Da der Kaiser um diese Zeit auch ohne des Papstes Willen über die Mathildischen Erbgüter (§ 147) verfügte, und sie Heinrich des Löwen Oheim Welf zu Lehen gab, so war dies ein neuer Punkt des Haders mit dem Papst. Schon drohte Hadrian IV. mit dem Banne, als er starb. Die kaiserliche Partei unter den Cardinälen wählte Victor IV., die Mehrzahl aber den strengen, eifrigen, in Hildebrands Weise auftretenden Alexander III., den auch sofort Frankreich und England anerkannten. Dieser bannte den Kaiser und leistete den Städten allen möglichen Beistand. Unterdessen hatte sich Mailand, das bei Anfang des zweiten Zuges widerwillig sich gebeugt, von Neuem empört. An diesem Haupt der italienischen Städte beschloß Friedrich das strengste Beispiel seines Zornes zu zeigen: nach langer Belagerung im März 1162, ergab sie sich ihm: die Bürgerschaft und ihre Behörden zogen im Bußgewande hinaus, mit Stricken um den Hals, Asche auf dem Haupte und Kreuze in den Händen, und wie ihr Banner vom großen Fahnenwagen (dem Carroccio § 129) sich senkte, sanken sie alle auf die Erde und flehten weinend um Gnade: aber in Friedrichs strengem Auge war kein Mitleid. Er ließ die Stadt bis auf den Grund zerstören: und freilich waren es italienische Hände — die Bewohner der, Mailand feindlichen, Städte Lodi, Pavia und Como — die den harten Befehl ausführten. Erschreckt unterwarfen sich nun alle anderen Städte: überall wurden die kaiserlichen Podestà's anerkannt, und Italien schien unterworfen.

§ 158. Nach Deutschland zurückgekehrt, that er ein neues Werk für die Ausbreitung deutschen Wesens. Er trennte, bei Erbstreitigkeiten im polnischen Königshause, Schlesien von Polen, welches dann im Laufe der

Zeit unter diesem neubegründeten Nebenzweige der Piasten allmählich auch in deutsche Bildung einging. Aber schon 1163 befand er sich, freilich von keinem Heeresaufgebot begleitet, auf einem dritten Zug nach Italien. Als der von ihm aufgestellte Papst starb, versäumte er es, mit dem mächtigen Alexander III. sich zu versöhnen und stellte abermals einen Gegenpapst auf. Schon aber brach in den Städten allgemein die Entrüstung über die kaiserlichen Podestà's und die deutsche Herrschaft los; und von Venedig angereizt, traten die mächtigsten Städte Norditaliens, Padua, Verona, Vicenza, Treviso u. A. zu einem Lombardischen Städtebunde zusammen. Mailand erstand rasch wieder aus der Asche. Der Kaiser, ohne Heer, mußte nach Deutschland heim, um einen neuen Zug vorzubereiten. Indessen kehrte Alexander III. nach Italien zurück, und der Städtebund baute ihm zu Ehren und dem Kaiser zum Trotz das feste Alessandria. — Bald traten Cremona, Brescia, Bergamo ebenfalls dem Bunde bei.

§ 159. Im Jahre 1166 erschien Friedrich zum vierten Male mit großer Heeresmacht in Italien und drang rasch und siegreich bis Rom vor: aber hier tödtete die Pestluft des Sumpffiebers den schönsten Theil seines Heeres, und er mußte sich rasch nach Oberitalien zurückbegeben. Von dem kaiserlich gesinnten Pavia aus ächtete er nun die Städte des Bundes. Aber so wenig war er jetzt im Stande, seinem Wort Nachdruck zu verschaffen, daß er sogar heimlich und nur mit Lebensgefahr durch das überall empörte Land wieder in die Heimath gelangte. So schwer waren die Verluste gewesen, daß er sechs Jahre ruhte, bis er einen neuen Zug unternahm. Indessen beschäftigten ihn ernstliche Verwicklungen in Deutschland. Heinrich der Löwe nemlich war im Norden durch seine Eroberungen unter den Wenden in Holstein, Mecklenburg und Pommern so mächtig geworden, daß er über die norddeutschen Bischöfe und Grafen, die ihm als Herzog von Sachsen zwar untergeordnet, doch nicht unterthan waren, eine unmittelbare Gewalt in Anspruch nahm. Es hieß, er spräche in seinem Stolze: „Von der Elbe bis an den Rhein, von dem Harz bis zur See ist mein." Gegen diese Macht des Löwen verbanden sich jene kleinen Fürsten und sein älterer Feind, Albrecht der Bär. Aber Heinrich hatte seine Gegner schon gedemüthigt, ehe noch Barbarossa zu seinen Gunsten, wie er wollte, einzuschreiten brauchte. Der Kaiser stiftete nun völlig Frieden und Versöhnung, und so fest stand Heinrich in seiner Macht, daß er unbesorgt einen Kreuzzug nach Jerusalem unternehmen konnte, von dem dann die Sage so manches wunderbare Abenteuer zu berichten weiß.

§ 160. Erst 1174 machte Friedrich einen neuen, den fünften Römerzug. Voraus ging ihm sein treuer kriegerischer Freund, der Erzbischof Christian von Mainz; aber wie dieser vor Ancona, so wurde der Kaiser schon vor dem trotzigen Alessandria gehemmt, das er nicht erobern konnte. Die Zeit zog sich hin ohne Entscheidung: da griff Friedrich zu seiner letzten Stütze, indem er Heinrich den Löwen nach Italien berief. Dieser aber war zu sehr mit seinen Unternehmungen im Norden beschäftigt und war außerdem gereizt, da sein alter Oheim Welf sein Erbe dem Kaiser überwiesen hatte. Auch mochte der Papst, der wie zu Heinrichs IV. (§ 139) Zeiten die Fürstenmacht gegen die Kaisermacht reizte, verführend auf seinen Sinn gewirkt haben. Er kam zwar endlich bis an die Alpengrenze — aber ohne Heer, und verweigerte unter allerlei Vorwänden die Heerfolge; zuletzt, wird erzählt, sank ihm der Kaiser bittend zu Füßen: aber obwohl der erschrockene Heinrich ihn aufhob, blieb er doch unbeweglich — und so trennte sich wieder Welf und Waiblinger, und der Kaiser mußte den Entscheidungskampf mit

geſchmälerten Kräften verſuchen. Im Heer aber ſeiner Gegner, der italieniſchen Städte, herrſchte zum erſtenmale das Vollgefühl der Ueberzeugung, daß ihre Nation eine ſelbſtändige und keiner anderen zum Dienſt verpflichtet ſei — ein Gefühl, das der Idee des Kaiſerthums völlig entgegen war, die in ihrer Herrſchaft über alle Nationen nur auf die Einheit im Chriſtenglauben ſich berief, nicht nach deren natürlichem Rechte fragte. Die Begeiſterung der italieniſchen Jugend, die ſich jetzt wieder um das Carroccio ſchaarte, ſiegte zum erſtenmale über die gefürchtete deutſche Tapferkeit, bei Legnano 1176. Der Kaiſer ſelbſt galt für todt, und erſt drei Tage nach der Schlacht ſtieß er in Pavia wieder zu den Seinen.

§ 161. Die Schlacht bei Legnano bildet einen Wendepunkt in Barbaroſſa's Leben. Auch darin zeigte er ſich groß, daß er Zielen, die ſich als unerreichbar erwieſen, nicht länger nachjagte. Er begann mit dem Papſte Alexander III. zu unterhandeln und kam deshalb im folgenden Jahr (1177) mit ihm in Venedig perſönlich zuſammen. Der Kaiſer ſank hier dem Nachfolger Petri zu Füßen, aber dieſer empfing ihn ſogleich in den Armen und gab ihm den Friedenskuß. Der Bann ward von ihm genommen, und Alexander vermittelte nun ſelbſt einen Waffenſtillſtand mit den lombardiſchen Städten. Der Friede folgte 1183 zu Conſtanz, und Friedrich gab den Städten, indem er ſeine Oberhoheit wahrte, die volle Wahl ihrer Stadtbehörden und freieſte Selbſtverwaltung im Innern. So waren fortan die italieniſchen Städte kleine Republiken, nur noch mit einem Schatten kaiſerlicher Oberhoheit über ſich.

§ 162. Friedrich aber war nach Deutſchland zurückgekehrt, um Heinrich den Löwen für ſeinen Abfall zu ſtrafen: gegen denſelben erhob ſich auch die Klage vieler deutſcher Fürſten, denen er in den Tagen ſeiner Macht Unrecht gethan. Friedrich forderte ihn vor, indem er ihm nacheinander drei Tage ſetzte, zu Worms, Magdeburg und Goslar — als er auf keinem derſelben erſchien, ächtete ihn den Kaiſer, 1179, gab Baiern an Otto von Wittelsbach und Sachſen an einen Sohn des inzwiſchen verſtorbenen Albrecht des Bären, den Askanier Bernhard. Aber er folgte dabei dem Grundſatz, die großen Herzogthümer möglichſt zu zerſtückeln, da er von kleineren Fürſten weniger Widerſtand gegen die Reichseinheit vorausſetzte, als von großen und mächtigen. So vergrößerte er mit Theilen des Herzogthums Baiern die kirchlichen Gebiete (Salzburg, Paſſau, Regensburg) und die weltlichen (Meran u. a.). Das Herzogthum Sachſen verſchwand faſt ganz in lauter einzelnen, beſonders geiſtlichen Territorien, die nun ſelbſtändig wurden; und nur auf den Oſten, auf die Nachkommen jenes Askaniers Bernhard, die ihren Sitz in Wittenberg hatten, übertrug ſich der Name Sachſen und der Herzogstitel. — Heinrich der Löwe hatte in ſeinen welfiſchen Erblanden Widerſtand leiſten wollen: aber Barbaroſſa drang bis in das Herz derſelben vor. Die von Heinrich ſtets mit Herrſcherſtolz behandelten kleinen Fürſten ſeines Herzogthums, beſonders die geiſtlichen, erhoben ſich gegen ihn, und endlich mußte ſich der Löwe demüthigen. Dies geſchah zu Erfurt 1181. Der Kaiſer verzieh; aber das Gericht, daß er nun unter Beirath der Fürſten über Heinrich hielt, war dennoch ſtreng genug: Heinrich erhielt nur die Alode ſeines Hauſes, die Brunoniſchen, Billingiſchen und Nordheimiſchen Güter (§ 150) (die ſpäter Braunſchweigiſch-Lüneburgiſchen Lande) zurück und mußte drei Jahre in die Verbannung gehen; er begab ſich nach England, zum König Heinrich II., ſeinem Schwiegervater.

§ 163. Friedrich hatte ſeine Macht wieder hergeſtellt: ein glänzender Spiegel ſeiner Herrlichkeit war das große Feſt, das er zu Pfingſten 1184

in Mainz veranſtaltete. Der höchſte Glanz der ritterlichen Zeit vereinte ſich hier: Fürſten, Biſchöfe und Herren, fremde Geſandte, Sänger und das Volk aller Stände ſtrömte hier zuſammen; man zählte allein an 40,000 Ritter. Denn der Kaiſer wollte an dieſem Tage ſeine beiden älteſten Söhne durch die Schwertleite wehrhaft machen, und dabei den vollen Glanz des nun wieder in Frieden geeinigten Reiches der ganzen Welt zeigen. Am ſchönen Rheinufer erhob ſich, da Mainz die vielen Gäſte nicht faſſen konnte, eine bunte, bewegliche Stadt von Zelten: in deren Mitte ein raſch hergeſtellter kaiſerlicher Palaſt und eine zierliche Kapelle. Der Kaiſer, noch immer ſchön und edel von Geſtalt und Haltung, thronte inmitten alles dieſes Glanzes, ja ritt noch ſelbſt mit in die Schranken, ſeine ritterliche Fertigkeit zu zeigen; auch ſeine Gemahlin, freundlich und huldreich, und fünf herrlich erblühende Söhne, von denen der älteſte, Heinrich, ſchon die Königskrone trug, waren Zierden des Feſtes, welches die damaligen Minneſänger mit König Artus' fabelhaftem Hoflager verglichen.

§ 164. Ruhig und groß war dann der Abend dieſes Heldenlebens. Friedrich zog noch einmal, zum ſechſten Mal, nach Italien, 1184, jetzt mit dem Papſte und den Städten verſöhnt und überall ehrfurchtsvoll aufgenommen. Im Jahre 1186 vermählte er zu Mailand ſeinen Sohn, Heinrich, mit Conſtanza, die das ſo lange feindliche Normannenreich einſt erben mußte. Für ſein Haus gewann er ſo wieder, was er in Norditalien eingebüßt; für das Reich iſt dieſe Verbindung eher ſchädlich als heilſam geworden, und für den Papſt war ſie ein neuer Anlaß zur Furcht und Feindſeligkeit.

Indeſſen erſchütterte die Kunde vom Fall Jeruſalems, das der ägyptiſche Sultan Saladin wieder erobert, das chriſtliche Abendland. Die mächtigſten Herrſcher deſſelben nahmen das Kreuz: Richard Löwenherz von England, Philipp Auguſt von Frankreich; aber allen voran betrat Friedrich Barbaroſſa noch einmal die Heldenbahn ſeiner Jugend. Nachdem er Deutſchland geordnet, ſeinen Sohn Heinrich zum König beſtellt, und Heinrich den Löwen, um die Ruhe zu wahren, noch einmal zur Selbſtverbannung nach England genöthigt, zog er mit einem herrlichen Heere wohlgerüſtet und fürſorgend aus, kam trotz vieler Schwierigkeiten nach Conſtantinopel und durch die öden, heißen Hochebnen Kleinaſiens. Vor der Stadt Iconium ſuchte ihn der Sultan dieſer Stadt und des gleichnamigen Reiches aufzuhalten. Barbaroſſa griff Heer und Stadt des Feindes zugleich an, ſchlug jenes und eroberte dieſe. Vor Allem bewahrte er auch jetzt einen hohen, frommen Sinn. Einſt bekam er (fälſchlich) die Kunde, ſein Sohn ſei umgekommen. „So weh mir, iſt mein Sohn todt? — rief er, und Thränen rannen in ſeinen weißen Bart — Mein Sohn iſt erſchlagen! doch Chriſtus lebt noch, nur zu, ihr Männer!" Endlich erreichte man Cilicien und den Kalikadnus oder Seleph, welcher nahe dem Cydnus ſtrömt, jenem Fluſſe, der vor langen Zeiten einmal das Leben des jungen Heldenkönigs Alexander bedroht hatte. Der Strom ging hoch von Regengüſſen; Friedrich ſuchte mit wenigen Begleitern eine Furth und wagte ſich, als ſei er noch ein Jüngling, in die Fluth, um das andere Ufer ſchwimmend zu erreichen. Aber in der Mitte des Stromes verließ ihn die Kraft und er rief um Hilfe. Einer der Begleiter erfaßte ihn, mußte ihn aber wieder los laſſen, um nicht ſelbſt zu ſinken. Ein Anderer trieb raſch ſein Pferd in die Fluth, ergriff den Kaiſer, zog ihn noch athmend an's Ufer — aber tödtlich ermattet hauchte er bald ſeinen Geiſt aus. Die Getreuen brachten den Leichnam trauernd bis Antiochien; bald ſtarb auch des Kaiſers trefflicher Sohn Friedrich. Da kehrten Viele in

die Heimath zurück, Viele waren schon den Mühen und Gefahren erlegen, und nur kümmerliche Reste vereinigten sich mit Richard Löwenherz und dem Könige von Frankreich vor Akkon.

Kein deutscher Kaiser hat seine Stellung großartiger und mit freierem Blick aufgefaßt, als Friedrich Barbarossa; seine Ziele lagen zum Theil hoch über der Wirklichkeit der Dinge; aber herrlich in seinem Streben, hat er erhebend und veredelnd auf sein Volk gewirkt, dessen schönste Zeit in Sitte, Poesie, Bildung und fröhlichem Volksleben mit ihm anbricht — und er ist das Bild deutscher Größe geblieben, und es klang fort in Sage und Lied: er sei niemals gestorben, er schlafe dort im Kyffhäuser nur den langen Schlaf und werde hervorgehen zu seiner Zeit, um des Reiches und seines Volkes alte Herrlichkeit zu erneuern. — Das ist nun geschehen in unseren Tagen! —

3. Heinrich VI. 1190—1197. Philipp von Schwaben. 1198—1208. Otto IV. 1198—1215.

§ 165. So mächtig hatte Friedrich I. in Deutschland gewaltet, daß der alte Gegensatz der Fürsten gegen die Kaisergewalt erdrückt zu sein schien. Bei der plötzlichen Nachricht von seinem Tode aber brach der lang bezähmte Widerstand unverhüllt hervor. Haupt und Führer aller Unzufriedenen schien nun Heinrich der Löwe wieder werden zu wollen, zumal dieser bald nach des Kaisers Abreise zurückgekehrt war, seine Alode mit stürmender Hand wieder gewonnen, und ein Bündniß mit Richard Löwenherz von England, wie mit dem Dänenkönig geschlossen hatte. — Große Gefahren traten also dem jungen Kaiser Heinrich VI. entgegen. Dieser, erst 25 Jahre alt, hatte die Kraft und den hohen Sinn, nicht aber den Edelmuth des Vaters geerbt. In seiner Seele wohnte nur die eine Begierde, die der Herrschaft. Einst in der Jugend hatte auch er den ritterlichen Minnegesang geübt, jetzt trat bei ihm als Herrscher jedes zarte Gefühl vor der strengen Staatskunst zurück, die, wenn es nöthig schien, auch Grausamkeit nicht scheuete. Doch war er den Armen ein ebenso gerechter, wie den Reichen und Mächtigen ein strenger Herr. — Heinrich war eben auf einem Zuge nach Italien begriffen, um sein Normannenreich, das ihm als Gemahl der Constanza (§ 164) zufallen mußte, einzunehmen, als die Nachricht von des Vaters Tode eintraf. Sein Regierungsanfang war nicht leicht. Die Normannen verwarfen seine Herrschaft und stellten einen unechten Sohn des letzten Königs Wilhelms II., Tancred von Lecce, an ihre Spitze; Krankheit und mißlungene Belagerung von Neapel nöthigten ihn zur Rückkehr nach Deutschland, wo ähnliche Gefahren der Empörung sich aufthürmten. Da aber wandte sich das Glück. Richard Löwenherz, der schon im heiligen Lande deutsche Kreuzfahrer mit empörendem Uebermuth behandelt und beharrlich alle Feinde des Kaisers unterstützt hatte und deshalb schon längst als Reichsfeind bezeichnet war, ward von Leopold von Oestreich bei seiner Durchreise nach Norddeutschland, wo er sich mit Heinrich dem Löwen verbinden wollte, gefangen genommen und dem Kaiser ausgeliefert, 1193. Dieser behandelte ihn als Geisel, um seine Feinde zum Frieden zu zwingen, und wollte ihn nur gegen ein hohes Lösegeld und wenn er sich als sein Lehnsmann bekenne frei geben. Der König von Frankreich machte ihm sogar große Versprechungen, wenn er ihm diesen seinen Hauptfeind ausliefern wolle. Lange zögerte Heinrich. Da löste eine unerwartete Begebenheit die Verwirrung. Ein Sohn Heinrichs des Löwen war in den alten guten Tagen der Einigkeit beider Häuser an die Staufin Agnes, eine Tochter von Hein-

richs VI. Oheim, Konrad, verlobt gewesen; jetzt aber hatte der Kaiser diese seinen Plänen opfern und sie dem Könige von Frankreich vermählen wollen. Mutter und Tochter aber zogen den ritterlichen Welfen vor, heimlich ließ ihn die erstere kommen und mit der Tochter trauen. Der Kaiser mußte, trotz seines anfänglichen Zornes, in das Geschehene sich fügen, und diese Verbindung ward die Brücke nicht nur zum Frieden zwischen beiden Häusern, sondern auch Richard Löwenherz erhielt nun, auf Fürbitte fast aller Fürsten, seine Freiheit, 1194. Heinrich der Löwe aber, wieder in Besitz seines Eigenthums, ruhte nun von seinen Thaten; und er, der selbst einst so viel Geschichte gemacht hatte, erfreute sich in seinen letzten Tagen, alte Chroniken und Heldenlieder sich lesen zu lassen, bis er auf seiner Burg zu Braunschweig verschied, 1195: unstreitig ein großer Mann, der für Deutschland Heilsames und Dauerndes gewirkt hat; nur daß ihn ein schlimmes Geschick neben einen gleich Großen — Friedrich Barbarossa — gestellt und beider Männer Bahnen feindlich gegen einander gekehrt hat.

§ 166. Der Kaiser war unterdessen wieder nach Italien gezogen, 1194. Diesmal gewann er mit leichter Mühe sein Königreich und führte die Familie Tancreds gefangen nach Deutschland. Zurückgekehrt, faßte er den großen Gedanken, die Erblichkeit seiner Krone festzustellen, und so die verderbliche Einrichtung des Wahlreiches zu beseitigen; den Fürsten bot er dafür das Versprechen, daß ihre Lehen nicht bloß — was längst feststand — auf die männliche, sondern beim Aussterben derselben auch auf die weibliche und auf Nebenlinien übergehen sollten. Er stand nahe an der Verwirklichung dieses Planes, denn die meisten Fürsten waren gewonnen. Da rief ihn noch einmal eine Empörung nach Sicilien, die er diesmal mit äußerster, grausamer Strenge und Rachsucht bestrafte. Immer kühner, immer weiter schweiften seine Pläne auf Weltherrschaft. Frankreich begann er wie einen Lehnsstaat des Reiches zu behandeln; auf die spanischen Reiche, besonders auf Castilien, warf er sein Auge; mit eiserner Hand pochte er an das griechische Ostreich und forderte als normannisches Erbe große Theile von Epirus und Macedonien; eine Eroberung von Constantinopel schien die Vorbedingung eines neuen Kreuzzuges, zu dem die Schaaren schon aus ganz Deutschland nach Unteritalien zusammenströmten: da durchschnitt der Tod die weiten Entwürfe; zu Messina 1197 starb der 32jährige Herrscher und nahm den Traum einer deutschen Weltherrschaft mit sich in's Grab.

§ 167. Am Rhein, so erzählt das Volk, war kurz vor des Kaisers Tod auf schwarzem Rosse die riesige Gestalt des alten Dietrich von Bern (§ 36) erschienen, Unglück dem Reiche verkündend. Und schnell kam und furchtbar das Verderben nach so vielem Glanz. Zum dritten Mal ging die Krone, gerade auf der Höhe der Kaisermacht, auf ein Kind über, wie nach Otto's II., nach Heinrichs III. Tode. Denn Heinrich VI. hinterließ seine Wittwe Constanze mit einem dreijährigen Sohne, Friedrich. — Von den Söhnen Friedrich Barbarossa's war nur noch Philipp übrig, der eben das Königskind von Italien nach Deutschland holen wollte, um dasselbe jetzt schon krönen zu lassen, als die Kunde von des Kaisers Tode kam. Nun durfte er auf keine Anerkennung desselben rechnen, und um die Krone wenigstens seinem Hause zu bewahren, ließ er zu, daß seine Anhänger ihn selber wählten. Die zahlreichen Feinde aber der Staufer und eines mächtigen Kaiserthums, vor allem die Erzbischöfe von Köln und Trier, traten ihm entgegen und erhoben zu Aachen, auf fremden, besonders des Papstes und Richard Löwenherz' Einfluß, den Welfen Otto IV., einen Sohn Heinrichs des Löwen.

Philipp war zu Mühlhausen in Thüringen gewählt worden. So hatte das Reich wieder Gegenkönige und Bürgerkrieg, gerade in einer Zeit, wo Innocenz III., 1198—1216, nach Gregor VII. der gewaltigste und hochstrebendste der Päpste, auf Petri Stuhle saß. Dieser behauptete, bei zwiespältiger Wahl stände ihm das Recht der Entscheidung zu, erklärte sich für den Welfen und bannte den widersprechenden Philipp. Dieser aber rang ritterlich um seine Krone; auf ihn, „schön und tadelsohne", war der hochstrebende Sinn des Vaters ohne die Härte des Bruders, die Ritterlichkeit wie der poetische Sinn seines Geschlechtes vererbt. Beide Könige verschleuderten, um sich Freunde zu verschaffen, mit vollen Händen das Reichsgut. Die Fremden, noch eben von Deutschland mit Abhängigkeit bedroht, mischten sich entscheidend in seine Angelegenheiten, namentlich der König Philipp August von Frankreich, der nun der mächtigste weltliche Fürst geworden. Doch blieb zuletzt der Staufer Sieger, nachdem er auch Köln, „der römischen Kirche getreue Tochter", erobert hatte. Otto war nur noch in Sachsen anerkannt und auf Englands Hilfe verwiesen. Da ward Philipp 1208 zu Bamberg vom Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach um einer persönlichen Beleidigung willen ermordet.

§ 168. Nun gewann Otto IV. von Braunschweig die Oberhand und allgemeine Anerkennung. Zunächst ächtete und strafte er den Mörder und seine Mitverschworenen. Dann, um auch die staufische Partei im Reiche zu gewinnen, verlobte er sich mit der hinterlassenen Tochter Philipps, Beatrix. Bald war er mächtig genug, einen Römerzug zu unternehmen. Aber bisher, wie seines Hauses Name es bezeichnete, ein Guelfe, d. i. ein Parteigänger des Papstes, konnte er doch die Freundschaft mit Innocenz III., von dem er jetzt die Kaiserkrone empfing, auf die Dauer nicht bewahren. Im Namen des Reiches und wegen der persönlichen Abstammung aus dem Hause der Welfen forderte er die Mathildischen Erbgüter (§ 147) zurück, auf die er erst verzichtet hatte, wollte im Kirchenstaat mit alter kaiserlicher Vollmacht gebieten, ja er suchte sogar die staufische Erbschaft, das Normannenland, als Reichsgebiet an sich zu reißen. Da brach Innocenz III. mit dem neuen „Saul" und bannte ihn, 1210.

§ 169. Unterdessen war Heinrichs VI. Sohn, Friedrich, zu einem an Leib und Geist gleich ausgezeichneten Jüngling herangewachsen. Seine Mutter Constanze hatte bei ihrem Tode, 1198, den Papst als seinen Vormund eingesetzt, und dieser unterstützte ihn jetzt gegen den Welfen. Er rüstete ihn mit seinem Segen wie mit seinem Golde und so eilte der Staufer mit geringer Begleitung, aber auf die Anhänger seines Hauses und den Zauber seines Namens bauend, über die Alpen, 1212. Um dieselbe Zeit starb, vier Tage nach der zu Nordhausen gefeierten Hochzeit, die blühende Beatrix, Philipps Tochter, und Schwaben und Baiern verließen, nach dem Tode ihrer „Herrin, der Kaiserin" heimlich das Hoflager Otto's. Dieser hatte in der That durch Härte, Geldgier und durch das Hervorkehren seiner absolutistischen Grundsätze nicht nur die alten Feinde, sondern auch viele seiner ehemaligen Freunde gegen sich gereizt: Alles fiel dem Kaisersohne zu, der fast ohne Schlacht das Reich eroberte. Wie Otto fast von Anfang seiner Herrschaft an sich auf die Hilfe und das Geld des Königs von England hatte verlassen müssen: so stützte sich der junge Staufer auch auf Frankreichs Geld und Freundschaft. Zuletzt war der Krieg beider Nachbarmächte auch entscheidend für die Geschicke des Reiches. Otto IV., der in Deutschland von Allen verlassen war und nur in den Niederlanden einige Anhänger behalten

hatte, kämpfte im Bunde mit den Engländern und mit seinem Schwiegervater, dem Herzog von Brabant, fern in Flandern gegen Frankreich. Aber bei Bouvines, 1214 ward er geschlagen und endete arm und ungeehrt 1218 auf der Harzburg. Der junge Staufer empfing als Friedrich II. zu Aachen mit großer Pracht die Krone, im Jahre 1215.

4. Friedrich II. 1215—1250.

§ 170. Friedrich II., in Italien erzogen, war seinem ganzen Wesen nach Südländer, nicht Deutscher. Geistreich, begabt, glänzend, wie kaum ein anderer seiner Vorgänger, hatte er doch für das deutsche Land an sich keine Neigung und besann sich wenig, die Interessen desselben für seine Erblande Sicilien und Neapel zu vernachlässigen oder aufzuopfern. Otto IV. hatte von dem Dänenkönig Waldemar II. zurückfordern wollen, was dieser während des Bürgerkrieges vom Reiche an sich gerissen, und hatte ihn sich deshalb zum Feinde gemacht, Friedrich nahm keinen Anstand, um denselben zum Bundesgenossen zu gewinnen, ihm alles Land nördlich der Elbe, Holstein, Mecklenburg, Pommern, also Länder, die bereits durch deutsche Colonisation gewonnen waren, preiszugeben. Die Krone dankte er dem Papste, dem mächtigen Innocenz III., der freilich schon im folgenden Jahre, 1216, auf dem Höhepunkte seiner und der päpstlichen Macht, starb. Was ursprünglich das Kaiserthum sein sollte, die leitende oberste Gewalt in der abendländischen Christenheit, das war nun das Papstthum geworden. Italien, Ungarn, Spanien und Portugal, England, die skandinavischen Länder, sie alle standen unter Innocenz III. in einer engeren oder weiteren weltlichen Abhängigkeit vom Papst. Der Wiederherstellung der Macht Barbarossa's und Heinrichs VI. hatte dieser gleichfalls vorzubeugen gesucht, indem Friedrich bei der Krönung hatte schwören müssen, seine italienischen Erblande seinem jungen Sohne Heinrich abzutreten, und mit der deutschen Krone zufrieden zu sein, damit die Reiche nie in einer Hand vereinigt würden. Außerdem hatte Friedrich II. auch einen Kreuzzug gelobt. Beides hatte er versprochen mehr im Drange des Augenblickes als in dem ernstlichen Willen, sein Wort zu halten. Doch blieb er Anfangs mit der Kirche in Frieden, da Honorius III. ein milder, nachgiebiger Mann war, und Friedrich II. einen Streit zu vermeiden suchte. Aber er wußte den Kreuzzug listig hinauszuschieben, und ging auch damit um, seinen Sohn Heinrich zum deutschen König wählen zu lassen; ihn selbst krönte der Papst auf seinem ersten Römerzuge 1220.

§ 171. Friedrich wandte nun seine Hauptthätigkeit auf Italien und besonders auf sein normannisches Königreich; die Sarazenen, die bisher Unteritalien mit Räubereien beunruhigt hatten, siedelte er nach ihrer Besiegung bei sich an und gewann in ihnen treue Soldaten, die um den Bann des Papstes sich nicht kümmerten. Dann suchte er auch die Städte des lombardischen Bundes, die noch immer unter Mailands Führung standen und deren Freiheit und Unabhängigkeit seit dem Constanzer Frieden (§ 161) nur noch gewachsen war, wieder zu unmittelbarem Gehorsam zurückzuführen. Indessen war Papst Honorius gestorben und Gregor IX., ein Neffe Innocenz' III., ein 80jähriger Greis voller Starrsinn und voll Eifer für die Unabhängigkeit der Kirche, ihm gefolgt. Dieser verlangte ernstlich den Kreuzzug, den Friedrich II. endlich 1227 von Unteritalien aus festsetzte. Hierhin strömten auch eine Menge Kreuzfahrer zusammen. Nicht lange aber war der Kaiser in See gegangen, als eine Krankheit ihn überfiel und er zurückkehrte. Nun traf ihn des erzürnten Papstes Bannfluch; und als er dann 1228 den

Kreuzzug wirklich unternahm, ward ihm als einem Gebannten, dies zu einem neuen Verbrechen gemacht: der Papst selber wirkte ihm durch Mönche, die er ihm nachsandte, im heiligen Lande entgegen. Der Kaiser aber erhielt durch persönliche Unterhandlungen mit dem Sultan Elkamil von Aegypten einen 10jährigen Waffenstillstand, und Jerusalem, Bethlehem, Nazareth und den Berg Karmel eingeräumt; zu Jerusalem empfing er die Königskrone, auf die er ohnehin durch seine Gemahlin, Jolanthe, einen Erbanspruch hatte. Zurückgekehrt, zwang er den Papst, dessen Schlüsselsoldaten er leicht vor sich hertrieb, zum Frieden von San Germano (1230) und zur Aufhebung des Bannes. Und nun folgte für ihn eine ruhige, glänzende Zeit, in welcher er sein Königreich Neapel und Sicilien in einer so trefflichen Weise ordnete und anstatt des Feudal- (Lehns-) staates schon die Anfänge des modernen Staates gründete, daß diese seine Schöpfung fast einzig im Mittelalter dasteht. Sein Hof war der Sitz der Freude und Lebenslust, die freilich dem ernsten Sinn der Kirche und selbst des Christenthums nur noch wenig verwandt war: sarazenische, provençalische und deutsche Lieder wurden hier gehört, und der Kaiser, der sechs Sprachen leicht beherrschte, glänzte selbst unter den Dichtern seines Hofes. Die Thätigkeit einer schlauen und weitblickenden Staatskunst, in welcher ihm sein Kanzler, Peter de Vineis, eine starke Stütze war, wechselte mit fröhlichen Festlichkeiten, und aus des Kaisers eigner Feder besitzen wir ein Werk über das Falkenbeizen, eine Hauptbelustigung dieser ritterlichen Zeit.

§ 172. Aber in Deutschland nahmen die Dinge einen verderblichen Lauf; man gewöhnte sich allmählich, keinen Herrn zu haben und gefiel sich in diesem Zustande. Zwar war des Kaisers Sohn, Heinrich, als Stellvertreter des Vaters in Deutschland. Dieser aber, ohne Aussicht auf eine baldige Selbständigkeit, da der Vater selbst noch jung war, zudem gegen die Verträge desselben mit dem Papste (§ 170) um sein Königreich betrogen und bei der langen Trennung ohne persönliche Zuneigung zum Vater, sann auf Empörung und verständigte sich mit den lombardischen Städten. Auch die kleinen Vasallen des Reiches brachte er auf seine Seite, da diese von den größeren bereits Angriffe auf ihre Selbständigkeit fürchteten. Dafür traten nun auch die letzteren auf Friedrichs II. Seite. Dieser kam 1235 ohne Heer nach Deutschland und schlug durch sein bloßes Erscheinen die Empörung nieder. Der Sohn erhielt Verzeihung, blieb aber trotzig und ohne Reue und endete in einem süditalischen Gefängniß. Die deutschen Fürsten erhielten eine landeshoheitliche Stellung in ihren Ländern, die fast an volle Unabhängigkeit gränzte. Friedrich, bereits zum zweitenmale Wittwer, vermählte sich in diesem Jahre mit der Königstochter Isabella von England. Zu ihrem Empfange boten die reichen Städte am Rhein, die auch jetzt noch gut kaiserlich gesinnt waren, besonders Köln, alle Pracht und Herrlichkeit auf. Der Kaiser sammelte seinerseits noch einmal, wie sein Großvater (§ 163) zu Mainz allen Glanz des Reiches um sich, setzte einen Landfrieden fest, demüthigte in einem siegreichen Kampfe den letzten Babenberger, Friedrich den Streitbaren von Oestreich, und verließ dann das Reich. Sein Sohn Konrad wurde bald darauf 1237 zum König von Deutschland erwählt; aber durch einen feierlichen Wahlvertrag sorgten die Fürsten, daß ihre Rechte unverkümmert blieben.

§ 173. Friedrichs II. weitere Geschichte gehört fast ausschließlich Italien, nicht Deutschland an, das er von nun an nicht wieder betrat. Aber unwillkürlich fesselt uns seine glänzende Persönlichkeit, die für die Weltgeschichte

erst jetzt anfängt, recht bedeutend zu werden, so daß wir ihn, wenn auch nur in seinen wichtigsten Erlebnissen, begleiten müssen. Im Jahre 1237 gelang es ihm, den lombardischen Städten bei Cortenuova eine schwere Niederlage beizubringen: weil er aber, wie einst Friedrich Barbarossa, jetzt seine Ansprüche zu hoch spannte, dauerte der Krieg fort, und der Papst Gregor IX., abermals mit den Städten gegen den Kaiser verbündet, sprach von Neuem den Bann über ihn. Gegen den Papst und seine Bannflüche begann nun Friedrich II. einen Kampf, wie vor ihm noch kein Herrscher: er wies in Schriften mit flammender Beredsamkeit auf den weltlichen Ehrgeiz der Päpste, die sich der geistlichen Waffen nur aus Herrschsucht bedienten, er wies auf das Unheil der Vermischung der beiden Schwerter (§ 81) hin. Der Papst hingegen verglich ihn in seinen Breven mit dem Thiere der Offenbarung und nannte ihn einen Ketzer und Lästerer Christi und alles Heiligen*). Der Kampf endigte nicht, als Gregor IX. fast 100jährig starb, und Innocenz IV., ein bisheriger Freund des Kaisers, gewählt ward. „Daß kein Papst Ghibelline sein könne", wie der Kaiser selbst gesprochen, zeigte sich bald, denn aus dem Freunde ward ein noch viel heftigerer Feind. Er begab sich nach Lyon, wohin er eine allgemeine Kirchenversammlung ausgeschrieben hatte, und hier bannte er den Kaiser und erklärte ihn und sein Haus für ewige Zeiten jedes Thrones unwerth und verlustig, 1245. Noch gewaltiger und majestätischer erhob sich nun Friedrich: Fürsten und Völker rief er in seinen Manifesten auf gegen die ungerechte Gewalt. In Italien, wo der Papst unablässig ihm Verschwörungen erregte, ward er aus einem ehemals milden Herrn fast ein Tyrann. Noch war die Zeit nicht gekommen, daß die Völker gegen die Kirche Partei genommen hätten: die Schaaren der Bettelmönche zogen aus und predigten durch Italien und Deutschland Haß und Aufstand gegen den Kaiser. Noch rang dieser in ungebrochener Kraft, als der Tod ihn ereilte — am 13. December 1250.

§ 174. Deutschland war in den letzten 15 Jahren von dem Geschick seines Kaisers wenig berührt worden, ebenso wie dieser selbst Deutschlands Geschicken keine Theilnahme mehr zuwandte. Zwar saß in seinem Namen sein Sohn, Konrad IV., in Deutschland als König: aber dessen Macht bedeutete nichts mehr: Fürsten, Herren und Städte lebten ohne gemeinsames Band für sich dahin, wie sie am besten mochten. Fehden, ja auch Raub und Gesetzlosigkeit rissen ein. Im Jahre 1241 brachen vom wüsten Hochland des inneren Asiens kommend, die Mongolen, ein furchtbarer Schwarm heidnischer Barbaren, die bis zum Euphrat und Ganges, ja bis zum fernsten China hin, unter Tschingiskhan ungeheure Reiche gegründet und dann auch Rußland erobert hatten, unter den Nachfolgern Tschingiskhans in Schlesien ein. Weder Kaiser noch König kümmerte sich um dieses drohende Geschick: es waren die schlesischen Fürsten, die unter Heinrichs des Frommen Führung auf der Wahlstatt bei Liegnitz zwar keinen Sieg erfechten konnten, aber durch ihren Heldentod doch dem Feinde solche Achtung vor dem deutschen Muthe einflößten, daß er vorzog umzukehren, und nachdem er sich noch über Ungarn verwüstend ergossen, Europa mit Ausnahme Rußlands

*) Dieser Zwist zerriß die italienischen Gemeinwesen, die ohnehin zu Parteiungen nur zu geneigt waren, in Guelfen — Welfen, Anhänger des Papstes — und Ghibellinen — Waiblinger, Anhänger des Kaisers. — Friedrichs II. Freunde, wie der furchtbare Ezzelino da Romano, Herr zu Verona, und seine Söhne, der schöne König Enzio, der zuletzt nach 23jähriger Gefangenschaft in Bologna starb, und der ritterliche Manfred, spielen in diesem Kampfe neben dem Vater eine nicht minder glänzende Rolle.

räumte. Als den Kaiser der Bann traf, stellte die kirchliche Partei im Reiche, besonders die Rheinischen Bischöfe, einen Gegenkaiser auf: es war Heinrich Raspe, dessen Güter in Hessen und Thüringen lagen, der aber doch zuletzt gegen Konrad unterlag, 1247. Ein neuer Gegenkönig, Graf Wilhelm von Holland, hielt sich am Niederrhein: aber um den jungen, ohnmächtigen König kümmerte sich fast Niemand. In diesem Zustande völliger Herrenlosigkeit ließ Friedrichs II. Tod das deutsche Reich.

Ausgang der Staufer. Zustände im Reiche.

§ 175. Die weitere Geschichte der Hohenstaufen gehört, streng genommen, nicht mehr Deutschland, sondern Italien an. Aber für dies glänzende, hochbegabte und edle Herrscherhaus hat von je her das deutsche Gemüth eine solche Zuneigung empfunden, daß es unerläßlich scheint, sein letztes Schicksal zu verfolgen. Der Papst hatte das „kirchenräuberische Geschlecht" für alle Zeiten des Reichs verlustig erklärt (§ 173). Aber Manfred, ein nicht vollbürtiger Sohn Kaiser Friedrichs II., bemächtigte sich Siciliens und Neapels. Zu ihm kam auch Konrad IV., der in Deutschland von Wilhelm von Holland geschlagen war, aber dann schon 1254 starb. Jetzt beherrschte Manfred Neapel und Sicilien als König, mit Uebergehung des kleinen Konradin, des Sohnes Konrad IV., der in Schwaben erzogen ward. Lange bot der Papst umsonst dieses Königreich, das doch erst erobert werden mußte, förmlich aus. Endlich fand sich in Karl von Anjou, dem jüngern Bruder König Ludwigs IX., des Heiligen, von Frankreich, ein Abnehmer, den der Papst mit seinem Segen und seinem Golde zu der ungerechten Unternehmung ausrüstete. Er gewann, vom Verrathe vieler Edlen des Landes unterstützt, den Sieg über Manfred, der in der Schlacht bei Benevent 1266, da Alles verloren war, den Heldentod suchte und fand.

§ 176. Nun herrschte der finstere und grausame Karl von Anjou über das eroberte Land. Aber dem Konradin, dem „jungen König", wie ihn daheim die Sänger nannten, mit denen er in der edlen Liederkunst schon früh wetteiferte, ließ die Größe und der Heldensinn seiner Ahnen keine Ruhe bei der Mutter daheim. Der 16jährige Jüngling verpfändete, was seinem Geschlechte noch an Hausgut in Schwaben geblieben war, um jenseits der Alpen das königliche Erbe seiner Vorfahren zu gewinnen. Und von seinem Freunde Friedrich von Baden begleitet, zog er 1268 mit kleiner geworbener Schaar, er der Enkel so großer Kaiser, in das Land, welches nun schon seit Jahrhunderten die Sehnsucht und das Verderben des deutschen Blutes gewesen. Die Ghibellinen, besonders die seit Alters kaiserlich gesinnten Pisaner, fielen ihm zu; fast wie ein Kaiser ward er in Mittelitalien, selbst in Rom aufgenommen. So erreichte er sein Königreich. Schon hatte er bei Scurcola 1268 den Sieg über Karl von Anjou erfochten, als nach ihrer üblen Gewohnheit seine deutschen Söldner sich zum Plündern zerstreuten, und ein hervorbrechender Hinterhalt des schlauen Karl ihm den Sieg entriß. Konradin und sein Freund flohen zum Meeresufer und wurden hier von einem Edlen, der sein ganzes Glück den früheren Staufern zu danken hatte, an Karl von Anjou verrathen. Dieser ließ ihnen den Prozeß auf Hochverrath machen, und obwohl nur Ein Ritter das Todesurtheil zu fällen wagte und die französischen Ritter selbst murrten, daß der edle und fürstliche Jüngling in ehrlichem Kampfe und nicht in Büberei unterlegen sei, ließ Karl mit eigenwilliger Tyrannei das Todesurtheil vollziehen. Im Angesicht von Neapel, inmitten aller Herrlichkeit seines angestammten Reiches und aller Schönheit der Erde, erhob sich das

Schaffot. Konradin warf seinen Handschuh unter die Menge des Volkes, den ein Ritter aufhob und zu Peter III. von Aragonien brachte, dem Gemahl von Manfreds Tochter, Constanza, dessen Geschlecht später wenigstens Sicilien erworben hat: dann kniete er nieder und empfing gefaßten Muthes den Todesstreich. Laut auf schrie Friedrich in unnennbarem Schmerz, als das Haupt des Freundes fiel und rief Gott zum Zeugen ihrer Unschuld an; — dann kniete auch er nieder zu gleichem Loose, 29. Okt. 1268.

§ 177. So endete das Geschlecht der Staufer. An Herrlichkeit, poetischer Schönheit, an Größe und Glanz ist kein Königsgeschlecht auf der Erde wieder ihm zu vergleichen gewesen: auch die sächsischen und salischen Kaiser erreichen es in dieser Beziehung nicht. Aber um so erschütternder ist sein Untergang: ein Sturz ohne Gleichen, in welchem dieses Geschlecht, und mit ihm der Ruhm des Kaiserthums in kaum einem Menschenalter von der höchsten irdischen Höhe herunterfinkt. Denn unter ihm vollendet sich, trotz alles Glanzes, die innere Auflösung des Reiches. Beim Ausgange der sächsischen Kaiser waren die großen Lehen, die Herzogthümer, erblich; beim Ausgange der fränkischen Kaiser alle Lehen, auch die kleinen; beim Ausgange der Staufer waren diese Lehen selbständige Fürstenthümer. Geflissentlich hatten die Staufer die großen Herzogthümer, die der obersten Reichsgewalt am bedenklichsten sein mußten, in kleine geistliche und weltliche Territorien zerschlagen. Noch blieb die herrschend gewordene Vereinzelung ohne rasch fühlbare schlimme Folgen: in Nothfällen, wie bei dem Mongolenangriff (§ 174) oder bei den Eroberungsversuchen der Dänen im Norden, thaten sich die Nächstwohnenden und Zunächstbedrohten zum freien Bunde zusammen, und die Tüchtigkeit, die in allen Gliedern lebte, war noch immer mächtig genug, Hilfe zu schaffen. Aber Deutschlands Gesammtmacht war vorüber, und sechshundert Jahre vergingen, ehe unsere Nation wieder an einheitliche Thaten denken durfte, und das alte Reich sich erneute.

E. Deutsches Volksleben in dieser Periode.

1. Die Kirche. Die Kreuzzüge und ihre Folgen.

§ 178. Die Kirche bildete, wie bereits früher (§ 56, § 66) angedeutet, in den wilden und gesetzlosen Zeiten des Mittelalters eine erziehende und schirmende Macht. Sie umschloß mit ihren Formen und Einrichtungen das ganze Leben der damaligen Menschen, und der Höchste wie der Niedrigste beugte sich ihr und ihren Dienern in gleicher Ehrfurcht. Für begangene Sünden legte sie ihre Bußen auf, Almosen, Wallfahrten, Fasten, manchmal selbst Geiselungen; Königen und großen Edeln bestimmte sie für schwere Vergehen auch wohl Kirchenbau, Gründung von Klöstern und dergleichen. Ein Leben ohne die Kirche, in deren Hand die furchtbare Gewalt war, der Seele nach dem Tode den Himmel zu öffnen oder zu verschließen, hielt der fromme Glaube der Zeit für unerträglich; daher der Bann, der den Einzelnen vom Körper der Kirche trennte, so furchtbar erschien. Furchtbarer aber war noch das Interdict, das wegen schwerer kirchlicher Vergehen auf ganze Städte oder Länder gelegt ward, und das jedem Gottesdienst, jeder kirchlichen Handlung Stillstand gebot; dann verstummten die Glocken, die Kirchen schlossen sich, kein Geistlicher folgte mit Kreuz und Gesang dem Sarge der Todten, selbst die Ehen wurden auf dem Friedhof eingesegnet. Selten ertrug das Volk lange

solche Schrecken, und Bann und Interdict waren eben deshalb die furchtbaren Mittel, durch welche allein schon das Papstthum allgewaltig war. In tausend Lebensformen und sinnbildlichen Zeichen stellte sich die Kirche auf jedem Schritt vor das Auge der Gläubigen: sie mahnte zur Andacht durch das Kreuz oder das Marterbild am Wege, durch Kirchlein und Kapellen mitten im Gewühl der Straßen wie tief in der Einsamkeit des Waldes und Gebirges; durch majestätische Dome, deren Thürme meilenweit in die Ferne winkten. Sie mahnte im Klange der Betglocke, in den vorgeschriebenen Bekreuzigungen, im Morgen- und Abendsegen, im Abbeten des Rosenkranzes, im Gesange der Prozessionen, wie im heiligen Geheimniß des Sakramentes. Eine Menge Feste luden eben sowohl zur Andacht, wie sie das Leben heiter und bunt gestalteten. So hegte die Kirche manche harmlose, fröhliche Sitte, neben dem Schrecken, welchen sie übte. Freilich wucherte der Aberglaube nicht minder üppig neben diesen heiteren und oft so wohlthätigen Gebräuchen. Die Wundersucht kannte keine Grenzen und fand in immer neuen Zeichen immer neue Nahrung. Der alte heidnische Götterglaube (§ 17) lebte, verdunkelt aber nicht verdrängt, in Geister- und Zauberspuk weiter. Die Schrecken der Hölle ängsteten die Gemüther. Dennoch wußte die ungebrochene Lebenskraft des Volkes selbst über diese Schauer sich zu erheben, und so schwarz der Teufel auch gemalt ward, so war er doch in der Volkssage meist der dumme und betrogene Teufel. — Für Kranke, Pilger und Arme that die Kirche ihre reichen Schätze, die durch Schenkungen und Vermächtnisse sich fortwährend mehrten, meist immer, und besonders in Zeiten des Elends, bereitwillig auf, während sie andererseits in ihren Reichthümern zugleich die lockende Versuchung zu schwelgerischem und ungeistlichem Leben fand, der sie denn auch nicht lange widerstand.

§ 179. So war die Kirche ohne Zweifel in dieser ihrer besten und größten Zeit eine wohlthätige Macht für die Völker; kein Wunder, daß diese ihr anhingen. Am vollsten offenbarte sich der Einfluß der Hierarchie d. i. die kirchliche Herrschaft, in den Kreuzzügen. Es war im Jahre 1094, als Peter der Einsiedler aus Amiens im nördlichen Frankreich das heilige Grab besuchte. Er sah die Schmach und Bedrängniß, welche die Christen hier erlitten, seit die Türken (1073) Jerusalem der Hand der milderen Araber entrissen hatten. Als er Tags vor seiner Abreise am Grabe des Herrn betete, war's ihm, als ob dieser selbst ihm erschiene und ihm beföhle, die Christenheit aufzufordern, sein Grab zu befreien: nach Europa heimgekehrt, zog der kleine, feurige Mann, auf seinem Esel, in schmutzigem Mönchsgewand, durch die Länder und predigte einen Kreuzzug. Der Papst erklärte sich für den heiligen Kampf, den einst in frommem Eifer schon Gregor VII. hatte unternehmen wollen. Im Jahre 1095 hielt Urban II. zu Clermont im östlichen Frankreich ein Concil, wo er selbst in begeisterter Rede die Christen zur Fahrt in's heilige Land aufforderte. „Gott will es!" war der allgemeine Ruf, mit dem die Anwesenden, voran viele edle Fürsten und Bischöfe Frankreichs, sich zur Annahme des Kreuzes, das als Zeichen auf die Schulter geheftet ward, heran drängten. Die Bewegung ergriff zuerst Frankreich; erfaßte dann die lothringische Ritterschaft; dann die Normannen in England und in Süditalien. An Deutschland ging sie, da Heinrich IV. mit der Kirche und das Reich mit sich selber zerfallen war, vorläufig noch ganz wirkungslos vorüber. Schon 1096 wogte eine wüste Masse aus allen Ländern, geführt von Peter von Amiens und einem französischen Ritter, Walter ohne Land genannt, durch Deutschland nach dem Morgenlande, das jedoch nur die Wenigsten erreichten. Später kam das geordnete Kreuzheer, meist aus Franzosen und Normannen

bestehend, geführt von verschiedenen mächtigen Fürsten, deren edelster und angesehenster Gottfried von Bouillon war, ein lothringischer, mithin ein dem deutschen Reiche angehöriger Fürst. Nach unendlichen Beschwerden ward am 15. Juli 1099 Jerusalem erobert; das Schwert der Christen wüthete gleich furchtbar unter Sarazenen wie Juden; dann lobte man den Herrn im Salomonischen Tempel und wählte Gottfried von Bouillon zum Könige, der es aber in seinem frommen Sinn verschmähte, da die goldene Krone zu tragen, wo sein Heiland die Dornenkrone getragen; erst sein Bruder Balduin nahm sie an nach Gottfrieds Tode (1100). Das neu eroberte Morgenland glich nun einer förmlichen Colonie; es siedelte über, wer sein Glück zu machen hoffte, und Frömmigkeit wie Lust zu Abenteuern zog manchen Fürsten und Ritter einzeln oder in größerer Begleitung zu einer Fahrt in's heilige Land. Besonders aber beuteten die italienischen Städte, Genua, Pisa, Venedig, die neue Handelsverbindung aus. So entstand nun ein reger Verkehr zwischen dem reichen, kunstfertigen Morgenlande und dem ihm noch weit nachstehenden Abendlande. Köstliche Gewebe, seidene Stoffe, feine Waffen, edle Gewürze u. dergl. bot der Orient; bald lernte man sie im Abendlande kennen, und das 12. und 13. Jahrhundert bezog seine glänzende, zum ritterlichen Leben gehörende Kleiderpracht vor Allem aus diesen Quellen. Bald wußte auch der christliche Ritter die Tapferkeit und Gastfreiheit, manchmal auch den Edelmuth des Sarazenen zu ehren; er lebte wohl, war er flüchtig oder verbannt, am prächtigen Hofe eines muhamedanischen Fürsten; und so bildete sich das echt ritterliche Verhältniß gegenseitiger Achtung von Feind gegen Feind — ja der stolze Christ begann zu prüfen, worin er dem Heiden vor- oder nachstand. Saladin, der 1187 Jerusalem wieder eroberte, erwarb durch seine Milde, Freigebigkeit und seinen Edelmuth selbst die Bewunderung abendländischer Könige, wie deutscher und französischer Minnesänger. — Besonders Italien gewann an Reichthum und Glanz des Lebens, bald auch an geistiger Bildung durch den Verkehr mit den Sarazenen: denn Mathematik, Arzneikunde, ja auch die Schriften des im Mittelalter als einziger Philosoph bewunderten Aristoteles bekam man von ihnen. Aber freilich drangen nun auch die Fehler der muhamedanischen Religion, Genußsucht und irdischer Sinn, in die Gemüther: ein rechtes Bild sarazenischer Einwirkung bietet der lebensfrohe, aber auch üppige Hof Friedrichs II. in Sicilien*).

§ 180. Mit der größeren Bildung, den neuen Lebensanschauungen und Grundsätzen trat auch eine neue Gefahr für die Kirche ein. Meist gleichfalls vom Morgenlande eingeschleppt, begann der Zweifel an den Lehren und Einrichtungen derselben, manchmal sogar schon an den Grundwahrheiten des Chri-

*) Die Geschichte der übrigen Kreuzzüge ist theils, soweit sie in die deutsche Geschichte eingreift, bereits behandelt, theils gehört sie nicht in dieses Buch. Nur kurz mag eine Uebersicht folgen: 1. Kreuzzug: 1096—1099, Eroberung von Jerusalem. 2. Kreuzzug: 1147—1149, unter Konrad III. (§ 153) und Ludwig VII. von Frankreich. 3. Kreuzzug 1189—1192, nachdem Saladin Jerusalem den Christen entrissen, unter Friedrich Barbarossa (§ 164), Richard Löwenherz von England und Philipp August von Frankreich. Eroberung von Akkon. 4. Kreuzzug: 1203—1205, französische und flandrische Ritter unter Balduin von Flandern erobern Constantinopel und gründen dort ein abendländisches Kaiserthum (—1261). 5. Kreuzzug: Zug Friedrichs II. 1228—1229 (§ 171). 6. Kreuzzug: 1248—1254. Ludwig IX. von Frankreich, der Heilige, zieht nach Aegypten, wird gefangen. 7. Kreuzzug: 1270, Ludwig der Heilige zieht vor Tunis und stirbt dort. 1291 wird Akkon, die letzte Besitzung der Christen im Morgenlande, von den Ungläubigen erobert.

stenthums unter den Völkern einzureißen. Die Kirche bezeichnete jede Abweichung von ihrer Lehre als Ketzerei. Ketzerische Richtungen tauchten zuerst in der Lombardei auf, von wo schon Arnold von Brescia (§ 155), der erste Bekämpfer der Hierarchie, ausgegangen war; sie fanden dann weiter im südlichen Frankreich, aber auch in Deutschland, besonders am Rhein, mannigfachen Anklang. Schon auf dem Gipfel ihrer Macht, unter Innocenz III. (§ 170), sah die Kirche diese neue Gefahr so furchtbar angewachsen, daß sie ihre schärfsten Maßregeln dagegen traf. Damals wurden die furchtbaren Glaubensgerichte der Inquisition eingesetzt. In Deutschland bot sich als Ketzermeister zum Werkzeug der Inquisition ein Mönch, Konrad von Marburg, der durch grausame Büßungen und fromme Marter das Ende der heiligen Elisabeth, Tochter des Ungarnkönigs und Wittwe des Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen, beschleunigt, sie dann freilich auch unter die Heiligen zu erheben gewußt hatte. Dieser forderte strenge Maßregeln gegen die überhandnehmende Ketzerei und übte auf eigene Hand mit seinen finstern Gesellen, Konrad Dorso und Johann mit Einem Auge und Einer Hand, gegen arme Leute im Hessenlande die Gräuel der Inquisition. Da er sich zuletzt auch an Vornehme und Edle wagte, so erklärten sich die deutschen Bischöfe selbst gegen ihn und verlangten vom Papste seine Abberufung. Ehe er aber noch Deutschland verließ, ward er von dem ergrimmten Volke erschlagen, 1234. Die Inquisition gewann nie einen Boden in Deutschland.

2. Das Ritterthum und die ritterliche Dichtung.

§ 181. Schon im altgermanischen Gemeindeleben fanden wir neben den Freien auch Edle (§ 15) vor. So weit sich aus diesen durch Besitz großer Alode oder durch Erlangung der großen Lehen Fürstenfamilien (Dynastien) gebildet hatten, war ein hoher Adel entstanden. Manche Edle aber standen an Besitz so nach, daß sie zu eigentlichen Dynasten nicht werden konnten; sie gaben den Stamm des niedern Adels ab, zu dem aber bald auch die Ministerialen hinzukamen (§ 128). Letztere waren die, bei Fürsten und hohen Geistlichen mit besondern Aemtern beauftragten und gleichfalls mit (bald erblichen) Lehen besoldeten Leute; häufig waren sie sogar hörig, obgleich auch Freie in ein solches Dienstverhältniß eintraten. Vermochten diese Ministerialen zu Roß ihren Heerdienst zu leisten, so waren sie viel angesehener als derjenige arme Freie, der dies nicht vermochte, und bildeten zugleich mit dem niederen Adel die Ritterschaft. Neben diesem Ritterstande keimte erst eben in den Städten ein Bürgerstand, und unter ihm befand sich ein Bauernstand, der im 12. und 13. Jahrhundert freilich oft wohlhabend, frisch und an der allgemeinen Lebenslust der Zeit sich betheiligend, doch aber unterthänig war und mehr und mehr in Gedrücktheit hinabsank. Was an geistigem Leben noch außer der Kirche vorhanden war, das ruhte damals allein im Stande der Ritter.

Der Ritter (rîter, Reiter) war also meist ein adliger Lehnsmann; Treue und Dienstpflicht banden ihn an seinen Lehnsherrn; sie zu verletzen, galt als Felonie d. i. Abfall und Verrath. Daher ist es die Diensttreue, die nun an die Stelle des alten Freiheitstrotzes der Germanen tritt; Treue bis in den Tod, ja bis in das Verbrechen hinein, wie es sich z. B. an Hagen im Nibelungenliede zeigt. Dazu kam dann der Einfluß der Kirche, so daß gewisse christliche Tugenden, Rechtgläubigkeit, Beschirmung der Schwachen, der Frauen und der Waisen als Ritterpflicht galt. Muth und Ehrenhaftigkeit verstanden sich von selbst. Dies war der geistige Gehalt des Ritterthums, das sich bei Franzosen und Normannen, bei Italienern und Deutschen in fast ganz gleicher

Weise entwickelte. Durch die ganze Christenheit bildete das Ritterthum Einen Stand, den die gemeinsame Sitte und Lebensanschauung enger noch als Nation und Vaterland band. Durch die Kreuzzüge trat dieses Ritterthum in die schönste Blüte.

§ 182. Aeußerlich schon erkannte man die Ritter an Wehr und Waffen. Ein Ring- oder Schuppenpanzer — Halsberg, Brünne oder Harnasch genannt — umschloß Brust, Leib, Arme und Beine; erst später kamen die Plattenpanzer auf. Das Haupt deckte der Helm, von dem das Visir auf das Gesicht zum Schutz herabgelassen ward, und auf dem die Zimier, ein Federschmuck oder ein metallenes Wappenbild, prangte. Dazu kam der dreieckige Schild, der am linken Arm getragen wurde, und als Angriffswaffe die Gleve (Lanze) und das gerade Schwert. Ueber den Harnisch trug man den, bis zum Knie herabfallenden Wappenrock — so genannt von dem Wappen, das in ihm eingestickt war. Dasselbe Wappen führte man auch im Schilde; doch wurden Wappen überhaupt erst mit dem 12. Jahrhundert allgemein.

Ein ritterbürtiger Knabe wuchs bis zum siebenten Jahre unter der Pflege der Frauen auf; dann that man ihn aus dem Hause, gewöhnlich an den Hof des Lehnsherrn, wo er bis zum 15. Jahre als *Junkherlin* oder *Garzûn* Pagendienste verrichtete, d. h. bei Tische diente, Botschaft trug u. dergl. Schon jetzt unterwies man ihn, daß Gott lieben und Frauen ehren die ersten Pflichten des künftigen Ritters seien. Zugleich aber bekam er seine ritterliche Erziehung: er lernte sein Pferd tummeln, die Armbrust spannen, das Schwert handhaben; er rang, klomm, lief und sprang, bis zur völligen körperlichen Ausbildung; auch Singen und Saitenspiel, manchmal sogar fremde Sprachen, wurden mitgelehrt. Vom 14. Jahre an folgte er als *Knappe* seinem Herrn in den Kampf, dem er die schwere Rüstung und Bewaffnung trug und das Roß vorführte. Endlich ward er im 21. Jahre durch die Schwertleite selbst zum Ritter gemacht. Dann bekam er unter vielen Förmlichkeiten den Ritterschlag, es wurden ihm Schwert und Sporen umgegürtet, und das Roß ihm zugeführt: von nun an gehörte er dem Ritterstande an, und alle Pflichten desselben lagen ihm ob. — Auch das Fräulein ward in jungen Jahren an einen fremden Hof, gewöhnlich den des Landesherrn, gethan: hier trat sie bei Festen und feierlichen Gelegenheiten im Gefolge ihrer Herrin einher, kredenzte den Wein bei Tafel, empfing fremde Ritter und gürtete ihnen die Waffen ab; in gewöhnlicher Zeit verließ sie selten das Frauengemach — die Kemenâte — und webte hier und spann.

§ 183. Die Wohnung des Ritters war die *Burg*, bei den ärmeren klein, eng und unwohnlich. Ein Graben, über den eine Zugbrücke führte, umschloß sie; sie lag meist auf steiler, windiger Höhe, oder, wohnte man im Flachlande, inmitten von Wasser- und Sumpfbefestigungen. Im Innern war der Burghof, von den Ställen der Pferde, Hunde und dergl. umgeben, über den es in den *Saal* ging, in das Hauptgemach der Burg, den gewöhnlichen Aufenthalt der Männer. Höher lagen die Kemenaten, und den Abschluß der Befestigung bildete der Thurm (turn). Größere, besonders fürstliche Burgen, hatten auch größeren Gelaß, oft bis zu drei Höfen, in denen man selbst Ritterspiele halten, stechen und buhurdiren konnte.

Wenn ein Aufgebot zur Hofreise oder zu einem Kriegszuge nicht den Ritter hinausrief, so war das Leben in der engen Burg ein einsames und einförmiges, nur durch die Freuden der Jagd in den großen wildreichen Forsten, selten durch Besuch und fröhliches Zechgelage im Saal unterbrochen, denn auf den „Stegreif" zog ein ehrenwerther Ritter nicht aus; noch galt Raub

und Wegelagerung für schändend und des Stranges werth. Oeder und trauriger noch ward das Leben im Winter, wenn die wegelosen Straßen von den Lasten des Schnees verschüttet waren. Um so mehr ward das erste Nahen des Frühlings ersehnt und mit jugendlichem Jauchzen begrüßt:

Ich hôrte gern ein vogellîn,
daz hüebe wünneclîchen sanc;
Der winter kan niht anders sîn
wan swære und âne mâze lanc.
Mir wære lieb, wolt er zergân;
waz fröide ich ûf den sumer hân!
dar stuont nie hôher mir der muot:
daz ist ein zît diu mînen ougen sanfte tuot.

„Ich bin worden gewar niuwen loubes an der linden!“ hieß es dann etwa in dem Liede des Minnesängers, und die „senfte süeze sumerzît“ wurde fröhlich gefeiert, denn nun ging es hinaus, und die heiteren Hoffeste der Fürsten und Könige begannen. Darum preisen die ritterlichen Lieder den Frühling vor Allem, und die Hofluft, wo stolze Degen und schöne Frauen sich zu Scherz und Freude zusammenfanden, und die prächtigen Turniere gehalten wurden. —

§ 184. So entwickelte sich zugleich mit dem Rittertum seit der Stauferzeit eine erste Blüte der deutschen Poesie, der ritterliche Gesang. Da er neben Frühlings- und Festesluft besonders die Liebe (minne) feierte, wird er auch der Minnegesang geheißen. Er ist frisch und lieblich und unschuldig, wenn auch eintönig, gleich „der vogellîne schallen“, gleich dem Lied, das „diu sælige nahtegal, daz liebe süeze vogellîn“ aus dem von Blüten umdufteten Gebüsch hören läßt. In dieser Weise sang Kaiser Heinrich VI. selbst und fast alle Staufer, bis zu dem jungen König, dem unglücklichen Konradin, hinunter; so sang unter den Minnesängern der größte, Herr Walther von der Vogelweide, der Zeitgenosse Philipps von Schwaben (§ 167), dem aber neben Liebe und Frühling auch seines Vaterlandes Schmerz zu Herzen ging:

Sô wê dir, tiuschiu zunge,
wie stêt dîn ordenunge!
daz nû diu mugge*) ir künec hât,
und daz dîn êre alsô zergât,
bekêrâ dich, bekêre!

Nicht minder aber feiert er seines Volkes Preis:

Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
Übel müeze mir geschehen,
kunde ich ie mîn herze bringen dar,
Daz im wol gevallen
wolde fremeder site.
Nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiuschiu zuht gât vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rin
und her wider unz an Ungarlant
Sô mugen wol die besten sîn,
die ich in der werlte hân erkant.
Kan ich rehte schouwen
guot gelâz unt lîp,
sem mir got, sô swüere ich wol, daz hie diu wîp
bezzer sint dann ander frouwen.

*) Die Mücke (d. h. alle Wesen, auch die kleinsten, haben ihr Oberhaupt, du aber, deutsches Volk, nicht).

Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân;
Swer sie schildet, derst betrogen:
ich enkan sîn anders niht verstân.
Tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wünne vil:
lange müeze ich leben dar inne!

§ 185. Der Dialect, der dieser neuen Schriftsprache zu Grunde liegt, ist der schwäbische, und man nennt diese Periode unserer Sprachentwicklung die mittelhochdeutsche (vergl. § 90). Sie beginnt mit dem 12. Jahrhundert und hat ihre Blütezeit vom Ende desselben bis zur Mitte des 13ten. Mit dem Interregnum beginnt auch in der Poesie der Verfall. Damals schirmten, begünstigten und beschenkten edle Fürsten die Sänger, die, selber adlige „Herren", von Hof zu Hof durch das Land wanderten, und gerngesehene Gäste waren. So zeichneten sich durch Pflege der Poesie aus alle Staufer, dann aber auch die östreichischen Herzöge aus dem Babenbergischen Hause, besonders Leopold VII. „aller fröiden hêrre", die Landgrafen von Thüringen, die auf der weitschauenden Wartburg ihren freudigen, freigebigen Hof hielten, und unter ihnen besonders „der Düringe bluome", Landgraf Hermann; ebenso Heinrich der Löwe, einzelne Askanier u. a. m. Außer den Minneliedern wurden kunstvoll gedichtete Erzählungen gesungen, die z. B. von Karls des Großen gefabelten Abenteuern, vom Trojanerkriege, von Alexanders Zügen handelten, und die Wunderwelt des Morgenlandes, die durch die Kreuzzüge erschlossen war, widerspiegelten. So sang ein Pfaff (Mönch) Konrad ein Rolandslied; ein Pfaff Lamprecht ein „Alexander-Lied"; Herr Heinrich v. Veldeke eine „Eneit". — Die größten dieser mittelhochdeutschen Dichter aber knüpften ihre Dichtungen an den Sagenkreis von König Artus und seiner Tafelrunde an: so Herr Hartmann von der Aue seinen Iwein mit dem Löwen und seinen Erec, Herr Wolfram von Eschenbach seinen Parzival und Meister Gottfried von Straßburg sein glänzendes Gedicht Tristan und Isolde. — Auch der alten unvergleichlich großartigen Heldensage (§ 36) gedachte man wieder: und so wurde endlich durch einen unbekannten Sänger, wahrscheinlich am östreichischen Hofe, das Nibelungenlied, das gewaltige Lied von Sigfrids Tod und Kriemhildens Rache, in die Gestalt gebracht, wie wir es jetzt kennen. Auf der andern Seite spiegelt sich das Kampfesleben der Nordseevölker in dem Gedicht Kudrun ab, das um dieselbe Zeit nach alten norddeutschen Sagen und Volksliedern gedichtet wurde. Es war eine poetisch reiche Zeit, deren herrlichste Früchte innerhalb vierzig Jahre reiften, zwischen 1190—1230, und die ebenso schnell wieder hinwelkte: eine erste Blütezeit unserer deutschen Poesie, der erst spät, am Ende des vorigen Jahrhunderts, eine ähnliche und noch größere folgen sollte.

3. Mönchs- und Ritterorden.

§ 186. Aus dem Morgenlande war schon früh, im 5. Jahrhundert, das Einsiedler- oder Mönchsleben auch nach dem Abendlande verpflanzt. Die ältesten Verbreiter desselben sind der heilige Martin von Tours (§ 56), um's Jahr 400, und Benedict von Nursia, der um 529 mit drei jungen Raben in die Bergwildniß des Apennins zog und dort das Kloster

Monte Casino (§ 59) gründete. Von Letzterem stammte der erste und älteste Orden, der Benedictiner-Orden, der durch seine schwarze Tracht kenntlich war. Wer die Mönchsregeln über sich nahm, leistete das Gelübde der Ehelosigkeit, der Armuth und des Gehorsams; ersteres führte Gregor VII. aus dem Mönchsleben in das Priesterthum überhaupt über. Die Benedictinerregel war bis in das 11. Jahrhundert hinein die einzige. Aber mit dem großen Aufschwung der Kirche seit Gregors VII. Zeiten trieb der neu erwachte Eifer zu neuen Ordensbildungen. Unter den vielen, die entstanden, war besonders der Orden der Franziskaner, der grauen Mönche, gestiftet zu Innocenz' III. Zeiten von dem heiligen Franz von Assisi, und der Orden der Dominikaner, der schwarzen Mönche, gestiftet von St. Domingo, einem Spanier, ausgezeichnet. Die Franziskaner erneuerten in besonders strenger Weise das Gelübde der Armuth; sie nahmen sich der Volkspredigt an und in den immer größer werdenden Städten übten sie freiwillig die Armen- und Krankenpflege. Daher ihre ersten Klöster gewöhnlich die engen, ungesunden Winkel und Gassen mitten unter dem Elend einer eng zusammengepreßten städtischen Bevölkerung aufsuchten. Feurige Liebe zum Heiland und zu der nothleidenden Menschheit beseelte sie gleich ihrem Stifter lange Zeit, bis auch sie entarteten. — Die Dominikaner, auch Predigermönche genannt, setzten sich besonders die Bekehrung der Ketzer (§ 180) zum Ziel; ihnen ward die Inquisition übertragen; aber auch die bedeutendsten Männer der kirchlichen Wissenschaft gingen aus ihnen hervor. Unter den andern zahlreichen Mönchsorden mag hier der Cisterzienser-Orden — er trug weißes Ordensgewand — besonders hervorgehoben werden, der seine Klöster zugleich zu Musterschulen der Landwirthschaft machte und so für die Cultur des Bodens im weitesten Kreise segensreich ward. Es gab in Deutschland Klöster dieses Ordens, deren Güter so zahlreich waren, daß man sprichwörtlich behauptete, ein Mönch, der von ihnen aus nach Rom reise, könne bis zu den Alpen hin auf eigenem Grund und Boden übernachten. In ähnlicher Weise wirkte der aus ihnen hervorgegangene Prämonstratenser-Orden (gleichfalls in weißem Ordensgewande), der sich besonders wohlthätig in den ostsächsischen und brandenburgischen Gebieten erwies, wo eine Menge Kirchen und Ortschaften durch ihn begründet wurden.

§ 187. Während der Kreuzzüge entstand eine Verbindung von Mönchs- und Ritterthum in den geistlichen Ritterorden. Zunächst zur Krankenpflege und zum Schutze der Pilgrime im heiligen Lande bildeten sich die Orden der Johanniter — sie trugen ein weißes Kreuz auf schwarzem Mantel — und der Tempelritter, mit rothem Kreuz auf weißem Grunde. Da beide Orden meist aus welscher Ritterschaft bestanden, so ward bei dem dritten Kreuzzuge, während der Belagerung von Akkon, ein deutscher Ritterorden gegründet, zu dem Bremer und Lübecker Kaufleute die Geldmittel beschafften, und der das schwarze Kreuz auf weißem Grunde führte. Alle diese Ritterorden nahmen die Mönchsgelübde (§ 186) über sich, fügten aber das des beständigen Kampfes gegen die Ungläubigen mit hinzu. Durch Geschenke und Stiftungen wurden sie bald so wohlhabend, daß sie zahlreiche Knechte, ja selbst Laienritter in Dienst nehmen konnten. Auch in Deutschland wurden Johanniter wie Tempelritter ansessig, besonders in Gebieten, die man erst noch colonisiren wollte; so z. B. im Brandenburgischen. Doch ist für unsere deutsche Geschichte aus mehrfachem Grunde eben der deutsche Orden der wichtigste geworden. Sein zweiter Ordensmeister, der edle, kluge und ritterliche Hermann von Salza, leistete Kaiser Friedrich II. bei seinem

Kreuzzuge (§ 171) und auch später so wesentliche Dienste, daß er von ihm in die Zahl der deutschen Reichsfürsten mit aufgenommen wurde. Unter ihm ward der Orden, während schon im Morgenlande die Christen immer mehr Boden verloren, nach Preußen gerufen, in die noch wilden Länder um die Weichselmündung. Hier hatte der heilige Adalbert gelehrt und gelitten (§ 119). Von den heidnischen Preußen erschlagen, war er vornüber mit ausgebreiteten Armen in Kreuzgestalt zu Boden gesunken, und hatte so gleichsam das Land im Voraus dem Christenthum geweiht. Jetzt nun vereinigten sich hier die deutschen Ritter mit den Schwertbrüdern, einem Orden, der gleichfalls aus deutschem Adel bestand und zur Bekämpfung des heidnischen Livlands und Esthlands gegründet war. Im langen Kampfe, in welchem die altpreußische Bevölkerung fast ganz ausgerottet wurde, unterwarfen die Ritter das weite Land und füllten die verödeten Strecken mit deutschen Colonisten; zuletzt siedelte, als im Morgenland jede weitere Thätigkeit abgeschnitten war (§ 179, Anm.), der ganze Orden über, 1309, und gründete die Marienburg als den prächtigen Sitz des Hochmeisters. So ward hier ein „Kleindeutschland", wie man es wohl nannte, durch das deutsche Schwert und den deutschen Pflug erobert, und die Wiege zukünftiger großer Geschicke aufgestellt.

4. Die deutschen Städte. Die deutsche Baukunst.

§ 188. Während an den Höfen der Fürsten und auf den Burgen des Adels das ritterliche Leben sich entfaltete, ward in den aufblühenden Städten auch ein bürgerliches Treiben und Behagen wach. Die Städte haben den alten germanischen Freiheitssinn durch die Zeiten des Mittelalters bewahrt und ihn der Neuzeit zugetragen. Wir sahen oben (§ 20), wie aus römischen Castellen und Colonien sich die ersten Städte am Rhein, an der Mosel und Donau entwickelten; wie diese blühenden römischen Gründungen dann zwar während der Völkerwanderung in Trümmer sanken (§ 28), wie aber später aus den Bischofssitzen, besonders den von Bonifazius gegründeten (§ 66), die häufig auch die alten römischen Orte wieder zu Ehren brachten, neue städtische Schöpfungen erblühten. So entstanden im Rheinlande Mainz, Worms, Speyer, Straßburg, Basel, Constanz, Trier, Köln; in den Niederlanden Utrecht (§ 63), Gent, Lüttich, Brüssel; in Westfalen und Sachsen (§ 72) Münster, Osnabrück, Paderborn, Minden, Bremen, Verden, Hildesheim, Halberstadt, Magdeburg (§ 108); nördlich von der Elbe Hamburg (§ 86) und Lübeck (§ 156); in Thüringen Erfurt, in Franken Würzburg, Bamberg, Eichstädt (§ 123); in Baiern Augsburg, Regensburg, Passau, Salzburg; im welschen Tirol Brixen und Trient, in böhmischen Landen Prag und endlich in Oestreich Wien. Zu diesen, zum Theil schon in der Karolinger Zeit gegründeten Bischofssitzen kamen dann fürstliche Städteanlagen: so gründete und hob besonders Heinrich der Löwe in seinen Herzogthümern Städte, München in Baiern, Braunschweig in seinem Sachsen. Endlich blühten auch einzelne Städte aus kaiserlichen Pfalzen oder ganz durch sich selbst zu Reichthum und Wohlhabenheit heran: so Frankfurt, Nürnberg, Ulm, Nordhausen, Soest, Dortmund u. a. m.

§ 189. Nicht mit Einem Male sind diese Städte äußerlich und innerlich fertig gewesen. Eine Stadt noch in der ersten Zeit der fränkischen Herrscher bot, den stattlichen Dom und die Pfalz des Bischofs etwa ausgenommen, einen dürftigen Anblick. Noch waren die Straßen ungepflastert und die Häuser von Holz; oft fehlten gar noch die Ringmauern, und in der

Winternacht schweiften die Wölfe bis in die Vorstädte. Die Bevölkerung bestand fast ausschließlich aus zinspflichtigen, nicht vollfreien Leuten, Handwerkern oder Ackerbürgern, die dem Bischof oder sonstigen Stadt-Oberherrn zu persönlichen Leistungen verpflichtet waren, auch bestimmte Abgaben an Geld zahlten. Aus diesen Leuten erwuchsen die Gemeinen oder die niedere Bürgerschaft. Außerdem zogen freilich auch Freie, selbst Ritterbürtige (§ 181) der Sicherheit oder des Gewinnes halber in die Städte; diese, meist Kaufleute oder große Grundbesitzer, bildeten später einen städtischen Adel, die Geschlechter oder das Patriziat. Seine Oberhoheitsrechte, d. i. Gericht, Führung des Heerbannes und dergl., ließ der Oberherr durch einen Vogt oder Burggrafen ausüben, der gewöhnlich auf einer Burg innerhalb der Stadt wohnte. So finden wir z. B. in der kaiserlichen Stadt Nürnberg seit den Zeiten Heinrichs IV. das edle Geschlecht der Hohenzollern in einem solchen Burggrafenamte. Städte, die als Herrn keinen Bischof oder Fürsten, sondern nur den Kaiser hatten, wurden Reichsstädte genannt. In ihrer innern Verfassung unterschieden sie sich jedoch wenig von den andern. Da die deutschen Städte nicht, wie die italienischen, in offener Auflehnung groß wurden, sondern meistens in gutem Einvernehmen mit ihren bischöflichen und fürstlichen Herren standen und Förderung von ihnen erfuhren, so blieben die Rechte der Letzteren lange Zeit unverkümmert. Außerdem aber wurden die eigentlich städtischen Angelegenheiten von einem Schöffencollegium oder einem Rath verwaltet, an deren Spitze Bürgermeister standen. Die Städte selbst theilten sich wieder in Quartiere; was zu ihrem Gebiete gehörte, hieß das Weichbild. Schöffen, Rathmannen und Bürgermeister gingen in dieser Periode noch allein aus dem städtischen Adel, den Geschlechtern, hervor und wurden wohl meist noch vom Landesherrn ernannt. Die Gemeinen aber wuchsen allmählich auch an Wohlstand und Bedeutung, die Frohnden wurden abgelöst oder erlassen, und mit der zunehmenden Freiheit und dem größeren Selbstgefühl kam auch das Verlangen, an der Verwaltung und Regierung der Stadt Theil zu haben. Sie theilten sich, je nach den Berufsarten, in Zünfte (Tuchscheerer, Brauer, Bäcker, Schlachter ꝛc.), die sich streng abgeschlossen hielten, keinen Unehrlichen (z. B. keines Henkers Sohn, Keinen unehelicher Geburt, Keinen wendischer Abkunft) unter sich duldeten und die gemeinsamen Angelegenheiten ihres Gewerbes wahrnahmen. — In dem Streit der Kaiser gegen die Bischöfe oder Fürsten waren die Städte meist auf Seiten des Kaisers. Früh erkannten diese die große Stütze, die sie in diesen tüchtigen Gemeinwesen gewinnen könnten, mehrten die Rechte und Freiheiten derselben und trugen so nicht unwesentlich zu ihrem Aufblühen bei. So schon Heinrich III., besonders aber Heinrich IV. und Heinrich V.; die Staufer, die im Ganzen städtischer Freiheit nicht hold waren, blieben doch aus Noth dem Beispiel ihrer Vorfahren treu.

§ 190. In dem so lebensvollen 13. Jahrhundert fingen auch die Städte an, stattlicher emporzublühen. Höher und fester, mit Thürmen und Zinnen versehen, erhoben sich ihre Befestigungsmauern; auch die Bürgerhäuser wurden bequemer und prächtiger aufgebaut. Dennoch beginnt die eigentliche Blüte städtischen Lebens in Deutschland erst in der folgenden Periode. Aber der fromme Sinn der Zeit wollte schon jetzt Reichthum und Macht durch Werke zu Ehren Gottes heiligen; deshalb wurden die Kirchen mit besonderer Schönheit gebaut, und noch heute sind ihre hochragenden Thürme der Schmuck unserer Städte. So bildete sich bald ein eigener Kirchenbaustil. Die ältesten kirchlichen Gebäude in Deutschland hatte man den griechischen Basiliken (öffentliche Gebäude, Börsen) nachgeahmt, und so hatte sich der sogenannte

romanische Rundbogenstil entwickelt, kenntlich an den halbkreisrunden Bögen der Fensteröffnungen, Säulen, Portale u. s. w. Die ältesten kirchlichen Gebäude in diesem Stil, dem 10. Jahrhundert angehörig, z. B. die Pantaleonskirche zu Köln, die Münsterkirche zu Essen, die Stiftskirche zu Gernrode (ein Bau des Markgrafen Gero (§ 108), und die etwas spätere zu Königslutter (§ 151) zeigen neben der ruhevollen Majestät ihrer gewaltigen Massen doch im Ganzen genommen noch eine Gebundenheit der Phantasie; während im 11. Jahrhundert unter den fränkischen Kaisern dieser Stil sich in strenger Erhabenheit und doch zugleich in glänzender Mannigfaltigkeit entwickelt, so daß er, entsprechend der Zeit, in welcher Deutschland an der Spitze der Nationen stand, als der eigentlich deutsche erscheinen darf; so in den Domen zu Trier, in den prachtvollen Kaiserbauten zu Mainz, Speyer, Worms, in St. Maria auf dem Capitol zu Köln, in den Domen zu Limburg, Bamberg, Braunschweig, in St. Michaelis zu Hildesheim. Aber allmählig bildete sich am Niederrhein und im nördlichen Frankreich ein eigner Baustil, den man den gothischen nennt, in welchem der Spitzbogen an die Stelle des Rundbogens trat. Er entspricht dem Vorherrschen des französischen Geistes im Zeitalter der Kreuzzüge. Noch schlanker und kühner stiegen nun Säulen, Chor und Thürme empor. Eins der ältesten Denkmale dieser Art ist die Elisabethkirche zu Marburg (§ 180), ferner der Dom zu Magdeburg; das höchste Kleinod derselben ist der Kölner Dom, der zu unvergleichlicher Herrlichkeit entworfen, im Jahre 1248 begonnen wurde, dann aber seit etwa 1500 unterbrochen gelegen, bis die Neuzeit die fromme Erbschaft der Väter und den Ausbau dieses großartigen Werkes übernommen hat. Der Dom zu Freiburg, der von Erwin von Steinbach entworfene Dom zu Straßburg, der zu Ulm, zu Regensburg, der St. Stephan zu Wien, die Lorenzkirche zu Nürnberg u. a. m. sind Werke desselben Stils und von ähnlicher Großartigkeit. — Außer in diesen heiligen Werken zeigte sich aber auch der blühende Reichthum der Städte und die fröhliche, derbe Lebenslust dieser bewegten Zeit in den mannichfachen Festen, Aufzügen, schönen Sitten und Bräuchen, ja schon in Kleiderpracht und Ueppigkeit. Solch ein rechtes Bild städtischen Glanzes bot zum Beispiel Köln beim Empfange der kaiserlichen Braut Friedrichs II.

5. Der deutsche Handel.

§ 191. Die deutschen Städte wurden die wichtigsten Stationen eines weitverzweigten Handels. Seit der frühesten Berührung mit der Römerwelt hatte ein solcher geblüht (§ 20) und war kaum in den wildesten Zeiten der Völkerwanderung ganz erstorben. In Karls des Großen Weltreiche lebte er von Neuem auf (§ 84). Schon unter seinen nächsten Nachfolgern geht nachweisbar ein Handelsweg vom Rhein aus über Soest, Corvey, Gandersheim Braunschweig und Magdeburg nach dem Osten in die Slavenländer, wo das alte sagenverherrlichte Vineta (Julin, Wollin?) einen lebhaften Verkehr mit Kiew, ja mit Griechenland und Constantinopel vermittelte. Wichtiger aber sind noch die uralten Handelsstraßen, die von Italien über die Alpenpässe, den Gotthardt, Bernhardin, Splügen, Brenner, nach Deutschland führten. Eine derselben folgte dem Rheinthal nach Constanz und Basel, ging dann stromabwärts auf Straßburg, Mainz und Köln, nahm die wichtigen Nebenwege vom Main und von der Mosel her in sich auf und endete in den Niederlanden, doch nur um von dort aus den Weg über das „deutsche" Meer nach England weiter zu nehmen. Ein anderer Weg ging auf Regensburg

oder Augsburg, dann über Nürnberg (ſeit etwa 1050) dem Main und Rhein zu oder über Erfurt nach Norddeutſchland, auf Magdeburg, Braunſchweig, Lüneburg, Bardewiek, Bremen und Hamburg. Noch eine dritte Straße kam direct vom griechiſchen Reich und ſeiner Hauptſtadt die Donau aufwärts durch Ungarn und verzweigte ſich, theils über Regensburg zum Rhein, theils nach Norden über Böhmen — wo Prag herrlich erblühte — durch das Meißenſche Land auf Magdeburg und Braunſchweig, theils über Breslau in das wendiſche Land. Köln und die niederländiſchen Städte, Gent, Brügge, Brüſſel hatten dann vorzugsweiſe den Handel Englands in der Hand, welches damals der deutſchen Handelsthätigkeit und Kunſtfertigkeit weit nachſtand und faſt alle Induſtrie und Luxusgegenſtände von Deutſchland eingeführt bekam, während der deutſche Kaufmann die Rohproducte des heerdenreichen Landes, Wolle, Felle und dergl. ausführte.

§ 192. Von Italien her, das zu allen Zeiten mit dem Morgenland in Verkehr geblieben, kamen nun beſonders ſeit der Zeit der Kreuzzüge die Koſtbarkeiten des Orients: Seide aus China, Zimmet aus Indien, Würze aus Arabien, kunſtvolle Waffen aus Damaskus und dergl. Italiens reiche und ſtolze Städte, Venedig, Genua, Piſa, zogen den erſten Vortheil dieſes Handels, in zweiter Linie aber ſchloſſen ſich die deutſchen an. Sie vermittelten dieſe Güter weiter nach dem Norden, Nordweſten und Oſten Europa's, und fügten ihre eignen Handelsartikel hinzu, ihre Tuche und Linnen, ihre Weine und Biere, die der Norden nicht ſelbſt erzeugte oder bereitete, aber doch nicht entbehren konnte. Lübeck vor Allem — ſeit Heinrichs des Löwen Sturz, dem es ſeinen Aufſchwung dankte, eine freie Reichsſtadt — war Inhaberin dieſes Handels: es hielt ihn bald an der Spitze der norddeutſchen Städte ſo ausſchließlich feſt, daß in den ſkandinaviſchen Ländern eine eigene Schifffahrt und eigner Verkehr kaum ſich entwickeln durfte. Sehr rege ward ferner, je mehr das wendiſche Land öſtlich von der Elbe theils unterworfen, theils wenigſtens erſchloſſen wurde, der Handel nach Oſten und Nordoſten. Polen wie das Ordensland, zum Theil ſelbſt Rußland war auf Deutſchland angewieſen; auf der Oſtſee fuhr der Kaufmann von Lübeck, Wismar, Roſtock, aber auch durch deren Vermittelung der binnenländiſche Kaufmann von Soeſt, Braunſchweig u. ſ. w. bis zu den äußerſten Gebieten, in welchen der Schwert- und Deutſchordensritter der deutſchen Cultur vorgearbeitet hatte: Danzig, Riga, Dorpat, Nowgorod waren hier ferne aber vielbeſuchte Stapelplätze. So war der Grund für den gewaltigen nordiſchen Verkehr bereits gelegt, der ſich in der folgenden Periode durch das Bündniß der *Hanſe* ſo mächtig entfaltete.

§ 193. Noch waren in der Blüte der Kaiſerzeit dieſe Handelsſtraßen mit manchem Zoll belegt, doch im Ganzen ziemlich ſicher und von Wegelagerern verhältnißmäßig wenig beunruhigt; denn das Raubritterthum in ſeiner vollſten Entwickelung iſt erſt eine Erſcheinung des 14. und 15. Jahrhunderts. Doch mußte der Kaufmann bewaffnet ziehen, die Waaren gingen caravanenweis in größeren Zügen, auf Saumroſſe oder große Wagen gepackt, die dann freilich, da keine Chauſſeen, ja nicht einmal überall Knüppeldämme oder roh gepflaſterte Straßen vorhanden waren, oft Mühe hatten vorwärts zu kommen. Bewaffnete Knechte folgten zur Deckung. Eine bequemere Fahrt boten die herrlichen Waſſerſtraßen, beſonders die des Rheins und der Donau.

6. Deutſche Coloniſation.

§ 194. Kaum hatte ſich die Kraft der Germanen in Karls des Großen Reiche wieder geeint, als auch ſchon Verſuche zur Rückeroberung des Gebietes

jenſeits der Elbe gemacht wurden (§ 77), jenes Gebietes, das einſt Deutſche beſeſſen hatten (§ 9), das nach der Völkerwanderung aber die Slaven an ſich geriſſen hatten. Mit dem Sinken der Karolinger-Macht, endeten die Verſuche, um mit der neu erweckten deutſchen Kraft unter Heinrich I. (§ 102) wieder zu beginnen, und unter Otto I. mit glänzendem Erfolge gekrönt zu werden (§ 108), bis dann der naturgemäße Zug deutſcher Eroberung nach Oſten und Norden hin leider dem Süden zu Gefallen abgelenkt wurde. Zwei Jahrhunderte ruhte nun die Ausbreitung der Deutſchen nach Oſten hin. Doch lebte beſonders in den Sachſen der Trieb dieſes kräftigen Vordringens fort und erwachte ſogleich wieder, als nochmals ein Herrſcher aus ihrer Mitte, Lothar (§ 151), den deutſchen Königsthron beſtieg, und der heilige Norbert den von ihm gegründeten Prämonſtratenſer Orden in zahlreichen Klöſtern von Magdeburg aus hier anſiedelte. Beſonders aber beginnt ſeit den Zeiten Friedrich Barbaroſſa's und Heinrichs des Löwen das ſo friſch und kräftig aufleben de Deutſchthum gleichſam eine neue Völkerwanderung zur Coloniſirung des ſlaviſchen Oſtens. Es laſſen ſich dabei mehrere Hauptrichtungen unterſcheiden.

§ 195. Von den ſächſiſchen Marken aus — der Nordmark, d. i. die heutige preußiſche Altmark auf dem linken Elbufer, und der Oſtmark, ſüdlich von Magdeburg zwiſchen dem Harz, der Saale, Mulde und Elbe, welcher die Lauſitz ſich anſchloß (§ 108), beginnt das kräftige Vordringen der Askaniſchen Fürſten. Schon oben iſt die raſtloſe Thätigkeit Albrechts des Bären, des Ahnherrn dieſes Hauſes, des erſten Markgrafen von Brandenburg, geſchildert worden, welcher zu der ſächſiſchen Nordmark, die von nun an die Altmark hieß, noch die Priegnitz (§ 151) und einen Theil des Havellandes eroberte, und unter dem die alten Bisthümer Havelberg und Brandenburg (§ 108) wieder ins Leben traten. Sein Geſchlecht herrſchte in dieſen Landen bis zu ſeinem Ausſterben, 1320, in großen Ehren, und gewann zu den genannten Marken, der Altmark, Priegnitz und Mittelmark, noch die Uckermark, d. i. das Land an der Ucker bis zur Oder und zum Haff hin, und die Neumark, d. i. das an Pommern gelehnte Land jenſeits der Oder, wozu dann noch das Bisthum Lebus kam. Auch die Ober- und Niederlauſitz, urſprünglich böhmiſche Lehen, gehörten brandenburgiſchem Gebiet und füllten ſich gleichfalls nach und nach mit deutſchen Anſiedlern. Dieſe Marken waren bis zu Ende des 13. Jahrhunderts faſt ſchon ganz deutſch coloniſirt. In den Eroberungskriegen, die die Markgrafen geführt, war die alte wendiſche Bevölkerung ſehr zuſammengeſchmolzen: die wüſtgewordenen Länderſtrecken ſowie überhaupt ein Theil der Ländereien der Unterworfenen fiel den Markgrafen zu, ſo daß dieſe beinahe Herren des geſammten Grund und Bodens waren. Sie zogen nun in dies Land deutſche Coloniſten aus Weſtfalen, Holland, Frisland. Sollte ein Dorf gegründet werden, ſo vergabten ſie 30—40 Hufen (à 30 Morgen) an einen Unternehmer, der Coloniſten herbeizog, und der dann in dem neugegründeten Dorfe Vogt ward, die Steuern eintrieb (die jedoch, ſo lange noch der Boden urbar zu machen war, erlaſſen blieben) und die niedere Gerichtsbarkeit ausübte. Städte wurden an paſſenden Orten in ähnlicher Weiſe, gewöhnlich von mehreren Unternehmern zuſammen, gegründet oder alte wendiſche Städte in deutſche umgebildet. Bald füllte ſich das Land mit deutſchen Bauern, die ſich einer faſt unbeſchränkten Gemeindefreiheit erfreuten, und mit deutſchem Fleiß die Scholle unter den Pflug nahmen, ſowie mit handelsthätigen, gewerbfleißigen Bürgern, die ihre Städte nach altſächſiſchem Recht und nach ſchon beſtehenden Stadtverfaſſungen (der Magdeburgiſchen u. a.) einrichteten und ein reges Leben

entfalteten. So entstanden die Orte Stendal, Salzwedel, Brandenburg, Havelberg Spandau, ferner wurde die Doppelstadt Berlin-Cölln an der Spree (von denen Berlin schon 1225 von Brandenburg aus mit Stadtrecht begabt wurde, doch deren Aufblühen erst in die Zeit der beiden Brüder Johann I. und Otto III., der glänzendsten des Askanischen Geschlechtes, fällt) gegründet, östlicher noch Frankfurt an der Oder, Küstrin, Landsberg an der Warthe u. a. m.

§ 196. An die brandenburgische Colonisation schließt sich eine andere in dem gleichfalls slavischen Pommern und Mecklenburg und die Gründung der Bisthümer Lübeck, Ratzeburg, Schwerin, Stettin u. s. w. Schon unter Kaiser Lothar ward ein gemeinsamer Kreuzzug von Polen, Dänen und Sachsen gegen die Pommern gemacht, ihre Städte Kolberg und Stettin wurden bezwungen, und dann der Bischof Otto von Bamberg zur Bekehrung der heidnischen Bewohner in's Land gerufen, 1124 und 1128. Aber Abfall und Aufstand kehrten wieder, bis Heinrich der Löwe in Verbindung mit Albrecht dem Bären und anderen Fürsten während des großen Kreuzzuges von 1147 (§ 153) diese Länder völlig bezwang, die slavische Bevölkerung beinahe ausrottete, und an ihrer Statt sächsischen Adel und niederdeutsche Bauern ansiedelte. Längs der Küste blühten nun die deutschen Städte Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Wolgast, Stettin im Laufe des 13. Jahrhunderts frisch empor. Mecklenburg und Pommern behielten ein slavisches Fürstenhaus, wurden aber Lehen Heinrichs des Löwen. Nach dessen Sturze wurden sie vom Kaiser an das Askanische Haus gegeben. Mecklenburg wußte sich bald diesem Abhängigkeitsverhältniß zu entziehen, während Pommern lange darin verblieb.

§ 197. In derselben Zeit schlug Christenthum und deutsche Sitte zuerst in Livland und Esthland feste Wurzeln. Theils über das fast ganz deutsche Wisby auf der Insel Gothland, theils von Deutschland, besonders von Bremen unmittelbar her, ward der Verkehr mit Nowgorod angeknüpft, wo die russisch-griechischen Handelsstraßen ausliefen. Dann ward Riga gegründet, Dorpat und Reval erobert, und die Ordensritter vollendeten zuletzt die Unterwerfung dieser Länder, in welchen fortan der Adel und die Städte deutsch waren. In Preußen, dessen Bevölkerung nicht slavisch, sondern eigner Stammesart war, nahm ein Mönch (später Bischof) Christian von Oliva gegen Ende des 12. Jahrhunderts das Bekehrungswerk wieder auf, in welchem einst der heilige Adalbert von Prag (§ 187) den Märtyrertod erlitten hatte. Bald sah er, daß er mit friedlicher Predigt nichts ausrichtete; er zog deshalb im Verein und im gleichen Interesse mit Konrad von Masovien den Deutschen Orden in's Land. Im Jahre 1226 kamen die ersten acht Ordensritter unter dem Comthur Hermann Balk; bald folgten mehr nach. In blutigen Kämpfen bezwangen sie, wie oben (§ 187) gezeigt, die Preußen und gründeten hier eine eigene Herrschaft. In dem ganz verödeten Lande wurden Dörfer und Städte auf dieselbe Weise von meist niederländischen und westfälischen Unternehmern gegründet, wie in den Marken. Es entstanden Thorn, Kulm, Marienwerder, Elbing, Braunsberg, Heilsberg, Königsberg und Memel. So war die ganze Ostsee mit einem Kranz deutscher Städte wie umflochten; ihre Freiheit, ihre deutsche Volksthümlichkeit schützten sie, mitten unter Feinden und fern von der Heimat, durch ihre strenggeschlossenen städtischen Körperschaften, in denen sich die schöpferische und gestaltende Kraft des deutschen Wesens wunderbar offenbarte.

§ 198. Die deutschen Ansiedlungen in Meißen, in den Gegenden des

heutigen Königreichs Sachsen, gehen theils von der ostthüringischen Mark, dem Osterlande, aus, und reichen bis in die Zeiten der sächsischen Kaiser zurück, theils danken sie dem früh hier ansessigen Fürstenhause Wettin ihre Gründung. Aeltester Ort war hier Meißen; erst später erblühten Altenburg, Zwickau, Leipzig und Freiberg (wohin besonders Bergleute vom Harz das deutsche Wesen trugen).

§ 199. In Böhmen hatten sich schon früh, schon zur Zeit der sächsischen Herrscher Deutsche theils in Prag, wo sie ausgezeichnete Vorrechte genossen, theils in den Gebirgsrändern wie in Eger, Leitmeritz u. s. w. niedergelassen. Seit dem 12. Jahrhundert ging hierher derselbe Strom norddeutscher Einwanderer, und Städte und Dörfer wurden auf dieselbe Weise gegründet, wie in den nördlicheren slavischen Gegenden. Die letzten böhmischen Herrscher aus dem Hause der Premysliden begünstigten entschieden deutsche Sprache, Poesie, deutsche ritterliche Bildung; der czechische Adel nannte seine Burgen, mithin auch seine Geschlechter, mit deutschen Namen. Prag war mehr als zur Hälfte deutsch, ja Ottokar II. vertrieb hier böhmische Vorstädter, um Deutsche anzusiedeln. —

In Schlesien, das zu Polen gehörte, war durch Kaiser Friedrich I. ein Zweig der polnischen Königsfamilie der Piasten zu selbständiger herzoglicher Würde gelangt, (§ 158). Auch sie erwiesen sich deutscher Cultur günstig, und unter ihnen ward das schöne Land gleichfalls deutsch colonisirt: Breslau, Liegnitz, Landshut, Brieg, Glogau, Oppeln, Reichenbach u. a. m. wurden deutsche Städte. Besonders nach dem Einfalle der Mongolen und den furchtbaren Verheerungen derselben (§ 174) begehrte man überall hin, nach Schlesien, Böhmen, Mähren und Ungarn, deutsche Anbauer. Welche Aussichten für das Reich, hätten nicht damals die Kaiser nutzlos die deutsche Kraft nach Italien gelenkt! —

§ 200. Die südöstlichen Colonien endlich knüpfen sich an die Geschichte der Mark Oestreich. Seit Karl dem Großen breiteten sich die deutschen Ansiedlungen im Donauthal auch abwärts von Passau aus. Später wirkte hier besonders jener bairische Heinrich, der Bruder Kaiser Otto's I. (§ 108), für Verbreitung deutscher Herrschaft. Aber erst das Babenbergische Haus, seit 1156 zu herzoglicher Würde erhoben, ward der eigentliche Verbreiter deutscher Nationalität hier im Südosten des Reichs. Schon unter Heinrich Jasomirgott erwuchs Wien, bald der glänzende Stapelort des venetianischen und morgenländischen Handels. Später gelangte der Strom der deutschen Einwanderung auch hierher; bis in die östlichen Alpenthäler, bis an den Karst und bis nach Istrien hinein mischten Deutsche sich mit der ursprünglichen slavischen Bevölkerung. Als letzte Ausstrahlung dieser deutschen Colonisation können die Vorposten in Siebenbürgen, sächsischer und schwäbischer Abstammung, angesehen werden; aber auch die Südabhänge der Karpathen bevölkerten sich mit fleißigen deutschen Bewohnern, besonders Bergleuten. — Dennoch ist im Oestreichischen die Colonisation nicht so durchgreifend wie im Norden, in den Marken und in Preußen, geschehen: dort blieb eine Mischung von altslavischen Elementen, während hier eine neue rein-deutsche Bevölkerung in's Leben gerufen ward. Doch beruhen beide späteren Großmächte, Preußen wie Oestreich, auf der Colonisation dieser Jahrhunderte, jenes mehr von sächsischer, dieses mehr von bairischer Stammeseigenthümlichkeit ausgehend. So weit in Europa die deutsche Zunge klingt, so weit ist sie damals verbreitet worden; später kaum noch weiter. Also wahrlich eine große Zeit, nicht bloß des Glanzes unsrer Kaiser, sondern auch der Kraft unseres Volksthums wegen! —

Dritte Periode.

Vom großen Interregnum bis zur Reformation. Von 1254—1517.
Zerfall des Reiches, Bildung der östreichischen Großmacht.

Deutsche Fürsten- und Ländergeschichte.

A. Die Kaiser dieser Periode.

1. Gestalt des Reiches nach dem Fall der Staufer. Das Interregnum, 1254—1273.

§ 201. Beim Fall der Staufer war in Deutschland bereits die Auflösung des Reiches in landesherrliche Gewalten (Territorien) entschieden. Die alten Herzogthümer waren zersetzt (§ 177) und mit ihnen die alte Gaueintheilung (§ 82) verschwunden. Die Fürsten, in der Blütezeit des Reiches nur Lehnsträger und Beamte des Kaisers, waren selbständige Landesgebieter, die kaum mehr als den Namen der Abhängigkeit von einem Reichsoberhaupte bewahrten. Sie zusammen bildeten Reichsstände und stuften sich in mannigfachen Graden nach unten hin ab. Voran standen die Fürsten, auf die das Recht, den deutschen, oder wie man sich später ausdrückte, den römischen König zu wählen, zuletzt allein sich beschränkt hatte (vgl. § 124, 150). Es waren ihrer sieben, die mit dem bald nachher aufkommenden Namen der Kur- (d. i. Wahl-) Fürsten bezeichnet wurden: drei geistliche Stimmen, die von Mainz, Trier und Köln, und vier weltliche, Böhmen, Baiern, Sachsen und Brandenburg; bei den drei letzteren stritten jedoch noch verschiedene Linien um das Recht der Wahl. Für diese Kurfürsten, besonders die geistlichen, erwuchsen nun fortwährend die größten Vortheile aus der sinkenden Reichsgewalt. Durch besondere Wahlkapitulationen ließen sie sich bei jeder neuen Wahl neue Rechte und Vortheile gewähren. Die Könige (Kaiser) hatten bei so geschwächter Gewalt bald weder die Macht noch auch nur den Willen, für das Ganze zu wirken. Sie richteten ihr Streben auf Begründung und Erweiterung ihrer Territorial- oder Hausmacht, wozu durch Einziehung eröffneter Lehen, durch vortheilhafte Heirathen u. dergl. immer noch Gelegenheit genug war. Dagegen wieder, weil man kein mächtiges Kaisergeschlecht mehr wollte, halfen sich die Kurfürsten, indem sie selten die Krone vom Vater auf den Sohn übergehen ließen, damit kein Erbreich sich bilde, sondern das Allen so bequeme Wahlreich fortdauere; sie wechselten also mit den Herrscherhäusern.

§ 202. Außer diesen Kurfürsten gab es Herzöge, die an Macht und Bedeutung den alten Volksherzögen (§ 96) feierlich nicht im Entferntesten mehr zu vergleichen waren: dann Mark-, Land-, Pfalz- und andere gefürstete Grafen; endlich reichsfreie Ritter in großer Zahl. Zu diesen weltlichen Gewalthabern kamen die geistlichen: Erzbischöfe, Bischöfe, Reichsäbte, Ordensherren u. dergl.; man zählte ihrer über 100, ebenso wie (mit Ausschluß der Reichsritter) man jetzt schon über 100 weltliche Stände zählte. Außerdem aber waren als selbständige Gemeinwesen die Reichsstädte vorhanden, schon damals an 60, doch mit stets wachsender Zahl. Ländliche Gemeinwesen, die in altgermanischer Weise frei geblieben (§ 15), gab es nur noch in den sieben friesischen Seelanden und im Schweizer

Hochlande (Uri): doch waren sie von den umwohnenden Dynasten (Landesherren) stets bedroht.

§ 203. Aber der einmal betretene Weg der Zersetzung ward folgerecht und wie mit einer gewissen inneren, vergeltenden Gerechtigkeit weiter verfolgt. Wie die, einst das Ganze umfassende, oberherrliche Kaisergewalt vor der aufstrebenden Selbständigkeit der Reichsstände unterlegen war, so sahen sich diese bald eben so beschränkt durch ihre Landstände: d. i. durch Adel, Geistlichkeit und Städte, die nicht unmittelbar reichsfrei, sondern einer bestimmten landesherrlichen Gewalt, etwa einem Herzog, Markgrafen oder Bischof, untergeben waren. Auch diese strebten nach möglichst großer Selbständigkeit und die innere deutsche Geschichte dieses Zeitraums ist wesentlich ein Kampf der größeren Reichsstände unter sich um Macht, und der kleineren Reichsstände und Landstände gegen jene um das, was sie ihre Freiheit nennen. Der ursprüngliche Trieb der Deutschen, sich in spröder, eigenwilliger Selbständigkeit zu vereinzeln (§ 14), der seit Karl dem Großen durch die Reichsgewalt gezügelt war, trat mit alter, eingeborner Gewalt wieder hervor, mit dem Unterschiede jedoch, daß er jetzt nur noch Einem Stande, dem Adel — und außer ihm höchstens noch den ummauerten Städten — eigen sein konnte. Trotz des oft erneuten Landfriedens, der die Selbsthilfe des Einzelnen verbot, nahmen die Reichsstände schon längst das Fehderecht in Anspruch, d. h. das Recht, nach zuvor geschehener ordnungsmäßiger Aufkündigung des Friedens sich mit gewaffneter Hand zu dem angesprochenen Recht zu verhelfen. Bald aber forderten auch die Landstände ein Gleiches; jeder Ritter auf seiner Burg, zuletzt fast jeder freie Mann wollte seine Absagebriefe senden können. Natürlich waren solche Fehden oft nur die schlecht verhüllenden Masken für die Raubluft der Muthigen und Starken. Je mehr das Ritterthum entartete, ward „vom Stegreif leben" adliges Handwerk. Die meisten Burgen wurden Raubnester, die über den Land- und Wasserstraßen lauerten, und von ihnen herab überfielen gewappnete Haufen den friedlich daherziehenden Kaufmann. Niemand war da, solchen Frevel zu strafen und nur durch Bünde konnten die Schwachen wieder gegen den Feind sich schützen. Ein Krieg Aller gegen Alle schien die Losung zu werden: das war die „kaiserlose, die schreckliche Zeit", die Zeit des Faustrechts, wie man sie bezeichnend genannt hat. Das Gefühl für Ordnung und Recht, das Gefühl für die gemeinsame deutsche Ehre hörte auf. An die Stelle der Freiheit war die Willkür, an die Stelle der natürlichgewachsenen Stämme dynastische Zersplitterung, an die Stelle der alten Macht völlige Bedeutungslosigkeit unter den Völkern Europa's getreten.

§ 204. Eine Zeit lang blieb nach dem Falle der Staufer das Reich ganz ohne Oberhaupt, wenngleich dem Titel nach mehrere Kaiser vorhanden waren. Dies ist das sogenannte große Interregnum. Nach Konrads IV. Tode (§ 175) blieb sein Gegenkönig Wilhelm von Holland (§ 174) allein übrig, ein schöner junger Mann, den der Papst „unser Pflänzlein" nannte, der aber im Reiche ohne Bedeutung war. Als er, im Interesse seines gräflichen Hauses, einen Zug gegen die freien Friesen unternahm, ward er besiegt, brach auf der Flucht mit seinem schweren Schlachtroß durch das Eis, und die ergrimmten Bauern schlugen ihn todt — 1256. Kein deutscher Fürst bewarb sich jetzt um die entwerthete Krone; Fremde lockte der Glanz des alten Titels. So verkaufte der Erzbischof von Köln seine Stimme und die seines Anhangs an den Bruder des englischen Königs, Richard von Cornwallis; der Erzbischof von Trier die seinige an den König Alfons

von Castilien, einen Verwandten des Staufischen Hauses. Es bestanden also nun zwei fremde Könige neben einander. Von ihnen kam Alfons nie nach Deutschland. Richard kam einige Male, verschenkte Königsrechte in Menge und fand Anhang, so lange er auf seine und des Reiches Kosten zu schenken hatte: als ihm bei seiner Fahrt rheinaufwärts zu Basel das Geld ausging, verließen ihn Alle, und „er zog auf einem anderen Wege wieder in sein Land", wie eine Chronik der Zeit spöttisch sagt. So tief war das Gefühl für des Reiches Ehre bei den Fürsten gesunken! An zwanzig Jahre dauerten diese Zustände.

2. Rudolf von Habsburg. 1273—1291.

§ 205. Im Jahre 1272 starb Richard von Cornwallis. Theils von Rom aus, wo die Päpste noch immer von Zeit zu Zeit einmal an einen Kreuzzug mahnten und jetzt auch gern einen deutschen Kaiser den Anjou's in Neapel, die sie doch einst selber eingesetzt (§ 175), entgegengestellt hätten, theils durch die immer lauter werdende Stimme des deutschen Volkes, das seit 500 Jahren an einen gebietenden Kaiser gewöhnt war, ward auf eine neue Königswahl gedrungen. Zugleich saß ein kluger und besonnener Mann, Werner von Eppenstein, auf dem erzbischöflichen Stuhl zu Mainz, der gleichfalls erkannte, was dem Reiche Noth sei. Auf sein Betreiben versammelten sich die Wahlfürsten zu Frankfurt. Hier lenkte er und der vaterländisch gesinnte Burggraf von Nürnberg, Friedrich III. von Hohenzollern, die Stimme der Wähler auf einen schlichten Grafen im Schweizerlande*), der bereits durch ritterliche Thaten wohl bekannt und mächtig genug war, um mit einigem Ansehen auftreten zu können, ohne daß deshalb die Fürsten für ihre Unabhängigkeit zu bangen brauchten. Rudolf von Habsburg stand bereits in seinem 55. Jahre, hatte unter Friedrich II. tapfer die kaiserliche Partei mit unterstützt, war ein Kriegsmann voll Muth und sinnreicher Anschläge und Erfindungen, sonst einfach, fromm und wohlmeinend. Die schlanke, ungewöhnlich hohe Gestalt, die gewaltige Adlernase in dem mageren Antlitz, kennzeichneten ihn für Freund und Feind. Was noch außerdem ihn den weltlichen Wählern — die zufällig meist ledig waren — empfahl, war, daß er eine Reihe Töchter hatte, von denen sein Schwager, der gewandte Burggraf, im Voraus Jedem eine zur Ehe zusicherte. Ihn wählte man: und er ist damals der Retter der unterfinkenden Reichsordnung geworden.

§ 206. Nachdem er zu Aachen die Krone empfangen und die Fürsten — da eben das Scepter fehlte — auf das Crucifix hatte huldigen lassen, begann er sein Regiment mit dem üblichen Reichsumritt, den er aber nicht weiter als auf das Rheinland und Süddeutschland ausdehnte. Mit Ernst forderte er die seit Friedrichs II. Zeiten entfremdeten Reichsrechte und Reichsgüter zurück. Manches Hinderniß trat ihm entgegen, aber für ihn war der Papst, dem er bei einer persönlichen Zusammenkunft in Lausanne einen Kreuzzug gelobt, für ihn waren die mächtigsten Kurfürsten, für ihn endlich seine eigene Milde und Klugheit. So verstummten bald die Stimmen seiner kleinen Gegner in Schwaben, unter denen ein Graf Eberhard von Wirtenberg der hartnäckigste war. Nur Einer, der Mächtigste im Reich, blieb in beharrlichem Trotze. König Ottokar von Böhmen, aus dem glänzenden Hause der Premysliden (§ 199), hatte zu seinem Böhmen und Mähren noch Oestreich,

*) Die ursprünglichen Besitzungen der Habsburger waren: Habsburg im Aargau, Kilburg, Baden und Lenzburg, dazu die Landgrafschaft im Elsaß.

Steiermark, Kärnthen und Krain erobert; seine Macht reichte weit nach Ungarn und Polen hinein; selbst im fernen Preußen hatte er an der Spitze eines Kreuzzuges sich Ehre erworben. Ein großes Slavenreich drohte einmal wieder (§ 92, § 121) im Osten, nur daß Ottokar ganz in deutsch-ritterliches Wesen eingegangen war. Er gerade hatte sich Hoffnung auf die deutsche Kaiserkrone gemacht; aber theils hatten die Kurfürsten keinen so mächtigen Herrn gewollt, theils hatte das deutsche Nationalgefühl einem Slaven widerstrebt. In seinen Hoffnungen getäuscht, weigerte er sowohl dem „armen Grafen" die Anerkennung, als auch die Herausgabe der deutschen Herzogthümer, die er an sich gezogen. Mit geringer Heeresmacht (da an ein Reichsaufgebot nicht mehr zu denken war) und noch geringeren Geldmitteln zog Rudolf gegen ihn; aber von dem zu ihm übergehenden östreichischen Adel unterstützt, drohte er, mit einer — von ihm selbst erdachten — Schiffbrücke über die Donau zu setzen. Da hielt Ottokar es für gerathen, sich zu unterwerfen, Oestreich und die übrigen deutschen Gebiete abzutreten, um Böhmen und Mähren zu retten. Mit ausgesuchtester Pracht kam er zur Huldigung, um die Armuth des Königs zu beschämen. Dieser aber empfing ihn mit absichtlicher Einfachheit in seinem grauen Kriegskleide. „Oft hat der Böhmenkönig über meinen grauen Rock gelacht, jetzt soll mein Rock über ihn lachen" — und Jener war der Beschämte, und zog voll Ingrimm von dannen. Bald, vor Allem durch seine Gemahlin aufgereizt, griff er von Neuem zu den Waffen. In einem heißen Treffen auf dem Marchfelde (bei Dürnkrut) 1278 siegte Rudolf, und Ottokar, tapfer kämpfend, fand seinen Tod. Sein Sohn Wenzel erhielt Frieden und vermählte sich mit einer Tochter Rudolfs.

§ 207. Oestreich und Steiermark gab nun der Kaiser seinen Söhnen Albrecht und Rudolf (bald Ersterem allein) zu Lehen, brachte also diese Länder an sein Haus und begründete so die Habsburgisch-östreichische Macht. Kärnthen erhielt sein treuer Helfer Meinhard von Görz. Nach fünfjährigem Aufenthalt in den neuerworbenen Ländern kehrte Rudolf ins Reich zurück, ordnete Schwaben, die Schweiz, Burgund und die Westgrenze gegen Frankreich, brach die Raubburgen in Thüringen und am Rhein, bestrafte die adligen Räuber mit dem Strang und sorgte überhaupt für Herstellung der Ordnung. — Nur die Pläne auf weitere Ausdehnung seiner Hausmacht über Ungarn und Burgund scheiterten, ebenso wie der Plan, noch bei seinen Lebzeiten — wie dies früher stets geschehen — seinen Sohn Albrecht als seinen Nachfolger im Reich erwählen zu lassen.

§ 208. Rudolf hat entschieden und mit Bewußtsein den Gedanken des alten Kaiserthums aufgegeben, um dafür ein deutsches Königthum zu begründen. Deutschland dankt ihm — soweit dies möglich war — eine neue Ordnung im Innern und die ersten festen Grundsätze des Landfriedens, dankt ihm eine Königsgewalt, die wieder dem Lande und Volke nahe stand. Die glänzenden aber fruchtlosen Römerzüge wurden aufgegeben, Rudolf hat während seiner Herrschaft weder Italien betreten noch die Kaiserkrone auf seinem Haupte gesehen; aber gerade dadurch vermied er ein abermaliges, verderbliches Zerwürfniß mit dem Papste. So lenkte er in neue Bahnen volksthümlicher Schöpfungen ein. Er selbst war in Sinn und Wesen eine echt volksthümliche Persönlichkeit. Heiter, voll unverwüstlicher guter Laune, immer Herr des treffenden Wortes oder Scherzes, frisch bis in's hohe Greisenalter: so hat man ihn wohl an der Spitze seiner darbenden Soldaten eine Rübe aus dem Acker ziehen, sie schaben und essen sehen, um jenen neuen Muth zu machen, oder er hat, wie Alexander der Große, einen Trunk Wasser zurückgewiesen;

da nicht zugleich auch alle seine dürstenden Krieger trinken konnten; oder er ist im grauen Soldatenmantel zu Mainz an das Kohlenfeuer eines Bäckerhauses getreten, um sich zu wärmen, und hat herzlich des Irrthums sich gefreut, als ihn die keifende Hausfrau wie einen Tagedieb wegjagen wollte. So umspielt an Stelle des mangelnden ritterlichen Glanzes der Staufer ihn ein Zug bürgerlicher Gemüthlichkeit als ein Merkmal der umgewandelten Zeit. — Er war auf dem Wege von Mainz nach Straßburg, als die Aerzte ihn auf das rasche Sinken seiner Kräfte aufmerksam machten. „Wohlauf denn nach Speyer!" — zur alten Grabstätte der Kaiser — sagte er. Aber noch auf dem Wege dahin starb er, zu Germersheim, 1291.

3. Adolf von Nassau. 1291—1298. Albrecht von Oestreich. 1298—1308.

§ 209. Obwohl nach des Vaters Tode Albrecht von Oestreich nochmals als Thronbewerber auftrat, so verwarfen ihn doch auch diesmal die Kurfürsten. Vielmehr wußte der ränkevolle Erzbischof von Mainz, Gerhard von Eppenstein (ein Neffe jenes edleren Wernher), die Wahl auf seinen Verwandten, Adolf von Nassau, zu lenken 1291—1298. So hatte man wieder einen armen Grafen an der Spitze, der noch dazu gegen die geistlichen Wähler, und besonders gegen den Mainzer, die drückendsten und unmäßigsten Verpflichtungen hatte übernehmen müssen. Aber Adolf, ein kühner, rücksichtsloser Mann, hoffte auf sein gutes Glück und folgte dem Vorbilde Rudolfs. In der That stellte er in den ersten Jahren seiner Regierung den Landfrieden in Oberdeutschland her; verdrießlich huldigte selbst Albrecht und fügte sich. Dem Könige von Frankreich, der seine Hand immer kecker nach deutschem Reichsgebiet ausstreckte, entbot er trotzige Fehde; und da auch der König von England gegen denselben einen Krieg begann, so führte dies zu einem Bündnisse Beider. Aber mit dem Gelde, das Adolf von diesem und für verkaufte Reichsrechte aus Italien erhielt, suchte nun auch er eine Hausmacht zu erwerben. Albrecht der Entartete von Thüringen lebte schon lange im Hader mit seinen Söhnen Friedrich und Diezmann: abermals von ihnen gekränkt, beschloß er, sein gesammtes Land, Thüringen und Meißen, an Adolf für den geringen Preis von 12,000 Mark zu verkaufen. Adolf ging auf den unedlen Handel ein und führte seine Söldnerschaaren, die auf's fürchterlichste hausten, in beide Länder. Doch leisteten die Brüder nuthigen Widerstand.

§ 210. Unterdessen hatte Adolf, um die Städte für sich zu gewinnen, die Zölle am Rhein freigegeben. Damit aber verstieß er gegen die ungerechten Verpflichtungen, die er gegen die geistlichen Kurfürsten übernommen hatte und die er ohnehin in ihrer unmäßigen Ausdehnung weder halten wollte noch konnte. Albrecht von Oestreich stand in alter Feindschaft. So verständigte sich Gerhard von Eppenstein leicht mit ihm; Albrecht dagegen gewann seinen bisher feindlichen Schwager Wenzel von Böhmen, ja auch seinen Schwiegersohn, den König von Ungarn, und brach mit einem Heere gegen den König auf. Indessen versammelten sich die Kurfürsten von Mainz, Sachsen und Brandenburg und erklärten Adolf für abgesetzt. Albrecht war mit seinem Heer auf das linke Rheinufer und dann stromabwärts gegen den König gezogen. Bei Göllheim am Donnersberge trafen sich Beider Schaaren. Adolf stritt wie ein Held: endlich traf er seinen Nebenbuhler selber im Getümmel: „Hier mußt du mir das Reich lassen!" rief er auf ihn lossprengend. „Das steht in Gottes Hand", gab Albrecht zur Antwort und stach den schon Verwundeten vom Pferde, der nun vor seinen Augen erschlagen ward.

§ 211. Obwohl Albrecht von Oestreich (1298—1308) schon bei Adolfs Entsetzung von einem Theil der Kurfürsten gewählt war, schien dennoch die Art, wie er die Krone erworben, so ungerecht, daß er noch einmal in Form Rechtens gekoren und erst dann zum König gekrönt wurde. Ohne Maaß gab auch er für diese Wahl Bewilligungen und Vorrechte an die Kurfürsten. Dann aber ging er mit eiserner Beharrlichkeit seinem Plane nach, eine deutsche Königsmacht zu gründen. „Hart wie ein Diamant war sein Gemüth," sagt die östreichische Reimchronik von ihm; geliebt hat ihn Niemand; er war finster, kalt berechnend, und als Einäugiger nach der Meinung seiner Feinde, schon von der Natur gezeichnet. So verwarf auch der Papst, der herrschsüchtige Bonifazius VIII., sofort seine Erwählung: er habe durch Verrath seinen Herrn erschlagen, sei ungestaltet, und seine Gemahlin sei aus dem Otterngezücht der Staufer entsprossen; deshalb sei er des Reiches unwürdig und der Papst verfüge einstweilen darüber. Albrecht aber behauptete entschlossen, durch die Wahl der deutschen Fürsten, nicht durch des Papstes Bestätigung trage er die Krone; und näherte sich dem König von Frankreich, Philipp dem Schönen, der auch gerade damals seinen Kampf gegen die Anmaßung des Papstes erhob. Dem neuen Bundesgenossen gab er willig, was dieser vom Reiche im Westen an sich gerissen. Dagegen protestirten die rheinischen Kurfürsten, welchen die Erwählung Albrechts bereits leid that. Erzbischof Gerhard rühmte sich, noch manchen König aus seinem Jagdhorn blasen zu können. Aber als sie Miene machten, Albrecht wie Adolf zu entsetzen, demüthigte er sie in einem neuen Kriege, nahm alle Zugeständnisse zurück und suchte ihre Macht völlig zu brechen. —

§ 212. Zu dem Ende näherte er sich dem Papste wieder. Dieser begann in dem Kampfe gegen den immer kecker auftretenden König von Frankreich zu erliegen; das Papstthum sank von der weltbeherrschenden Höhe, die es zwei Jahrhunderte hindurch eingenommen. Jetzt war ihm der deutsche König als Bundesgenosse willkommen. Andererseits kostete es Albrecht keine Ueberwindung, ihm die unmäßigsten Zugeständnisse zu machen: die deutschen Kurfürsten hätten nur vom Papste das Recht, den römischen König zu wählen. Folglich, bezweckte Albrecht, durfte auch der Papst dieses Recht zurücknehmen, und Albrechts Krone, wie er versprach, erblich erklären. Weiter suchte Albrecht gegen die Fürstenmacht die Städte zu heben, indem er die Rheinzölle wieder abthat, ja er suchte die Landstände der einzelnen Fürsten (§ 203) mit der lockenden Versprechung der Reichsfreiheit für sich zu gewinnen; kein Mittel verschmähte er, um die Fürstengewalt niederzubrechen. Außerdem war er unablässig bestrebt, seine Hausmacht zu mehren: Holland und Seeland, woselbst das Grafenhaus in männlicher Linie erloschen war, gedachte er für eröffnetes Lehen zu erklären; doch mißlang dieser Plan, und Albrecht mußte die weibliche Nachfolge des Hauses Avesnes anerkennen. In Böhmen erlosch 1306 mit Ottokars (§ 206) Enkel, Wenzel III., das Haus der Premysliden: auch dieses Land suchte Albrecht nun einzuziehen, und es seinem Sohne Rudolf als Reichslehen zu geben; endlich erklärte er, sein Vorgänger, der König Adolf, habe Thüringen und Meißen nicht für sich, sondern für das Reich erkauft, und ließ, als Friedrich und Diezmann Widerstand leisteten, gewaffnete Macht in das Land einrücken.

§ 213. Aber, obwohl er in kleinen Erwerbungen glücklich war, mißriethen ihm doch alle diese Pläne. Papst Bonifazius VIII., von dessen Hilfe er sich so viel versprochen hatte, ward auf Befehl Philipps des Schönen gefangen genommen, verhöhnt, mit dem Tode bedroht und starb in Raserei,

da er den tiefen Fall von so unermeßlicher Höhe herab nicht ertragen konnte, 1303. In Böhmen starb Albrechts Sohn Rudolf, und laut erklärten die Stände, sie wollten keinen Oestreicher wieder zum König. In Thüringen erlitten seine Truppen eine Niederlage. Endlich fiel Albrecht selbst durch Meuchelmord. Sein Neffe Johann, der rechtmäßige Erbe der sog. vorderen Länder — der Habsburgischen Besitzungen in der Schweiz, Schwaben und im Elsaß, — hatte schon lange und immer dringender von dem Oheim, seinem bisherigen Vormunde, sein Eigenthum gefordert. Immer zurückgewiesen und vertröstet, verband er sich mit mehreren seiner Ministerialen, und als Albrecht eben in der Schweiz war, Angesichts der Stammburg seines Hauses, ermordeten sie ihn an der Reuß 1308. Johann, wegen seiner entsetzlichen That Parricida (Vatermörder) genannt, floh mit seinen Helfern in alle Ferne und ist unbekannt verschollen.*) Gegen Schuldige und Unschuldige wüthete dann die Rache von Albrechts Tochter und Gemahlin. Doch meinte man im Reiche, Johann habe seine „Kainsthat" nicht ohne Mitwissen mancher Fürsten ausgeführt, denen Albrechts Haupt zu hoch gewachsen. Denn Albrecht hatte gewaltig geherrscht, den Landfrieden geschirmt, die Städte gefördert, die Fürsten gedemüthigt, seine trotzigen Stände im Zaume gehalten, Steuern erhoben in einer Weise, wie man bisher es nicht kannte, und regiert, mehr im Sinne moderner Staatsklugheit als nach üblicher Art der Lehnsherrschaften. Wie er Verbrechen gegen Verbrechen gesetzt, so ist er auch zuletzt durch ein Verbrechen selbst erlegen — durch eine Blutthat, die ärger war, als jener Königsmord gerade hundert Jahre früher (§ 167) — und die da zeigen konnte, wohin in Deutschland die Verwilderung der Geister gediehen war.

4. Heinrich VII. von Lützelburg. 1308—1313.

§ 214. In der blutigen Schlacht von Worungen, 1288, wo der Herzog von Cleve in Verbindung mit den Kölner Bürgern gegen den Grafen von Geldern und seine Verbündeten, den Kölner Erzbischof und die Grafen von Nassau und Lützelburg, um die Limburger Erbfolge gestritten hatte, war auf letzterer Seite der tapfere Graf von Lützelburg gefallen. Sein Sohn Heinrich war diesem in der Grafschaft gefolgt, die ein kleines Gebiet am rauhen Ardennerwalde bildete, ein Mann, so vorzüglich an Geist wie ausgezeichnet in jeder ritterlichen Uebung, der den Landfrieden in seinen Grenzen so trefflich schützte, daß diese wildeste Gegend des Reiches für den Kaufmann damals die sicherste war. Sein Bruder Balduin hatte durch seinen klugen Arzt, Peter Aichspalter, beim Papste um das erledigte Bisthum Mainz geworben; Peter aber, der den Papst von einer schweren Krankheit rettete, gewann dasselbe für sich selbst, verschaffte aber Balduin bald darauf Trier. Nun kam die Erledigung des Kaiserthrones, und da die weltlichen Wähler einstweilen nur einverstanden waren, wen sie nicht wählen wollten — z. B. nicht den unruhigen Eberhard von Wirtenberg — so durften Balduin und Peter um so mehr hoffen, im Einverständniß die Wahl zu lenken. Ein anderer Umstand noch mahnte zur Beschleunigung. Philipp der Schöne, König von Frankreich, hatte, wie oben gezeigt, Bonifazius VIII. und in ihm das Papstthum von der alten Höhe herabgestürzt. Papst Clemens V., Bonifazius' zweiter Nachfolger, ein Franzose von Geburt, durch Philipp zu seiner Würde erhöht, ging nie nach Rom, sondern verlegte seit 1308 den päpstlichen Sitz nach Avignon, woselbst er siebenzig Jahre verblieben ist. Von der Zeit an stand das Papstthum im

*) Zu Pisa als Flüchtling gestorben, 1313?

Dienste Frankreichs. Nun warb Philipp für seinen Bruder, Carl von Valois, um die deutsche Kaiserkrone, damit, wie er sagte, das Kaiserthum von den Deutschen, auf die es der Papst übertragen habe, wieder an die ursprünglichen Inhaber, die Franken, und auf die Nachfolger Karls des Großen zurückfiele. Der Papst mußte sich seinem tyrannischen Herrscher fügen und diese Wahl empfehlen. Heimlich aber, da er selbst das französische Königshaus — dessen einer Zweig in Neapel herrschte und von da aus auch die ungarische Krone erworben hatte — nicht zu mächtig sehen wollte, trieb er die geistlichen Kurfürsten zu einer anderen Wahl. Nun brachte Peter Aichspalter Balduins Bruder, jenen Lützelburger Grafen Heinrich, in Vorschlag und erwarb ihm auch die Stimmen der anderen Wähler. Am Königsstuhl zu Rense, von wo ein geblasenes Jagdhorn in vier Kurfürsten Ländern gehört werden konnte*), im Schatten der Nußbäume des Rheinthals, geschah die Wahl.

§ 215. Das blutige Ende Adolfs von Nassau, noch mehr das Albrechts von Oestreich, wobei Königsmord mit Vatermord sich gepaart, hatten im Reiche einen erschütternden Eindruck hinterlassen. Es war Zeit, in sich zu gehen und nicht mehr bloß nach Grundsätzen niedriger Habsucht zu verfahren. Und so faßte Heinrich VII., 1308—1313, seine Aufgabe: ein Kaiser zu sein im alten Sinne des Wortes, hoch stehend über den Parteien, Frieden und Gerechtigkeit verwaltend kraft seines geheiligten Ansehens als oberster Schiedsrichter der Christenheit. Um so mehr konnte auch er mit vollen Händen seinen Wählern schenken: er glaubte, in seiner Würde und seinem edeln Willen allein die Bürgschaft zu haben, sein Amt erfüllen zu können; und in der That hat er noch einmal das Kaiserthum im vollsten Adel seines großen Berufes dargestellt.

§ 216. Und gerade ihm, der am wenigsten nach Hausmacht strebte, brachte ein günstiges Geschick sie im vollsten Maaße. Noch immer waren seit Wenzels III. Tode (§ 212) in Böhmen Kämpfe um die Thronfolge. Nur eine ganz kleine Partei war für Oestreich; die Macht besaß Heinrich von Kärnthen, der Wenzels älteste Schwester Anna zur Ehe hatte. Aber auch er war gehaßt und hielt seiner Frau jüngere Schwester, Elisabeth, auf die mehr und mehr sich die Hoffnungen der Böhmen wandten, in strenger Haft, ja wollte sie, wie man sagte, absichtlich unter ihrem Stande verheirathen. Aber sie entkam, flüchtete zum Kaiser und rief seine Hilfe an. Dieser vermählte sie seinem jungen Sohne Johann, und sandte denselben unter der Leitung Peter Aichspalters nach Böhmen, um das Königreich in Besitz zu nehmen, das nun über ein Jahrhundert seinem Hause verblieb und unter demselben zu hohem Glanze gelangte.

§ 217. Dann waltete Heinrich des Landfriedens, verständigte sich mit den stolzen Söhnen König Albrechts, Leopold und Friedrich, und ächtete den alten Landfriedensbrecher Eberhard von Wirtenberg. Damit der Haß beruhigt und die Parteien versöhnt wären, ließ er im Dom zu Speyer sowohl Adolfs von Nassau Leiche als auch die Albrechts feierlich beisetzen: so einte das Grab, was im Leben sich feindlich entgegengestanden. — Aber schon zog es ihn nach Italien, dem das Kaiseramt nach alter Anschauung nicht minder galt und dem es nicht minder noth that, als Deutschland. Hier war, seit durch den grimmigen Haß der Päpste die Staufische Macht erlegen, Alles in zuchtlosestem Treiben verwirrt und verwüstet; Guelfen und Ghibellinen nannten sich

*) Hier, oberhalb Coblenz, stießen Köln, Trier, Mainz und die Pfalz nahe zusammen.

die Parteien, obwohl sie wenig mehr von den alten Merkmalen an sich trugen. Nach Mailand lud ihn eine feierliche Gesandtschaft, an deren Spitze Matteo Visconti stand; überall hofften die Parteien auf seine Ankunft. Als ein Heiland des zerrissenen Italiens begrüßte ihn der große Florentiner Dichter Dante. So zog er, mit des Papstes Einwilligung, über die Alpen, mit glänzendem Zuzug der Reichsfürsten; wie im Triumphe empfing man ihn in Mailand. Als er aber in echt kaiserlichem Sinne erklärte, er komme für Alle, nicht für diese oder jene Partei, so verbanden sich bald alle in ihren selbstsüchtigen Hoffnungen Getäuschten gegen ihn; die furchtbare viermonatige Belagerung von Brescia zeigte, daß der alte Nationalhaß nicht erloschen sei; zuletzt fanden alle Gegner ihren leitenden Mittelpunkt in König Robert von Neapel, dem Enkel jenes Karl von Anjou, der einst Konradin gerichtet. Unterdessen war Heinrich nach Rom gekommen und hatte die Kaiserkrone empfangen; war darauf vor Florenz gezogen, ohne diese mächtige Stadt unterwerfen zu können. Dann ächtete er von dem treuen Pisa aus den König Robert und bereitete im Bunde mit Friedrich von Sicilien (§ 176) einen Feldzug zu Wasser und zu Lande gegen ihn. Da gebot ihm der Papst, als willfähriges Werkzeug des französischen Königs, Stillstand. Als Heinrich, im Gefühl seiner Unabhängigkeit, zu gehorchen sich weigerte, schleuderte Clemens V. den Bann. Aber er erreichte den Kaiser nicht mehr. Im Kloster Buon-Convento war er gestorben, wie man allgemein glaubte, an Gift, das ihm ein Mönch im Spülkelch des heiligen Abendmahles gereicht (1313). Zu Pisa ward er bestattet. Keine reinere und edlere Gestalt zeigt die Geschichte; selbst der Neid seiner Feinde hat keinen Flecken auf seinen Charakter geworfen. Dennoch liegt gerade in dieser Hoheit seines Strebens und in seinem tragischen Untergange der deutlichste Beweis, daß die Zeit des alten Kaiserthums wie der mittelalterlichen Ideen überhaupt unwiderbringlich dahin war.

5. Ludwig der Baier. 1314—1347.

§ 218. Noch immer hielt sich das Habsburgisch-östreichische Haus für das nächstberechtigte zur deutschen Krone. An seiner Spitze standen damals Friedrich der Schöne und Leopold, Söhne König Albrechts, beides ritterliche Herren, Feinde städtischer und bäuerlicher Freiheit. Schon dem Lützelburger Heinrich hatte Friedrich sich nur unmuthig gefügt. Jetzt war das, von jenem gegründete Haus neben dem Habsburgischen emporgewachsen und drohte es sogar zu überflügeln. Da aber König Johann von Böhmen (§ 216), der Sohn Heinrichs VII., erst ein 17jähriger Jüngling war, so durfte die Lützelburgische Partei nicht hoffen, ihn auf den Thron zu erheben. Sie wandte deshalb ihr Augenmerk auf das Wittelsbachische Haus, in welchem zwei Brüder, Pfalzgraf Rudolf zu Heidelberg und Herzog Ludwig zu München in Oberbaiern seit lange schon feindlich sich gegenüberstanden. Letzterer war ein tüchtiger, ritterlicher Mann und hatte erst kürzlich Friedrich dem Schönen von Oestreich — einst der Freund seiner Jugend, jetzt sein erbitterter Feind — an der Spitze der bairischen Städte ein siegreiches Treffen bei Gamelsdorf, 1313, geliefert. Auf ihn lenkte man die Wahl, und wirklich vereinten sich im Dom zu Frankfurt auf ihn die Kurstimmen von Mainz, Böhmen, Sachsen und Brandenburg. Man bezeichnete ihn als Ludwig IV. von Baiern, 1314—1347.

§ 219. Aber am andern Ufer des Mains hatte sich Friedrich der Schöne mit seinem Anhange eingefunden, unter welchem Pfalzgraf Rudolf, Ludwigs eigner Bruder, der hervorragendste war. Auch Friedrich hatte einige angeblich berechtigte Stimmen für sich, besonders aber den Kölner Erzbischof.

Dieser salbte ihn, da Ludwig ihm bereits auf dem Wege nach Aachen zuvorgekommen war, zu Bonn, während Ludwig einen Tag später zu Aachen vom Erzbischof von Mainz gekrönt wurde. Bald standen sich beide Könige mit den Waffen gegenüber, ohne daß es jedoch in den nächsten Jahren zu einer ernstlichen Entscheidung kam. Zunächst suchte der Papst von dem abermaligen Zwist in Deutschland Nutzen zu ziehen. Dieser, der schlimme Johann XXII., erklärte mit bisher unerhörter Anmaßung: bei streitiger Wahl stehe ihm nicht bloß die Entscheidung zu (§ 141, § 167), sondern sogar Verwaltung und Regierung des Reiches, wenigstens Italiens. Aber das Glück der Waffen entschied sich für Ludwig. Zuerst schlugen die Schweizer (s. unten) Friedrichs unruhigen, rastlos für ihn arbeitenden Bruder Leopold bei Morgarten 1315. Dann ward Friedrich selbst in der Schlacht von Ampfing oder Mühldorf 1322, die er gewagt hatte, ohne seinen Bruder Leopold abzuwarten, geschlagen und gefangen genommen. Die Entscheidung dankte Ludwig dem rechtzeitigen Anrücken des Nürnberger Burggrafen, Friedrich IV. von Hohenzollern*). Friedrich der Schöne wanderte auf die Burg Trausnitz, wo in vierjähriger, harter Haft seine blonden Locken ergrauten, während seiner Gemahlin, einer aragonischen Königstochter, von den Thränen um ihn die Augen erblindeten. Indessen stritt sein Bruder, der trotzige Leopold, für ihn weiter und gewann den König von Frankreich, dem er in Verbindung mit einzelnen Kurfürsten sogar die deutsche Krone verhieß. Vor Allem aber erklärte sich jetzt der Papst, da Ludwig Miene machte, den Ghibellinen in Italien zu Hilfe zu ziehen, für Friedrich, und schleuderte Bann und Interdict (§ 178) gegen Ludwig. In dieser Noth bot Ludwig seinem Gegner Friedrich selbst die Hand zur Versöhnung, entließ ihn, nachdem Friedrich der Königswürde entsagt, seiner Haft, verpflichtete ihn aber, wenn er Leopold und dessen Anhang nicht zum Frieden stimmen könne, sich ihm wieder zu stellen. Und treu seinem Wort kehrte Friedrich, da ihm dies nicht gelang, unbekümmert um des Papstes Verbot und Zorn, zu Ludwig zurück; dieser aber hielt ihn fortan als seinen Freund, und wie einst in den Tagen der glücklichen Knabenzeit, theilte er mit ihm wieder Wohnung, Tisch und Lager; auch die Reichsgeschäfte führten Beide gemeinsam. Doch starb Friedrich schon 1330; sein Bruder Leopold war bereits 1326 seinen rastlosen Anstrengungen erlegen.

§ 220. Ludwig von Baiern war nun Herr im Reich und unternahm im Jahre 1327 mit einem kleinen Söldnerheere seinen Römerzug. In Italien empfingen ihn die Ghibellinen, und mit ihrem Beistand gelangte er nach Rom. Hier erklärte er den Papst Johann XXII. für abgesetzt, nahm die Kaiserkrone als Gabe des römischen Volkes und erhob einen frommen Bettelmönch auf den Stuhl Petri. Aber Ludwigs Geldforderungen für seine Soldtruppen empörten die wankelmüthigen Italiener gegen ihn, und sein Rückzug aus Rom und Italien glich fast einer schimpflichen Flucht. Dennoch führte er eine Zeit lang seinen Kampf gegen den Papst von Avignon muthig weiter. Auf seine Seite wandten sich die um ihres Gelübdes der Armuth willen hart mißhandelten Franziskaner Bettelmönche (§ 186), und diese besonders legten nun in Predigten und Schriften alle Schäden und Gebrechen der damaligen Kirche ohne Schonung bloß; Ludwig appellirte, wie schon Kaiser Friedrich II. gethan (§ 173), an ein allgemeines Concil, welches höher stehe, denn der Papst: und so trug dieser Kampf bereits viel dazu bei, daß die Ueberzeugung von der Noth-

*) Die Gegenwart des viel erwähnten Seifried Schweppermann ist nur bei Gamelsdorf unbestritten.

wendigkeit einer Reformation der Kirche unter den Völkern Raum gewann. Bald freilich zeigte sich Ludwig unmännlich schwankend, zum Widerruf, zu jedem Zugeständniß, selbst zur Niederlegung seiner Krone bereit; auch sein Papst that demüthig Buße und beugte sich vor Johann. Als es aber unter Johanns Nachfolger, dem milden und versöhnlichen Benedict XII., immer klarer zu Tage trat, daß der Papst ganz in der Gewalt des französischen Königs stehe und nicht nachgeben dürfe, selbst wenn er wollte, da ermannte sich Ludwig endlich, berief einen allgemeinen Reichstag nach Frankfurt, auf dem nicht nur die Fürsten, sondern auch die Reichsritterschaft und die Städte vertreten waren, und ließ hier seine Königsrechte feststellen. Von hier aus begaben sich die Kurfürsten nach dem alten Königsstuhl zu Rense, schlossen hier den Kurverein 1338, und beschworen: ein deutscher König habe seine Würde allein von Gott und durch die Wahl der deutschen Kurfürsten; dem Papste stehe dabei keine Entscheidung, Bestätigung oder Verwerfung zu. Zum ersten Male seit langer Zeit hatten sie sich erinnert, was sie deutscher Ehre und Unabhängigkeit schuldig waren.

§ 221. Aber Ludwigs ungemessenes Streben nach Vergrößerung seiner Hausmacht verletzte nur zu bald wieder die deutschen Fürsten. Schon 1324 hatte er Brandenburg nach dem Aussterben der Askanier (§ 195) an seinen Sohn Ludwig gegeben. Jetzt bot sich ihm auch die Gelegenheit, Tirol zu gewinnen. Die Tochter nämlich Heinrichs von Kärnthen (§ 216), Margaretha Maultasch, hatte ihrem ersten Gemahl, einem Sohne König Johanns von Böhmen, Tirol und Kärnthen zugebracht. Bald aber klagte sie gegen ihn auf Ehescheidung; der Kaiser ließ eigenmächtig diese Ehe trennen und vermählte 1342 Margarethe mit seinem oben erwähnten Sohne Ludwig, dem er so auch Tirol erwarb, während er Kärnthen an Oestreich gab. Hierdurch reizte er das mächtige Lützelburgische Haus gegen sich; als er dann 1345 auch Holland, Seeland und Hennegau als Erbe seiner Gemahlin an sich zog, so empörte diese Ländergier alle Fürsten. Der Papst (Clemens VI.) bannte ihn von Neuem, weil er durch die oben erwähnte Ehescheidung in die Rechte des Oberhauptes der Kirche eingegriffen. Er entsetzte ihn, gewann mehrere Kurfürsten für sich und auf derselben Stelle, wo sie vor noch nicht langer Zeit die Unabhängigkeit der deutschen Königswahl beschworen hatten, zu Rense, koren diese den jungen Freund des Papstes aus dem Lützelburger Hause, Karl, Sohn Johanns von Böhmen. Ihn beschützte auch der französische König, während sich Ludwig in Deutschland besonders auf die, von ihm stets begünstigten Städte stützte. Der Kampf war noch unentschieden, als Ludwig der Baier 1347 auf einer Bärenjagd plötzlich, vom Schlage getroffen, starb.

6. Karl IV. von Böhmen (Lützelburg). 1346—1378.

§ 222. Karl IV., der Enkel Heinrichs VII. aus dem Lützelburgisch-böhmischen Hause, hatte seine Wahl durch große Versprechungen und Geldgeschenke von den Kurfürsten erkauft, hatte dem Papst geloben müssen, weder die Bestimmungen des Kurvereins von Rense (§ 220), noch die früheren Ansprüche der Kaiser auf Italien geltend zu machen, und nahm nun ebensowenig Anstand, auch den Städten große Verheißungen zu geben, um sie für sich zu gewinnen. Dennoch fehlte ihm, dem „Pfaffenkönig", lange Zeit die allgemeine Anerkennung. Vor Allem wirkte ihm das Bairisch-Wittelsbachische Haus entgegen, an dessen Spitze nun König Ludwigs Sohn, Ludwig von Brandenburg, stand. Dieser zwar fühlte sich der Krone nicht gewachsen;

deshalb stellte er mit seiner Partei einen anderen Gegenkönig gegen Karl IV. auf, Günther von Schwarzburg, einen geraden, ritterlichen Mann, der eine Zeitlang Karl IV. mit Erfolg die Spitze bot. Karl dagegen bedrängte Ludwig mit Hilfe der Feinde Brandenburgs und erkannte einen plötzlich auftretenden Pilger, der sich für den letzten Askanier Waldemar ausgab (den falschen Waldemar), als Markgrafen von Brandenburg an. — Außerdem aber waren noch Karls erste Regierungsjahre von den größten Unglücksfällen begleitet. Eine furchtbare Pest, der schwarze Tod genannt, ging durch die Länder Europa's. In Deutschland war, da Karl IV. von den bedeutenderen Reichsstädten noch immer nicht anerkannt wurde, Alles voll Streit und Parteiung. Aber Karl gelangte durch Unterhandlungen weiter als durch's Schwert. Er vertrug sich mit Ludwig von Brandenburg, gab den falschen Waldemar, den er bisher unterstützt hatte, auf, und Günther, nun von seinem Anhange verlassen, ohnehin dem Tode sich nahe fühlend, gab gegen 22,000 Mark Silber seine Kronansprüche auf. Zwei Tage darauf war er todt, wahrscheinlich von seinen Feinden vergiftet (1348). Dann gewann Karl IV. auch die Städte, indem er auch ihnen die größten Rechte zugestand.

§ 223. Karl IV. war also nun Alleinherrscher. Er hatte es sich viel Geld kosten lassen, um zum Ziele zu gelangen, hatte ohnehin dem Golde mehr als dem Schwerte vertraut. Kalt, überlegsam, fein und schlau in seinen Unterhandlungen, gelehrt und geistreich, war er gleich fern von dem edlen Sinn seines Großvaters (§ 215) wie von dem abenteuerlichen Geist seines Vaters (§ 271). Seine große Kunst war, in einer Zeit, wo fast kein Fürst verstand, mit seinen Einkünften auszukommen, stets bei Gelde zu sein. So mehrte er durch beständigen Kauf und Erwerb seine Hausmacht, die sich zuletzt durch den ganzen Osten Deutschlands erstreckte (s. unten); ebensowenig aber trug er Bedenken, auch noch die letzten Rechte und Einkünfte des Reiches zu vergeben, vorausgesetzt, daß solch ein Handel ihm Geld brachte. Doch hielt er auf äußere Würde und Majestät. Auch eine Romfahrt hat er gemacht, aber mit geringer Begleitung und ohne den stolzen Sinn seiner Vorfahren. Er verkaufte auch hier, in Italien, die letzten Reichsrechte, bald Städten, bald Tyrannen, empfing zu Rom die Kaiserkrone, 1355, blieb aber, wie er dem Papste versprochen hatte, nur einen Tag, nicht einmal eine Nacht in Rom. Die römischen und italienischen Patrioten, wie Cola Rienzi, der sich voll prahlerischen Stolzes den Tribunen der römischen Republik nannte, und der Dichter Petrarca, der, wie einst Dante, (§ 217) durch den Kaiser über Italien und die Christenheit Friede und Ordnung verbreitet sehen wollte, fühlten sich schwer getäuscht in diesem Herrscher, der nicht im Entferntesten gesonnen war, eitlen Träumen untergegangener Größe zu huldigen.

§ 224. Für Deutschland aber hat Karl IV., von seiner Romfahrt zurückgekehrt, eine folgenreiche Schöpfung in's Leben gerufen. Auf den Reichstagen zu Nürnberg und dann zu Metz erließ er 1356 ein Reichsgrundgesetz, die sog. Goldene Bulle. In der Ueberzeugung, daß für Deutschland der rechtlose Zustand aufhören müsse, ordnete er durch dieselbe zunächst die Wahl der deutschen Könige. Denn, so beginnt die Goldene Bulle, „Ein jeglich Reich, so in ihm selbst uneins ist, wird zu Grunde gehen. Denn seine Fürsten sind der Räuber Gesellen, darum hat Gott die Leuchten ihres Geistes von ihrer Stelle gethan, sie sind blinde Blindenleiter geworden und mit blinden Gedanken begehen sie viel Missethat." Durch die Goldene Bulle wurden zunächst die sieben Kurfürsten bestimmt: die drei geistlichen von

Mainz, Trier und Köln (noch im Sinn des alten Reiches als Erz-Kanzler für Deutschland, Burgund und Italien) und die vier weltlichen: der König von Böhmen als Erzschenk, der Pfalzgraf am Rhein als Erztruchseß, der Herzog von Sachsen als Erzmarschall, und der Markgraf von Brandenburg als Erzkämmerer.*) Diese Kurfürsten wurden vor den übrigen Reichsfürsten durch besondere Ehren und Rechte ausgezeichnet. Ihre Länder sollten stets ungetheilt auf den Erstgeborenen forterben; in denselben sollten sie die höchste Gerichtsbarkeit haben, von ihrem Rechtspruch sollte man nicht einmal an den Kaiser appelliren dürfen; sie erhielten in ihren Territorien das Münzrecht, die Bergwerke, den Judenzoll, was Alles bisher Regal, d. h. königliches Einkommen gewesen war; sie sollten alljährlich zum Rath des Königs sich versammeln. Als Wahlstadt ward Frankfurt, als Krönungsstadt Aachen bestimmt. Gesetze zur Aufrechthaltung des Landfriedens schlossen sich diesen Bestimmungen an. Des Papstes und seines angeblichen Bestätigungsrechtes war in der Goldenen Bulle mit keinem Worte gedacht. — Es war der erste Schritt zu einer Verfassung Deutschlands, die aber nicht weiter entwickelt worden ist. Die nächste Folge war nur die schrankenlose Landeshoheit der Kurfürsten, der auch bald andere Fürsten nachstrebten.

§ 225. Karl IV. hatte wohl gehofft, auf diese Weise die Erblichkeit der Kaiserkrone in seinem, dem Lützelburgisch-böhmischen, Hause vorzubereiten. Deshalb hatte er den größeren Fürsten und der Kirche soviel nachgegeben, während er Städte und Ritterschaft wenig begünstigte, früher ertheilte Rechte wieder zurücknahm, ja einzelne Städte verpfändete. Dennoch sah er noch vor Ende seines Lebens sein Werk zerfallen, ja er selber verstieß mehrfach gegen die Bestimmungen der Goldenen Bulle, als er seinem Sohne Wenzel nach langen Bemühungen endlich wirklich die Wahl zu sichern wußte. In Schwaben aber thaten sich die Ritter wie die Städte gegen den vom Könige begünstigten Eberhard von Wirtenberg zusammen, und der hier ausbrechende Städtekrieg, 1377 bis 1389, zeigte, wie immer mehr in Deutschland alle innere Ordnung dahin schwand. In der Kirche, wo eben die große Spaltung begann, im Reiche, ja fast in allen Ländern der Christenheit schien Alles in innerer Auflösung; von Osten her drohten die Türken über das zerrüttete Europa hereinzubrechen, als Karl IV., schon lange hinsiechend, auf seinem Schlosse zu Prag starb, 1378. Für Böhmen wie für alle seine Erblande ein Vater, ist er dem Reiche — wie ein späterer Kaiser (Maximilian I.) es ausgedrückt hat — ein Stiefvater gewesen, an Gesinnung mehr Böhme als Deutscher.

7. Wenzel von Böhmen. 1378—1400. Ruprecht von der Pfalz. 1400—1410.

§ 226. Wenzel, der seinem Vater Karl IV. folgte, war von diesem gelehrt erzogen und früh in die Regierungsgeschäfte eingeweiht; aber er war von heftigem, aufbrausendem Charakter, und nach und nach arteten seine Sitten zu wüster Rohheit aus. Dennoch waren seine Anfänge gut und vielverheißend. Er nahm sich der Beseitigung der Kirchenspaltung,

*) Kurpfalz vertrat mithin von nun an das Wittelsbachische Haus, dessen herzogliche Linie von der Kur ausgeschlossen blieb. Ebenso ward bei Sachsen für Sachsen-Wittenberg, nicht für Sachsen-Lauenburg entschieden. In beiden Häusern war bisher das Kurrecht in den verschiedenen Linien streitig gewesen (z. B. § 219).

ferner des Landfriedens, der Münzverbesserung eifrig an. Aber im südlichen Deutschland wüthete noch der Städtekrieg; der große schwäbische Städtebund, verschiedene Ritterbünde, wie die Schlegler, die von St. Georg, St. Wilhelm und andere, endlich die aufstrebenden Fürsten, wie Eberhard von Wirtenberg und (in den vorderen Landen) Leopold von Oestreich, — Alles stand sich hier feindlich gegenüber. Bei so schwerer Verwirrung blieb es erfolglos, wenn Wenzel, dem schon von seinem Vater gegebenen Beispiel folgend, ernstlich um die Ordnung sich mühte, Süddeutschland in Kreise (zunächst in vier) zu theilen und Schiedsgerichte für Streitigkeiten einzusetzen begann. Es sind dies die ersten Anfänge einer Kreiseintheilung in Deutschland. Aber die Städte, eifersüchtig auf ihre Freiheit, verwarfen den Landfrieden und traten wieder gegen Eberhard in die Waffen, bis dieser sie in der Schlacht von Döffingen besiegte, 1388, und Wenzel endlich von Eger aus jede Einung den Städten verbot und den Landfrieden durch Einrichtung von 7 Kreisen im Reiche zu befestigen suchte, 1389.

§ 227. Bald aber gewann eine ungezügelte Wildheit mehr und mehr in Wenzel die Oberhand. Mit seinen böhmischen Ständen zerfiel er und war einige Zeit sogar Gefangener derselben. Gegen Adel und Pfaffen in seinem Lande erbittert, übte er am liebsten schnelle, grausame Rache oder Gerechtigkeit: daher erzählte man von ihm, der Henker, den er seinen Gevattersmann nenne, sei sein liebster Begleiter. Der Jagdlust leidenschaftlich zugethan, war er stets von großen und wilden Doggen begleitet, von denen seine erste Gemahlin zerrissen ward; ihren Beichtvater, den heiligen Nepomuk, erzählte später die fromme Sage, ließ er von der Moldaubrücke stürzen, da jener ihm die Beichtgeheimnisse derselben nicht hatte verrathen wollen. Vor Allem aber war wüste Trunksucht sein Laster. Man sah ihn seiner Laster wegen bald wie einen Tyrannen an, obwohl das niedere Volk ihn nicht ungern hatte. „Venceslaus alter Nero" schrieb man ihm einst an seine Thür: er aber, wie er denn weder des rasch treffenden Verstandes noch einiger Gelehrsamkeit entbehrte, schrieb darunter: „Si non fui adhuc, ero."*)

§ 228. Dennoch waren es nicht seine unköniglichen Laster, die endlich seine Entsetzung durch die Kurfürsten herbeiführten. Seit seinem Regierungsantritt war die Kirche in ein Papstthum von Rom und ein Papstthum von Avignon gespalten (s. unten). Diese Kirchentrennung zu beseitigen, kam Wenzel 1398 mit dem französischen Könige zu Reims zusammen. Beide verabredeten, daß der eine den Papst von Avignon, der Andere (Wenzel) den Papst von Rom zur Abdankung zwingen sollte. Letzterer aber, der unwürdige und schlaue Bonifaz IX., reizte die rheinischen Kurfürsten gegen ihn, die geistlichen sowie den Pfalzgrafen Ruprecht aus dem bairischen Hause, welches letztere schon längst wieder nach Herrschaft sich sehnte. Zu Oberlahnstein hielten diese eine Versammlung und entsetzten Wenzel, indem sie selbstsüchtige Zwecke schlecht mit dem Mantel der Tugend und Vaterlandsliebe deckten. Sie warfen ihm seine Laster vor, und vor Allem, daß er den Galeazzo Visconti für 100,000 Goldgulden als Herzog von Mailand und aller von hier aus eroberten Ortschaften bestätigt und so, als ein „Entgliederer" des Reiches, Gebiete desselben vergeben habe. Sie erklärten ihn für abgesetzt, und koren aus ihrer Mitte den Pfalzgrafen Ruprecht. Wenzel, obwohl er diesen Beschluß nicht anerkannte, schien sich doch leicht über den Verlust der deutschen Krone zu trösten.

*) „Wenzel, ein zweiter Nero." — „„War ich's bisher noch nicht, so werd ich's.""

§ 229. Ruprecht von der Pfalz, 1400—1410, ein Wittelsbacher, war kein untüchtiger Mann, aber im Reich zu Ansehen zu kommen, ist ihm nicht gelungen. Kaum daß er mit Wenzel noch einen matten, erfolglosen Krieg um die Krone führte. Dann schien es ihm besser, nach Italien zu ziehen und für sich zu gewinnen, was Wenzel hier vergeben hatte: aber von der neuen Kriegskunst der Bandenführer (Condottiere) geschlagen, kehrte er noch ärmer und ungeehrter zurück, als er gegangen. Bald galt er auch im Südwesten Deutschlands, wo er allein anerkannt gewesen, nichts mehr. Alle Macht raffte hier der gewaltthätige, ehrgeizige Erzbischof von Mainz, Johann von Nassau, „der beißende Wolf", an sich, der aus Fürsten und Rittern den Marbacher Bund zusammenbrachte „zu Schutz und Trutz gegen Jedermann, wer es auch wäre" — also selbst gegen den König. Und so tief gesunken waren beide Könige, daß sie bald wetteifernd um die Gunst dieses Bundes sich bemühten. Als Ruprecht endlich Miene machte, den Druck des Mainzers abzuschütteln und ihn nach Gebühr zu züchtigen, ereilte ihn der Tod, 1410. Die deutschen Zustände waren in völliger Auflösung: im ganzen Norden Deutschlands, vom Rhein bis zur Elbe, lebte man wie außer dem Reich; im Osten hielten sich die größern Territorien: Brandenburg, Meißen, Böhmen, Oestreich, gleichfalls in einem gesonderten, um das Reich unbekümmerten Dasein; und in Franken und Schwaben war Alles in Verwirrung.

§ 230. Dennoch traten um diese jetzt so entwerthete Krone wieder drei Bewerber auf, alle drei noch dazu aus dem Lützelburgischen Hause. Wenzel von Böhmen hatte in seine Absetzung noch immer nicht gewilligt. Der alte Jobst von Mähren, sein Oheim, mochte in seinem geizigen Sinn das Reich immer noch für eine Einnahmequelle mehr halten und bemühte sich deshalb gleichfalls um die Krone. „Er galt für einen großen Mann", sagt ein alter Chronist, „aber es war nichts groß an ihm als sein Bart." Endlich trat Wenzels Bruder, Sigmund, der von des Vaters Gebiet die Mark Brandenburg ererbt und durch Heinrich Ungarn bekommen hatte, gleichfalls als Bewerber hervor. Auf ihn setzten, die es noch mit dem Reiche wohlmeinten, ihre Hoffnung. Zu diesen gehörte der kluge und reichstreue Friedrich VI. von Hohenzollern, der Burggraf von Nürnberg; und dem Eifer wie dem Geschicke dieses Mannes gelang es wirklich, die Wahl Sigmunds, wenngleich nur mit drei Kurstimmen, durchzusetzen. Glücklicherweise starb Jobst um diese Zeit; und Wenzel ließ sich mit dem Titel eines römischen Königs abfinden. Nun kam Sigmund in's Reich und begann seine Regierung.

8. Sigmund. 1411—1437. Das Concil zu Constanz. Hussitenkriege.

§ 231. Noch einmal schien es, als könne eine Genesung in den deutschen Zuständen eintreten. Sigmund, Karl's IV. zweiter Sohn, in jugendlichem Mannesalter, schön, ritterlich, hoch begabt und gebildet, brachte eine Hausmacht mit, die allein schon Achtung gebot: ihm gehörten die Kronen von Ungarn, Bosnien, Dalmatien, und in Deutschland die brandenburgischen Marken. Indem er sich auf diese Hausmacht stützte, sich mit dem bairischen Hause verständigte, Friedrich von Hohenzollern als innigsten Freund und Rather gebrauchte und auch sonst mit Klugheit und Geschick auftrat, schien es noch einmal möglich, wieder eine allgemeine Reichs-Ordnung herzustellen. Außerdem aber trat er auch wie ein Kaiser wieder in die großen Fragen

der Christenheit ein. Der Zustand der Kirche, die damals drei Päpste hatte, erheischte eine schleunige Reform, und war auch der Kaiser in Deutschland so gut wie machtlos, noch galt bei allen Völkern sein Titel als der höchste der Christenheit; und je weniger man von dem Papste hoffen durfte, um so mehr erinnerte man sich daran, daß der Kaiser das weltliche Oberschutzamt der Kirche habe. Diese seine Aufgabe ergriff Sigmund mit Eifer, und so kam es, daß für kirchliche und Reichsangelegenheiten zugleich das Constanzer Concil 1414—1418 berufen wurde.

§ 232. Siebenzig Jahre war, seit Philipp der Schöne, König von Frankreich, den Papst Bonifaz VIII. von seiner Höhe herabgestürzt, der Sitz der obersten kirchlichen Gewalt in Avignon gewesen, 1308—1378 (das sog. Babylonische Exil der Kirche). In dieser Zeit war das Ansehen des päpstlichen Hofes durch Sittenlosigkeit und Schwelgerei, durch Aemterhandel und Gelderpressungen tief gesunken. Als endlich einmal wieder in Rom ein neuer Papst gewählt ward, zeigten sich viele Cardinäle mit dieser Entscheidung unzufrieden, begaben sich nach Avignon zurück, und stellten aus ihrer Mitte einen andern Papst auf. So begann die Kirchenspaltung oder das Schisma, 1378—1418. Beide Päpste thaten sich gegenseitig mit den ihnen anhängenden Ländern und Völkern — ihren Obedienzen — in den Bann, der Streit verwirrte die Gemüther der gläubigen Christenheit mehr und mehr, und da beide Päpste Geld gebrauchten, so mehrten sich ebenso die Erpressungen und die schändlichen Künste, womit man es erlistete. Dieser Zeit gehörte jener Bonifaz IX. (§ 228) an, welcher zuerst den Ablaßhandel, der jetzt zur Vergebung der Sünden um Geld herabsank, in's Große trieb, und besonders aus Deutschland ungeheure Summen zusammenscharrte. Bei allen Einsichtigen und Wohlmeinenden erhob sich unter diesen Umständen laut und lauter der Ruf nach einem allgemeinen Concil. Ein solches, behauptete man, das in seiner Versammlung die ganze Kirche darstelle, müsse deshalb auch nach Christi Verheißung unmittelbar vom heiligen Geiste geleitet werden, sei mithin unfehlbar, stehe über den streitenden Päpsten und sei allein im Stande, die Reformation an Haupt und Gliedern zu vollziehen. Endlich entschlossen sich die Cardinäle in Rom wie in Avignon und beriefen ein solches Concil nach Pisa, 1409. Dieses entsetzte beide Päpste und wählte einen neuen; da aber jene nicht wichen, so hatte man nur das Uebel verschlimmert und drei Päpste geschaffen, wie man um dieselbige Zeit drei Kaiser hatte. — Diese Verwirrung beschloß nun Sigmund zu schlichten. Da der mächtigste der drei hadernden Päpste, Johann XXIII. (Balthasar Cossa), vor den Waffen des jungen Königs von Neapel eben aus Rom hatte flüchten müssen und bei Sigmund Hülfe suchte, so ward es diesem leicht, ihn zu bestimmen, ein neues Concil, und zwar nach Constanz, auf deutschem Boden, auszuschreiben.

§ 233. Das Concil zu Constanz, 1414—1418, vereinte noch einmal die ganze abendländische Christenheit zu einer großen Gemeinschaft. Prälaten aus Italien, Deutschland, Frankreich, England, den nordischen und östlichen Reichen, zuletzt auch aus Spanien, kamen hier zusammen; selbst der Patriarch des damals schon von den Türken gefährdeten Constantinopels schickte Botschaft. Anwesend waren ein Papst und ein Kaiser, die meisten deutschen Reichsfürsten mit adligem Gefolge, das an Zahl der Diener und Pferde wetteiferte; Gesandte der fremden Könige, zum Theil prinzlichen Geblüts; Abgeordnete verschiedener Universitäten, besonders von Paris; Vertreter von Domcapiteln und Klöstern; endlich eine unzählige Menge von

Wechslern, Kaufleuten, Krämern, Abenteurern aller Art und aller Länder, die in dem großen Menschenstrome ihr Glück suchten: das Alles in einer Zeit, die mehr denn irgend eine andere dem Aeußerlichen zugewandt, in augenblicklichem Genuß und in fröhlicher Pracht ihre Befriedigung haschte. Jetzt feierliche Hochämter und Processionen, jetzt Turniere und fürstliche Einzüge; hier prächtige Bischofsgewande, Mitra und Infuln, dort der rothe Hut der Cardinäle, der violette Talar der Doctoren, die schwarzen, braunen und weißen Capuzen der Aebte und Mönche; dazwischen der Gold- und Silberschmuck der Ritter, ihre wallenden Federbüsche, ihre von Schellen klingenden Gewande, ihre mit Decken gezierten Pferde, ihre Falken und Hunde; die Sprachen des Abendlandes durcheinander rauschend — das Alles in eine enge, mittelalterliche Stadt, und in ihre mit Zelten bedeckte Umgebung zusammengedrängt, bot das bunteste, belebteste Bild. Und auch die geistlichen Geschäfte schien man gleich von Anfang mit Eifer zu erfassen. Die Versammlung stimmte nach Nationen, man entsetzte den lasterhaften Johann XXIII., der durch schlaue Winkelzüge, zuletzt durch die Flucht, das Concil aufzulösen versucht hatte, fand sich auch mit den beiden andern Päpsten ab, ernannte zuletzt einen neuen, Martin V., und stellte so die Einheit der Kirche glücklich wieder her. Aber man hatte nicht, wie Sigmund und die deutsche Nation gewollt, zuvor die Reform berathen und durchgeführt, und der neue Papst wußte denn auch das Concil um die beste Frucht zu betrügen, indem er mit den einzelnen Nationen Einzelverträge abschloß. Kaiser Sigmund hatte vorher, um den kirchlichen Frieden so gewisser zu vermitteln, eine abenteuerliche und nicht ganz gefahrlose Reise nach Aragonien Paris und London gemacht. — Eine besondere Wichtigkeit aber hat das Concil noch durch die Verurtheilung des Johann Hus erlangt.

§ 234. Johann Hus, geboren 1373, ein Böhme, hatte, als er bereits beliebter Prediger und Lehrer an der Universität Prag und Beichtvater der frommen Gemahlin König Wenzels war, die Schriften des englischen Reformators Wykliff kennen gelernt, hatte sich deren Grundsätze angeeignet und war als strenger Bußprediger, als kühner Tadler kirchlicher Mißbräuche und besonders des Ablaßhandels aufgetreten. Zugleich hatte er, als eifriger Böhme, während er Rector der Universität war, den böhmischen Stimmen das Uebergewicht verschafft, und war so den Deutschen, die von nun an die Universität verließen und meist nach Leipzig wanderten, verhaßt geworden. Der Papst berief ihn zur Verantwortung vor sich, und als er nicht kam, ward er entsetzt und gebannt. Nun appellirte Hus an „den besser zu unterrichtenden Papst", wandte sich mit begeisterter Predigt an's Volk und berief sich auf Christus, das Haupt der unsichtbaren, wahren Kirche; sein Freund Hieronymus verbrannte die päpstliche Bannbulle am Pranger. Ausgestattet mit einem freien Geleitsbrief Sigmunds, der ihm sichere Hin- und Rückreise verbürgte, war Hus zur endlichen Entscheidung seiner Sache vor dem Concil erschienen, ward aber bald nach seiner Ankunft auf Befehl des Papstes verhaftet und in ein ekelhaftes, ungesundes Gefängniß geworfen. Sigmund, der erst später ankam, war zwar über den Bruch seines Geleits unwillig, überließ aber dann doch den Ketzer dem Urtheilsspruch des Concils. Dieses, zwar selbst auf Reform bedacht, wollte doch in keiner Weise die Unfehlbarkeit der Kirche und mithin (§ 232) des Concils selber angezweifelt sehen: Hus aber berief sich, dem Ansehen der Kirchenväter gegenüber, auf sein Gewissen und die heilige Schrift. Und so weigerte er sich, die ihm vorgehaltenen oder aufgebürdeten Irrthümer zu widerrufen. Da verdammte

ihn das Concil. Unter den fürchterlichsten Verwünschungen wurden ihm die Priesterweihen genommen, sein Leib dem Tode und seine Seele dem Teufel übergeben. „Und ich, sprach Hus, befehle sie in die Hände meines Herrn Jesu Christi!“ Betend, unter Psalmen und Lobgesängen, schritt er durch eine unzählige Menge zum Scheiterhaufen. Als die Gluth um ihn emporstieg, rief er laut: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“ aber als er es zum dritten Male rief, schlug ihm die Lohe in's Angesicht; man sah seine Lippen noch, wie im stillen Gebet, sich bewegen; dann senkte er das Haupt und starb, 6. Juli 1415. Seine Asche ward in den Rhein gestreut. Ein Jahr später endete sein Freund Hieronymus, nachdem er seinen durch die Angst ihm entpreßten Widerruf zurückgenommen, an derselben Stelle und mit demselben Muthe. Kein Philosoph des Alterthums, schrieb damals ein gelehrter Italiener, hat je den Tod mit solcher Standhaftigkeit erlitten, wie diese Männer. Hus aber hatte gesagt, hindeutend auf seinen Namen, der im Böhmischen Gans bedeutet: „die Gans ist ein schwaches und zahmes Thier und erhebt sich nicht zu hohem Fluge: aber stärkere Vögel, Falken und Adler, werden nach ihr kommen, und werden, sich hochschwingend, alle Schlingen durchbrechen.“

§ 235. Die Böhmen, schon seit Jahren in inneren Unruhen und Aufständen gegen Wenzel verwildert, ergriff bei der Nachricht von dieser Hinrichtung ihres geliebten Lehrers wilder Zorn. Sie wandten sich nun um so bereitwilliger den Lehren Hussens und seiner Freunde zu, deren Hauptforderung der Kelch beim Abendmahl ward. Die Erbitterung war um so größer, da, wenn Wenzel starb, ihm, dem Kinderlosen, Sigmund folgen mußte, dem die Böhmen den Bruch des freien Geleites und die Ermordung ihres Propheten vorwarfen. Gleich nach den ersten Aufständen der Hussiten, an deren Spitze der gewaltige Ziska trat, starb Wenzel, vom Schlag getroffen, 1419; und nun verwarfen die Böhmen Sigmund als seinen Nachfolger. Der Geist des Zornes, der Empörung, des religiösen Eifers ging durch das ganze Land. Prediger mit dem Kelch in der Hand riefen zum Kampfe für die heilige Sache, in ihren Fahnen flatterte gleichfalls das Bild des geheiligten Kelches, von welchem sie auch den Parteinamen Utraquisten empfingen.*) Vergebens führte Sigmund ungarische und Reichsheere gegen sie, vergebens predigten die päpstlichen Legaten gegen die gefährlichen Ketzer das Kreuz. Zum erstenmale seit Jahrhunderten stand für Religion und Vaterland hier in diesem Hussitenkriege ein ganzes Volk wieder in den Waffen, Bauern und Handwerker, nicht bloß der ritterliche Stand. Vor dem Rollen ihrer Wagen, die sie nach alttestamentlicher Weise zu Wagenburgen um ihr Lager schlugen, vor dem Brausen ihrer begeisterten Kampfgesänge, vor ihren gerad geschmiedeten Sensen, Keulen, Dreschflegeln und Morgensternen wichen alle Heere, oft ehe sie ihrer nur ansichtig wurden. Und so siegten sie unter dem nun ganz erblindeten Ziska in mancher Schlacht, am entschiedensten bei Deutschbrod, 1422. Der altberühmte Kriegsgeist schien von der deutschen Nation gewichen: es zeigte sich, wie gefährlich die zügellose Freiheit und Selbstsucht der einzelnen Fürsten und Städte war einem solchen Feinde gegenüber. Denn auch jetzt kam es, trotz vieler Versuche, weder zu einem dauernden Landfrieden noch zu gemeinsamen Maßregeln. Einzelne unterhandelten, Andere entzogen sich dem Reichsaufgebot, die Städte schoben die Fürsten, diese die Städte vor; und wenn auch einmal ein bunt-

*) Weil sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt (sub utraque forma) forderten.

gewürfeltes Reichsheer wirklich zusammenkam, so floh es vor der Entscheidung; beim Passe von Taus hat der päpstliche Legat, ein geborener englischer Königssohn, im Zorn über die Feigheit des Heeres die Reichsfahne zerrissen und die Fetzen den Fürsten vor die Füße geworfen — ohne Nutzen — denn Muth und Ehre schien gewichen, und so wurde es offenbar, daß die deutsche Nation durch die Auflösung der Reichsverfassung auch um die letzte Tüchtigkeit gekommen war.

§ 236. Bei dieser Lage im Reich, verlor Sigmund die Lust, dasselbe zu reformiren; er überließ es als einen unheilbaren Körper sich selbst und wandte seine Thätigkeit ausschließlich seinen Erblanden zu. Zwar empfing er auf seinem Römerzuge, 1431—1433, sowohl die Königskrone von Mailand, als die Kaiserkrone von Rom, aber, gleich seinen Vorfahren, benutzte er seine hohe Würde nur noch, um für sich und seine Erbländer Nutzen zu ziehen. Philipp dem Guten, aus dem, zu hoher Macht erwachsenen burgundischen Herzogshause konnte er nicht wehren, erst Luxemburg und Namur, zuletzt auch gar Holland vom Reiche zu reißen. Mit seinem alten Freunde, Friedrich von Hohenzollern, dem er auf dem Concil zu Constanz sein Kurfürstenthum abgetreten hatte, war er gleichfalls seit lange zerfallen (S. unten). Was er für sein Haus an Macht erworben, das suchte er, da mit ihm das Haus der Lützelburger ausstarb, seinem Schwiegersohn und einzigen Erben, Albrecht von Oestreich, zuzuwenden. Das Concil von Basel, 1431—1443 (1449), von dem die Völker sich die Durchführung der zu Constanz vereitelten Reformation versprachen, trat zwar sehr muthig gegen alle kirchlichen Mißbräuche in die Schranken; der Papst aber wußte es nach Italien, erst nach Ferrara, dann nach Florenz zu verlegen, und auch der kühnste Theil der Väter, der zurückblieb und einen neuen Papst wählte, ermattete zuletzt, und das Concil zerrann ohne Frucht. — Die Hussiten waren zwar in wilden Plünderungszügen bis zur Donau, dem Rhein und zur Ostsee vorgedrungen, aber bald, nachdem sie ihren Führer Ziska durch den Tod verloren, unter sich in Parteien zerfallen. Das Concil von Basel vermittelte zuletzt zwischen der gemäßigten Partei der Böhmen (den Calixtinern) und Sigmund, und durch den Vertrag von Iglau, 1436, ward dieser endlich, kurz vor seinem Tode, von ihnen als König angenommen.

9. Die deutschen Kaiser aus dem Habsburgischen Hause: Albrecht II. 1438—1439. Friedrich III. 1440—1493.

§ 237. Zwei Fürstenhäuser waren durch Sigmund zu hohem Ansehen gehoben worden; in der ersten Hälfte seiner Regierung die Hohenzollern, denen er die Kurwürde zu Brandenburg zugewandt; in der späteren Hälfte die Habsburger, aus deren Stamm er seinen Schwiegersohn gewählt, und deren Erblande mit den seinen wie von selbst zu einem Ganzen sich schlossen. Diese beiden Häuser schienen dem Kaiserthron am nächsten zu stehen. Für Friedrich von Brandenburg sprach ein langes Leben voll Arbeiten und Aufopferung für das Reich; für den noch jugendlichen Albrecht von Oestreich die Verwandtschaft mit Sigmund und die größere Hausmacht. Bei den Kurfürsten aber fiel für Albrecht in's Gewicht, daß seine von Sigmund ererbten Territorien außer Deutschland lagen, die Thätigkeit mithin des neugewählten Kaisers mehr diesen, weniger dem Reiche zugewandt sein würde; und eben einen Kaiser, der das Reich sich selber überließe, wollte man. So entschied sich die Mehrheit der Kurfürsten, der sich dann auch die Andern anschlossen, für Albrecht II., 1438—1439, mit dem das östreichische

Haus nun in ununterbrochener Reihe auf den Kaiserthron gelangte. An sich war Albrecht ein tüchtiger Mann, ebenso sparsam und bedächtig wie unternehmend und kühn. Die Ungarn, die anders dachten als die deutschen Wähler, und ihren König für sich haben wollten, hatten sich zwar eidlich geloben lassen, Albrecht solle die Kaiserkrone nicht ohne ihre Bewilligung annehmen; aber das Concil zu Basel vermittelte ihm ihre Beistimmung. Albrechts kurze Regierung hatte für Deutschland besonders Herstellung des Landfriedens im Auge, und man kam deshalb auf die schon unter den Lützelburgern gepflegte Idee zurück, das Reich in Kreise zu theilen: denn nach Kreisen konnte man eine Reichssteuer und ein Reichsaufgebot erheben, und diese waren für das Reich wie für Albrechts Erblande höchst nöthig, da die Türken bereits gegen Ungarn und Deutschland vordrangen. Schon bezeichnete man die vier Kreise, in welche Deutschland mit Ausnahme von Oestreich und Böhmen getheilt werden sollte; aber wieder waren es die Städte, die nicht mit Unrecht Uebervortheilung fürchteten und der neuen Einrichtung widerstrebten. Albrecht stand mit einem östreichisch-ungarischen Heere gegen die Türken an der Theiß, da erkrankte er auf den Tod und starb, erst zweiundvierzig Jahre alt, ehe er noch sein Wien erreichen konnte, und ohne zu Aachen die Krone bekommen, ja ohne das deutsche Reich als Kaiser betreten zu haben. Er hinterließ das Andenken eines ehrenhaften, in seinem Glauben streng katholischen Fürsten, der selten gelacht, seltener noch den Degen von seiner Seite gethan hatte.

§ 238. Immer schamloser trat die Selbstsucht der Kurfürsten hervor: jetzt wählten sie Albrechts II. Vetter, Friedrich von Steiermark, obwohl man ihn kannte und nichts Gutes von ihm hoffen konnte. Friedrich III., 1440—1493, war ein Sonderling wunderlichster, steifster Art, ein Jüngling mit dem Sinn eines Greisen, ein Mann von zähester Trägheit, der weder selbst etwas that noch andere etwas für sich thun ließ, sondern wartete, bis die Erfolge ihm zureiften. Sehr päpstlich gesonnen, einst Pilger nach Jerusalem, war er Niemand willkommener als dem Papst, dem er denn auch alle günstigen Rechte, welche die deutsche Nation noch seit dem Constanzer und Baseler Concile besaß, bereitwillig preisgab. Verfolgung weitaussehender Pläne und dabei Schwäche und Hilflosigkeit in den zunächstliegenden Dingen waren ihm eigenthümlich. Unter ihm geschah im Reiche gar nichts. Man sprach zwar ohne Unterbrechung von dem Landfrieden, aber erst 1442 kam Friedrich zu einem ersten Reichstage nach Deutschland, dann dauerte das alte blutige Fehderecht und die Zerrüttung fort bis 1446, dann griff man zu einem vom Kaiser gebotenen Landfrieden auf 5 Jahre, dem Niemand gehorchte; ebenso ward ein oberstes Gericht im Reiche, ein Reichskammergericht, vorgeschlagen, aber vom Kaiser selbst nicht angenommen. Zwar hat Friedrich III. auf einem Römerzuge auch die Kaiserkrone empfangen, 1452, sogar mit viel Pomp, aber ohne Ehren und Nutzen.

§ 239. Im Innern Deutschlands aber herrschte die wildeste Verwirrung. Um für sein Haus wiederzugewinnen, was dasselbe kurz vorher während des Concils von Constanz an die Schweizer verloren, rief der Kaiser selbst die wilden Kriegsbanden, die damals Frankreich verwüsteten, die Armagnacs (die „armen Gecken") gegen sie in's Land, unter der Führung des französischen Dauphins (Kronprinzen), der schon damals das linke Rheinufer als Frankreichs natürliche Grenze in Anspruch nahm. Durch den Heldentod der 1600 Schweizer, die bei St. Jacob an der Birs fielen (1444), hier abgeschreckt, warfen sich diese Raubschaaren auf Schwaben und Elsaß und zogen erst nach

gräßlichen Verwüstungen wieder ab. Der Kaiser aber blieb noch länger in fruchtlosem Kampfe gegen die Schweizer. — Unter den verschiedenen Zweigen des bairischen Hauses wüthete Haß und Krieg. Der Hohenzoller Albrecht Achilles (§ 238) tummelte sich in langen Fehden gegen die süddeutschen Städte und gegen das bairische Haus. In Kurpfalz behauptete sich Friedrich der Siegreiche, trotz Kaiser, Papst und Nachbarfürsten, in der Gewalt, die er widerrechtlich seinem Neffen entrissen. In Thüringen und Meißen kämpften die beiden Brüder Friedrich der Sanftmüthige und Wilhelm einen langen, erbitterten Krieg gegen einander, und in Westfalen ward zwischen den Bürgern von Soest und dem Kölner Erzbischof die Soester Fehde (1444—1449) gestritten. Alles dieses geschah innerhalb weniger Jahrzehnte und ohne daß der Kaiser vermocht und versucht hätte, dem Uebel zu steuern.

§ 240. Zugleich erbebte des Reiches Grundbau durch gewaltige Stöße von außen. Seit dem 14. Jahrhundert waren die Türken in Europa erschienen und bedrohten das morsche, oströmische Reich; bald drangen sie auch erobernd gegen Ungarn vor. Schon 1399 hatte Sigmund an der Spitze eines aus der ganzen abendländischen Christenheit gebildeten Heeres eine schwere Niederlage bei Nicopolis erlitten. Endlich, 1453, fiel Constantinopel, und die Türken gründeten südlich von der Donau auf europäischem Boden ihr Reich. Immer häufiger überschwemmten sie Ungarn und drangen 1469 zum erstenmale bis über die deutschen Grenzen. Das Reich wie des Kaisers eigene Lande waren gefährdet: aber bei der allgemeinen Zerrüttung, bei der völligen Gleichgiltigkeit gegen das Reich, zu der der Kaiser selbst das Beispiel gab, zog das Reichsheer zur Vertheidigung aus: man hielt Reichstag über Reichstag, ohne etwas zu beschließen*) und wich den Türken, wie einst den Hussiten, ohne Kampf und Ehre. — In Böhmen und Ungarn standen die Dinge nicht besser für das Reich. Erst nach König Albrechts II. Tode war diesem ein Sohn geboren, Ladislaus Posthumus (der Nachgeborne). Dieses Kindes Erbe hätte Friedrich III., der bei all seiner Untüchtigkeit gierig nach Land, und in der Erwerbung desselben ebenso schlau wie gewissenlos war, gern an sich gezogen. Aber in beiden Ländern brachen Unruhen aus. Ladislaus starb jung, und nun bemächtigten sich eingeborne Männer der Herrschaft. In Böhmen, welches, obwohl meist von Slaven bewohnt, doch Reichsland war, erhob sich, auf die alten Utraquisten (§ 235) gestützt, Georg von Podiebrad zu einer Macht, die allen deutschen Nachbarlanden gefährlich wurde; die Ungarn setzten den klugen, glänzenden Matthias Corvinus auf den Thron, der zuletzt im Kampfe gegen Friedrich diesen sogar von Land und Leuten und aus seiner Hauptstadt Wien vertrieb, und dieselbe besetzt hielt, bis er starb. Im Nordosten hatten sich Polen und Litthauer unter dem Königshause der Jagellonen geeinigt und bedrängten das Land des Deutschen Ordens, über welchen sie schon 1410 bei Tannenberg einen großen Sieg davongetragen hatten, und den sie, ohne daß Kaiser und Reich sich seiner annahm, endlich 1466 völlig überwältigten. Slaven und Ungarn, so lange den Deutschen unterworfen, waren die Herren des Ostens und gefährliche Nachbarn des Reiches geworden. Ein Glück war es, daß wenigstens in Brandenburg der Hohenzoller Friedrich II., genannt der Eiserne, einen Damm aus deutschen Kräften dieser Bedrohung vorschob.

§ 241. Der gefährlichste Feind aber erwuchs dem Reiche im Westen.

*) Besonders die Städte zeigten sich selbstsüchtigt und lau.

Ein Seitenzweig der französischen Königslinie, die Herzöge von Burgund, hatten sich durch Erbschaft und Eroberung in Besitz fast aller der Länder gesetzt, die einst Niederlothringen gebildet hatten; alle Länder um die Rheinmündung, die Maas- und Scheldegegend gehörten zu diesem Herzogthum von Burgund, das unter Herzog Karl dem Kühnen die höchste Macht erreichte. Dieser strebte sein Gebiet rheinaufwärts auszudehnen: Alles, was auf dem linken Ufer dieses deutschen Stromes lag, wurde von ihm mit welscher Herrschaft bedroht. Vom Erzbischof von Köln zu Hilfe gerufen, belagerte er 1474 die Stadt Neuß am Rhein, und nur dem heldenmüthigen Widerstande dieser Stadt, die sechsundfünfzig Stürme abschlug und eine zehnmonatige Belagerung aushielt, und nicht dem trägen Zuzuge der Reichsarmee war es zu danken, daß dem Herzoge hier Halt geboten wurde. Denn, was das Schlimmste war, der Kaiser selbst war in geheimer Unterhandlung mit dem Reichsfeinde, da es ihm gelüstete, seinen Sohn Maximilian mit der einzigen Tochter des reichen Herzogs zu vermählen. Schon das Jahr zuvor war er mit ihm in Trier zusammengekommen, und hatte sich von ihm an Glanz und Pracht beschämen lassen. So rührte es den Kaiser auch wenig, als Karl der Kühne die Schweizer angriff. Aber hier machte deutsche Tapferkeit welsche Prahlerei zu Schanden; die Schweizer, die vergebens beim Reiche um Hilfe gebeten, schlugen allein das stolze Ritterheer bei Granson und bei Murten, 1476, und bei Nancy, 1477*), — Siege, die vom ganzen deutschen Volke bis zur Ostsee hin mit lautem Jubel begrüßt wurden, aber Keinem weniger willkommen waren, als dem Kaiser.

§ 242. Eins gewann Friedrich durch seine träge Zähigkeit und schleichende Berechnung: obwohl Deutschland tiefer gesunken, denn je zuvor, und Friedrich selbst klagen mußte „das Reich sei voll Unrath, Gewaltthätigkeit, unehrlichem Angriff, Mord und Brand, davon es gar schädlich gemindert werde," und obwohl er, der Kaiser, der seinem Titel nach ein Weltbeherrscher sein sollte, aus seinem Erblande lange Zeit verjagt, als Flüchtling im Reiche umherzog, sein Mahl in Städten und Klöster nahm, wo man ihn umsonst bewirthete, ja gelegentlich mit einem Gespann Ochsen seine Straße fuhr; doch erweiterte er schließlich seine östreichische Hausmacht. Denn wirklich ward sein Sohn Max der Gemahl von Maria von Burgund, und die großen Gebiete Karls des Kühnen kamen so an das östreichische Haus. Friedrichs III. Wort, das er einst selber niedergeschrieben, „Alles ertreich ist ostreich untertan" begann zur Wahrheit zu werden, als er nach langer, verderblicher Regierung starb, 1493.

10. Maximilian. 1493—1519. Der ewige Landfriede.

§ 243. Maximilian, der seinem Vater schon im Jahre 1486 zum Nachfolger gegeben und in Frankfurt a. M. gekrönt war, war von edler Gesinnung und feiner Bildung. Wunderlich, liebenswürdig, vielseitig, unermüdlich, hat man ihn wohl Deutschlands letzten Ritter genannt. Seine hohe Gestalt, durch jede körperliche Uebung gestählt und gekräftigt, das muthige blaue Auge, die lang herabwallenden blonden Locken ließen ihn als ein echtes Königsbild erscheinen. Sein Muth ward oft zur Tollkühnheit; so, wenn er den Bären in seiner Höhle aufsuchte und mit ihm kämpfte, wenn er in den Käfig des Löwen trat und ihn scheuchte, vor Allem, wenn er in den Tiroler Alpen Gemse und Steinbock bis zu den höchsten Felsenspitzen

*) „Bei Granson verlor ich den Muth — bei Murten das Gut — bei Nancy das Blut."

verfolgte. Auch war er Soldat, durch Anstrengungen und Entbehrungen nicht zu ermürben, und, wie sein Ahn Rudolf (§ 205), voll listiger Anschläge und neuer Erfindungen; er wußte seinen Harnisch und sein Schwert selbst zu schmieden, und ist oft, den Speer auf der Schulter, zu Fuß vor seinen Landsknechten hergezogen. Zu seinen körperlichen Vorzügen gesellte sich eine umfassende geistige Bildung, die ihm sein Vater hatte angedeihen lassen; so daß es einem so reich ausgestatteten Menschen wohl zustand, noch einmal an Karls des Großen Vorbild, an eine Erneuerung der alten Kaiserherrlichkeit zu denken. — Aber leider war sein Geist mehr abenteuerlichen Plänen, als dem Nächsten und Nöthigsten zugewandt; und auch er fand bald seine Thätigkeit mehr außer als in dem Reiche.

§ 244. Doch war auch in Deutschland, in den Stürmen und dem Unglück der letzten Zeiten (§ 239), ein tüchtigeres Geschlecht besonders vaterlandsliebender Kurfürsten erwachsen. So zeichneten sich vor Allem Berthold von Mainz, dann Friedrich der Weise von Sachsen, Johann Cicero von Brandenburg und auch Eberhard im Bart, der erste Herzog von Wirtenberg, aus; diese Männer erkannten, daß dem Reiche eine endliche Ordnung dringend nöthig sei. — Friedrich III. war noch nicht begraben, als die Türken schon wieder bis Laibach schweiften. In Italien verwickelte sich Maximilian durch seine zweite Vermählung mit Blanca Maria aus dem Hause Sforza, das in Mailand regierte, in neue Kriege und Streitigkeiten. Eben fingen (seit 1494) die Franzosen an, auch hier ehrgeizig und erobernd einzudringen. Gegen die Türken wünschte Maximilian die Kräfte des Reiches zur Abwehr heranziehen zu können, in Italien suchte er, bald in Fehde und bald in Bündniß mit den Franzosen, zwischen den Mächten, die hier sich um die Herrschaft stritten, die alte Kaiserrolle aufrecht zu erhalten; obwohl er weder je in Rom die Kaiserkrone erhalten, noch überhaupt hier mit glücklichem Erfolg gekämpft hat. Er bedurfte also in allen diesen Unternehmungen Truppen und Geld vom Reiche. Die Kurfürsten waren Willens, ihm Beides zu gewähren, wenn er als Gegenleistung ein Reichsregiment, d. h. eine Mitregierung der Reichsstände zulasse und ein oberstes Reichsgericht, das von ihm unabhängig sei, einsetze. So war man auf dem Wege, eine durch die Stände, d. i. den fürstlichen Adel des Reiches, beschränkte Monarchie herzustellen, und auf dem Reichstage von Worms, 1495, gestand Maximilian nicht nur die Errichtung eines Reichsregimentes zu, sondern auch ein sog. ewiger Landfriede wurde verkündigt, kraft dessen jede Selbsthilfe im Reiche verboten, also das seit Jahrhunderten geltende Fehderecht aufgehoben, dagegen zur Entscheidung sich erhebender Streitigkeiten ein oberster Gerichtshof, das sog. Reichskammergericht, eingesetzt wurde. Alle Jahre sollte, um über den Landfrieden, die Vollziehung der kammergerichtlichen Urtheile und über des Reiches Wohl überhaupt zu wachen, ein Reichstag zusammentreten. Um aber das Kammergericht zu unterhalten und zugleich die Anfänge zu einer Reichswehr herzustellen, mußte zum ersten Male eine allgemeine Reichssteuer ausgeschrieben werden, der sog. gemeine Pfennig, und um denselben zu beschaffen, mußten sowohl die eigentlichen Grenzen des deutschen Reiches gegen die Nebenländer schärfer wie bisher gezogen, als auch dieses selbst in übersichtliche Kreise getheilt werden. So kam man auf die schon lange besprochene Eintheilung des Reiches in Kreise zurück, deren Zahl Anfangs auf 6, später auf 10 festgesetzt wurde. Es waren die folgenden: der österreichische, der bairische, der schwäbische, der fränkische, der kurrheinische, der oberrheinische, der burgundische, der niederrheinisch-westfälische,

der niedersächsische, der obersächsische. Böhmen ward, als slavisches Land, nicht einbegriffen; von den deutschen Gebieten fehlte die Schweiz.

§ 245. Die Schweizer nemlich, stolz und unabhängig geworden durch ihre Siege, und mit dem Könige von Frankreich in Friede und Freundschaft, wollten zur Erhaltung des Reichskammergerichts nichts beisteuern. Maximilian, der deshalb einen Krieg unternahm, konnte sie nicht überwinden, und mußte ihre Unabhängigkeit anerkennen; damit begann auch die Lostrennung dieses Gliedes vom deutschen Reichskörper. Ueberhaupt schienen die neuen, wohlgemeinten Einrichtungen doch bald wieder wie Flugsand zu verwehen. Maximilian selbst haßte die Beschränkungen seiner Macht, die ihm das Reichsregiment auflegte. Als im Jahre 1505 in dem Wittelsbachischen Hause um das Landshuter Erbe der sogenannte Pfälzerkrieg ausbrach, nahm Maximilian, nachdem der von ihm geächtete Kurfürst von der Pfalz von seinen zahlreichen Feinden besiegt und gedemüthigt worden war, diese Gelegenheit, bei der er zum erstenmale seit langer Zeit wieder eine entscheidende Rolle in Deutschland gespielt hatte, wahr, um die 1495 und 1497 getroffenen Einrichtungen des Reichsregimentes und selbst auch des Reichskammergerichtes einschlafen zu lassen. Er kümmerte sich überhaupt nur noch um seine östreichischen Interessen, seine italienischen Feldzüge, und in den letzten Jahren vor Allem darum, wie er die Kaiserkrone seinem Enkel, Carl I. von Spanien, zuwenden möge. Dennoch waren unter ihm im Reiche bessere Zeiten angebrochen, und der Grund zu einer deutschen Reichsverfassung gelegt.

B. Hervorragende Fürstenhäuser.

1. Stellung der Landesherren im Allgemeinen.

§ 246. Der ewige Landfriede beendigte eine innere Auflösung und Zersetzung des Reiches, die kaum noch weiter gehen konnte. Seit die Fürsten erblich geworden waren; seit aus den Reichslehen selbständige Länder (Territorien) sich gebildet hatten, und die Gaueintheilung aufgelöst war, nahmen die Reichsstände eine fast ganz unabhängige Stellung ein. Diese Reichsstände wurden vorzugsweise durch die Fürsten gebildet; erst gegen den Schluß unserer Periode waren auch die Reichsstädte und die Reichsritterschaft durch Abgeordnete auf den Reichstagen vertreten.*) Seit den Veränderungen unter Maximilian (§ 244) hätte man das Reich, den Kaiser an der Spitze, ihm zur Seite die auf den Reichstagen sich versammelnden Reichsstände, fast wie eine ständische Monarchie betrachten können. Aber leider verkam Alles schon in den ersten Anfängen. Die Fürsten sahen ihre Territorien längst als Eigenthum an, was sich besonders in der Unsitte der Landestheilungen zeigte, die fast regelmäßig vorgenommen wurden, wenn mehrere Söhne vorhanden waren. So wuchs die Zahl der Landesgebiete immer mehr, und die Zersplitterung ging in's Kleine und Kleinste. Zugleich kamen seitens

*) Die Reichsstädte wurden seit Rudolf von Habsburg oft berufen, da man ihrer Geldmittel bedurfte; förmlich aufgenommen wurden sie erst 1487. Sie ordneten sich nach zwei Bänken, der rheinischen Bank, wozu die Städte der Wetterau, des Elsaß, Thüringens und Sachsens gehörten; und der schwäbischen Bank, wozu die schwäbischen und fränkischen Städte gehörten. — Die Kurfürsten gaben am Gitter der Fürsten ihre „Relation", diese ihre „Correlation"; diese zusammen gingen an die Vertreter der Städte, welche dann erst um Instruction nach Hause schreiben mußten. Widersprachen sie, so kam nichts zu Stande. Wie schwerfällig, ja unmöglich war also ein gemeinsamer Beschluß!

der Fürsten zahlreiche Versuche vor, Städte und Ritter in ihrer Freiheit zu schädigen, sie zuletzt wohl ganz zu unterwerfen; wohingegen diese wieder voll Muth und Trotz sich ihrer Unabhängigkeit wehrten, oft sogar eine herausfordernde Stellung einnahmen. Aber auch die Fürsten fanden eine Schranke ihrer Gewalt in ihren Landständen, d. i. ihren abhängigen (nicht reichsfreien) Städten, Adligen und Geistlichen; denn es wiederholte sich (§ 203) nun in den Territorien dasselbe im Kleinen, was im Reiche im Großen geschehen war: Adel und Städte strebten auch hier mehr und mehr zur Unabhängigkeit empor. Die Fürsten boten ihnen selbst die Gelegenheiten; denn diese brauchten, um mit angemessenem Glanz aufzutreten, oft auch um die Kosten eines wüsten Hoflebens bestreiten zu können, um Kriege zu führen oder ihren Töchtern Hochzeiten auszurichten und Mitgiften zu geben, Geld, das mehr und mehr eine Macht wurde. Abgaben in Geld aber hatte das frühere Mittelalter nicht gekannt, es kannte nur persönliche Dienstleistungen; die Fürsten hatten mithin weder die Macht noch das Recht, ohne Weiteres solches zu erheben und mußten sich an den guten Willen ihrer Landstände wenden, mußten ihnen mit einer Bitte (Bede in Norddeutschland genannt) kommen, um von ihnen Geld zu erhalten. Dieses gewährten sie, aber nicht ohne Bedingungen für sich auszumachen, und so geschah es, daß sie sich öfter, zuletzt regelmäßig versammelten; daß sie als erstes Recht die Steuerbewilligung in Anspruch nahmen, dann häufig auch noch eine Beaufsichtigung über die Verwendung der bewilligten Gelder forderten; ja, daß sie bei jeder Abschließung neuer Bündnisse oder Verträge, bei jeder neuen Landestheilung gefragt sein wollten, geschweige bei Verkauf oder Verpfändung einzelner Landestheile, was auch vorkam. So war also die Fürstengewalt nach untenhin ebenso gebunden, wie sie selbst nach obenhin die Reichsgewalt band. Für Gelder, welche die Landstände bewilligten, ließen sich diese schließlich die landesherrlichen Rechte, Gerichtsbarkeiten, Zölle übertragen — und somit fielen fast alle Lasten auf die „armen Leut", vorzugsweise auf die Bauern, die allmählich in einen namenlos elenden Zustand hinunter sanken. Und doch hatte auch der Ritter, der mit Geld nicht umzugehen verstand, oder der Fürst, der es nur um immer größere Opfer, gleichsam um sein Kaptital, kaufte, ebenso wenig Segen von solcher Bedrückung.

§ 247. Diese Zersetzung des Reiches in Territorialgewalten, und wieder die Zersetzung dieser nach unten hin, hatte in einer Beziehung ihr Gutes; sie lehrte den Mann, der sich auf allgemeine Ordnung nicht stützen konnte, nach altgermanischer Weise auf sich selber ganz allein zu stehen, Muth, Klugheit und Geistesgegenwart auszubilden; später konnte auch Wissenschaft und Kunst in eigenthümlicher Weise von den kleinen Fürsten und Herren im Reiche gepflegt werden. Auf der andern Seite erwuchs aber noch viel mehr Rohheit, Gewaltthätigkeit, Frevel und Grausamkeit aus diesem, im großen Ganzen rechtlosen Zustande, und wie er endlich das Reich an den Rand des Abgrunds führte, haben wir bereits zur Genüge gesehen.

Wir suchen nun in den folgenden Abschnitten ein Bild des also veränderten deutschen Reiches in seinen wichtigsten Territorien und regierenden Geschlechtern (Dynastien) zu gewinnen, indem wir bei unserer Uebersicht von der, unter Maximilian I. eingeführten Kreiseintheilung ausgehen.

2. Der Kurkreis und der Oberrheinische Kreis. Das Pfälzer Haus. Haus Nassau-Oranien. Haus Lothringen.

§ 248. In der Mitte des westlichen Deutschlands, wo von rechts der Neckar zwischen Obstgärten und Rebenhügeln, der Main durch reiche Frucht-

gebreite, und die Lahn unter Fels und Busch ihren Weg zum schönen Rheine nehmen, wo von links die Nahe zwischen den dunklen Höhen des Donnersberges und Idarwaldes, und die Mosel zwischen alten Burgen, Städten und Weinbergen hindurch sich gleichfalls zum Rheine winden: hier in den alten Kernlanden des Reichs, einst den Herzogthümern Franken und Oberlothringen angehörig, kreuzten sich zwei Kreise, der Kurkreis und der Oberrheinische. Der erste umfaßte die Gebiete der vier Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln und von der Pfalz. Die Kurpfälzische Residenz war Heidelberg am Neckar, und das Schloß dieser, dem Wittelsbachischen Hause angehörenden Herren hob sich, von röthlichem Stein erbaut, am Fuß des mächtigen, waldbedeckten Königstuhls, gar lieblich aus dem Grün der Bäume und blickte über eins der herrlichsten Thäler Deutschlands, das hier gegen den Rhein hin weit sich öffnet. Das Pfalzgrafenamt (§ 82, 107), ursprünglich für das Herzogthum Franken bestimmt, war von Kaiser Friedrich II. an Ludwig von Baiern (Wittelsbach) gegeben worden, dessen Enkel jener Ludwig der Strenge war, der zur Zeit des Interregnums um ungegründeten Verdacht seine Gemahlin hinrichten ließ. Dessen Söhne waren Rudolf, der Pfalzgraf, und Ludwig, der spätere deutsche Kaiser (§ 218). Von Rudolf leitet sich das pfalzbaierische Haus ab, da Kaiser Ludwig durch den Hausvertrag von Pavia 1329 den Söhnen desselben, Ruprecht I. und Rudolf, die pfälzischen Länder und einem Enkel desselben die Oberpfalz (den alten Nordgau, § 82) an dem Westabhange des Böhmer Waldes überließ. Von der Kurlinie ward schon 1386 die Universität zu Heidelberg gestiftet. Ihr entstammte auch Ruprecht (III), der von 1400—1410 deutscher König war (§ 229), ebenso jener Friedrich der Siegreiche (§ 239), der zur Zeit Kaiser Friedrichs III. an Stelle seines minderjährigen Neffen die Kurwürde sich angeeignet hatte und sie dem Kaiser zum Trotz bis zu seinem Tode 1476 behauptete — damals der entscheidende Herr in Westdeutschland. In seiner ruhmreichsten Schlacht, der von Seckenheim, 1462, nahm er seine Feinde, den Grafen von Wirtenberg, den Markgrafen von Baden und den Bischof von Metz, gefangen, bewirthete sie, als sie aus langer, harter Haft sich theuer gelöst, zuletzt dann prächtig auf seinem Heidelberger Schloß, ließ ihnen aber kein Brod zu den Speisen aufsetzen. Als sie sich darüber wunderten, ließ er ihnen sagen: sie hätten seinen Bauern die Erndte verderbt und verbrannt, nun möchten sie sehen, wie es sich ohne Brod leben ließe. — Diese pfälzische Linie des Wittelsbachischen Hauses ging auch später ihren eigenen Weg; zur Reformationszeit trat sie mit Entschiedenheit dem evangelischen Bekenntniß bei, während die übrigen Wittelsbacher ebenso eifrig katholisch blieben.*)

§ 249. Kur-Mainz erstreckte sich mit seinem Gebiete über zerstreute

*) Als die gerade Kurlinie 1559 erlosch, ging die Kur auf eine jüngere Linie, Pfalz-Simmern, über. Dieser entstammte der unglückliche Friedrich V., König von Böhmen, der im dreißigjährigen Kriege Land und Leute und auch die Kur einbüßte, welche letztere nun auf die herzogliche Linie, die Nachkommen Kaiser Ludwigs, überging. Doch bekam mit dem westfälischen Frieden das Pfälzische Haus die Kurwürde, als die achte im Reiche, zurück. Abermals waren jüngere Linien abgezweigt: Pfalz-Neuburg, die Jülich und Berg am Niederrhein erwarb und diese 1685 mit dem Kurlande und der Kurwürde von der Pfalz verband, Pfalz-Sulzbach, die 1742 die neuburgischen Länder und 1777 auch die kurbaierischen erbte, Pfalz-Zweibrücken, die durch Heirath sich mit dem schwedischen Königshause verband, und aus der die Könige Karl X—XII. stammten, und Pfalz-Birkenfeld, welche zuerst Zweibrücken 1734, dann die beiden, unter der Sulzbachischen Linie vereinten Kurländer Pfalz und Baiern nebst Jülich und Berg erbte, 1799, und für Baiern 1805 die Königswürde erwarb. Aus ihr entstammt das jetzige baierische Königshaus.

Landschaften, wie Aschaffenburg, Lorsch, Rense, das Eichsfeld u. s. w.; sein Mittelpunkt aber war die alte Römergründung (§ 10), das „goldene Mainz", wie es im Volksmunde seines Reichthums wegen genannt ward, am Zusammenfluß von Main und Rhein, und zwar auf der linken Seite des letzteren Flusses gelegen, mit seinem prächtigen Dom, seinen festen Mauern und seiner regsamen Bevölkerung. Seit Bonifazius' Zeiten (§ 64—67) war es der erste Bischofssitz Deutschlands, und sein geistlicher Sprengel erstreckte sich von der Schweiz bis zur Elbe. Der Stuhl war meist von den großen rheinischen Geschlechtern, am häufigsten von den Nassauern oder den ihnen verwandten Eppensteinern, besetzt. Aber auch die Stadt Mainz kam zu großer Blüte und gedieh durch die Tüchtigkeit und Freiheit ihrer Bürger. Doch erlitt dieselbe einen schweren Schlag, als sie für ihren vom Papst entsetzten Erzbischof Diether, einen Verbündeten Friedrichs des Siegreichen (§ 248), wider dessen Gegenbischof, Adolf II. von Nassau, stritt. Durch Verrath wurde Letzterem ein Thor der Stadt geöffnet, 1462, er drang ein, und trotz der heldenmüthigen Vertheidigung der Bürger siegte er, als er die Brandfackel in die Häuser der Kämpfenden werfen ließ; eine entsetzliche Verheerung folgte, und Reichthum und Unabhängigkeit der Stadt sanken in Asche. Dagegen wurde unter Adolf's Nachfolger zu Mainz ebenfalls eine Universität gegründet, 1477. Besonderes Ansehen genossen die Kurfürsten dann zu Bertholds (von Henneberg, (§ 244) und zu dessen Nachfolgers, Albrechts (von Brandenburg), Zeiten.

§ 250. Kur-Trier, im sonnigen Gelände der Mosel gelegen, abwärts bis zum Rhein ausgedehnt, wo dem stolzen Ehrenbreitstein gegenüber Coblenz auf grünem Vorsprung zwischen Rhein und Moselmündung sich erhebt, hatte in seiner Hauptstadt Trier gleichfalls einen Ort, dessen Gründung schon vor die Zeiten der Römer fällt, und dessen bischöflicher Stuhl schon in apostolischer Zeit entstanden sein sollte. Der Sprengel des Erzbisthums umfaßte im Wesentlichen das alte Oberlothringen; auf seinen Stuhl stiegen vorzugsweise Glieder aus den großen rheinischen Geschlechtern. Auch Trier hatte eine Universität, und die Stadt selbst lebte mit ihren Erzbischöfen meist in Freundschaft. — Anders war es in Kur-Köln. Auch Köln reicht in die Römerzeit (§ 9) und sein bischöflicher Stuhl fast in das apostolische Zeitalter zurück. Auf dem linken Rheinufer, schon in der Ebene, erhob sich das „heilige Köln" mit seinem wunderbar schönen, freilich unvollendeten Dome, seinen Kirchen und Capellen, deren Zahl gleich den Tagen im Jahre war, wie mit seinen Myriaden von Heiligenleibern, ein deutsches Rom, mit einer trutzigen Bevölkerung, reichem Handel und mancher lieblichen, fröhlichen Volkssitte. Das Territorium von Köln reichte in einem schmalen Streifen den Rhein hinab von Linz bis Kaiserswerth: es gehörten ihm aber auch noch bedeutende Gebiete in Westfalen zu. Der Sprengel umfaßte das ehemalige Niederlothringen, das Land der Frisen und Sachsen bis über die Weser. Die Residenz der Erzbischöfe, die meist rheinischen Fürstengeschlechtern, denen von Mörs, Sayn, Berg, Wied u. a. entnommen wurden, war das von Kastanien umschattete Bonn, dessen „alter Zoll" zugleich mit der malerischsten Aussicht die Schifffahrt des Rheins beherrschte. Seit Konrad von Hochstaden, dem Gründer des Doms (1248), wüthete fast ununterbrochene Fehde zwischen den Erzbischöfen und der Stadt Köln, die ihrerseits wieder durch erbitterten Kampf der Geschlechter und Zünfte verwirrt ward. Dennoch gedieh Reichthum und Wohlstand, auch hier blühte eine Universität, und das Erzstift ward nach der Reformation das eifrige Augenmerk des bairischen wie des östreichischen Hauses, aus denen dann auch die späteren Erz-

bischöfe fast ausnahmslos hervorgingen. — Durch diese drei kurfürstlichen Erzbisthümer hatte der alte Reichsadel eine mächtige, einflußreiche Stellung in Deutschland, die er mit allem Eifer festhielt und ausbeutete. — Zum Kurkreise gehörte auch die Grafschaft Nassau. Das Haus Nassau stammte aus alter deutscher Zeit. Seit 1225 theilte es sich in zwei Linien: die Walramsche und Ottonische; aus ersterer stammte König Adolf von Nassau (§ 209); letztere erwarb seit dem 14. Jhd. bereits Besitzungen im Lützelburgischen und Nordbrabant, und ihre Nachkommen, die Nassau-Oranische Linie, nehmen so später in den Niederlanden eine hervorragende Stellung ein.*) Durch Kaiser Karl IV. ward das Haus gefürstet.

§ 251. Der Oberrheinische Kreis erstreckte sich von Basel an auf dem linken Rheinufer abwärts und setzte sich nördlich von Mainz in den hessischen Gebieten fort. Er umfaßte also die reiche Ebene zwischen Vogesen und Rhein, in die der Thurm des Straßburger Domes als ein Wahrzeichen altdeutschen Kunstsinns hineinragt, und die offnen Thäler der Wetterau, der oberen Lahn, der Fulda, das weite Thalbecken von Kassel, bis die Waldberge, welche die Weser bespült, im Norden die Grenze bildeten. Zu ihm gehörten die Bisthümer Metz, Toul, Verdun, Basel, Straßburg, Speyer, Worms, die Abtei Fulda und viele kleinere geistliche Territorien; viele freie Städte, unter ihnen vor Allem das reiche, handelsthätige Frankfurt; außerdem viele fürstliche, gräfliche und reichsfreiherrliche Gebiete. Unter den Fürsten sind die Herzöge von Lothringen und die Landgrafen von Hessen die bedeutendsten. Hessen erscheint in der früheren Zeit stets mit Thüringen verbunden. Nach dem Aussterben der thüringischen Landgrafen erhielt nach langen Streitigkeiten ein Seitenverwandter derselben, Heinrich das Kind von Brabant, durch Adolf von Nassau 1291 Hessen. Schon dieser theilte das Land unter seine Söhne; Erbtheilungen und Wiedervereinigungen folgten hier, bis im J. 1500 die verschiedenen Linien wieder vereinigt wurden und 1509 auf Landgraf Philipp den Großmüthigen kamen, der so einer der mächtigsten Fürsten Deutschlands ward**). — Das Herzogthum Lothringen war der Ueberrest des ehemaligen Oberlothringens. Dieses war vom Kaiser Heinrich III. (§ 132) an einen Grafen Gerhard gegeben, der sich weiblicher Seits noch von den Karolingern herleitete. Von diesem

*) Aus ihr entstammte nemlich ein Graf Heinrich von Nassau, der 1515 Claudia von Chalons heirathete, auf welche das Fürstenthum Orange am linken Rhoneufer vererbt war. Ihr Sohn Renatus verband dieses Fürstenthum mit den bereits früher erworbenen niederländischen Besitzungen der Familie. Dessen Erbe aus der Dillenburgischen Linie, von Heinrichs Bruder Wilhelm stammend, war der berühmte Wilhelm von Oranien, der Begründer der niederländischen Freiheit. Dessen jüngster Sohn, Friedrich Heinrich, beerbte seinen kinderlosen Bruder und bestimmte, daß, wenn sein Sohn, Wilhelm II., kinderlos stürbe, seine älteste Tochter, Luise Henriette, Gemahlin Friedrich Wilhelms von Brandenburg, des Großen Kurfürsten, ihn beerben sollte. Wilhelms II. Sohn, der kinderlose Wilhelm III. (der berühmte König von England 1689—1702), stieß zwar dies Testament wieder um, doch bemächtigte sich, auf die älteren Ansprüche gestützt, nach seinem Tode König Friedrich I. von Preußen eines Theils dieser oranischen Erbschaft. Einem Seitenzweige, Nassau-Dietz, entstammen die Erbstatthalter (seit 1702) und die Könige der Niederlande (seit 1815). Nassau unter der Walramischen Linie, durch Napoleon zum Herzogthum erhoben und vergrößert, ward 1866 mit Preußen vereinigt.

**) Seit dem Tode desselben 1567 theilte sich das Land wieder in Hessen-Kassel, Hessen-Marburg (Hessen-Rheinfels) und Hessen-Darmstadt, von denen jedoch Hessen-Marburg schon mit Philipps Sohn wieder erlosch. Hessen-Kassel ward 1803 Kurfürstenthum und 1866 mit Preußen vereinigt. Hessen-Darmstadt ward 1806 zum Großherzogthum erhoben und mit Landstrichen südlich vom Main vergrößert.

stammen die Herzöge von Lothringen, die in späterer Zeit mit dem Hause Habsburg verbunden, sich in dem Lothringisch-Habsburgischen Kaiserhause von Oestreich noch jetzt fortsetzen.*) — Das Land, in seiner Osthälfte an Sitte und Sprache deutsch, war schon damals ein Ziel französischer Eroberungsgelüste.

3. Der burgundische und der niederrheinisch-westfälische Kreis. Die Häuser Burgund, Cleve, Oldenburg.

§ 252. Der burgundische Kreis war gebildet aus den Ländern, die von Karl dem Kühnen auf Maximilians und Mariens Sohn und Enkel (Karl V.) vererbt waren (§ 242). Er umfaßte das Land, das von der öden Eifel und dem wilden Ardenner Wald gegen das Meer sich abdacht, die fruchtbaren Niederlande, die von den reichen Wasseradern des hier vielfach zertheilten Rheines, der Maas und der Schelde durchschnitten werden. Seine wichtigsten Bestandtheile waren: die Grafschaft (seit Karl IV. Herzogthum) Lützelburg mit Limburg, das Stammland eines ruhmreichen Herrschergeschlechtes (§ 214); das reiche Herzogthum Brabant, darin Brüssel mit seinem prächtigen Rathhause und seiner Cathedrale, Löwen mit seiner berühmten Universität, Antwerpen mit seinem Welthandel, Mecheln und andere Städte; dann die Grafschaften Namur, Hennegau und Artois; ferner die Grafschaft Flandern, zum größten Theil französisches Lehen, doch mit niederdeutscher Bevölkerung; ein Land, das durch Dämme und Deiche vor den verheerenden Sturmfluthen des Meeres immer aufs Neue wieder vertheidigt werden mußte, und aus dem die emsigen Bewohner, oft durch wilde Durchbrüche der Fluthen aus ihren Niederungen vertrieben, als Colonisten ihren Fleiß, ihre Sitten und ihre Rechte bis fern zum Osten, bis Brandenburg und Preußen, getragen haben (§ 195, 197). In Flandern lagen Städte wie Brügge, dessen Bürgerinnen mit ihrer Pracht Königinnen verdunkelten; wie Gent, dessen Fabriken so zahlreich waren, daß man Mittags eine Glocke läutete, damit von den heimkehrenden Arbeitern die Kinder auf den Straßen im Gedräng nicht zertreten würden; wie Ypern und viele andere, die sämmtlich durch große Freiheiten und alte Rechte und Privilegien ihren Landesherren gegenüber fast unabhängig dastanden. In diesen Städten Flanderns und Brabants blühte neben dem höchsten Kunstfleiß auch Sinn für Volkspoesie, Baukunst, Malerei. — Weitere Theile des burgundischen Kreises bildeten das Herzogthum Geldern, ferner die Grafschaft Holland mit Seeland, das Bisthum Utrecht, endlich die Länder Overyssel, Westfriesland und Gröningen, die erst spät ihre Unabhängigkeit an das Haus Burgund und Habsburg verloren. — Weit getrennt von diesen Ländern, westlich von der Schweiz, gehörte in Folge der burgundischen Erbschaft auch die Freigrafschaft Burgund (die Franche Comté) zu diesem Kreise. — Der

*) Lothringen kam durch Verheirathung an den bekannten König René von Neapel (Anjou). Sein Enkel, René II., der gegen Karl den Kühnen stritt (§ 241), ist der Stifter des jüngeren Lothringischen Hauses, dessen Hauptzweig im Lande fortregierte, während die Guisen in Frankreich als Nebenzweig sich gleichfalls von ihm ableiteten. Endlich, 1735 nach dem polnischen Erbfolgekriege, ward das Land an den Schwiegervater Ludwigs XV., Stanislaus Leszinsky, ehemaligen König von Polen, abgetreten, nach dessen Tode 1766 es mit Frankreich vereinigt wurde. Der letzte Herzog von Lothringen, Franz Stephan, Gemahl der letzten Habsburgerin Maria Theresia, und später deutscher Kaiser, ward mit Toscana entschädigt, das bis auf Napoleons Zeit 1802 Secundogenitur von Oestreich blieb. Der östliche Theil von Lothringen ward im Frieden zu Frankfurt 1871 von Frankreich wieder an das deutsche Reich zurückgegeben.

ganze burgundische Kreis war recht eigentlich erst die Schöpfung Kaiser Karls V. (s. unten), der ihn aber vom Reichskammergericht ausnahm, wodurch er eine ähnlich getrennte Stellung vom Reich erhielt, wie die Schweiz sie hatte (§ 245)*).

§ 253. Der niederrheinisch-westfälische Kreis lag noch zum Theil auf dem linken Ufer des Niederrheins. Hier gehörte dazu die alte Reichsstadt Aachen, „des Reiches Stuhl", wie man sie nannte, Kaiser Karls Kleinod und Grabstätte, wo die Kaiserkrönungen geschahen; dann das lang an der Maas ausgedehnte Bisthum Lüttich, ferner das Herzogthum Jülich mit seinem ebenen, reichen Bauernlande, die Grafschaft Mörs und andere kleinere Gebiete, unter ihnen auch Köln (die Stadt, getrennt vom Bisthum). Das Herzogthum Cleve lag auf beiden Seiten des Rheins, an der Lippemündung. Der größere Theil des Kreises aber lag auf dem rechten Ufer des Rheines. Zunächst das Herzogthum Berg, ein Hochland mit tief eingeschnittenen, engen Thälern, wo im Walde am aufgestaueten Bach die Eisenhämmer pochen und in tausend verstreuten, einsamen Häuschen der Webestuhl rauscht. Südlich trat es im Siebengebirg mit der stolzen Spitze des Drachenfels gegen den Rhein vor; im Norden ward es begrenzt von der Grafschaft Mark, gleichfalls ein Bergland, reich an Kohlenlagern und Eisengruben, durchströmt von der vielgewundenen Ruhr und der brausenden Lenne, die unter der alten Kaiserfeste Hohen-Syburg sich vereinen; nördlich zur Ebene geneigt, wo die Städte Hamm und Soest noch ihr zugehörten und die Reichsstadt Dortmund an sie grenzte. — Die vier letztgenannten Länder, Jülich, Cleve, Berg, Mark, nebst der Grafschaft Ravensberg waren am Ende unseres Zeitraums 1511 durch die Vermählung Johanns III. von Cleve und Mark mit Maria von Jülich, Berg und Ravensberg zu Einem bedeutenden Ganzen vereint, das sich den mächtigsten Territorien im Reich gleichstellen konnte.**)

---

*) Ein jüngerer Sohn König Johanns von Frankreich (1350—1364), Philipp der Kühne 1363—1404, vereinigte durch Verheirathung sein (französisches) Herzogthum Burgund (Bourgogne) mit der, dem deutschen Reiche entrissenen Freigrafschaft (Franche Comté) wie mit Flandern, Artois, Antwerpen ꝛc. Sein Sohn Johann der Unerschrockene 1404—1419, war mit Margaretha von Baiern vermählt; er war in die Parteikämpfe am Hofe des französischen Königs Karls VI. tief verwickelt und endete durch Meuchelmord. Ihm folgte sein kluger, glänzender Sohn, Philipp der Gute 1419—1467. Er kaufte die Grafschaft Namur, erbte Brabant und Limburg, erwarb als Erbe seiner Mutter Margaretha von Baiern (§ 221) Frisland, Seeland und Hennegau und endlich vom deutschen Kaiser Sigmund das Herzogthum Lützelburg. Seine Herrschaft war damals die glänzendste in Europa, seine Länder die reichsten, sein Hof ein Muster der feineren, ja überfeinerten ritterlichen Sitte und Etiquette. Sein Sohn, Karl der Kühne 1467—1477, der Erbe alles dieses Glanzes, erwarb noch Geldern und Zütphen, unterwarf Lüttich und sann darauf durch Kaiser Friedrich III. sich die Königskrone verleihen zu lassen (§ 241). Aber er erlag den Schweizern und endete bei Nancy 6. Januar 1477. Mit ihm erlosch das Haus Burgund, und es kamen durch seine Tochter Maria diese gesammten Länder an das Haus Habsburg. Doch suchte Frankreich die französischen Lehen einzuziehen, was noch ein Streitpunkt zwischen Karl V. und Franz I. war; Bourgogne kam an Frankreich zurück, die Franche Comté zum burgundischen Kreise. Ebenso beanspruchte Karl V. Geldern, wo nach Karls des Kühnen Tode das einheimische Herzogsgeschlecht wieder zur Herrschaft gekommen und nach dessen Erlöschen 1538 der Herzog Wilhelm von Cleve gefolgt war, für sich und den burgundischen Länderkreis: eine Erwerbung, die ihm auch 1543 gelang (s. unten).

**) Zuerst wurden Cleve und Mark vereinigt. Das Clevische Grafenhaus erlosch 1368, und eine Erbtochter desselben, Margaretha, vermählte sich mit Adolf II. von der Mark. Die Grafen von der Mark stammen vom Schloß Altena an der Lenne. Der Enkel dieses Paares, Adolf VI., ward vom Kaiser Sigmund auf

§ 254. Berg und Mark, sowie das zum Stift Köln gehörende sog. Herzogthum Westfalen (im Sauerlande, um Arnsberg) lagen noch im deutschen Mittelgebirg. Nördlich von ihnen beginnt die niederdeutsche Tiefebene, nur von dem weitreichenden Arm des Teutoburger Waldes durchzogen, an den sich das Stift Paderborn, die Grafschaften Lippe, Ravensberg und Teklenburg lehnten. Die Ebene selbst gewährt im Süden reiches Ackerland; gegen Norden wird sie öder, weite Haiden, sumpfige Moore, oft von Wäldern durchsetzt, beginnen. Diesen Charakter trägt das Münsterland, in welchem das alte Bisthum Münster (§ 72) lag, und die ehrwürdige Bischofsstadt mit stolzen Thürmen und Mauern aus der Ebene stieg. Das Bisthum umschloß mit seinem Ober- und Unterstift beinahe ganz das kleinere Bisthum Osnabrück, dem wieder östlich Minden an der Porta Westphalica folgte. — Alle diese westfälischen Gegenden sind, außer daß viel Wald gerodet und Land urbar gemacht ist, sich fast seit Jahrtausenden gleich geblieben. Noch wie zu Tacitus' Zeit (§ 14) lebt hier der Bauer inmitten seines Hofes, seines Eichenkamps, seiner Feldgemarkung; wenig Städte, dagegen weitausgestreute Dörfer finden sich. Das Lehnswesen hatte hier nie rechten Boden gewonnen. Vom Reiche wußten diese Gegenden wenig oder gar nichts. Doch durchtobte auch sie manche kleine Fehde, am wüthendsten und ausgedehntesten die Soester Fehde 1444—1449. Erzbischof Dietrich von Köln (und Paderborn) wollte die damals ihm noch unterthänige Stadt

---

dem Concil von Constanz 1417 zum Herzog von Cleve erhoben; er erwarb auch die Grafschaft Ravenstein an der niederländischen Grenze. Ihm entstammte jener obengenannte Johann III. 1521—1539. — Die Grafen von Berg, von Burg an der Wupper ausgegangen, erloschen schon 1348; ihr Erbbegräbniß ist das prächtige Kloster Altenberge an der Dhünn. Eine Erbtochter, Margaretha, brachte diese Grafschaft ihrem Gemahl Otto IV. von Ravensberg zu, und durch die einzige Tochter dieses Paares kamen beide Länder an Jülich. Dieses frühere Grafenhaus war durch Kaiser Karl IV. zur herzoglichen Würde erhoben. Nachdem Anfangs nur ein Seitenzweig dieses Hauses in Berg regiert hatte, der durch König Wenzel 1380 den Herzogstitel von Berg erhielt, fielen, nachdem der Jülich'sche Hauptzweig erloschen, 1423, Berg und Ravensberg mit Jülich zusammen, unter Adolf I. von Berg. Sein Neffe, Gerhard II., war sein Erbe, dessen einziger Sohn war Wilhelm III., der eine einzige Tochter hinterließ, jene obenerwähnte Maria, welche ihre Länder, Jülich, Berg und Ravensberg, jenem Johann III. von Cleve, Mark und Ravenstein zubrachte. — Auf die ersteren Länder aber hatte Kaiser Friedrich III. dem Kürfürsten Albrecht von Sachsen Anwartschaft ertheilt gehabt; Kaiser Maximilian hatte dies erst bestätigt, dann das Erbe auf Maria übertragen. Um das sächsische Kurhaus zufriedenzustellen, vermählte Johann III. seine Tochter Sybille mit dem Kurprinzen Johann Friedrich unter dem Versprechen, daß, wenn sein Sohn Wilhelm ohne männliche Erben stürbe, die gesammten Länder an Sachsen fallen sollten. Dieser Wilhelm aber, 1539—1592 (vgl. § 252, Anm.), vermählte sich, nachdem er sich vor Kaiser Karl V. gebeugt, mit einer östreichischen Erzherzogin, Maria, Tochter Kaiser Ferdinands I. Dabei ward ihm das Recht verliehen, welches später Maximilian II. und Rudolf II. bestätigten, daß seine Länder nie getheilt werden sollten und auch auf die weibliche Linie erben könnten. Sein Sohn Johann Wilhelm 1592—1609 starb kinderlos, und diese, hier vorgreifend behandelten, Familienverhältnisse gaben Anlaß zum Jülich-Cleviſchen Erbfolgestreit (s. unten). Eine Uebersicht giebt nachfolgende Tabelle:

Wilhelm III.

Johann III. von Cleve und Mark. | Maria von Jülich, Berg u. Ravensberg.

Wilhelm 1539—1592.
Gem. Maria von Oestreich.

Maria Eleonore, Gem. Albrecht Friedrich von Preußen. | Anna, Gem. Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg. | Johann Wilhelm † 1609.

Anna. Gem. Joh. Sigismund v. Brandenburg. | Wolfgang Wilhelm. v. Pfalz-Neuburg.

Soest zur Erlegung einer Steuer, des 10. Pfennigs, dringen. Diese verband sich mit dem Herzog von Cleve und mehreren westfälischen Städten; jener mit den Bischöfen von Münster und Hildesheim, mit dem Grafen von Nassau und anderen Herren. Die Fehde verwüstete Westfalen, doch hielten sich die Soester tapfer, schlugen jeden Sturm ab, und endlich überließ der Erzbischof die Stadt an Cleve und Mark (§ 253). — Nördlich vom Münsterlande, wo die Ems ihren langsamen Lauf nimmt, wird das Land immer öder, oft einer Wüste gleich; Sandsteppen und meilenweite Moore beginnen, bis man an der untern Ems, wo die Leda mündet und der Fluß zum Dollart sich erweitert, eintritt in

das meerentrungene Land voll Gärten, Wiesen,
den reichen Wohnsitz tapferer Friesen,

in das üppige, heerdenreiche Marschland von Ostfriesland (siehe unten). — Während der niedersächsische Kreis in den Grafschaften Hoya und Diepholz westlich über die Weser griff, erstreckte sich der westfälische Kreis in der Grafschaft Schaumburg und im Bisthum Verden noch auf das östliche Weserufer. Zu den Fürstengeschlechtern des Kreises zählten endlich auch noch die Grafen von Oldenburg, eine Dynastie, die gleich den Häusern Nassau und Lothringen zu den ersten Fürstenthronen Europa's emporgestiegen ist.*)

---

*) Die Grafen von Oldenburg und Delmenhorst treten, nachdem Heinrichs des Löwen Herzogthum Sachsen aufgelöst worden (§ 162), als selbständige Landesherren hervor. Ihr kleines Gebiet lag westwärts der unteren Weser; später gewannen sie den größten Theil des Stedinger Landes. Vielfach zertheilt und in kleinen Fehden beschäftigt, wuchs das Haus heran. Endlich kam unter Dietrich dem Glücklichen († 1440) alles oldenburgische Gebiet zusammen. Sein Sohn Christian ward von seinem Oheim mütterlicher Seits, Herzog Adolf VIII. von Schleswig-Holstein, zur dänischen Krone empfohlen, die er selber ausgeschlagen. Die dänischen Stände wählten ihn 1448 zu ihrem Könige; 1460 folgte dieser seinem Oheim in Schleswig-Holstein, frei gewählt durch die Stände dieses Landes († 1481). Seine Enkel, König Christian III. († 1559) und Herzog Adolf († 1586), sind die Stammväter, jener der königlichen oder Glückstädtischen, dieser der herzoglichen oder Gottorp'schen Linie. Der Mannsstamm der dänischen ist 1863 mit König Friedrich VII. ausgestorben. Von der Sonderburgischen Linie dagegen existiren noch zwei Zweige, die ältere Augustenburgische und die jüngere, Beck'sche oder Glücksburgische. Dänemark war ein Wahlreich bis 1660, wo König Friedrich III. es in eine unumschränkte Erbmonarchie verwandelte. Er gab 1665 ein Thronfolgegesetz, nach welchem seine männlichen Nachkommen, und nach deren Aussterben (was 1863 mit dem Tode Friedrichs VII. eintrat) der Weiberstamm zum Throne in dem Königreiche kommen sollte. Für die Herzogthümer Schleswig-Holstein galt diese Erbfolge nicht, vielmehr war hier nach altem, stets anerkanntem Recht nur der Mannesstamm des oldenburgischen Gesammthauses (die männlichen Nachkommen des Stammvaters Christian's I.) erbberechtigt. Trägerin dieser Ansprüche war die Augustenburger Linie. Diese Umstände führten zu den Kriegen in neuerer Zeit und zu Schleswig-Holsteins Lostrennung von Dänemark im Jahre 1864.

Von der Gottorp'schen Linie giebt es gegenwärtig drei Zweige: der älteste ist der kaiserlich russische, abstammend von Karl Friedrich, Gemahl der Großfürstin Anna, Tochter Peters des Großen. Der zweite ist der schwedische, nur noch vertreten durch den Prinzen von Wasa, Sohn des 1809 entthronten schwedischen Königs Gustav IV. Der dritte und jüngste ist der großherzoglich oldenburgische. Als nämlich Christian I. dänischer König ward, überließ er Oldenburg seinem Bruder Gerhard dem Streitbaren, † 1500. Die Nachkommen desselben erwarben noch das Budjadinger Land und Jeverland, starben aber 1647 mit dem klugen Anton Günther aus. Bis 1772 blieb Oldenburg unmittelbar unter den dänischen Königen. Dann tauschte es Christian VII. an den russischen Großfürsten Paul, der es wieder seinem Vetter, dem Fürstbischof Friedrich August von Lübeck, gleichfalls einem Gottorper, überließ, von dessen Nach-

4. Der niedersächsische Kreis. Die Mecklenburger und Welfen.

§ 255. Der niedersächsische Kreis war der noch übrige Kern des alten Herzogthums Sachsen. Im Westen von der Weser begrenzt, griff er im Osten und Norden noch über die Elbe, indem er das ehemals slavische Mecklenburg und das altsächsische Holstein mit umfaßte. Im Süden reichte er mit der Grafschaft Hohenstein, den Fürstenthümern Grubenhagen und Göttingen und der, am südlichsten von allen gelegenen Reichsstadt Mühlhausen noch über den Harz hinaus. Im Allgemeinen aber bildete dies Gebirge die Grenze. Nördlich von seinen massigen, rundgewölbten Bergen beginnt reiches Tiefland, nur von den Vorläufern des Harzes, wellenförmigen Höhenzügen, die meist herrlichen Buchenwald tragen, noch hie und da durchschnitten. Reich und fruchtbar ist besonders die gegen Magdeburg hin verbreitete Ebene, ebenso das Calenbergische, im Winkel zwischen Weser und Leine. Ein kräftiger wohlhabender Bauernstand bewohnt dieses Land. Nördlich von Braunschweig wird das Land ganz flach; Moore, Eichenwälder, zerstreute Dörfer leiten in die Lüneburger Haide über, die, nur spärlich bebaut, sich gegen die Elbe hin erstreckt. Aber da, wo Elbe und Weser fast meerbusenartig sich erweitern und Ebbe und Fluth schon merkbar wird, sind beide Flüsse von einem umdeichten, überaus fetten Rand Marschlands eingefaßt. Den Gegensatz von Marsch und Geest zeigt auch das gegenüber liegende Holstein. Während an der See die stolzen freien Dithmarsen (s. unten) ihre reichen Marschländer (das angeschwemmte Tiefland) mannhaft gegen Fluthen und Feinde schützten, war die ärmere Geest (der haidige mittlere Landrücken) seit längst den einheimischen Grafen von Holstein dienstbar. Der Osten des Landes trägt den allgemeinen Charakter der Ostseeländer, den auch Mecklenburg zeigt: die Hügel des sog. baltisch-uralischen Landhöhenzuges, die meist von Buchenwald umkränzten Landseen, die tief einschneidenden Buchten der Ostsee gewähren eine reiche Abwechslung. — In dem Kreise erhoben sich einzelne mächtige Reichsstädte, mit reich bethürmten Mauern und hochragenden Kirchen. An dem freundlichen Südabhange des Harzes blickte Nordhausen in die „goldne Au" hinaus; an dem wilden, von Tannenwald umdunkelten Nordrande desselben Gebirgs lag das ehrwürdige Goslar, fast noch in die Höhen eingeklemmt, am Fuß der alten Bergwerke des Rammelberges; fern im Osten wiederholte Magdeburg an der Abendseite der breitströmenden Elbe mit seinem Dom und seinen vielen Kirchen gleichsam noch einmal das Städtebild von Köln. Das Erzbisthum Magdeburg lag theils um die Stadt her, weit die Elbe hinabreichend, theils in einzelnen Stücken (Querfurth, Halle, Jüterbogk mit Kloster Zinna) im Obersächsischen Kreise verstreut. Oft mit Magdeburg verbunden war das nicht minder alte und ehrwürdige Bisthum Halberstadt. Die Innerste entlang zog sich das Bisthum Hildesheim. Die Bischöfe in diesen Stiftern waren meist kriegerische Herren, denen, wie jenem Hildesheimer, die Rüstkammer als beste Bibliothek galt. Im Norden nahm das Erzstift Bremen den ganzen Winkel zwischen Weser und Elbe ein; die Stadt Bremen stand in einem fast völlig unabhängigen Verhältnisse zu ihrem Erzbischofe, ward aber Reichsstadt erst seit dem westfälischen Frieden (1648). Auch Hamburg, so reich und mächtig es war, hatte

folger, Peter Friedrich Ludwig, † 1829, das gegenwärtige Großherzogshaus stammt. Paul Friedrich August † 1853. Seitdem Nicolaus Friedrich Peter.

ein lockeres Abhängigkeitsverhältniß zu Holstein. Weit überflügelte diese beiden jedoch Lübeck, als Reichsstadt und Haupt des Hansebundes. Unbedeutender dagegen waren die bischöflichen Gebiete von Lübeck, Ratzeburg und Schwerin. Vor andern kleinen Dynasten ragten in diesem Kreise die Herzogshäuser der Welfen, Mecklenburger, Lauenburger und Holsteiner hervor.

§ 256. Die Grafen von Holstein, dem Schauenburgischen Hause entsprossen, hatten seit Kaiser Lothar (§ 150) Wagrien, den östlichen, ursprünglich slavischen Theil des Landes, deutsch colonisirt. Hierzu kam Stormarn, das mittlere Land. In tapferem Kampfe erwehrten sie sich lange der stets verhaßten Dänenherrschaft, die endlich durch die Schlacht von Bornhöved 1237 (§ 257) gebrochen wurde. Auch die holsteiner Grafen spalteten sich in mehrere Linien; aus einer derselben erhielt Graf Gerhard von der Königin Margarethe von Dänemark, der Gründerin der sog. Calmarischen Union (1397*), das Herzogthum Schleswig zu Lehen. Dieses behaupteten seine Nachkommen trotz den Dänen. Zuletzt fielen alle holsteinischen Linien wieder zusammen und starben dann in Adolf VIII. 1459 aus. Nun wählten die Stände Schleswig-Holsteins den Neffen Adolfs VIII., Christian I. von Oldenburg, der bereits durch Adolfs Empfehlung Dänenkönig war, 1460 zu ihrem Herzoge, doch mit der Bedingung, daß die Lande Schleswig-Holstein ewig zusammen und ungetheilt bleiben sollten (§ 254). — In Lauenburg, einem von Heinrich dem Löwen und vom Bisthum Ratzeburg aus durch holländische und westfälische Colonisten urbar und deutsch gemachten Lande, herrschten Askanier (§ 95), die sich von einem Enkel Albrechts des Bären, dem Sohne des zum Herzog von Sachsen erhobenen Bernhard (§ 162), Albrecht, ableiteten und sich deshalb Herzöge von Sachsen-Lauenburg nannten; sie beanspruchten neben Sachsen-Wittenberg eine Kur (§ 224), die ihnen jedoch durch die Goldene Bulle nicht zuerkannt wurde.**)

§ 257. Mecklenburg hatte ein altslavisches Fürstenhaus, das von Heinrich dem Löwen (§ 156) mit dem einst von ihm unabhängig beherrschten Lande wieder belehnt worden war. Neben diesem bestand das sächsische Haus der Grafen von Schwerin. Seit dem 13. Jahrhundert kam das Land mit Einwilligung Kaiser Friedrichs II. unter dänische Botmäßigkeit, bis ein Graf Heinrich von Schwerin in kühnem Ueberfall den Dänenkönig gefangen nahm, und dann die Schlacht von Bornhöved (1227) Freiheit schaffte. Mannigfach theilte sich nun die Mecklenburger Grafenlinie, und einige Fürsten, wie Heinrich I. der Pilger, 1264—1302, der 26 Jahre in türkischer Gefangenschaft schmachtete, und sein, Heinrich der Löwe benannter Sohn, 1302—1329, sind hervorragendere Namen. Im Jahre 1348 verlieh Kaiser Karl IV. dem Hause, das ihm gegen den bairischen Ludwig von Brandenburg half, den Herzogstitel. Erst gegen Ende unserer Periode fielen unter Heinrich IV., dem

*) Sie vereinigte die drei nordischen Reiche Schweden, Norwegen und Dänemark.

**) Das sehr verarmte Haus erlosch 1689, und unter der großen Verwandtschaft erwarb es Lüneburg-Celle (Hannover). 1815 kam es als Ausgleichung gegen die von Preußen an Hannover abgetretenen Länder an Preußen, welches es jedoch gegen schwedisch Pommern austauschte. Letzteres hatte Dänemark von Schweden gegen Norwegen erhalten. So kam Lauenburg an Dänemark; von diesem im Wiener Frieden 1864 nebst Schleswig-Holstein an Oestreich und Preußen abgetreten, kam es durch den Gasteiner Vertrag vom 20. August 1865 an Preußen zurück.

Dicken, alle mecklenburgiſchen Lande zuſammen.*) — Die wichtigſte Familie aber im niederſächſiſchen Kreiſe war die der Welfen. Sie ſtammte von dem großen Sachſen-Herzog Heinrich dem Löwen (§ 152 ff.), der nach ſeinem Sturz (§ 163) wenigſtens die Alode ſeines Hauſes, die braunſchweigiſch-lüneburgiſchen Lande, rettete. Seine Söhne, unter denen Kaiſer Otto IV. (§ 168) war, theilten, aber ſein Enkel, Otto das Kind, vereinigte die geſammten Länder des Hauſes wieder. Dieſer nahm von Kaiſer Friedrich II., der ihn lange vergeblich bekämpft und Braunſchweig belagert hatte, nach geſchehener Ausſöhnung, 1235, Braunſchweig als Herzogthum zu Lehen. Schon Otto's Söhne theilten (1267), und es entſtanden nach und nach viele Linien (Braunſchweig, Lüneburg, Grubenhagen, Göttingen u. ſ. w.). Stammvater der ſpäteren Welfen iſt Ernſt der Bekenner, † 1546. Durch die Theilung ſeiner beiden Söhne Heinrich und Wilhelm entſtanden 1569 die gegenwärtigen Linien: die braunſchweigiſch-wolfenbüttel'ſche, die der deutſchen Geſchichte ruhmreiche Helden verlieh, und die braunſchweigiſch-lüneburgiſche (hannoverſche), die ſpäter 1692 zur Kurwürde, dann 1714 auf den engliſchen Königsthron gelangte, und von 1815—1866 als ein deutſches Königshaus beſtanden hat.**)

5. Der oberſächſiſche Kreis. A. Die thüringiſchen Landgrafen. Das Haus Wettin.

§ 258. Die ausgedehnteſten und mannigfachſten Lande umfaßte unſtreitig der oberſächſiſche Kreis. Im Südweſten am Thüringer Wald beginnend, im Südoſten vom Erzgebirge, im Nordweſten vom Harz begrenzt, zog er ſich nordöſtlich weit über die Elbe, bis er, Pommern mit begreifend, erſt am baltiſchen Meere endete. Nur im weſtlichen Theile des Kreiſes befanden ſich kleinere Gebiete, ſo die freie Stadt Erfurt, ſeit 1390 Univerſität, die Grafſchaften Schwarzburg (§ 222), Reuß, Hohenſtein, Mansfeld und die Anhaltiniſchen Fürſtenthümer; ſonſt bildeten die drei großen Territorien, die Kurfürſtenthümer Sachſen-Wittenberg (Meißen-Thüringen) und

*) Das Haus theilte ſich in die Linie Mecklenburg und Werla, nach Heinrichs IV. Tode in Schwerin und Güſtrow, die bis 1695 neben einander beſtanden. 1701 trat dann die letzte, noch jetzt beſtehende Theilung in M.-Schwerin und M.-Strelitz ein.

**) Stifter dieſer jüngeren Linie Hannover iſt der Sohn Ernſt des Bekenners, Wilhelm. Schon er erwarb zu ſeinem Landestheil die halbe Grafſchaft Hoya und ganz Diepholz (§ 254). Von ſeinen 7 Söhnen durfte nur Einer, Georg, heirathen, und auf dieſen fielen die Landestheile ſeiner Brüder, die inzwiſchen Calenberg und Harburg erworben hatten, zuſammen. Trotzdem daß ſeine vier Söhne wieder theilten, vereinigte ſich doch das, jetzt noch um Lauenburg (§ 256 Anm.) vergrößerte Land, auf den Sohn des Jüngſten, Ernſt Auguſt's, wieder. Dieſer wußte Hannover, trotz des Widerſpruchs der älteren Linie von Braunſchweig-Wolfenbüttel, 1692 zum Kurfürſtenthum zu erheben. Derſelbe Ernſt Auguſt war mit einer Tochter des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz (ſ. unten u. § 248) vermählt, der eine Stuart, Tochter König Jacobs I. von England, zur Ehe gehabt hatte. Als mit Königin Anna 1714 in England die proteſtantiſche Linie des Hauſes Stuart ausſtarb, folgte deshalb mit dem Sohne Ernſt Auguſts, Georg I., das hannoverſche Haus auf dem engliſchen Königsthrone. Hannover blieb nun das, freilich begünſtigte, Nebenland dieſer neuen engliſchen Könige. Das Land vergrößerte ſich noch 1715 durch die Erwerbung der Bisthümer Bremen und Verden, und 1815, nach der franzöſiſchen Fremdherrſchaft, durch Oſtfriesland, Hildesheim, Osnabrück; damals ward es Königreich. Als in England die Königin Victoria zum Throne gelangte, kam Hannover, weil in deutſchen Landen keine weibliche Erbfolge gilt, an ihren Oheim, den Herzog von Cumberland, der als Ernſt Auguſt 1837—1852 der erſte König von Hannover ward. Sein Sohn Georg V. nahm auf Oeſtreichs Seite Theil an dem Kriege gegen Preußen, 1866, und verlor darüber Thron und Reich an dieſes.

Brandenburg, außerdem das Herzogthum Pommern, das Uebergewicht. Denn auch die Bisthümer des Kreises, Naumburg (Zeitz), Merseburg, Meißen, Havelberg, Brandenburg, Lebus und Cammin, waren landesherrlich, nicht reichsfrei. Drei große Fürstenhäuser sind es, die hier hervortreten: das alte Thüringer Landgrafenhaus, die Wettiner und die Askanier oder Anhaltiner.

§ 259. Von dem schönen Zuge des Hochkammes des Thüringer Waldes, über den der alte Landgrafenpfad, der Rennstieg*) führt, senken sich frische Waldthäler sanft verlaufend nach Norden und Osten, in denen der Köhler seinen Meiler schürt, der arme Mann sein Holzgeräth schnitzt oder den gefangenen Vogel abrichtet, um als kleiner Händler damit weit in die Ferne zu ziehen; hier lebt ein schöner, leicht gearteter Menschenschlag, voll Sangeslust und kecken Scherzes in fröhlicher Armuth. Wo aber die Ebene sich im Norden anschließt, am Gebirgssaum, sind liebliche Städte belegen, als Eisenach, Gotha, Weimar, wie geschaffen für kleine Fürstenhöfe, die Lebensheiterkeit mit Geist und Kunst zu paaren wissen. Dies war das Gebiet der alten Landgrafen von Thüringen. Sie gehören der Sage nach einem eingewanderten rheinfränkischen Geschlecht, in der That wahrscheinlich einem einheimischen Centgrafengeschlechte an, das in seinen Stammgütern in den „Lauben" nördlich vom Thüringer Wald unter Kaiser Heinrich III. zuerst mit einem Ludwig im Barte hervortritt. Sein Sohn war jener verbrecherische Ludwig der Springer (§ 146), der im Einverständniß mit dem treulosen Weibe seines Nachbars, des Pfalzgrafen von Weissenburg, diesen ermordete, und die Ehebrecherin heimführte, und der, der Sage nach, aus dem Thurme des Gibichensteines bei Halle in die Saale hinab den kühnen Sprung gewagt haben soll, um der Gefangenschaft zu entrinnen**). Er wird als Erbauer der stolzen Wartburg genannt, wie auch des in lieblicher Waldeinsamkeit gelegenen Klosters Reinhardsbrunn, einer alten Culturstätte Thüringer Landes, wo er am Abend seines Lebens seine Sünden zu büßen suchte und wo fast alle seine Nachkommen ihr Erbbegräbniß fanden. Sein Sohn, wieder Ludwig geheißen, empfing vom Kaiser Lothar das Landgrafenamt, 1130, und sein Gebiet ward nach Norden hin von der Hörsel bis zur Unstrut erweitert, so daß das alte Thüringen (§ 97) wieder hergestellt und stammgemäß geeinigt erschien. Im sagen- und sangreichen Lande hat die Ueberlieferung fast um jeden dieser Fürsten anmuthige Geschichten gesponnen. So um Ludwig II., den Eisernen, 1140—1172, den einst der Schmied in Ruhla eisern hämmerte, und der dann zum Staunen Kaiser Rothbarts, seines Schwagers, in einer Nacht eine Mauer rings um sein Landgrafenschloß aufführte, nicht aus Mörtel und Stein, sondern aus seinen ritterlichen Vasallen, denen sein eiserner Arm ehedem vor dem

---

*) Der Rennstieg ist's, die alte Landesscheide,
Die von der Werra bis zur Saale rennt,
Und Recht und Sitte, Wildbann und Gejaide
Der Thüringer von dem der Franken trennt.
Du sprichst mit Fug, steigst Du auf jenem Raine:
Hie rechts, hie links! hie Deutschlands Süd, dort Nord! . .
Wenn hie der Schnee schmilzt, strömt sein Guß zum Maine,
Was dort zum Thal träuft, rinnt zur Elbe fort;
Doch auch das Leben weiß den Pfad zu finden,
Was Menschen trennt, das muß sie auch verbinden.
(Victor Scheffel)

**) Die Sage scheint aus der Mißdeutung seines Stammnamens, der Salier (Franke), in Saltator, Springer, entstanden zu sein.

Pfluge Gehorſam beigebracht. Er, wie ſeine Nachkommen, waren treue Anhänger der Staufiſchen Sache. Auch die heſſiſchen Länder waren an das Haus gekommen und wurden meiſt von jüngeren Söhnen regiert. Die Wartburg, welche unter Landgraf Hermann (§ 185) noch der Sitz der ritterlichen Herrlichkeit und des Minnegeſangs geweſen war, ward unter ſeinem Sohne Ludwig IV., dem Heiligen, 1216—1227, und deſſen Gemahlin, der heiligen Eliſabeth, faſt zu einem Spital für Arme und Kranke. Doch leuchtet beider Name in der Sage wie in der Geſchichte fort: Ludwig war, bei ſtaatsklugen Plänen herrlich durch Gerechtigkeit, Milde und Sittenreinheit, Eliſabeth durch unbegrenzte Wohlthätigkeit und himmliſche Demuth. Nachdem Ludwig auf dem Kreuzzuge Kaiſer Friedrichs II. (§ 171) in Italien geſtorben war, erloſch der Stamm; denn ſein Sohn, Hermann II., gelangte kaum zur Mündigkeit und ward von ſeinem Oheim, Heinrich Raſpe (§ 174), verdrängt, der als Gegenkönig dem Kaiſer Friedrich II. 1247 erlag, ohne Erben zu hinterlaſſen. Eine Schweſter Ludwigs IV. aber war mit einem Markgrafen von Meißen, einem Wettiner, vermählt geweſen, und ihr entſtammte Heinrich der Erlauchte von Meißen, der nach blutigem Erbfolgekampf mit Hermanns II. hinterlaſſener Schweſter, Sophia von Brabant, Thüringen mit Meißen verband. Dem Sohne Sophiens, Heinrich dem Kinde von Brabant, blieben die heſſiſchen Lande als beſondere Landgrafſchaft (§ 251). So war Thüringen an das Haus Wettin gefallen.

§ 260. Das Haus Wettin, das noch jetzt dauernde ſächſiſche Königshaus, ſtammt aus altſächſiſchem Geſchlechte, das ſeinen Stammſitz zu Wettin an der Saale, ſein Erbbegräbniß auf dem Petersberge nördlich von Halle hatte, und das zuerſt unter den Ottonen hervortritt. Aus dieſem Hauſe vereinigte ein Markgraf Konrad zur Zeit Kaiſer Lothars und Konrads III. faſt alle hier im Oſten angelegten Marken (§ 109), das Oſterland, die Mark Landsberg, Eilenburg, Brehne, Meißen und beide Lauſitzen unter ſeiner Herrſchaft, mithin faſt mehr als den Umfang des heutigen Königreichs Sachſen. Es war das Land, das von den Kämmen des Erzgebirgs nordwärts ſich abdacht, das die Elbe, nachdem ſie die Felſenwälle des Elbſandſteingebirges (der ſächſiſchen Schweiz) durchbrochen, breit und ruhig durchfließt, und an welches öſtlich das Oberlauſitzer Bergland ſich anſchließt: Gegenden, ſchon ſeit Alters betriebſam in Bergbau, Handel und Gewerbfleiß. Die weſtlichen Flüſſe, die Mulde, Pleiße, Elſter und Saale durchſtrömen ebenes, reiches Ackerland, in dem Städte, wie Altenburg, Leipzig, Halle ſich erheben. Die Elbe begleiten ſüdlich bis Meißen die Berge, an denen, wenngleich kärglich, ſelbſt noch die Rebe gedeihet. Auch jenſeits dieſes Fluſſes, wo in der Niederlauſitz ſumpfige Niederung beginnt, lehnen ſich an den Landrücken des Fläming noch reiche von flandriſchen Coloniſten gegründete Dörfer. Dies ganze Land, einſt wendiſch, dankt deutſchen Einwanderern ſeine Cultur. Es kam nach mehr als hundertjähriger Zerſplitterung und Theilung auf Heinrich den Erlauchten 1218 bis 1288, der außer Thüringen auch das Pleißner Land, bisher unmittelbares Reichsgut, dazu erwarb (§ 259).

§ 261. Heinrich des Erlauchten Sohn war Albrecht der Entartete, der mit der letzten Staufin, Kaiſer Friedrichs II. Tochter, Margaretha, vermählt war, ſie durch Untreue und Mißhandlung zur Flucht brachte und dann ſeine und ihre Söhne, Friedrich den Freidigen und Dietzmann zu Gunſten ſeines Baſtards Apitz enterben wollte und deshalb ſeine Länder an Adolf von Naſſau verkaufte (§ 209). Die beiden Söhne aber behaupteten unter vielen Gefahren ihr angeſtammtes Land ſowohl gegen König Adolf,

als auch gegen Albrecht II. von Oestreich, der es gleichfalls in Anspruch nahm, und dessen Truppen sie bei Lucca in der Nähe von Altenburg schlugen. Als Friedrich vor Beginn der Schlacht den Helm mit dem thüringischen Löwen sich aufsetzen ließ, sprach er freudig: „Bind fest, bind heut mir drei Lande fest, oder keins!"

Heute bind ich fest Meissen,
Thüringen und Pleissen,
Und Alles, was meine Eltern je gewart,
So helfe mir Gott auf dieser ahrt!

Diese Länder blieben fortan dem Wettinischen Hause. Im Jahre 1423 machte dasselbe noch eine Erwerbung: es erlosch nemlich das Haus der Askanier in Sachsen-Wittenberg, bei welchem die Kurwürde gewesen war. Kaiser Sigmund verlieh dies Land sammt der Kurwürde Friedrich dem Streitbaren von Meißen. Von nun an nannte dieser sich Kurfürst in Sachsen. Unter den Söhnen Friedrichs des Streitbaren, Friedrich dem Sanftmüthigen und Wilhelm, entbrannte ein fünf Jahre währender heftiger Bruderkampf 1445—1450. Friedrich machte darin seinem Beinamen Ehre; denn als einer seiner Feldhauptleute ihm anbot, er wollte seine große Donnerbüchse auf Herzog Wilhelms Zelt richten, und ihn mit einem Schuß zum Herrn aller Lande des Hauses machen, sprach er: „Schieß wohin Du willst, nur triff meinen Bruder nicht". In diesem Kriege hatte ein sächsischer Ritter, Kunz von Kauffungen, für Friedrich bedeutende Kostenaufwände gemacht und sah sich nicht nach Wunsch befriedigt. So kam er auf den kecken Gedanken, vom Altenburger Schloß des Kurfürsten Söhne, Ernst und Albrecht, mit Gewalt zu rauben, 1455. Dieser sog. sächsische Prinzenraub schien gelingen zu wollen; aber der jüngere Prinz entsprang bei einer Rast im Walde seinem Räuber, welchen wackere Köhler, nachdem sie ihn tüchtig „getrillt", dem Kurfürsten gefangen einbrachten; auch der ältere Prinz ward gerettet, und Kunz von Kauffungen endete auf dem Blutgerüst. Von diesen beiden Prinzen stammten die beiden sächsischen Linien: die ältere, die Kurlinie, die Ernestinische, die in Wittenberg residirte; und die jüngere, die Albertinische, die in Leipzig und Dresden ihre Sitze hatte. Die ältere Linie bildet das in der Reformationsgeschichte ruhmvoll hervortretende Kurfürstenhaus von Sachsen. Sein Glanz beginnt mit Friedrich dem Weisen 1486—1525, der seine Residenz Wittenberg zugleich zu einer Universität machte, zu jener Universität, an welche bald nachher Luther berufen ward*).

6. Der obersächsische Kreis. B. Das Haus Anhalt (Askanier). Brandenburg und Pommern.

§ 262. Der Askanier oder Anhaltiner, besonders des Ahnherrn

*) Auf Friedrich den Weisen folgt sein Bruder Johann der Beständige, 1525—1532, auf diesen Johann Friedrich, 1532—1554, der nach dem Schmalkaldischen Kriege die Kurwürde sammt dem Wittenberger Kurkreise an Moritz von Sachsen aus der jüngeren Linie, der Albertinischen, abtreten mußte. Von dessen Bruder August I. 1553—1586, stammten die späteren Kurfürsten von Sachsen, die unter August II. 1697 († 1733) zur katholischen Religion übertraten, als dieser König von Polen wurde. In dieser Würde folgte ihm sein Sohn August III., 1733—1763. Des Letzteren Enkel Friedrich August bekam im Jahre 1807 die Königswürde. Die ältere (Ernestinische) Linie blieb im Besitz der sachsen-thüringischen Länder, und aus ihr sind hervorgegangen die Häuser Sachsen-Weimar-Eisenach und Sachsen-Coburg-Gotha; später zweigte sich Sachsen-Altenburg, Sachsen-Meiningen und Hildburghausen ab.

des Hauſes, Albrechts des Bären, iſt ſchon oben (§ 152, 156, 195) Erwähnung gethan. Von den Söhnen Albrechts erhielt Otto I. den größten Theil der Marken; ein anderer, Bernhard, erhielt nach Heinrichs des Löwen Sturze die Herzogswürde von Sachſen, was jedoch von nun an kaum mehr als ein Titel war. Er hinterließ zwei Söhne, Albrecht und Heinrich. Von dem älteſten ſtammten die beiden Linien, die den herzoglichen Titel von Sachſen beibehielten: Sachſen-Lauenburg (§ 256) und Sachſen-Wittenberg, welche letztere, nachdem ſie zur Kurwürde erhoben worden, im Jahre 1422 erloſch, worauf ihre Länder, wie oben gezeigt, an das Haus Wettin fielen und mit Thüringen-Meißen verbunden wurden. Von dem jüngeren Sohn Bernhards, Heinrich, dagegen ſtammen die heutigen Herzöge von Anhalt, in denen das Askaniſche Haus noch fortlebt. In mehrere Linien geſpalten, die erſt 1863 wieder in Eine zuſammengefallen ſind, beherrſchten ſie das fruchtbare alte Stammland der Askanier am Nordoſtrande des Harzes, bis zur Saale und Elbe hin, die Gegenden um Ballenſtädt, Bernburg, Köthen und Deſſau.

§ 263. Am bedeutendſten aber waren die von Albrecht des Bären älteſtem Sohn abſtammenden Markgrafen von Brandenburg*). Sie coloniſirten und beherrſchten die weiten Ebenen, die öſtlich von der Elbe gegen Havel und Spree bis zur Oder, an dieſer hinab und über ſie hinaus, ſich erſtrecken. Ein flaches, eintöniges Land, mit grauen Sandſtrecken, dürren Kiefernwäldern, unſcheinbaren Dörfern, auf den erſten Blick ganz arm und reizlos; doch thun ſich in der Landſchaft an den klaren, fiſchreichen Seen und dem weit hin gegoſſenen, von Hügeln umſäumten Spiegel der Ströme, beſonders der Havel bei Potsdam, Brandenburg und Havelberg, ganz unerwartet die herrlichſten Blicke von Schönheit und Größe auf, und längs den Flüſſen beſonders der Oder, lohnt reicher Acker und Wieſengrund dem Fleiße des Landmanns. Dennoch hat im Ganzen hier in den „Marken" die Natur wenig für den Menſchen gethan. Wenn hier der Boden heute ebenfalls ſeinen reichen Ertrag bringt, ſo war es von Alters her der beharrliche Fleiß, der einfache Verſtand und die trotzig geſchloſſene Willensſtärke ſeiner Bewohner, die dies Alles geſchaffen. Denn ſo erſcheint der Charakter des hier wohnenden Menſchenſchlags, echte Coloniſten altſächſiſcher Stammesart (§ 99), die, ſlaviſches Miſchblut nicht überall verleugnend, an Schönheit und Poeſie andern deutſchen Stämmen nicht vergleichbar, doch in ihrer unſcheinbaren Weiſe eine unzerſtörbare Federkraft des geiſtigen und ſittlichen Lebens beſitzen. — Das Geſchlecht der Askanier war ein überaus prächtiges und ſtattliches. Einſt, ſo erzählt eine alte Geſchichte, waren neunzehn Markgrafen des Hauſes zuſammen auf dem Markgrafenberge bei Rathenow, und klagten einander, wie ihrer ſo viel ſeien, daß das Land ſie kaum ſtandesmäßig zu ernähren vermöchte. Wenige Jahrzehnte, und der ganze Stamm war erloſchen. Glänzende Herren waren aus ihrer Mitte hervorgegangen, die ſich in Fehden gegen die Nachbarn, beſonders die ſtreitſüchtigen Erzbiſchöfe von Magdeburg, tummelten; die aber auch des Minnegeſangs, der, ſeit in Schwaben die Ritterharfe verklungen, in die Länder niederdeutſcher Zunge ſich geflüchtet hatte, wohl kundig waren. So ein Otto IV. mit dem Pfeil, † 1309, und vor Allem der glänzende Waldemar, der

*) Sie folgen hier in der Ueberſicht; zum Theil ſind ſie ſchon oben § 195 erwähnt. Otto I. 1170—1184. Otto II. 1184—1205 und ſein Bruder Albrecht II. 1184—1220. Dann des Letzteren zwei ausgezeichnete Söhne Johann I. 1220—1266 und Otto III. 1220—1267. Von ihnen entſtammten die Linien Stendal und Salzwedel, mit zahlreichen Gliedern, die gemeinſam regierten und einen ſehr verzweigten Stammbaum bilden.

letzte der brandenburgischen Askanier, der sich im blutigen Kampfe fast aller seiner Nachbarn erwehrte und das Askanische Banner hochhielt. Dann starb er plötzlich 1319, erst 28 Jahre alt, und mit seinem jungen Neffen Heinrich dem Jüngern, erlosch das Haus, 1320. Kein Geschlecht im Reich, kaum das der Thüringer oder Babenberger, war ansehnlicher gewesen.

§ 264. An Brandenburg schloß sich nördlich und nordöstlich Pommern an, das in zwei breiten Armen das Haff und die Odermündungen umfaßte, und zu dessen linker Hand Rügen lag, die schöne grüne Insel, die mit dem Kreidefelsen von Arkona als letzte Spitze deutschen Landes in das nordische Meer hinaustritt und erst nach oft wiederholten Kämpfen den heidnischen Ranen und den Dänen hatte abgewonnen werden müssen (ihr selbständiges Fürstenhaus erlosch 1395, und die Insel fiel an Pommern). Pommern selbst ist in seiner Bodengestalt dem oben beschriebenen östlichen Holstein und Mecklenburg ähnlich, nur wird es rechtsseits der Oder einförmiger, mit langer, flacher, von Dünen eingesäumter Meeresküste. Die besseren Häfen liegen im westlichen Pommern; so Stettin u. a. m. Die feste, tapfere Bevölkerung, die den slavischen Untergrund noch deutlicher als die der Marken erkennen läßt, ist auf der See nicht fremd, doch mehr an Pflug und Scholle gewöhnt. Seit 1295 theilten sich die Lande in Pommern-Wolgast und Stettin. Ihr Herzogshaus war gleichfalls ursprünglich slavisch und seit Heinrichs des Löwen Fall, der zuerst das Land deutscher Herrschaft dauernd unterworfen (§ 196), lehnsabhängig von Brandenburg. Diesem Verhältniß suchten sich die pommerschen Herzöge lange vergeblich zu entziehen, obwohl Brandenburg selbst wenig von dieser Lehnshoheit genoß. Als dieses sie endlich 1529 im Vertrag von Grimnitz aufgab, ward dafür die Erbfolge Brandenburgs beim etwaigen Erlöschen des pommerschen Hauses festgestellt.

7. Der schwäbische, bairische und fränkische Kreis. Die Wirtenberger. Zähringer. Wittelsbacher.

§ 265. Der schwäbische Kreis reichte im Osten bis zum Lech, ging nördlich von der Wörnitzmündung in einem Bogen zum Kocher und mittleren Neckar und ward im Süden und Westen von dem Rhein umfaßt. Innerhalb des großen Winkels, den letzterer Fluß beschreibt, liegt ein kleinerer, den der Schwarzwald und die Rauhe Alb gegen einander bilden, von diesem eingefaßt ist das Herzland des alten Schwabens, die deutsche Fürstenwiege, die Dichter- und Heldenheimat, das Neckarland. Am steilen Abfall der Alb liegen viele berühmte Burgen: so der Hohenzollern, Lichtenstein, Hohen-Urach; ferner, wie der Dichter singt, jener

aller schwäb'schen Berge schönster,
der auf dem königlichen Gipfel kühn
der Hohenstaufen alte Stammburg trägt.
Und weit umher, in milder Sonne Glanz,
ein grünend, fruchtbar Land, gewundne Thäler,
von Strömen schimmernd, heerdenreiche Triften,
jagdlustig Waldgebirg und aus der Tiefe
des nahen Klosters abendlich Geläut.
Dann fernhin in den Burgen, in den Städten
gesegnetes Geschlecht, treufeste Männer,
Die Frauen aber sittig und verschämt,
ja, wie uns Walther*) sang, den Engeln gleich.

(Uhland).

*) Walther von der Vogelweide (§ 184).

Auch viele reiche, trotzige Städte, dem schwäbischen Bund (s. unten) angehörig, lagen hier am Fuß des Gebirges. Jenseits bildet die Rauhe Alb mit dem Bodensee und den Algäuer Alpen einen anderen nach Osten sich öffnenden Winkel, die von der Donau durchströmte Hochebene Oberschwabens. Hier befanden sich neben mächtigen Reichsstädten wie Ulm und Augsburg besonders die geistlichen Gebiete des Kreises, die Bisthümer von Constanz und Augsburg und die Abtei Kempten. Ueberhaupt bot der ganze Kreis das Bild buntester Zersplitterung; zu den bereits genannten Gebieten kamen die Grafschaften Hohenzollern, Lichtenstein, Oetingen, Helfenstein u. a. und viele reichsunmittelbare ritterschaftliche Besitzungen; kurz man zählte im schwäbischen Kreise 93 Stände. Am mächtigsten aber wurden im Neckarlande die Grafen von Wirtenberg, ein fehdelustiges, aber vom Geiste seltener Sparsamkeit und Klugheit beseeltes Geschlecht. Dieses Fürstenhaus tritt, wie so manches andere, zuerst in den unruhigen Tagen Kaiser Heinrichs IV. hervor (um 1090) mit einem Conradus de Wirtineberg. Diese Grafen von Wirtenberg spalteten sich in mehrere Linien. Von ihnen zeichnete sich zuerst aus ein Ulrich mit dem Daumen, der zur Zeit des Interregnums die Grafschaft Urach am obern Neckar gewann. Sein Sohn Eberhard der Erlauchte ist oben (§ 217) als hartnäckiger Widersacher, erst Rudolfs, dann nach seiner Aussöhnung mit den Habsburgern, Adolfs und Heinrichs VII. genannt. Er hatte vom König Albrecht die Reichsvogtei über die schwäbischen Städte erhalten, und es gelang ihm auch sonst, bedeutende Erwerbungen zu machen; so Asberg, einen Theil von Calw ꝛc. Sein Enkel war der vielbesungene Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart, 1344—1392, der unter Anderem ganz Teck und Tübingen erwarb. — Wieder ein Eberhard, der im Bart genannt (§ 241), erhielt vom Kaiser Maximilian für sein Haus den Herzogstitel*).

§ 266. Aber auch an den westlichen Abhängen des Schwarzwaldes, von den frischen, tannenumdunkelten Thälern dieses Gebirges und den hoch hinauf bebauten Bergen, die zur reichen Rheinebene blicken, ging ein ruhmreiches Geschlecht aus, das der Grafen von Zähringen. Auch sie treten zuerst unter Kaiser Heinrich IV. hervor. Ihre Stammburg war Zähringen nahe bei Freiburg an der Dreisam, doch erwarb ein Seitenzweig des Hauses die Burg Baden am Dosbach, nahe den warmen Heilquellen, an denen schon die Römer einen stattlichen Ort gegründet. Sie schlossen sich mit treuer Anhänglichkeit den Staufern an und bekleideten unter ihnen wichtige fürstliche Aemter**). Ein Markgraf Rudolf I. von Baden erweiterte die

*) In diesen Machtverhältnissen blieb das Geschlecht im Allgemeinen, bis es 1806 zur Königswürde emporstieg. Das heute herrschende Haus stammt von der Linie der Grafen von Mömpelgard (§ 314).

**) Die älteren Zähringer sind besonders glanzvoll. Schon unter Heinrich IV. kommt ein Berthold I. von Zähringen vor, der Herzog von Kärnthen wurde, doch dies Land bald wieder verlor. Sein Sohn Berthold II. gründete Freiburg im Breisgau nahe der Burg Zähringen, das sein jüngerer Sohn, Konrad, mit Stadtrecht begabte. Derselbe Berthold II. trat an die Staufer seine Ansprüche auf die schwäbische Herzogswürde ab und erhielt dafür die Reichsvogtei im Thurgau, die sich bald über den größten Theil der Schweiz ausdehnte. Hier traten seine Nachfolger als Städtegründer auf: Berthold IV. gründete Freiburg im Uechtlande, dessen Sohn Berthold V. Bern u. a. Städte. Ein Sohn Bertholds I. war Hermann der Heilige, dessen Sohn von seiner Mutter Schloß Baden erbte, und von dem die Markgrafen von Baden stammen. Auch dieser Zweig blieb den Staufern treu ergeben und erhielt die Veroneser Mark und somit auch die Markgrafenwürde. Die Hausgüter am

Stammgüter zur Zeit des Interregnums bedeutend, schloß sich dann, nach kurzem Widerstreben, eifrig der Sache Rudolfs von Habsburg an und rundete seine Besitzungen an der Murg und Pfinz zu einem geschlossenen Territorium ab. Er kann als der zweite Ahnherr der Markgrafen von Baden gelten, deren Besitzungen sich in getrennten Stücken nördlich bis über die Pfinz und südlich bis über das Wiesenthal erstreckten*).

§ 267. Der bairische Kreis lehnte sich im Süden an die Abhänge der Tiroler Alpen, ja erreichte in seinem südöstlichen Theile, dem Erzstifte Salzburg, den schneebedeckten Hochkamm derselben. Nordöstlich begrenzte ihn der Böhmerwald und schied ihn von den Ländern slavischer Zunge. Von der Natur war er nicht sehr reich begünstigt. Das Land zwischen Donau und Alpen ist Hochebene, rauh und kalt, in der Nähe der sie durchschneidenden Flüsse von großen Moosen (Hochmooren) durchzogen, der Cultur nicht günstig, von einem starren, abgeschlossenen Volksstamme bewohnt. Nördlich von der Donau freilich thun sich freundlichere Gelände auf; aber das Thal verengt sich bald, so daß selbst die Schifffahrt in älterer Zeit nicht gefahrlos blieb: und auch die mildere, landschaftlich schönere Oberpfalz ist von den Bergzügen des Jura, des Baier- und Böhmerwaldes eng zusammengeschränkt. Zu dem Kreise gehörten viele geistliche Stifter, die Bisthümer Freisingen, Regensburg, Passau, vor Allem aber das majestätisch von den Alpen umgürtete, am Fuß des sagenreichen Untersberg gelegene Salzburg; außerdem einige Grafschaften und reichsritterschaftliche Gebiete. Den Kern aber des Kreises bildete das Herzogthum Baiern unter dem Hause Wittelsbach. Dasselbe beginnt mit jenem von Barbarossa 1179 zum Herzog von Baiern erhobenen Otto von Wittelsbach (§ 155, 162). Sohn und Enkel desselben vereinigten die Besitzungen großer aussterbender altbairischer Geschlechter (der Vohburger, Andechs, Bogen ꝛc.) mit dem an sich nicht sehr bedeutenden Herzogthum. Auch die Rheinpfalz war an das Haus gekommen, und von der hier sich abzweigenden Linie der Wittelsbacher ist oben (§ 248) die Rede gewesen. Einen plötzlichen Zuwachs an Macht bekam das Herzogshaus, als aus ihm Ludwig der Baier den deutschen Königsthron bestieg. Dieser erwarb, wie oben (§ 221) gezeigt, die Mark Brandenburg, ferner Holland, Seeland, Frisland und zuletzt noch Tirol. Alle diese Erwerbungen gingen jedoch unter seinen Nachkommen wieder verloren.

§ 268. Wir gehen hier nur kurz auf die Geschichte der Mark Brandenburg unter dem bairisch-wittelsbachischen Hause ein. Diese Länder waren, seit 1320 hier das askanische Haus erloschen war (§ 263), herrenloses Gut geworden, nach welchem die Nachbarn — Mecklenburg, Braunschweig, Pommern, Sachsen (§ 261) und besonders die dem alten Regentenhause entstammenden Anhaltiner — von allen Seiten zugegriffen hatten. Kaiser Ludwig der Baier, durch die Schlacht von Mühldorf 1322

Schwarzwalde wuchsen durch Tausch und andere Erwerbungen. Markgraf Hermann VI. vermählte sich mit der letzten Babenbergerin und war eine Zeit lang Herzog von Oestreich; sein Sohn, Friedrich „von Baden" oder „von Oestreich" genannt, blutete mit Konradin auf dem Schaffot (§ 176). Der jüngere Bruder Hermanns VI. ist jener oben im Text genannte Rudolf I., der Baden erbte. Sein Geschlecht theilte sich 1515 in die Linien Baden-Baden und Baden-Durlach; jene katholisch, starb 1761 aus, diese, protestantisch, vereinigte unter Karl Friedrich alle Länder des Hauses, und erhielt 1806 die großherzogliche Würde.

*) Durch die nächste Zeit bis zur Napoleonischen Herrschaft blieb dies im Wesentlichen der Besitzstand des Hauses; dann folgte das Aufsteigen zur Kurwürde 1803, und zur großherzoglichen 1806.

(§ 219) Herr im Reiche geworden, zog zuletzt die Marken als eröffnetes Reichslehn ein, und verlieh sie seinem Sohne, dem noch unmündigen Ludwig. Unter vielfachen Verwirrungen hat nun das bairische Haus von 1324 bis 1373 in den Marken regiert. Denn nicht bloß, daß diese Länder in der herrenlosen Zeit verkleinert waren, sondern beim Streit des Kaisers mit dem Papste (§ 220) kam Bann und Interdict und im Gefolge desselben ein fürchterlicher Einfall der Polen und der noch heidnischen Litthauer über die Marken. Im Innern lösten sich die Bande der Ordnung, die Ritterschaft ward „schloßgesessen" (d. h. sie bauete oder erwarb eigene Burgen), ward übermüthig und räuberisch, die Städte erhoben sich zu fast völliger Unabhängigkeit. Als später Markgraf Ludwig des Vaters Plane gemäß sich mit Margaretha Maultasch vermählte (§ 221) und so Tirol gewann, dann nach des Vaters Tode an der Spitze der bairischen Partei gegen die lützelburgische auftrat (§ 222), regte ihm der neue Kaiser Karl IV. in Brandenburg alle möglichen Feinde, die Anhaltiner, Mecklenburger (§ 257), den Erzbischof von Magdeburg u. a. auf. Wieder kam blutige Verwirrung über die unglücklichen Lande. In diesen Zeiten, 1348, trat ein Mann auf, der sich für den 1319 gestorbenen letzten Askanier, Waldemar (§ 263) ausgab — der falsche Waldemar genannt. Er erzählte, sein Tod und Leichenbegängniß seien Trug gewesen, da er um seines Gewissens willen als Pilger nach dem Morgenlande habe ziehen und in unbekannter Armuth sterben wollen; jetzt jedoch sei er durch das Elend seines Landes bewegt worden, wieder hervorzutreten. Er fand viel Anhang, und Karl IV. anerkannte ihn für echt, bis er sich 1349 mit Ludwig aussöhnte; dann gab er ihn als Abenteurer auf, doch ward jener nach seinem 1357 erfolgten Tode im Erbbegräbniß der Anhaltiner beigesetzt. Im Jahre 1351 trat Ludwig der Aeltere freiwillig die Marken an seine beiden jüngeren Brüder Ludwig den Römer, 1351 bis 1365, und Otto den Finner (Faulen), 1351—1373, ab, und zog sich nach Oberbaiern und Tirol zurück. Von diesen Brüdern gewann Kaiser Karl IV. (eine spätere Zwietracht im bairischen Hause, die er selbst angeschürt, klug benutzend) die Zusage der Erbfolge in den Marken, die er 1373 von dem jüngsten Bruder Otto, den er lange hintergangen und verächtlich behandelt hatte, durch den Vertrag von Fürstenwalde sich erzwang. So kamen die Marken von dem bairischen an das lützelburgische Haus. — Die Linien des bairischen Herzogshauses bieten später außer den Kämpfen unter sich und gegen die Nachbarn wenig geschichtliches Interesse. Erst 1506 gründete Herzog Albrecht IV., der Weise, eine dauernde Vereinigung der wichtigsten bairischen Lande, und seine Söhne Wilhelm und Ludwig regierten dieselben als Herzöge gemeinsam. Die Stadt München, von Heinrich dem Löwen gegründet, erhob sich erst durch Ludwig den Baier zu größerer Bedeutung. Ingolstadt war die 1472 gegründete Universität der bairischen Lande*).

§ 269. Von dem ehemals großen Herzogthum Franken, dem Hauptlande des Reiches, welches den größten Theil des späteren kurrheinischen und oberrheinischen Kreises umfaßt hatte, war der Name nur dem östlichsten Theile geblieben, jenen Ländern, die zu beiden Seiten des Mains zwischen Rhön, Thüringer Wald, Fichtelgebirg und Jura in den weitgeöffneten, milden und fruchtbaren Thälern der Rezat, Regnitz und Pegnitz, der Itz, fränkischen Saale und anderer Flüsse sich ausbreiteten. In diesem fränkischen Kreise

*) Im Uebrigen vergl. § 248 und Anmerkung.

ragten drei geistliche Gebiete hervor mit ihren bischöflichen Residenzen: Eichstädt an der Altmühl, Würzburg (am Stein), dessen viele Thürme mit dem schönen Geläut, dessen hochragende Feste und dessen Weinberge der prächtige Main wiederspiegelt, und Bamberg mit seinem ehrwürdigen Dom. Außerdem zählte der Kreis viele, fast überreiche Klöster und Abteien, acht kleinere Grafschaften und Herrschaften und fünf freie Reichsstädte, deren vornehmste und aller deutschen Städte Krone Nürnberg war. Zu Kaiser Heinrichs IV. Zeit gegründet, rasch emporgewachsen, durch Handel bereichert, im Kampfe mit den umwohnenden Rittern und Dynasten erstarkt, durch manche innere Bewegung und Umwälzung zu bürgerlicher Freiheit gebildet, war sie besonders am Ende unserer Periode durch ihre Staatsmänner, Gelehrten, Maler, Bildhauer und Poeten hoch berühmt; die Lorenzer und die Sebalduskirche, das Rathhaus, der schöne Brunnen und manches andere Denkmal bezeugten den Reichthum wie die Kunstblüte dieser Stadt. Ueber ihr ragte die alte kaiserliche Feste, und am Aufgang zu ihr eine kleinere, von der ein welthistorisches Geschlecht, die Hohenzollern, ihren Ausgang zu Macht und Ruhm genommen haben. Diesen gehörten die beiden größten Territorien des Kreises, die Fürstenthümer Anspach und Baireuth, denen nur noch die alte Grafschaft Henneberg am Südfuß des Thüringer Waldes an Bedeutung sich vergleichen ließ.

8. Die Lützelburger in Böhmen.

§ 270. Böhmen und die ihm angeschlossenen Länder Mähren und Schlesien waren nicht mit eingekreist, theils weil sie als slavischer Zunge zugehörig galten, theils weil zur Zeit der Kreiseintheilung diese Länder fast unabhängig und getrennt von Deutschland waren. Einst in der Urzeit deutsch (§ 9), dann von dem slavischen Stamme der Czechen besetzt, war Böhmen doch bald wieder ein Theil des deutschen Reichs geworden (§ 77, § 102) und vielfach von deutschen Elementen durchdrungen (§ 199). Als mit Ottokars (§ 199, § 216) Enkel, Wenzel III., das ruhmreiche Haus der Premysliden erloschen war, waren hier zwei Schwestern als Erbinnen vorhanden. Es ist oben (§ 216) gezeigt, wie sich die jüngere derselben, die Prinzessin Elisabeth, um Schutz und Beistand an Kaiser Heinrich VII. wandte, der die Gelegenheit, seinem Hause eine Königskrone zu gewinnen, wahrnahm, und sie mit seinem Sohne Johann vermählte.

§ 271. So kam das lützelburgische Haus auf den böhmischen Königsthron, nachdem dasselbe bereits durch Heinrich VII. aus einem unbedeutenden Grafenhause Niederlothringens zu der höchsten weltlichen Würde der Christenheit emporgestiegen war. König Johann von Böhmen, sein Sohn, war ein wunderlicher Mann. Sein Leben ist ein fortgesetztes, abenteuerliches Wandern von Turnier zu Turnier, von Krieg zu Krieg, von Unterhandlung zu Unterhandlung. Bald finden wir ihn in Avignon, bald in Paris, dann am Rhein, in Preußen, Polen oder Ungarn, dann in Italien mit weiten Plänen beschäftigt und fast am seltensten in seinem Böhmen. Und doch war sein unstetes Treiben, einige wichtige Erwerbungen in Schlesien abgerechnet, von nur geringen Erfolgen begleitet. Mit dem Kaiser Ludwig dem Baier, dem er einst den Sieg bei Mühldorf (§ 219) hatte erringen helfen, zerfiel er bald; und seit dieser die Ehe von Johanns Sohn mit Margaretha Maultasch, der Erbin Tirols, aufgelöst hatte (§ 221), herrschte zwischen Beiden bittere Feindschaft. Von der Zeit an schlug sich Johann ganz zum Papste und zum Könige Frankreichs, an den ihn ohnehin Ver-

wandtschaft und Vorliebe für französisches Wesen fesselte. Er war alt geworden und seit den letzten Jahren erblindet. Sein Sohn Karl, am französischen Hofe erzogen und persönlicher Freund des Papstes, ward zum Kaiser erwählt (§ 222). Da aber die lützelburgische Partei im Reiche keinen Boden gewinnen konnte, so stützte sie sich ganz auf den französischen König und den Papst. So kam es, daß Vater und Sohn mit Theil nahmen an dem Kriege zwischen England und Frankreich und an der blutigen Schlacht bei Crecy 1346. Auch der alte Johann hatte in der Schlacht nicht fehlen wollen und sich deshalb auf seinem Schlachtroß von zwei Rittern in die Mitte nehmen und in das Getümmel führen lassen. Als nun die französischen Ritter vor den englischen Armbrustschützen dahin sanken, und er die Verwirrung wahrnahm, fragte er seine Getreuen, wie es stünde. „Uebel, Herr, steht es um die Schlacht, denkt auf Eure Rettung!“ erwiederten diese. Da sagte Johann: „Fern sei es, daß ein Böhmenkönig fliehen sollte: kein Lützelburger stirbt den Tod im Bett!“ ließ sich hinleiten, wo der Kampf am heißesten war, und fiel, seines Vaters und Großvaters würdig (§ 217, § 214).

§ 272. Aus der mörderischen Schlacht entrann sein Sohn, Karl IV., verwundet und kam bald, wenn auch erst mit vielen listigen Künsten, zum anerkannten Besitz der deutschen Kaiserkrone. Dankt ihm Deutschland außer der Goldenen Bulle (§ 224) wenig, so hat er desto mehr für seine Erblande besonders für Böhmen, gethan, das er schon seit seinem 17. Jahre für seinen abenteuernden Vater regiert und geordnet hatte. Er erweiterte und befestigte Prag, schmückte es mit der unvergleichlichen Herrlichkeit seiner Dome, Klöster, Brücken und Thürme, gründete hier, 1348, die erste deutsche Universität und machte diese seine Hauptstadt zum Glanzpunkte des wissenschaftlichen wie gewerbthätigen Lebens in Deutschland. Rastlos mehrte er seine Erbländer; so gewann er die Oberpfalz, vereinte Schlesien ganz mit Böhmen und erwarb endlich (§ 268) durch Kampf von dem letzten bairischen Markgrafen, Otto, auch Brandenburg. Da aber wieder von Brandenburg Pommern und Mecklenburg lehnsabhängig waren, so reichten seine Erblande in ununterbrochenem, breitem Zuge fast von der Donau bis zur Ostsee. Auf der Elbe und Oder, diesen großen, natürlichen Handelsstraßen des deutschen Ostens, gründete und hob er den Schifffahrts-Verkehr; mit der Hanse trat er in freundschaftliche Beziehung und besuchte deshalb selbst das Haupt derselben, Lübeck: das letzte Mal, daß — bis auf unsre Tage — ein deutscher Kaiser den niedersächsischen Norden bereist hat. Den Marken besonders zeigte sich sein Walten segensreich. Gesetz und Ordnung kehrten in diese ganz wüst gewordenen Lande wieder ein; an der Elbe erblühte Tangermünde, der Lieblingssitz Karls in seinen alten Tagen. So ist er ein Segenspender für den deutschen Osten geworden, der ihm Pflege des Geistes wie der Landescultur dankt: und hier hinterließ er einen schöneren Namen, denn im Reiche, als er, für seine Erbländer zu früh, 1378 zu Prag starb.

§ 273. Noch während seiner Lebzeiten hatte er, seinen großen Schöpfungen, zum Schaden, eine Theilung seiner Erblande bestimmt. Wenzel, sein ältester Sohn (1378—1419), bekam Böhmen; die Lausitz ein jüngerer Bruder Johann; Mähren und Schlesien kam an die beiden Vettern Wenzels, Jobst und Procop; Brandenburg fiel an Sigmund, Kaiser Karls zweiten Sohn. Wenzel ließ bald seine Länder ebenso verwildern, wie er als Kaiser das Reich vernachlässigte (§ 227), und nicht lange, so zerrüttete der wildeste Verwandtenzwist diese noch kurz zuvor so wohl regierten

Lande. Sigmund aber verpfändete, weil er für fernere Unternehmungen Geld gebrauchte, die brandenburgischen Marken bald an seine Vettern, Jobst und Procop von Mähren. Ihm nemlich war schon durch seines Vaters Klugheit die glänzende Aussicht eröffnet worden, zwei große Königreiche im Osten Europa's zu gewinnen. Ungarn und Polen waren bis 1384 ruhmvoll von Ludwig dem Großen beherrscht gewesen, der jenem Hause Anjou entsprossen war, das in Neapel einst die Staufer verdrängt hatte (§ 175). Ludwig hatte zwei Töchter hinterlassen, Maria und Hedwig, und Sigmund, der mit Maria verlobt war, hoffte mit ihr beide Kronen zu gewinnen. Die Polen aber widerstrebten, machten Hedwig zu ihrer Königin, und diese reichte dem Großfürsten von Litthauen, dem Wladislaus Jagiello, die Hand, der erst damals mit seinem Volk zum Christenthum übertrat. Dieser Ahnherr des mächtigen polnischen Königshauses der Jagellonen ward später besonders dem Deutschen Orden in Preußen gefährlich. Ungarn aber gewann Sigmund, wenngleich unter vielen Kämpfen und Gefahren, zugleich mit der Hand Maria's. Von hier aus ward er, wie wir gesehen (§ 230), 1411 auf den deutschen Thron gehoben und räumte die Marken seinem treuen Freund Friedrich von Hohenzollern ein. Als seine kühnen Verbesserungspläne für Kirche und Reich gescheitert waren, wandte auch er sein Streben nur noch seinen Erblanden zu. Nach Wenzels kinderlosem Hinsterben, 1419, war er auch berechtigter Erbfolger in Böhmen, aber hier wehrten ihm die Hussiten. Da er nur Eine Tochter hatte, die mit dem Habsburger Albrecht von Oestreich vermählt war und da er (§ 236) mit Friedrich von Brandenburg zerfiel, so strebte er besonders in den letzten Zeiten seines Lebens für Albrechts Macht. Er hatte noch die Freude, Böhmen unter seine Herrschaft zurückkehren zu sehen. Als er 1437 starb, vererbte er zwei Königskronen auf das Habsburgische Haus. Dieses verdankte also ihm zunächst seine Machtbegründung in Europa. Doch ist auch die andere deutsche Großmacht, die der brandenburgischen Hohenzollern, zum Theil auf dem Boden [der lützelburgischen Lande emporgewachsen.]

9. Die Hohenzollern.

§ 274. In einem der schönsten Theile Schwabens (§ 265), nicht fern von den Stammsitzen der Staufer und Welfen, stand (und steht noch heute in erneuerter Pracht) die Burg Hohenzollern, die Geburtsstätte eines der mächtigsten und ruhmvollsten Herrscherhäuser der Welt. Grafen von Zollern werden zuerst unter Kaiser Heinrich IV. genannt. Ein Zweig dieser Zollern — von Hechingen und Sigmaringen — blieb in der Heimat, ward zur Zeit des 30jährigen Krieges gefürstet, und trat endlich 1849 hochgeehrt mit Land und Leuten den Staaten des Bruderzweiges bei, der inzwischen zur Großmacht geworden war. Der Hauptstamm aber, zu großen Dingen berufen, bekam 1190 das kaiserliche Amt eines Burggrafen von Nürnberg. So verdanken den Staufern, zu denen sie treu hielten, auch die Hohenzollern, wie die Zähringer, die Wittelsbacher und Habsburger, ihr erstes Aufwachsen. Durch Heirath, Erb und Kauf mehrten sie ihre Güter in Franken, auf dem Voigtlande, in Mähren, und selbst in Burgund; durch Klugheit und Tüchtigkeit begannen sie bald im Rathe der deutschen Fürsten etwas zu gelten. Der eifrigen Bemühung eines hohenzollernschen Burggrafen dankte Rudolf von Habsburg seine Krone (§ 205), und gab deshalb seinem Hause Erblichkeit in dem genannten Burggrafenamte; der Tapferkeit seines Sohnes, Friedrichs IV., von dessen Rittern Einer Friedrich den Schönen gefangen ein-

brachte, dankte Ludwig der Baier den entscheidenden Sieg bei Mühldorf, 1322 (§ 229). Immer hielten sich die Burggrafen treu zu den erwählten Kaisern, deren gleichsam geborne Räthe und Feldherren sie waren. Karl IV. gab deshalb dem Geschlechte den Rang von Reichsfürsten und das Recht, die Bergwerke in ihrem Gebiet auszubeuten, ein Recht, das er sonst nur noch den Kurfürsten zugestand. Schon theilte Burggraf Friedrich V. sein Land unter seine Söhne in den Theil auf dem Gebirg — Baireuth — und den Theil unter dem Gebirg — Anspach. Friedrich VI. aber vereinte nach des Bruders Tode beide Länder wieder in seiner Hand. Er diente Sigmund treu in den verwirrten ungarischen Angelegenheiten; er half ihm durch Klugheit und Kühnheit zur deutschen Kaiserkrone. Sigmund, dankbar, schenkte ihm dafür 100,000 Goldgulden, die er später noch um 50,000 vermehrte und auf die Marken anwies, als deren Verwalter er Friedrich bestellte.

§ 275. So kam 1411 der erste Hohenzoller nach Brandenburg. Die Marken, die seit hundert Jahren in den Händen dreier Fürstenhäuser gewesen waren (der Askanier — 1320, der Baiern — 1373 und der Lützelburger — 1411), waren durch die Schlaffheit und Ohnmacht ihrer Regenten in den beklagenswerthesten Zustand gerathen. Wenn irgendwo, so hatte hier das Ritterthum alle Zügel der Zucht und des Gehorsams zerrissen. Friedrich schuf Ordnung, indem er die Schlösser des Adels brach. Dann kehrte er zu Sigmund auf das Constanzer Concil zurück. Hier übergab ihm Sigmund die Marken 1415, rückkaufbar (wie man damals häufig Handel zu schließen pflegte) um 450,000 Goldgulden. Im Jahre 1417 belehnte er ihn feierlich auf dem Markte von Constanz im Angesicht des ganzen Concils mit diesen Ländern wie mit der Kurwürde. — Rückkaufbar aber wurden die Marken deshalb übergeben, weil Sigmund den Fall nicht für unmöglich hielt, daß er selbst sich allein auf die römische Kaiserwürde beschränken würde: dann wollte er Friedrich die deutsche Königskrone zuwenden, dieser aber sollte ihm die Marken zurückgeben. So hoch stand Friedrich damals in Sigmunds Gunst. Beide Männer hatten noch einmal den Muth gehabt, zu glauben, es sei in Deutschland eine starke Obergewalt und durch eine solche wieder Ordnung im Innern und Macht nach außen möglich. Wie oben gezeigt, gab Sigmund mißmüthig bald solche Gedanken auf. Friedrich aber kam bei ihm in Ungnade. Denn dieser, gestützt auf die neu erworbene Macht, strebte für sein Haus noch weiter. Er verlobte seinen zweiten Sohn Friedrich mit der Tochter des Polenkönigs Wladislaus Jagiello (§ 273), und da dieser ohne Söhne war, glaubte er, seinem Hause in dessen weiten Ländern die Erbfolge eröffnen zu können.*) Sigmund, der selbst einst auf die Krone Polens gehofft, ward eifersüchtig auf die zu hoch steigende Macht des Freundes. Das erste Zeichen der Ungnade war, daß er nicht dem Hause Friedrichs, sondern den Wettinern den Kurkreis Wittenberg und die Kurwürde von Sachsen gab, als hier die Linie der Askanier erlosch, 1422 (§ 261). Auch später hinderte Sigmund Friedrichen mannigfach, selbst in den Angelegenheiten des Reiches, die dieser mit der alten Hingebung betrieb. Erst später kam eine kühle Aussöhnung zu Stande, als Sigmund bereits ausschließlich nur noch für die Habsburger strebte.

§ 276. Nach Sigmunds Tode durfte Friedrich, gestützt auf die blühende Macht seines Hauses und seine Verdienste um das Reich, auf die Wahl zum

*) Wladislaus Jagiello bekam aus dritter Ehe später noch Söhne und der ganze Plan zerschlug sich.

deutschen König rechnen. Zum ersten Male standen in Deutschland die Häuser Hohenzollern und Habsburg im Streben nach der obersten Gewalt sich entgegen. Wie und warum damals die Habsburger siegten, ist oben (§ 237) gezeigt. Friedrich starb 1440 nach langem, arbeitsvollem Leben, welches noch mehr dem Reich als seinem Brandenburg gegolten hatte. Er hatte seine Länder getheilt; in den Marken folgte sein zweiter Sohn Friedrich II. Eisenzahn 1440—1470 (nebst einem unbedeutenden jüngeren Bruder), in den fränkischen Fürstenthümern der (ruhmlos gebliebene) älteste Sohn, Johann der Alchymist, und Albrecht Achilles. — Friedrich Eisenzahn, fromm und fest, stellte in den Marken Zucht und Ordnung völlig wieder her, erwarb die Neumark, welche Sigmund dem Deutschen Orden verpfändet hatte, zu Brandenburg zurück, und baute hier im Osten des Reiches einen festen deutschen Staat auf, welcher den, während Kaiser Friedrichs III. ehrloser Regierung weiter und weiter andrängenden Polen und Böhmen einen Damm entgegenwarf. Auch brach er die trotzige Selbständigkeit der brandenburgischen Städte, besonders die von Berlin-Cölln (§ 195), 1444, wo er den Grund zum kurfürstlichen Residenzschloß legte. Albrecht Achilles, tapfer, beredt, schlau, im Zweikampf nie, in der Schlacht nur ein einziges Mal besiegt, mit Narben an Hand, Fuß, Gesicht und Hals ganz überdeckt, war einer der gewaltigsten Fürsten seiner Zeit. „Frisch angerannt ist halb gefochten" war sein Wahlspruch. Rastlos tummelte er sich in den fränkischen Fehden, im Städtekrieg, im Kampf gegen die Baiern und Pfälzer (Friedrich den Siegreichen) und diente, nach des Vaters Beispiel, unablässig dem Reiche und selbst einem undankbaren Kaiser, obwohl er, vor der Wahl Friedrichs III., einst selber auf die deutsche Krone gehofft hatte. Da alle seine Brüder, auch Friedrich, erblos starben, so vereinigte er alle hohenzollernschen Länder, die fränkischen wie die brandenburgischen, 1470—1486. Als Kurfürst strebte er für regelmäßige Reichstage, für eine Reichsverfassung und den Landfrieden. Für die hohenzollernschen Lande, in denen er strenges Recht und Ordnung pflegte, erließ er 1473 ein Hausgesetz, welches die Theilungen verhindern sollte: dem ältesten Sohne übergab er die Marken, den beiden folgenden Anspach und Baireuth. So wurden drei Linien begründet, die aber keine weiteren Untertheilungen vornehmen durften. — Auf der Höhe ihrer Vorfahren, die über die Geschicke Deutschlands mit entschieden hatten, wußten sich die Nachkommen nicht zu halten. Sie sanken, schon von Albrechts Sohne, Johann Cicero 1486—1499, an, zu zwar mächtigen, doch auf das Reich nur noch wenig einwirkenden Territorialherren herab. Erst eine spätere Zeit sollte neue Macht und Ehre auf den Namen der Hohenzollern bringen.

10. Die Habsburger. Der östreichische Kreis.

§ 277. Der mächtige Alpenwall, der im Süden Deutschland von Welschland trennt, und im weiten Bogen auf die Ortelsspitze, den Brenner und die Gipfel des Hohen Tauern wie auf seine Säulen sich stützt, war schon seit der Völkerwanderung von Stämmen deutscher Abkunft besetzt worden. Selbst bis über diese Scheidewand hinaus, die Thäler der Eisach und Rienz, der Passeier und Etsch hinab, erklang die deutsche Zunge, bis unterhalb Botzen mit der mehr und mehr sich südlich gestaltenden Natur auch allmählig die italienische Sprache und Volksart begann. Nördlich aber von diesem Wall, im weiten Längenthal des Inn und seinen Nebenthälern, wohnt in zahlreichen Dörfern und Gehöften, die oft bis an den Schnee der Alpen emporsteigen, unvermischt und von fremder Sitte kaum berührt, ein Jäger-

und Hirtenvolk, abgehärtet, treu, tapfer und genügsam, in engsten Schranken des Herkommens und des Glaubens, doch nicht ohne Sinn für vielgestaltigen Erwerb, der sie oft zu weiter Wanderung in die Ferne lockt. Hier, wie im Norden an der flachen Seeküste, hatte sich ein freier Bauernstand in altgermanischem selbständigem Gemeindeleben behauptet. Dem bairischen Stamm entsprossen, sonderte sich der Tiroler doch bald spröde und stolz, und es herrschte gegen den Nachbar eher Abneigung als Stammesfreundschaft. — Neben der meist freien Bauernschaft saßen reichbegüterte geistliche Herren und einige große adlige Familien. Aus der Zahl der letzteren heben sich bald die Grafen von Tirol heraus, genannt nach dem alten Römer-Schloß Teriolis (Tirol) über Meran. Als dieses Geschlecht 1253 erloschen, kamen die tiroler Lande an Meinhard III. von Görz, den Vater jenes Meinhard IV. von Görz, dem Kaiser Rudolf von Habsburg für seine treue Hilfe auch noch das Herzogthum Kärnthen verlieh (§ 207). Tirol und Kärnthen erbten so auf Meinhards Sohn Heinrich von Kärnthen (§ 216), und durch diesen auf seine Tochter, die mehrfach erwähnte Margaretha Maultasch. Diese, nach ihrer Scheidung von ihrem ersten Gemahl mit Ludwig dem Aeltern von Baiern verheirathet (§ 268), hatte aus dieser Ehe nur einen Sohn, Meinhard. Derselbe war mit einer österreichischen Prinzessin vermählt, starb aber jung und kinderlos, und Margaretha trat nun, früheren Verträgen gemäß, die Grafschaft Tirol an Oestreich ab, 1363. Dann blieb das Land unter einem Seitenzweige der Habsburger, bis es 1493 unter Kaiser Maximilian zum Ganzen der östreichischen Länder geschlagen wurde.

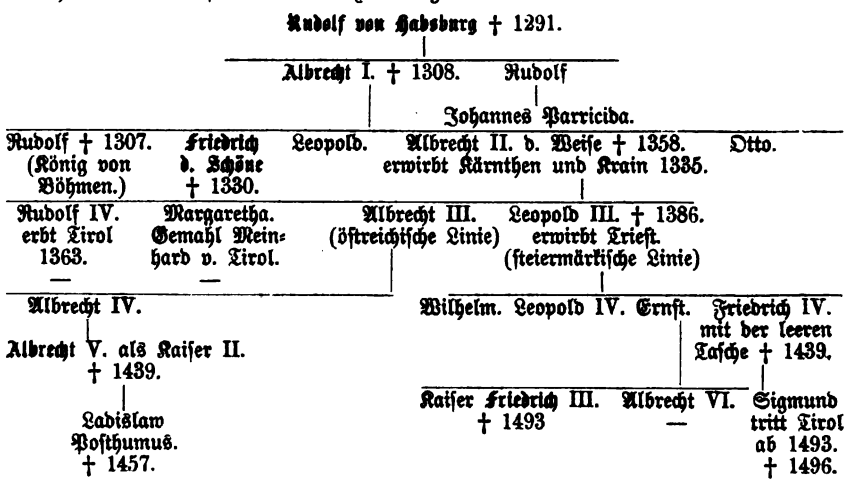
§ 278. Vom Hohen Tauern öffnen sich nach Osten hin die später sich vereinenden Thäler der Mur und Drau, südlicher das Längenthal der Save. Die schneebedeckten Alpenzüge, welche diese Thäler trennen und begleiten, sinken in ihrer weiteren Fortsetzung zu sanften waldigen Hügelketten herunter, und so verlaufen Flüsse und Thäler in die große ungarische Ebene, über die Grenzen Deutschlands hinaus. Von dem offenen Osten war in diese Thäler der Strom slavischer Volksart gedrungen, und dieselbe ist später von der deutschen wohl durchsetzt doch nicht völlig überwunden worden. Seit Karl dem Großen (§ 82) und wieder seit den Ottonen waren hier Marken mit wechselnden Benennungen und Grenzen. Aus ihnen hebt sich früh (§ 115) ein Herzogthum Kärnthen hervor. Doch scheidet sich bald wieder das Land nördlich des kärnthnisch-steierischen Alpenzuges als Herzogthum Steiermark von diesem ab, während der Name Kärnthen dem Drauthale verbleibt und sich südlich wieder gegen Krain (im oberen Savethal und am Karst) abgrenzt. Zwischen diesem weltlichen Gebiet lag viel geistliches, zu Salzburg, Aquileja und anderen Stiftern gehörig. Neben kleineren Dynasten kommen hier die Herzöge von Steiermark vor, die aber schon 1186 aussterben und ihr Land an die östreichischen Babenberger vererben. So war Steiermark früh ein mit Oestreich verschwistertes Land geworden.

§ 279. Oestreich selbst, d. i. das Herzogthum im engeren Sinne, entstand aus der baierischen Ostmark. Es ist das Land an beiden Ufern der Donau, durch die Ens in eine westliche und östliche Hälfte, das Land ob und unter der Ens, getheilt. Das fruchtbare, an Naturschönheiten reiche Land, von einem Strome durchflossen, der an Pracht dem Rheine kaum nachsteht, im Norden von den Terrassen Böhmens und Mährens, im Süden von den Schneegipfeln der Alpen begrenzt, deren Ausläufer bald in waldigen Höhenzügen sich verflachen, bald inselartig aus der lachenden Ebene wieder auftauchen, bald wie Vorgebirge noch bis an die Donau vorspringen — war

frühzeitig im vollsten Sinne deutscher Art zugeeignet, ward der Schauplatz der Heldensage, der Schauplatz von der Nibelungen Wanderfahrt und Kämpfen und war durch die Babenberger, das alte glänzende Herzogshaus, denen auch Wien sein Aufblühen dankte, deutscher Colonisation, deutscher Cultur, deutscher Sprache und deutschem Liede weit aufgethan. Der Volksstamm, der hier wohnte, lebenslustigen, treuherzigen Sinnes, war aus einem Zweige des bairischen Stammes, wie die Tiroler, zu eigengearteter Entwickelung gediehen. Auch war Oestreich von Anfang an selbständiger zum Reiche gestellt, als die übrigen Herzogthümer.

§ 280. Das Haus der Babenberger erlosch 1246 mit Friedrich dem Streitbaren. Wie darauf Ottokar von Böhmen hier herrschte; wie dann Rudolf von Habsburg ihn besiegte und diese Länder für das habsburgische Haus*) gewann; wie dann dieser und sein Sohn Albrecht I. regierten, wie des letzteren Söhne Friedrich und Leopold, des Strebens ihrer Vorfahren eingedenk, um die deutsche Krone rangen; das Alles bis zur Mühldorfer Schlacht, 1322, ist zugleich Reichsgeschichte und als solche bereits erzählt (§ 205—219). Von da an ist auch die östreichische Geschichte länger denn ein Jahrhundert eine auf engen Kreis beschränkte Landesgeschichte. Doch bleiben die Besitzungen des Hauses Habsburg, besonders durch glückliche Heirathen, in stetem Wachsen. Albrecht II., ein jügerer Sohn König Albrechts, erwarb von Ludwig dem Baier Kärnthen und Krain; von dessen Söhnen erwarb der ältere, Rudolf (der Stifter), 1363 auf die oben angegebene Weise Tirol; der jüngste, Leopold, Triest. Bei den jetzt oft vorgenommenen Theilungen bekam Leopold die vorderen Lande — die alten Erbländer der Habsburger um den Bodensee, in der Schweiz, Schwaben und im Elsaß — und fiel gegen die Schweizer in der berühmten Schlacht bei Sempach 1386. Unter seinen zahlreichen Söhnen und Albrechts des III. Sohne, Albrecht IV., begannen von Neuem Theilungen und Streitigkeiten; von ersteren ist besonders Friedrich, zubenannt mit der leeren Tasche, bemerkenswerth, der Tirol und die vorderen Lande besaß, von denselben aber einen großen Theil an die Schweizer einbüßte, weil er auf dem Concil zu

*) Die Stammtafel der älteren Habsburger:



Constanz dem Papst Johann XXIII. zur Flucht behilflich war und deshalb vom Kaiser Sigmund in die Acht erklärt ward. Albrecht des IV. Sohn, Albrecht V., der wie Vater und Großvater zu Wien residirte, ward Kaiser Sigmunds Schwiegersohn und Erbe (§ 236) und 1438 deutscher Kaiser (als solcher II. (§ 237). Die beiden Königskronen aber, die Albrecht zuerst an das habsburgische Haus gebracht hatte, die von Böhmen und Ungarn, gingen demselben noch einmal verloren. Nach dem Tode des Georg von Podiebrad und des Mathias Corvinus (§ 240) vereinigte sie Wladislaw, aus dem polnischen Königshause entsprossen. Das Haus Oestreich vermochte nur die Zusicherung der Erbfolge in Ungarn zu erlangen, die durch Heirath bald noch mehr befestigt wurde.

§ 281. Kaiser Friedrich III. hatte indessen, so sehr er auch daheim von seinem Bruder, den Wienern und Matthias Corvinus bedrängt wurde, mit zäher Klugheit die Macht der Habsburger aufgebaut. Nach dem kinderlosen Tode seines Bruders besaß er die gesammten östreichischen Länder, ausgenommen Tirol. Auch dies vereinigte Maximilian 1493 mit den übrigen Erblanden, und bei der bald erfolgenden Kreiseintheilung des Reiches faßte er die gesammten Lande, die das Haus Habsburg im Reiche besaß, so zersplittert sie lagen, in den Einen östreichischen Kreis zusammen. Den Grund aber zu der europäischen Macht der Habsburger legte die Vermählung Maximilians mit Maria von Burgund (§ 242). Aus dieser Ehe stammte Erzherzog Philipp, auf den die burgundischen Lande (§ 252 Anm.) erbten. Derselbe vermählte sich mit Johanna, der Tochter Ferdinands des Katholischen von Aragonien und Isabella's von Castilien. Auf den ältesten Sohn dieses Paares, Karl I. — später als deutscher Kaiser Karl V. — erbten väterlicher Seits die burgundischen Lande, mütterlicher Seits die spanische Krone, zu der damals auch die von Neapel und Sicilien gehörte, so wie die Herrschaft der durch Columbus 1492 entdeckten Neuen Welt. Der jüngere Sohn, Ferdinand, ward durch Maximilians Fürsorge mit Anna, der Tochter des Königs Wladislaw von Ungarn und Böhmen, vermählt, während sich der Sohn Wladislaw's, der spätere König Ludwig, mit Maria, Ferdinands Schwester, verheirathete. Ludwigs Ehe blieb kinderlos, und als derselbe 1526 in der Schlacht von Mohacz gegen die Türken fiel, gingen Ungarn und Böhmen an Ferdinand über, der von seinem Bruder Karl V. zugleich die gesammten deutsch-östreichischen Länder abgetreten bekam. So entstand hier unter Ferdinand eine östliche europäische Großmacht des Hauses Habsburg, wie unter Karl eine westliche entstanden war. Kein Fürstenhaus Europa's konnte sich am Ausgange unseres Zeitabschnitts mit dem der Habsburger vergleichen*).

*) Die Stammtafel der späteren Habsburger ist folgende:

Friedrich III. † 1493.
|
Maximilian I. † 1519
Gem. Maria von Burgund.
|
Philipp. — Margaretha.
Gem. Johanna von Spanien.
|
Karl V. † 1558. — Ferdinand I. † 1564. Gem. Anna von Böhmen und Ungarn. — Maria, Gem. Ludwig von Ungarn und Böhmen † 1526.

C. Deutsches Volksleben in dieser Periode.

1. Ritter und Bauern. Raubritterthum. Ritterbünde.

§ 282. So wenig ruhmvoll die von uns durchwanderte Periode unserer Geschichte nach außen ist, so wichtig ist sie für die Entwickelung unseres Volkscharakters. Denn, wenn auch die Grundzüge des deutschen Wesens durch alle Zeiten unverändert geblieben sind, so tritt doch gerade die große Mannigfaltigkeit des Einzellebens, die Fülle freier und innerlich reicher Bildungen jetzt erst im deutschen Volke recht hervor, und dies ist die Grundlage, auf der dann die Reformation erwachsen konnte. Wir beobachten diese Neugestaltung an allen Ständen.

Die poesievolle, schwungreiche Entwickelung des Ritterthums (§§ 181 bis 184) zur Zeit der Kreuzzüge, wo in ihm sich die christliche Cultur des Mittelalters ausgeprägt und dargestellt hatte, war vorüber. Nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts begann in allen Ländern Europa's ein schnelles Sinken dieses Standes. An die Stelle der früheren Ueberschwenglichkeiten im Gottesdienst und Frauendienst trat rohe Selbstsucht, wilde Sitte und wüste Genußsucht. An den Höfen verstummte der ritterliche Minnegesang, denn selbst von des Kaisers Hofe, schon zu Rudolfs Zeit, zogen die Sänger unbeschenkt und ungeehrt. Die große, allgemein zusammenhaltende Idee des Ritterthums, ein Stand zu sein, der die Ehre des Glaubens und der Sitte jedem Verächter gegenüber kämpfend aufrecht zu erhalten habe, ging verloren. Dagegen reichte der Blick des adligen Herrn bald wenig über die engen Grenzen seines kleinen Gebietes, ja oft kaum über die vier Pfähle seines Dorfes und seiner Burg hinaus. So wurde alles roher. Roher die Bewaffnung; an die Stelle der zierlichen Ring- und Kettenpanzer traten die schweren Plattenpanzer, die Roß und Mann fast niederzogen, und im Kampfe mehr hinderten als schützten; an die Stelle der schönen Kleiderpracht des 13. Jahrhunderts trat ein verderbter Geschmack, der sich in bunten Farben und sonderbarem Schnitt gefiel. Roher ward vor Allem die Sitte: dem übertriebenen, oft gezierten Dienst der Frauen folgte übermüthige Verachtung derselben; die Männer feierten ohne sie ihre wüsten Trinkgelage. Galt es aber am fürstlichen oder kaiserlichen Hofe aufzutreten, so mußte eine ebenso rohe Pracht, ein Einreiten mit vielen geschmückten Rossen und Dienern, den fehlenden inneren Gehalt des Lebens ersetzen. Und so seufzte der Ritter gewöhnlich nicht minder wie der Fürst unter Schulden und Geldverlegenheiten, und um so mehr mußte der Bauer sich in Frohnden und Abgaben anstrengen, ihn zu erhalten.

§ 283. Denn die Freiheit und Selbständigkeit der Dörfer, wie wir sie in der alten Kaiserzeit fanden, das heitere Leben derselben, wie es z. B. in Oestreich gedieh, die weise Einrichtung der Schulzendörfer, wie wir sie in Brandenburg antrafen (§ 105), war dahin. Die Fürsten hatten in Geldverlegenheiten die Gefälle und Einkünfte ihrer Dörfer dem Adel überweisen müssen; dieser verband mit solchen rechtlich erworbenen Ansprüchen Gewalt und Unterdrückung.*) So ward die Bauernschaft fast durch ganz Deutschland

*) Bauernhöfe, auf Lehen gegeben, finden sich früh: auch traten viele freie Männer in Schutzpflichtigkeit (§ 83); diese standen immer noch einen Grad höher, als die eigentlichen Hörigen oder Leibeigenen (Hintersassen). Grundherr über ein freies Eigenthum aber war der Bauer in beiden Fällen nicht; dies war der ritterliche Gutsbesitzer, ein Kloster, Stift und dergleichen, von dem er als „Meier" zu „gemessenen oder ungemessenen" Diensten gesetzt war und selbst willkürlich ausgetrieben werden konnte.

hörig und leibeigen und sank in Zustände der Armseligkeit herunter, wie sie bisher noch nie in Deutschland gewesen waren. Sie theilten mithin oder empfanden ihrerseits am schwersten jedes Ungemach ihres Junkers. Der Ritter riß, je unabhängiger er sich zuletzt von dem Landesherrn machte, das Fehderecht an sich, und seitdem tobten kleine Kriege unablässig durch die deutschen Länder. Da aber die Burgen schwer zu erobern waren, so beschädigte man sich gegenseitig die Dörfer, um dem Feinde die Einnahmequellen abzuschneiden, „pochte sie aus", trieb die Viehheerden fort, verderbte die Feldfrüchte, die Wein- und Obsternte, ja ruinirte manchmal sogar die Aecker durch böswilliges Einsäen von wucherndem Unkraut auf lange Zeit hinaus. So ging über die „armen Leut" die ganze Schwere der Zeit; die Lebenslust erstarb, und seit man an den Hussiten die Macht auch des gemeinen Arms wahrgenommen, begannen Groll und Haß, zuletzt geheime Verbindungen unter dem Bauernstande sich zu verbreiten.

§ 284. Und doch war auch das Leben des Adels, der allein der „Freiheit" noch genoß, kein beneidenswerthes. Außer Gelagen war es fast allein die Jagd, welche die Freude der müßigen, von Fehden nicht eingenommenen Tage bildete. Denn die gewaltigen Forsten, ja die oft wieder verwilderten ehemaligen Liegenschaften zerstörter Dörfer hegten noch Wild die Fülle; wenn nicht mehr den Ur und Elk, doch noch den Bären und Wolf, und Roth- und Schwarzwild ohne Zahl, die der Bauer nicht erlegen durfte, auch wenn sie seinen dürftigen Acker völlig verwüsteten. Erschien der Ritter zum Hoffest, so warteten sein auch hier Gelage, fürstliche Jagden im größten Styl, und auch wohl noch Turniere, die als letzte Reste edleren Ritterthums geblieben waren, ja jetzt noch reicher in Formen und Bräuchen ausgebildet wurden. Aber nicht jeder adlige Ritter konnte den Anforderungen seines Standes genügen; oft herrschte bittere Armuth hinter den Mauern einer engen Burg, wo der Ritter oder eine ganze Sippschaft mit einigen Knechten, einigen abgemagerten Rossen und einem Schwarm wilder Hunde hauste. Dann trieb oft die Verzweiflung, meist gepaart mit Rohheit und frevelndem Sinne, zu ungerechtem Lebenserwerb, zum Leben „vom Stegreif." Von der Warte spähte der Knecht nach den Kaufmannszügen, die auf der schlechten Landstraße daherzogen oder auf dem Spiegel des Stroms angeschifft kamen; sein Ruf trieb den gierigen Haufen zu Roß; im Waldesdunkel, an den Hohlwegen, an dem mit Ketten gesperrten Fluß lauerte man, bis der Zug sammt seinem Geleit niedergeworfen, überwältigt, die Waaren geraubt und die Handelsherren in die Burgverließe zu schwerer Lösung und, blieb diese aus, zu martervollem Tod abgeführt waren. Wohl galt solch Gewerbe für unadlig, und edle Kaiser wie Rudolf von Habsburg, oft auch Landesfürsten oder mächtige Städte straften solche Raubritter mit dem Strang auf den Trümmern ihrer gebrochenen Vesten; aber so lange kein mächtiger Arm durch das ganze Reich Ordnung schaffte, schossen solche Raubburgen wie giftige Pilze immer neu aus der Erde, wandte sich der heruntergekommene Adel immer neu dieser letzten Erwerbsquelle zu.

§ 285. Das Bild größter Zügellosigkeit bot z. B. der Adel der Brandenburgischen Lande. Einst, unter den Askaniern, hatte er nicht das Recht gehabt (einige wenige Familien von hohem Adel ausgenommen), befestigte Burgen zu besitzen; in der wilden Zeit unter den Baiern und Lützelburgern aber war auch der niedere Adel „schloßgesessen" geworden; er führte seine eigenen Fehden unter sich, gegen die Städte, gegen die benachbarten Landesherren. Ein eigentliches Raubritterthum war dies nicht, aber eine ungemessene

Ausdehnung des Fehderechts, welches doch nicht anders als mit Raub und Nahme geübt ward. Als der erste Hohenzoller in die Marken kam und Ordnung und Landfrieden herstellen wollte, trat gegen ihn das Bündniß der Quitzow's auf, zweier Brüder, die viele Burgen besaßen und an der Spitze des Landadels — der Putlitze, Rochow's, Bredow's u. A. — standen. Sie meinten, dem „Land von Nürnberg" bald die Wege weisen zu können, Friedrich I. aber brach ihren Trotz, vor allem durch Pulver und Kanonen, durch die er ihre starken Mauern bald in Trümmer legte. Im Süden und Südwesten Deutschlands, in Schwaben und Franken, wo die Ritterschaft zum Theil reichsfrei war oder es zu werden strebte, stieß sie häufig mit den gleichfalls ihre Macht ausdehnenden Fürsten zusammen; so z. B. mit Eberhard dem Greiner, dem kühnen Wirtenberger Grafen (§ 265). Um ihre Macht und Unabhängigkeit zu wahren, schlossen auch sie unter sich Bündnisse. Es waren oft nur Turniergesellschaften, die sich zusammenthaten und sich durch besondere Feldzeichen und Wappen im Schilde auszeichneten; aber bald verfolgten sie kühnere Zwecke und boten Kaiser und Fürsten Hohn. Zu solchen gehörten in Schwaben die Schlegler, deren gefährlichster Führer, der Wunnensteiner, der „gleißende Wolf" genannt, bekannt ist; in Hessen die Sterner, dann die Turniergesellschaften zum brimmenden Löwen, zu St. Georg, St. Wilhelm u. s. w. Außer den Landesfürsten hatten sie die Feindschaft der streitbaren Städte zu bestehen; und mehrfach trieb der Haß gegen letztere den Adel in vorübergehende Bündnisse mit den Fürsten. — Dies wilde Ritterthum sank dahin nach der Erfindung des Schießpulvers, dem auch die gewaltigsten Mauern nicht Widerstand leisten konnten; erst nachdem diese Erfindung sich verbreitet, konnte in der That und Wahrheit der ewige Landfrieden in Deutschland einziehen.

2. Der Deutsche Orden.

§ 286. Während der Templerorden in Frankreich schon 1311 grausam unterdrückt wurde, und die Johanniter sich auf Rhodus, später auf Malta zurückzogen, begann für den Deutschen Orden in seinen neuerworbenen Gebieten an der Ostsee (§ 187) noch eine glänzende Zeit. Das ganze 13. Jahrhundert sah hier furchtbare Kämpfe der Ordensritter gegen die heidnische Urbevölkerung, die Preußen. Nur dem fortdauernden Zuzuge deutscher Kreuzfahrer dankte der Orden endlich den Sieg. So war hier ein Land gewonnen und colonisirt (§ 197), das zwar nordisch rauh, voller Seen, Sümpfe und Urwälder, doch dem Ackerbau und der Schifffahrt günstig war, und bald die Heimat eines tüchtigen, tapferen deutschen Sinnes wurde, „ein Schild des Reiches" gegen den slavischen Osten. Da dem Orden im Morgenlande seine Aufgabe schwand, so war schon 1309 der Ordensmeister nach der Marienburg auf dem rechten Nogat-Ufer, die aufs prächtigste ausgebaut war, übergesiedelt. Das 14. Jahrhundert hindurch hielt sich der Orden in seiner Macht und Blüte. Unter dem Ordensmeister standen die Ordenskomthure an der Spitze von Ordenshäusern, die Anfangs gewöhnlich zu 12, später oft zu 30—50 Rittern einen sog. Convent bildeten. Die Ordensregel ward streng beobachtet und der Geist christlicher Zucht und ritterlicher Tapferkeit bewahrt. Der Orden war der Landesherr in den eroberten Gebieten, die sich westlich bis gegen die Oder, östlich bis Narva und Reval erstreckten. Die Verwaltung war edel und menschlich, von Leibeigenschaft keine Spur, der Bauer reich und das Land durch Straßen aufgeschlossen. Dreihundert Schiffe voll Getreide gingen alljährlich aus dem Hafen Danzigs nach England und den Niederlanden. Be-

sonders unter dem großen Hochmeister Wienrich von Kniprode († 1382) blühte der Orden und mit ihm das Ordensland. Die Städte, die hier erwuchsen, waren entweder vom Orden selbst gegründet, wie z. B. Thorn und Kulm, oder von andern deutschen Städten, wie z. B. Elbing von Lübeck. Sie wurden zahlreich und bedeutend, schlossen sich zum Theil der Hanse an, und begannen allmählich nach völliger Unabhängigkeit von dem Orden, ihrem Landesherrn, zu streben, um eine ähnliche Stellung einzunehmen, wie die deutschen freien Reichsstädte.

§ 287. Dies war der erste Schritt zum Verderben des Ordensstaates. Mit den deutschen Colonisten und Bauern waren auch viele Adlige in's Land gezogen, die, ohne selber Ordensbrüder zu sein, in die Dienste des Ordens traten und von diesem Lehen erwarben; auch altpreußische und polnische Familien standen in Lehnsverhältnissen oder hatten noch freien Alodialbesitz; aus diesen Bestandtheilen erwuchs der Landadel, der den Orden als Landesherrn anerkannte, aber bald in dieselben wilden Bahnen gerieth, wie der deutsche Adel (§ 285). Der Orden selbst, reich und übermüthig, gab in sich gleichfalls der Zerrüttung von Sitte und Zucht Raum. So lösten sich auch hier die innern Bande der Staatsordnung auf. Doch hielt sich der Zustand, so lange es noch heidnische Nachbarn zu bekämpfen gab. Als aber, wie oben erzählt (§ 273), der Großfürst von Litthauen, Wladislaus Jagiello, mit der Hand der jungen Königin Hedwig Polen gewann und nun mit seinem Volke zum Christenthum übertrat, wandte sich das Glück. Es entstand unter ihm eine neue gewaltige slavische Macht, die sich mit dem alten Stammeshaß gegen die Herrschaft der Deutschen an den so wichtigen Strommündungen und Meeresküsten kehrte. Mit einem Heer von mehr als 160,000 Mann, darunter nach sarmatischer Weise ungeheure Reitermassen, zog Wladislaus gegen den Orden, der ihm unter dem Hochmeister Ulrich von Jungingen entgegentrat. Es kam zur blutigen Schlacht von Tannenberg 1410. Unter Gewitter, Sturm und Regenfluthen rangen die Ritter, ihres Ordens und des deutschen Namens würdig; tapfer kämpfend fiel der Hochmeister und die vornehmsten Komthure, und erst nach heißem Widerstand entschied sich die Niederlage des Ordens. Diesmal jedoch stand noch ein Held und Retter auf, Heinrich von Plauen, der die Marienburg vor Eroberung bewahrte, und sogar einen Frieden erlangte, der dem Orden fast sein sämmtliches Gebiet wieder verschaffte.

§ 288. Aber zur Bezahlung der Kriegskosten und zur Auslösung der Gefangenen brauchte der Orden Geld, mußte drückende Steuern auflegen und konnte dies nur, indem er den Städten und dem Landadel ständische Mitregierung einräumte. Diese hofften nun, des deutschen Sinnes vergessend, größere Ungebundenheit unter polnischer Hoheit, und wieder auf's Neue schlich sich der Verrath in's Land. Dazu herrschte im Orden selbst Auflösung der Ordnung und Sinn der Auflehnung. Selbst Heinrich von Plauen war der Zuchtlosigkeit der Seinen zum Opfer gefallen. Von den Kaisern war keine Hilfe zu erwarten, weder von Sigmund, noch später von Friedrich III. So begann zuletzt ein offener Aufstand des Landadels und der Städte. Der Orden, um die Söldner zu bezahlen, die er in Dienst nehmen mußte, sah sich genöthigt, diesen seine Burgen, seine letzte Zuflucht, zu verpfänden; und die Pfandinhaber verkauften dieselben wieder dem König von Polen. Endlich verließ 1457 der Ordensmeister Ludwig von Erlichshausen mit weinenden Augen die Marienburg, die von den Soldtruppen nicht eingelöst werden konnte. Noch eine Zeit lang dauerte der Kampf gegen die Polen und die mit ihnen verbundenen Empörer; endlich entschloß sich der Orden zu dem

Frieden von Thorn, 1466, durch welchen er ganz Weſtpreußen, das Bisthum Ermeland, die Städte Elbing und Thorn an Polen geben und den Ueberreſt ſeines Landes von Polen zu Lehen nehmen mußte. Mit der Herrlichkeit des Ordens war es aus, ebenſo mit der Blüte des Landes, die unter der Herrſchaft Polens nie mehr ſich erholte. Dagegen wuchs die Slavenmacht im Oſten. Es war die Aufgabe des Brandenburgiſchen Staates, derſelben ſich entgegen zu ſtemmen (§ 276); und dieſer hat ſpäter auch wirklich das Ordensland Preußen und von ihm ſeinen verwandelten Namen gewonnen, den er zu neuen Ehren erhoben hat.

§ 289. Auch jetzt noch ertrug der Orden nur mit Widerwillen die polniſche Oberhoheit. Er glaubte mehr Theilnahme im Reiche zu gewinnen, wenn er hinfort ſeine Hochmeiſter aus den großen fürſtlichen Geſchlechtern Deutſchlands wählte. So ſtellte er zuerſt einen kurſächſiſchen Prinzen an ſeine Spitze, darnach 1511 einen brandenburgiſchen, einen Enkel von Albrecht Achilles, (§ 276), gleichfalls Albrecht geheißen. Doch auch dieſe Maßregel fruchtete nichts. Albrecht vermochte nicht einmal, ſeinen Vetter Joachim I. von Brandenburg zu thätiger Hilfe herbeizuziehen, ſo lange er auch die Huldigung an Polen verweigerte. Da ihm vom Reich keine Ausſicht auf Unterſtützung blieb, ſo unterwarf er ſich endlich der polniſchen Lehnshoheit, verwandelte aber zugleich das Ordensland in ein weltliches, erbliches Herzogthum; eine Umwandlung, die mit der Einführung der Reformation in ſeinem Lande zuſammenfiel (ſiehe unten).

3. Deutſches Städteweſen im 14. und 15. Jahrhundert. Meiſtergeſang.

§ 290. Sehen wir alſo am Ausgange des Mittelalters einen raſchen Verfall des Ritterthums und des Adels, ſo hebt ſich dagegen mit um ſo friſcherem Aufſchwung das Bürgerthum. Die deutſchen Städte (vgl. § 188—190) waren zwar im 13. Jahrhundert reich aufgeblüht, doch erfolgte ihre eigenthümlichſte und bedeutendſte Entwickelung erſt in unſerer Periode. Die Rechte, die Anfangs der Landesherr (in den Reichsſtädten der Kaiſer, in den anderen der Landesfürſt) beſeſſen hatte, und die er durch ſeine Burggrafen und Vögte hatte ausüben laſſen, waren bei Geldverlegenheiten und anderen Bedrängniſſen derſelben meiſt auf friedlichem Wege von den Städten abgelöſt und für ſich erworben worden, ſo daß dieſe zu ganz freien Gemeinweſen erwachſen waren. Sie waren kleine Republiken, mit eigener Regierung und Verwaltung. Noch war dieſelbe ariſtokratiſch, d. h. von wenigen, hervorragenden Geſchlechtern (die Patrizier, die Ehrbaren genannt) ausgeübt, die allein zu Richtern (Schöffen) befähigt waren und den Rath beſetzten. Ihnen ſchloſſen ſich aber jetzt die wohlhabenderen Einwohner, Kaufleute, Grundbeſitzer, größere Gewerbetreibende an, erlangten mit ihnen gleiche Rechte und bildeten mit ihnen das Altbürgerthum, die Rathsgemeinde, im Gegenſatz zu der niederen Bürgergemeinde. Noch unter dieſem ariſtokratiſchen Regiment beginnt die Blüte und die Macht der Städte. Durch den immer weiter ſich entfaltenden Handel (§ 191) erwarben ſie Reichthümer, durch weiſe Sparſamkeit in der Verwaltung und Regierung ſicherten und mehrten ſie dieſelben. So beſaßen ſie die Macht des Geldes, welche den Fürſten und dem Adel meiſt abging. Sie begannen ihre Grenzen auch über ihre Mauern auszudehnen, benachbarte Ortſchaften in ihr ſtädtiſches Unterthanenverhältniß zu ziehen, und dieſen Beſitz ebenfalls gegen Fehde und Raub zu behaupten und zu beſchirmen. Dieſes ſog. Pfahlbürgerthum drohte aus den Städten kleine Territorien zu machen, die allmählich Rittern und Fürſten über den Kopf wachſen mußten. Um ſo mehr wurden ſie von Letzteren gehaßt. Aber

ſich ſelbſt genug, durch ihre Einungen ſtark, entzogen ſich die Städte auch bald den Laſten und den Pflichten des Reichs und führten, wie die anderen kleinen Gewalten, ein ſelbſtſüchtig-vereinzeltes Daſein.

§ 291. Schon im 13. Jahrhundert nun beginnen faſt in allen Städten innere Verfaſſungskämpfe, die ſich im 14. entwickeln und entſcheiden. Die Gemeinen, d. h. die handwerktreibende, angeſeſſene Bürgerſchaft, die je nach den einzelnen Beſchäftigungen in Zünfte abgetheilt waren, begannen, wohlhabend und voll Selbſtgefühl, nach einer Theilnahme am ſtädtiſchen Regiment zu ſtreben. Oft auch erregte Stolz und Härte der Geſchlechter eine im Stillen um ſich greifende Erbitterung. Meiſt alle Städte wiſſen deshalb von blutigen Aufſtänden und Kämpfen zu erzählen. Faſt überall aber endeten dieſe Bewegungen damit, daß die Zünfte wirklich Sitz und Stimme im Rath und Schöffengericht der Stadt gewannen. An einzelnen Orten, wie in Speyer, Zürich, Augsburg, geſchah einfach eine Theilung der Gewalt zwiſchen den Geſchlechtern und Gemeinen, indem letztere nicht nur im eigentlich regierenden engeren Rath der Stadt ſaßen, ſondern oft allein für ſich einen größeren Rath bildeten.*) An anderen Orten, wie in Regensburg, wurden die Geſchlechter geradezu ausgetrieben, oder unter der Bedingung geduldet, daß ſie mit in die Zünfte eintraten; nur in wenigen, wie in Nürnberg, blieben die Geſchlechter an der Spitze der Stadt. Nach dieſen allgemeinen Grundzügen geſtaltete ſich die innere Verfaſſung der Städte durch ganz Deutſchland in jener freien Mannigfaltigkeit, die ein Merkmal des deutſchen Lebens iſt.

§ 292. Mit dem 15. Jahrhundert tritt, nach mehreren vereitelten Beſtrebungen und nach den erſten leidenſchaftlichen Bewegungen, in den deutſchen Städten im Allgemeinen eine Zeit der Ruhe, des Glanzes, des Genuſſes ein, in welcher ſich das bürgerliche Leben in voller Behaglichkeit entfaltet. Verkehr und Reichthum flüchteten ſich hinter die feſten Mauern, denn die Städte blieben Inhaberinnen des Handels, der trotz der wilden Zeiten einen immer größeren Aufſchwung nahm und durch die jährlich wiederkehrenden Meſſen belebt wurde. Zum Schutz deſſelben wurden gewaffnete Söldner gehalten, um Handelszüge zu decken und Friedensſtörungen zu ſtrafen; mehr noch waren die Bürger ſelbſt in allen Ständen waffentüchtig und kampfbereit. Oft erwarben die Städte bis weit in die Ferne hinaus Burgen, um ihre Landſtraßen zu ſchützen; ihr Weichbild, ſelbſt wenn es meilenweit ſich dehnte, umfaßten ſie mit Wall und Graben (einer Landwehr) und die Zugänge zu denſelben ſicherten ſie durch Warten und Bergfriede (Thürme). Die Stadt ſelbſt umſchloſſen tiefe, oft doppelte Gräben, hinter dieſen ſteinerne Mauern mit Zinnen und Thürmen, welche die frühere ärmlichere Paliſſadenbefeſtigung erſetzten. Innerhalb war der Raum beſchränkt, doch waren die freien Plätze mit öffentlichen Gebäuden, Kirchen und vor Allem mit prächtigen Rathhäuſern geziert. Letztere, im gothiſchen Stil (§ 190) aufgeführt, bilden mit ihren Lauben, Gallerien und Säulengängen noch heute die Zierde alter Städte, ſo in Braunſchweig, Lübeck, Aachen, Nürnberg, Köln und an anderen Orten. Der Kirchen, Klöſter und Kapellen war überall eine große Menge, theils von der Stadt ſelbſt, theils von den in ihr lebenden geiſtlichen Genoſſenſchaften errichtet, die durch fromme Stiftungen zu Reichthum gelangt waren; lateiniſche Schulen ſchloſſen ſich frühzeitig an und förderten gelehrte Bildung. Die Straßen wurden ſpäter faſt überall gepflaſtert, oft ſogar ſchon mit friſch rinnenden Waſſerleitungen

*) Ein Verhältniß, das ſich mit dem kleinen und großen Rath der heutigen Schweizercantone vergleichen läßt.

versehen. Die Häuser kehrten meist den Giebel zur Straße, und hatten einen weit nach innen vertieften Hof. Anfangs waren sie unscheinbar, von Fachwerk mit sehr einfachem Geräth im Innern. Doch wuchs auch hier die Pracht und Zierde. Hoch, mit thurmartigen Dächern, die mit Läden und Luken durchbrochen waren, stiegen sie auf, denn die großen Böden waren meist auch die Waarenspeicher. Die höheren Stockwerke ragten über das oft massive Erdgeschoß ein wenig heraus, zierliche Erker sprangen noch weiter vor; das Gebälk des Hauses prangte mit frommen Sprüchen und Schnitzwerk, die Ecken und Nischen mit Holzbildern, das Eingangsthor mit dem Wappenbilde des Geschlechtes. So bot ein solches Haus schon von außen, wie es in die Straße gleichsam überhing, einen etwas dunkeln, doch zugleich auch ungemein kunstreichen Anblick dar. Den Eintretenden nahm ein großer Hausflur auf, um welchen Treppen und Gallerien liefen; er diente, wie der von den Hintergebäuden umschlossene Hof, in Geschäftshäusern zum Handel und Verkauf; die Wohnzimmer lagen nach hinten hinaus oder in den oberen Stockwerken. So wohnte man beschränkt, doch nicht ohne Zier und Bequemlichkeit. Nur wenn in die engen, labyrinthisch sich windenden Gassen verwüstend eine Feuersbrunst schlug, oder über die dumpfe Luft die Pest sich lagerte — dann zeigten sich die Schrecken des städtischen Lebens.

§ 293. Handwerk und Industrie, Gewerbe und Manufactur, Kunstfertigkeit und Kunst gediehen in diesen Räumen; die Waffenschmiede, die Goldarbeiter, Maler und Bildhauer machten mit ihren Namen zugleich die Vaterstadt berühmt, emsige Gelehrte, oft schon Laien (nicht bloß mehr Geistliche, wie einst), forschten und schrieben die Chroniken ihrer Stadt und ihrer Zeit. Die rathsmännischen Geschlechter, der auf Handel und Grundbesitz stolze Stadtadel, hatte seine Gastereien, Tänze, seine Waffenverbindungen, seine Schmäuse bei den Wahlen, an denen später die Abgeordneten der Zünfte Theil nahmen. Aber auch das Handwerk, fest in Gilde und Zunft geschlossen, hatte seinen Stolz und seine Freuden: Fahnen, Abzeichen, besondere Bräuche, unterschieden jedes einzelne, an Schmäusen und Gastereien bei Meistersitzungen und Umschlägen fehlte es auch hier nicht. Der Einzelne, von seiner Zunft getragen und geschirmt, konnte auch nur gemeinsam mit ihr etwas gelten; seine Thätigkeit also gehörte ihr und zugleich dem großen Gemeinwesen, ohne welches wieder die Zunft nichts war, nämlich der Stadt. So beugte sich die Selbstsucht größeren Zwecken, die Gewinnsucht dem Opfersinn für das Ganze. Wie jedes Handwerk für seinen Vortheil sorgte, z. B. die Ueberzahl der Meister abhielt, so war es auf der andern Seite auch auf die tüchtige, ehrenhafte Haltung seiner Glieder bedacht. — Für alle Stände waren die kirchlichen Feste, besonders die des Stadtheiligen, der seine feierlichen, prangenden Umzüge erhielt. Außerdem aber brachte jedes Fest seine besondere Freude: Ostern die Palmen, das Ostergelächter, die ersten Frühlingsausflüge; Pfingsten die Maien und der Frühling überhaupt die Maigrafenfeste, bei denen ein schöner, mit Laubgewinden umkränzter Jüngling aus dem Wald (nach altem Glauben als Sieger über den Winter) einzog in die Stadt; ein Fest, das sich später in das waffenfrohe Schützenfest verwandelte, bei dem der Bürger mit seiner gefürchteten Armbrust sich übte. Frohnleichnam brachte seine Prozessionen, Weihnachten die hell erleuchteten Straßen, Fastnacht die ausgelassenen Schwänke und Narrenzüge. Freudenrüstig ohne Ermüdung war dies Geschlecht; Sänger und Spielleute, Gaukler und Tänzer waren gern gesehene Gäste. Auch die Frauen hatten ihre Feste; so zogen zu Köln am Johannisabend die Weiber und Mädchen an den Rhein, warfen Blumen in seine Fluth und

ſchöpften Waſſer, das für beſonders heilſam galt; in Braunſchweig ſammelten am beſtimmten Tage die Frauen im Walde Kräuter zu beſonders geweihten Zwecken. Zur Mäßigung der Prunkluſt und des Aufwandes mußte oft der Rath einſchreiten. Desgleichen ſorgten ſtrenge Erlaſſe für Zucht und Ordnung, was um ſo nöthiger war, da das trotzige Geſchlecht zur Selbſthilfe und Gewaltthat auch in den Städten nur zu geneigt war, und ſelbſt in die ſchönſte Sitte ſtörend die Rohheit ſich drängte.

§ 294. Ein kluger und feiner italieniſcher Schriftſteller, erſt Geheimſchreiber des Concils zu Baſel (§ 236), dann Kanzler Kaiſer Friedrichs III., dann Cardinal und endlich gar Papſt, Pius II., einſt Aeneas Sylvius genannt, giebt um die Mitte des 15. Jahrhunderts eine preiſende Schilderung der damaligen deutſchen Städte. Es ſeien hier nur einzelne bezeichnende Züge ſeines Bildes hervorgehoben. „Aachen, der alte Sitz des Reiches, hat einen Palaſt mit den Steinbildern der Kaiſer und einen an Reliquien reichen Tempel. Ueber Kölns Pracht an Kirchen und Bürgerhäuſern, ſeinen Reichthum, ſeine Wehrhaftigkeit geht nichts in Europa. Am prachtvoll gebauten alten Mainz iſt nur die Enge der Gaſſen zu tadeln. Worms, obwohl kleiner, iſt die anmuthigſte Stadt. Speyer's abgebrannter Dom entſteht ſchöner wieder aus der Aſche und umſchließt die Grabmäler der Kaiſer. Straßburg, von Canälen durchzogen, gleicht Venedig, doch iſt es angenehmer und geſünder; es hat einen Dom aus Quaderſteinen, deſſen einer, vollendeter, Thurm ſein bewunderungswürdiges Haupt in den Wolken birgt; des Stadthauſes, der Bürgerwohnungen brauchte ſich kein Fürſt zu ſchämen. Baſels Ehrbarkeit und Bürgerzucht ſteht im Preiſe der ganzen Welt. Auch Bern und Zürich ſind reiche, wehrhafte Städte. Augsburg iſt ſchön, wohlhabend und gut verwaltet. Prächtig iſt Salzburg, reich an Heiligthümern und frommen Erinnerungen Regensburg. Vor Allem herrlich aber iſt Wien; vom Stephansthurm äußerten bosniſche Geſandte, er allein ſei mehr werth, als ihr ganzes Königreich; die Häuſer ſind ſteinern, mit weiten Kellern, die Fenſter mit Glas verſehen (damals noch ein ſeltener Luxus); innen prunkendes Geräth, ſingende Vögel; doch ſind die Sitten üppig und gewaltthätig. — Im ehemaligen Slavenlande erhebt ſich Breslau, aus Ziegeln erbaut, doch mächtig und ein goldener Biſchofſitz. Danzig in Preußen iſt ſo ſtreitbar zu Lande und zu Waſſer, daß wohl 50,000 (?) Krieger von ihm ausziehen. Prag iſt Florenz an Pracht vergleichbar und halb deutſch. Alle Städte aber im Norden übertrifft Lübeck an hohem Gebäu und prächtigen Kirchen; ſein Anſehen ſteht ſo hoch, daß auf ſeinen Wink drei mächtige Reiche des Nordens ihre Herrſcher annehmen oder verſtoßen" (ſ. unten). Auch die Städte Mecklenburgs, Niederſachſens, Weſtfalens, Flanderns werden geprieſen; „in Thüringen zeichnet ſich Erfurt, am Main Frankfurt aus. Im Frankenlande ragt neben den biſchöflichen Orten, Bamberg, Aſchaffenburg und Würzburg, vor Allem Nürnberg hervor; wenn man von Niederfranken kommt und dieſe herrliche Stadt von ferne erblickt, zeigt ſie ſich in wahrhaft majeſtätiſchem Glanze, der beim Eintritt in die Thore durch die Schönheit ihrer Straßen und durch die Nettigkeit ihrer Häuſer noch vermehrt wird. Die Kirchen von St. Sebald und St. Lorenz ſind ehrwürdig und prachtvoll, die kaiſerliche Burg blickt ſtolz und feſt herab, die Bürgerhäuſer ſcheinen für Fürſten erbaut; wahrlich, die Könige Schottlands würden wünſchen, wie mittlere Bürger von Nürnberg zu wohnen. Im Schwabenlande iſt Ulm die Königin an ſtädtiſcher Zier; auch im Baierlande ſind angenehme Orte. — In Wahrheit kann man behaupten, daß kein Volk in Europa reinlichere und luſtiger

belegene Städte bewohnt, als das deutsche; ihr Ansehen ist so neu, als seien sie erst gestern erbaut. Durch Handel häufen sie Reichthum; kein Gastmahl, bei dem nicht aus silbernen Gefäßen getrunken wird, keine Bürgerin, die nicht Goldgeschmeide trägt. Dazu sind die Bürger wehrhaft, jeder Einzelne hat gleichsam eine Rüstkammern im Hause. Die Knaben in diesem Lande lernen eher reiten als sprechen und sitzen beim stärksten Lauf der Pferde unbeweglich im Sattel; der Mann aber trägt die Waffen so leicht wie seine Glieder. Wer die Rüstkammern der Deutschen gesehen, muß die Waffenvorräthe Anderer verlachen". „Wahrlich ihr könntet noch", ruft er den Deutschen zu, „Herren der Welt sein, wie ehedem, ohne Eure Vielherrschaft, über die von jeher alle weisen Leute ihr Mißfallen bezeugt haben". — So achtunggebietend zeigte sich, trotz des Verfalls des Reiches, das deutsche Bürgerthum dem Fremden.

§ 295. Seit das höfische Leben entartet, das Ritterthum in Rohheit versunken war, flüchtete sich auch das geistige Leben in die Städte. Der höfische ritterliche Minnegesang war verstummt; dagegen erhob sich, meist von Geistlichen und Gelehrten ausgehend, die lehrhafte, moralisch und auch satirisch strafende Poesie, deren bekannteste Werke der welsche Gast (1216), der Renner (1300) und Sebastian Brant's Narrenschiff (1494) sind. Aber nicht lange, so hatten sich auch die Handwerker der edlen Kunst des Singens bemächtigt; nur daß sie dieselbe, wie ihr Handwerk, nach engen Regeln und zunftmäßig einrichteten. So entstand die Meistersängerkunst. Zwar entbehrt sie der freien Zierlichkeit des Minnegesangs; aber es spricht sich doch der fromme und fröhliche Sinn der wackeren Handwerksmeister, die in einigen Städten sogar ihre Sitzungen auf dem Rathhause oder in der Kirche halten durften, in ihr aus. Sie blühte besonders in Süddeutschland, am frühesten in Mainz, wo der gefeierte Frauenlob den Uebergang vom Minnegesang zum Meistergesang bildet, später auch in Straßburg, Ulm, vor Allem aber in dem kunstreichen Nürnberg. Hans Nunnenbeck der Weber, Michel Behaim u. A. sind nicht so bekannt wie Hans Sachs, der Schuhmacher von Nürnberg, den man freilich schon der nächsten Periode zurechnen muß, auch nicht streng mehr zu den Meistersängern zählen darf. Doch hat überhaupt der Meistergesang unsere Periode überdauert, und sich das 16. und 17. Jahrhundert hindurch, in Ulm sogar bis 1839 gehalten.

4. Die deutsche Hansa.

§ 296. Schon im frühen Mittelalter finden sich Verbindungen solcher Kaufleute, die sich des Handels wegen vorübergehend im Auslande niedergelassen hatten und sich gegenseitig Schutz und Förderung gewährleisteten. Solch eine Verbindung nannte man Gilde oder, mit einem niederdeutschen Worte, Hansa. Vielleicht am frühesten bestand solch eine Hansa unter den Kaufleuten, welche die Insel Gothland bewohnten oder besuchten, von wo man den sehr lebhaften Handel nach allen Ostseeküsten, besonders aber nach Riga und Nowgorod, und mittels dieser Städte nach dem russischen Binnenlande trieb. Eine ähnliche Hansa hatten die Kölner und andere niederdeutsche Kaufleute in England. Kleinere bestanden in den Niederlanden und an andern Orten. Alle diese aber überflügelte ein Bund niederdeutscher Städte, dessen Haupt- und Mittelpunkt Lübeck war, und der seit dem 14. Jahrhundert sich die deutsche Hansa zu nennen begann. Von den sog. wendischen Städten, Lübeck, Rostock, Wismar, Stralsund, und von dem gothländischen Bunde geht er aus, und nöthigt die anderen Verbindungen zuletzt ihres eigenen

Vortheils wegen zum Beitritt. Ein bestimmter Anfangspunkt desselben läßt sich nicht feststellen; denn der 1241 zwischen Lübeck und Hamburg zu gegenseitigem Handelsschutze geschlossene Vertrag, den man gewöhnlich als Beginn der Hansa rechnet, ist nur einer unter vielen ähnlichen und ebenso wichtigen. Die gesammten Städte des Hansebundes ordneten sich nach drei Dritteln: 1) Das Lübisch-Wendische mit Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin u. a.; ihnen schlossen sich die Binnenstädte Brandenburg, Berlin-Cölln, Frankfurt a. d. O., Tangermünde, selbst Breslau an; 2) das Westfälisch-Preußische Drittel mit Köln, Soest, Dortmund, Münster, Minden; ihm schlossen sich seinerseits die holländisch-seeländischen Städte, selbst Amsterdam an, andererseits die preußischen, wie Thorn, Elbing, Danzig, Culm, Königsberg, Braunsberg*); 3) das Gothländische Drittel umfaßte die Deutschen auf Gothland, in Riga, Dorpat, Reval und anderen Städten Livlands und Esthlands. Hamburg und Bremen nahmen Anfangs eine besondere Stellung in diesem Bunde ein; später ging Hamburg zu dem wendischen Drittel, Bremen bildete mit Braunschweig, Magdeburg, Halberstadt, Goslar, Hannover, Göttingen, Hildesheim, Halle, Nordhausen, Mühlhausen, Erfurt ein neues Sächsisches Viertel. Man spricht fortan von den vier Vierteln oder Quartieren der Hansa.

§ 297. Die wichtigste aller dieser Städte blieb Lübeck, der beständige Vorort des Bundes. Hier wurden die großen Hansetage gehalten, in regelmäßigen Zeiträumen oder auch wenn eine augenblickliche Noth es forderte. An die größeren Städte, die selbständig auf diesen Tagsatzungen erschienen, schlossen sich als hintere Orte die kleineren Städte an, und ließen sich von ihnen vertreten: so die meisten brandenburgischen Städte durch Rostock. Sie nahmen auf diese Weise an dem Schutz der Gesammtheit wie an allen Rechten Antheil. Zweck des Bundes war einmüthiges Auftreten dem Auslande gegenüber, von dem man so viel Handelsvortheile als möglich zu erreichen suchte; ferner Sicherung der Handelsstraßen vor Räubereien, Anlegung neuer Verbindungen zu Land und Wasser, gemeinsame Maßregeln über Münze, Gewicht, über Strand- und Stapelrecht u. dgl.; endlich Beschützung der Ordnung und aristokratischen Geschlechter-Herrschaft (§ 290) in den Städten selbst. Zur Unterhaltung des Bundes diente eine gemeinsame Abgabe, das Pfundgeld, und in Kriegsfällen ein auf die einzelnen Städte gelegtes Contingent an Mannschaft und Schiffen (letztere waren zugleich Handels- und Kriegsschiffe). So konnte die Hanse bald als die gewaltigste Macht in den nordischen Meeren auftreten. Was einst Heinrich der Löwe schon erstrebt hatte, eine Herrschaft Deutschlands über den gesammten europäischen Norden, das hat die Hanse erreicht, auf eigene Hand, ohne Unterstützung des Reiches, um das sie dann freilich auch ihrerseits unbekümmert blieb. Sie hat es erreicht meist durch die Macht ihres Geldes bei den stets geldbedürftigen Fürsten; durch die Klugheit ihrer Unterhandlungen; in schlimmeren Fällen durch Absperrung und Versagung des Handels gegen auswärtige Mächte, wie durch Verhansung (Ausschließung aus dem Bunde) gegen ungehorsame Bundesglieder; auch, wo es noth that, durch das Schwert.

§ 298. Vergebens bemühten sich die dänischen Könige, als die mächtigsten im skandinavischen Norden, die Uebermacht der Hanse zu brechen. Durch innere Unruhen bedroht, mußten sie mehrfach selbst die Hilfe derselben

*) Preußen beruhte zum Theil auf niederländisch-westfälischer Colonisation, daher die Verbindung.

anrufen, um sich auf dem Throne zu erhalten, und diese durch immer neue Handelsvortheile erkaufen. Waldemar III. Atterdag eroberte 1361 Gothland und zerstörte Wisby, wobei 1800 deutsche Bürger und große Reichthümer zu Grunde gingen. Da beschlossen die wendischen Städte, Lübeck voran, Rache. Die Könige von Schweden und Norwegen traten ihnen bei, geschreckt von ihren eigenen Völkern, welche der Hanse nicht entbehren konnten. Der Burgemeister von Lübeck, Johann Wittenborg, belagerte Kopenhagen, wo Waldemars Sohn fiel, und bedrohte Helsingborg. Unterdessen aber ward die unbewachte Flotte von den Dänen, die der Abfall der Schweden ermuthigt hatte, geschlagen, eine Niederlage, die Wittenborg mit seinem Kopf büßte. Nun aber regte sich — trotz Kaiser und Papst, die der Däne für sich gewonnen — die ganze deutsche Hanse. Auf einem Städtetage zu Köln beschloß man den gemeinsamen Krieg. Von Seeland bis Livland, von Briel und Amsterdam bis nach Riga und Dorpat, ja bis Breslau und Krakau regten sich die Städte gegen den skandinavischen Norden. Eine große Flotte — Deutschland hat nie wieder eine gleiche gesehen — sammelte sich, schreckte Norwegen zum Frieden, stützte in Schweden den Thron des Mecklenburgers Albrecht, eroberte und verwüstete 1369 Kopenhagen. Angstvoll hatte sich Waldemar mit seinen Schätzen aus seinem Reiche geflüchtet. So schlossen 1370 die dänischen Stände einen Frieden mit der Hanse, durch welchen letztere auf lange Zeit eine Art Oberherrschaft über die skandinavischen Reiche erhielt.

§ 299. Die Hanse beherrschte fortan den ganzen nordischen Handel. In Norwegen hatte sie in der Stadt Bergen ein vollständig deutsches Stadtviertel, und die (stets unverheiratheten) Kaufleute lebten hier in Ueppigkeit, in stolzem Uebermuth, mit seltsamen Sitten und rohen Spielen. Sie führten ein: Getreide, Bier, Leinwand, wollene Tuche, und die kostbaren Waaren des Südens (§ 192); sie holten dagegen Felle, gesalzenes Fleisch und Fische, Schiffsbauholz u. dgl. An den Küsten Schonens trieben sie den Heringsfang fast ausschließlich und brachten dem halben Europa diese bei den häufigen Fastenzeiten so unentbehrlichen Fische zu. Außerdem führten sie aus Schweden Metalle und die andern Nordlandsprodukte aus. In Rußland bildete das mächtige Nowgorod, von dem es hieß: „Wer kann gegen Gott und Nowgorod?“, den Stapelplatz; man holte Leder, Honig, Wachs gegen niederländische Tuche. In England, zu London, hatten die Hanseaten ihre eigene Niederlassung, den Stahlhof; man kaufte hier vorzugsweise Wolle, später, als die englische Fabrikation selbständig wurde, feine Tuche ein. Im Südwesten bildeten die ebenso handelsthätigen Niederländer (§ 252) die Grenze des Hanse-Verkehrs und vermittelten den Handel nach dem Süden, nach Frankreich, Spanien, Portugal und Italien. Letztere Länder blieben deshalb von der Hanse wenig besucht.

§ 300. So stand die Hanse im 14. und 15. Jahrhundert mächtig und blühend da und bewies allein schon, daß, ob auch das Reich verfiel, doch deutsche Kraft und Unternehmungslust lebendig blieben. Aber es traten je länger je mehr die Mängel, die ein solcher Bund stets zeigen muß, Uneinigkeit, Selbstsucht einzelner Glieder, Schwerfälligkeit in gemeinsamen Maßregeln, hervor. Und so zeigte es sich doch, wie es schlimm war, daß diesen einzeln so herrlichen Kräften die zusammenfassende Reichsmacht fehlte. Allmählich begann der niederländische, dann aber vor Allem der englische Handel den deutschen zu überflügeln, sich in Preußen, Polen und Rußland festzusetzen, und das Ende des 15. Jahrhunderts zeigt uns bereits den beginnenden Verfall der deutschen Hansa.

5. Der rheinische und der schwäbische Städtebund.

§ 301. Neben diesem großen Städtebunde, der das ganze handeltreibende Norddeutschland in weitester Ausdehnung umfaßte, bildeten sich im Reiche je nach Noth und Bedürfniß noch andere städtische Bündnisse. So kommen in Niedersachsen, Westfalen, der Wetterau zeitweilige Bündnisse vor, die jedoch für die allgemeine deutsche Geschichte ohne weitere Wichtigkeit sind. Dagegen bildete sich am Rhein entlang fast mit der Hansa gleichzeitig der sogenannte Rheinische Städtebund. Gegen ungerechte Zölle, die auf den Rhein gelegt wurden, traten 1254 unter der Führung des edlen Arnold Walpot die Städte Mainz und Worms zuerst zu einem Bunde zusammen. Der (Interregnum-) König Wilhelm von Holland bestätigte denselben. Er umfaßte vorzugsweise Basel, Straßburg, Worms, Speyer, Mainz und Frankfurt; neben diesen aber eine Reihe Städte zweiten Ranges bis Wesel hinab, theils Rhein-Städte wie Freiburg, Breisach, Bingen, Oberwesel, Boppart, Bonn, Neuß; theis tiefer landeinwärts liegende Orte, wie Oppenheim, Fulda, Gelnhausen, vorübergehend selbst die ferner gelegenen, Regensburg, Nürnberg, Colmar, Metz, Trier u. a. In der Zeit seiner Macht nöthigte er sogar die benachbarten Fürsten, sich ihm und dem von ihm begründeten Landfrieden anzuschließen; so die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, die Herzöge von Baiern, den Pfalzgrafen, die Grafen von Wirtenberg u. a. m. Aber, da der ganze Bund locker, seine Glieder zu weit von einander gedehnt waren, da er seine Kriege mit Söldnern führte, so war seine Bedeutung bald dahin. Er überdauerte das 14. Jahrhundert nicht und seine Reste schlossen sich an den bedeutenderen schwäbischen Städtebund an.

§ 302. In den Städten Süddeutschlands ward das Unabhängigkeitsgefühl durch den Hinblick auf die Schweiz angefacht, wo ebenfalls Bürger und Bauern den fürstlichen Trotz gebrochen hatten. Seit die Städte Ludwig den Baier auf dem Fürstentage zu Frankfurt 1338 (§ 220) so mannhaft unterstützt hatten, erhob sich in den hellsten Köpfen unter ihren Leitern der Gedanke, dem Kaiser die Macht wiederherstellen zu helfen und dann als seine Stände in einer Art Reichsverfassung auch ferner seine Stütze zu bleiben. Aber für solche vaterländische Pläne war der folgende Kaiser Karl IV. (§ 225) nicht der Mann. Kaum zur Alleinherrschaft gelangt, begann er Reichsstädte an fürstliche und geistliche Herren zu verpfänden. Besonders aber verlieh er dem Grafen Eberhard von Wirtenberg, zubenannt der Rauschebart oder der Greiner, mit der Reichsvogtei über Schwaben eine Art Anrecht auf die dortigen Städte. Später war die Goldene Bulle den Städten ungünstig, indem sie ihnen das sog. Pfahlbürgerrecht untersagte und ihre Einungen verbot. Als nun gar Karl IV., um seinem Sohn Wenzel die Krone zuzuwenden, wieder Städte und städtische Rechte an Kurfürsten und Fürsten verlieh, und wieder besonders Eberhard begünstigte, kam es im Jahre 1376 zum sog. schwäbischen Städtekriege, in dem 17 schwäbische Städte zur Aufrechterhaltung ihrer Freiheiten sich verbündeten.*) Bei Reutlingen schlugen sie im heißen Kampfe Eberhards Sohn, Ulrich, an dessen Seite die Blüte der schwäbischen und fränkischen Ritterschaft fiel.

*) Es waren zunächst, 4. Juli 1376, die 14: Ulm, Constanz, Ueberlingen, Ravensburg, Lindau, St. Gallen, Wangen, Buchhorn, Reutlingen, Rottweil, Memmingen, Biberach, Isni und Leutkirch, zu denen später noch Weil, Kaufbeuren und Kempten kamen. Am 1. Jan. 1377 schloß sich auch Eßlingen an.

„Wie haben da die Gerber so meisterhaft gegerbt,
Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt!"

Ulrich selbst entrann mit Noth, aber schlimmer als die von den Bürgern empfangene Wunde traf ihn des alten Rauschebarts Hohn, der das Tischtuch zwischen ihm und sich entzwei schnitt.

§ 303. Der Städtebund ward nun von Wenzel anerkannt und ein vorläufiger Friede geschlossen; er schien sich sogar Anfangs der Städte schützend anzunehmen. In der That aber reizte er nur die Fürsten gegen die Städte, die Städte gegen die Fürsten, um so über beide zu herrschen. Die Verwirrung zu mehren, that sich auch der Adel, der nach völliger Ungebundenheit strebte, in Bündnisse zusammen, die feindlich gegen Städte wie Fürsten auftraten. In Schwaben bestand der Bund der Martinsvögel, später der Schlegler. So herrschte Verwirrung überall. Nun verlieh Wenzel die Reichsvogtei über Schwaben an Leopold III. von Oestreich, der die verlorene Macht seines Hauses in der Schweiz, im Elsaß und Schwaben herzustellen suchte. Die Schweizer Städte, in ihrer Freiheit bedroht, näherten sich den Städten des schwäbischen Bundes, die indessen auf 37 angewachsen waren. Leopold aber wußte beide Theile listig zu verhetzen und zu trennen. Dann zog er gegen die Schweizer allein, und erlitt die Niederlage von Sempach, wo er fiel 1386. Dieser Sieg der Schweizer hob auch den Muth der schwäbischen Städte mächtig gegen ihre fürstlichen Nachbarn, die jetzt alle gegen ihre wachsende Macht verschworen waren. Da geschah es, daß die Wittelsbacher Herren den Erzbischof Piligrin von Salzburg, den Verbündeten der Städte, treulos fingen. So entbrannte der Kampf: der große Städtekrieg 1388. Ganz Süddeutschland füllte sich mit Fehde, Mord, Raub und Verwüstung. In Baiern und Franken hielten sich die Bürger oben; in Schwaben kam es bei Döffingen zur Schlacht gegen Eberhard den Greiner und seinen Sohn Ulrich. Die Bürger hielten den Kirchhof des Ortes besetzt und stritten wacker. Ulrich, der die Reutlinger Niederlage auszuwetzen hatte, stritt nicht minder gewaltig; er fiel, und schon wankte das fürstliche Heer; da rief der alte Rauschebart: „Der gefallen, ist wie ein anderer Mann!" und als die Schlacht am heißesten stand, fiel der „gleißende Wolf", der Wunnenstein, das Haupt der Martinsvögel, in das Bürgerheer; denn an diesen Tagen machten Fürsten und Ritter, sonst selbst einander bitter feind, gemeinsame Sache gegen die noch verhaßteren Städte — und so erlagen die Bürger in furchtbarer Niederlage, die vorläufig den Bund zum Ende führte. — Dann sank der ähnliche Städtebund der Frankfurter und der Wetterau; die Söldner der rheinischen Städte, ein verrufenes, zuchtloses Gesindel, trieb das Schwert des nachmaligen Königs Ruprecht von der Pfalz (§ 229) auseinander, der auf einmal 60 dieser Gesellen in den Kalköfen verbrennen ließ. Auf dem Tage von Eger 1389 verbot dann König Wenzel, uneingedenk früherer Zusagen, förmlich jede Einung der Städte.

§ 304. So endigten die Städtebünde Süddeutschlands, schneller und ruhmloser als die norddeutsche Hansa. Doch blieben die einzelnen süddeutschen Städte noch lange Zierden des deutschen Lebens (§ 294). 60 Jahre später noch konnten sie einen neuen großen Städtekrieg gegen den streitbarsten Fürsten der Zeit, Albrecht Achilles (§ 239), führen, und gingen nicht unehrenvoll aus demselben hervor 1449. Doch zeigten sich auch bei diesen Reichsstädten die üblen Seiten eines nur locker gefügten Bundeswesens. Eine hinderte die andere und jede die Gesammtheit durch Zölle und Stapelrechte, die die einzelnen sich eifersüchtig zu verschaffen und zu bewahren trachte-

ten. Die meisten erlahmten nach und nach, andere zogen die, Ruhe und Sicherheit bringende fürstliche Herrschaft der theuren und bedrohten Reichsfreiheit vor. Und so ist am Ausgang des Mittelalters die Blütezeit auch der süddeutschen Städte meist vorüber.

6. Der Volkscharakter während des 14. und 15. Jahrhunderts.

§ 305. Das ritterliche Leben war in Barbarei entartet, das bäuerliche in Knechtschaft versunken (§ 283). Nur wo die Waffen noch geführt wurden, blieb auch ein lebenswertheres Dasein. Und so hatte es besser als der arme Bauer sogar der reisige Knecht auf den Burgen, der in seines Junkers Solde stand. Er gehörte wenigstens nicht zu den Niedergetretenen, sondern im Gegentheil, ihm winkte Kampf, Beute, Genuß. Die alte deutsche Tapferkeit blieb in diesen Leuten lebendig; auch manches rührende Beispiel von Treue und Hingebung bis in den Tod weiß die Geschichte zu erzählen. — Andere dieses Standes zogen wohl ein wanderndes Leben vor. Seit dem 13. Jahrhundert ward der Krieg nicht bloß mehr mit dem Aufgebot der Vasallen geführt, die sich von einigen reisigen Knechten begleiten ließen; man nahm Söldner in Dienst, die aus dem Waffenhandwerk eine Lebensaufgabe machten. Auch solch ein Leben, das Leben eines „frummen Landsknechts", winkte nun den Muthigen und Starken, sobald er sich nur Harnisch, Gleve und das lange Schlachtschwert anschaffen konnte. Diese wüsten Schaaren waren es, die den Krieg vor Allem mit jener unmenschlichen Verwüstung führten, wie wir mehrfach gesehen haben, die aber auf der anderen Seite auch einen gewissen ritterlichen Sinn, Lust an Kampf, Abenteuer und Gesang, wenngleich in roherer Gestalt, im Volke lebendig erhielten. Fast jede Waffenthat fand bei ihnen auch ihr Lied; die Lust am Wandern, der fröhliche Scherz, die kecke Spottlust tönten darin wieder.

§ 306. Das Wandern oder „Fahren" war überhaupt in der willkürlichen und ordnungslosen Zeit eine Auskunft für alle diejenigen, die daheim engen und armseligen Verhältnissen entgehen wollten. Die Helden volksbeliebter Schwänke und Streiche sind solche Fahrenden; so der Pfaff von Kalenberg im südlichen, der Till Eulenspiegel im nördlichen Deutschland. Es wimmelte von solchen Leuten. Denn nicht bloß der Handwerksbursch mußte ordnungsmäßig nach den Regeln seiner Zunft eine Zeitlang wandern; Viele erkoren das „Vaganten-Leben" freiwillig und für immer. Fahrende Ritter, fahrende Mönche, fahrende Gelehrte und Schüler, fahrende Frauen, Gaukler, Narren und Gauner durchschwärmten das Land. Sie alle hatten nach mittelalterlicher Art ihre besonderen Bräuche, Trachten, Ausdrücke, Rangstufen u. s. w. Zu ihnen kamen seit Kaiser Sigmunds Zeiten die ersten Zigeuner, die man als Kinder des fremden Aegyptens anstaunte.

§ 307. Der Wanderlust aber gesellte sich das Lied. Nicht mehr jener kunstmäßige Minnegesang (§ 184), das echte Volkslied erwuchs. Die edelsten unter diesen Liedern sind vom Scheiden und Meiden, von treuer Liebe, von Heimweh und Wanderlust. „Inspruck, ich muß dich lassen" — „So viel Stern am Himmel stehen" — „Es stund eine Linde im tiefen Thal" — das sind solche Volkslieder, von denen Niemand den Dichter nennen kann, weil sie zugleich mit der Melodie im Volke selber, gleich ungepflegten und doch duftenden Waldblumen, erwachsen sind. Wie solche Lieder entstanden, erzählt uns die „Limburger Chronik", eine der frühesten, deutsch geschriebenen, die wir haben. Oft heißt es: „In der Zeit do sang und pfiffe man dieses Lied". Von dem Ursprung solcher Lieder erzählt sie z. B.:

In diser zeit war auf dem Mayn ein Münch Barfüsser Ordens, der ward vor den Leuten aussätzig, und war nicht rein. Der machte die besten Lieder und Reihen in der Welt von Gedicht und Melodeyen, dass ihm niemand auf dem Rheinstrohm oder in diesen Landen wol gleichen mochte. Und was er sung, das sungen die Leut alle gern und alle Meister pfiffen und andere Spielleute führten den Gesang und das Gedicht. Er sung dis Lied:

Ich bin ausgezehlet,
Man weiset mich armen vor die Thür,
Untreu ich spür
Nun zu allen Zeiten.

Item sung er:

May, May, May, die wunnigliche Zeit
Männiglichen Freude geit
Ohn mir. Wer meinte das?

Deren Lieder und Widergesang machte er gar vil, und war das alles lustiglich zu hören.

Zu diesen Liedern kamen die frischen Trinklieder und launigen Weinsegen und Handwerkssprüche. Aber auch die Pilger auf den Bittfahrten hatten ihre Lieder, und bald entstand neben dem alten lateinischen Kirchenlied auch das deutsche. Noch sang man in diesen Kreisen des Volkes auch die alten Heldenlieder vom gehörnten Sigfried, vom Dietrich von Bern und vom treuen Hildebrand; man sang sie bis über die Zeiten Luthers hinaus. In Norddeutschland dagegen erfreute man sich mehr an den gleichfalls uralten, lustigen und spöttischen Geschichten vom schlauen Reinicke dem Fuchs, die plattdeutsch geschrieben waren; plattdeutsche Volkslieder kamen dazu; unten, bei der Geschichte der Dithmarsen, wird eine Probe derselben gegeben werden*).

§ 308. So fehlte es nicht an Sang und Klang, an Spiel und Scherz im deutschen Leben. Selbst die höheren Stände zogen den derben Witz des Volkes der zarten Ritterpoesie vor, und der Hofnarr ward eine unentbehrliche Person, und von seinem Fürsten oft höher gehalten als Gelehrte und Minnesänger. Doch kann nicht übergangen werden, daß in allen Ständen die Sitten leichtfertiger und lockerer wurden. Die alte ehrbare Tracht verschwand schon mit dem 13. Jahrhundert; bunte, eng anschließende Gewänder trugen die Männer, nicht mehr in Schleier und Kopfbinde züchtig verhüllt gingen Weiber und Mädchen einher. Die Moden wurden zuletzt läppisch und eitel; die Männer trugen an den kurzen Röcken, die kaum über den Gürtel gingen, hoch aufgepauschte, mit Perlen und Goldborten besetzte Aermel, oder solche, die mit wehenden Zipfeln bis fast auf den Boden herabreichten. Die Beinkleider in grellen Farben, etwa das eine Bein blau, das andere roth; die Schuhe und Stiefel lang geschnäbelt, so daß wohl junge Ritter vor der Schlacht die unbequemen langen Spitzen erst abhieben; die Säume der sammetnen und brokatenen Gewänder bei Männern und Frauen oft mit Schellen besetzt, die bei jedem Schritte klangen: so gingen die höheren Stände in Städten und in Höfen eitel und bunt einher. Auch die Geistlichen versanken in Weltlust. Die Kirche war so entartet, besonders seit die

* Man sehe überhaupt die angeführten Lieder als Sprachproben der betreffenden Periode an (vergl. § 89 und 90. § 183 und 184)

Päpste in Avignon selbst das böse Beispiel gaben, und seit das Schisma die Gemüther verwirrte, daß die Geistlichen — Bischöfe, Aebte, Domherren, Caplane — oft nur die reichen Pfründen verzehrten, höchstens die Ceremonien des Gottesdienstes übten, im übrigen aber an allen sittenlosen Freuden der Zeit theilnahmen. Es wird geklagt, daß sie die geistliche Tracht ablegen und in denselben eitlen Kleiderputz einhergehen, wie die Weltlichen; daß sie mit dem Falken auf der Hand zur Jagd reiten; daß sie um schnöder Geldgier, ja um eines Faß Bieres willen Bann und Interdict verhängen; daß sie nicht Frieden bringen, sondern das Schwert. So ritt z. B. auf dem Concil von Constanz der Erzbischof von Mainz vom Kopf bis zum Fuß geharnischt ein. — Während so die eine Hälfte des Volkes unter namenloser Armseligkeit seufzte, schien die andere, bevorrechtete, in wüster Genußsucht alles Lebensernstes zu vergessen. Konnte man sich doch durch einige äußere Ceremonien, die oft selbst mehr einem heiteren Spiele glichen, mit leichter Buße oder noch leichter zu erwerbendem Ablaß mit der Kirche, und wenn man nur wollte und konnte, auch mit seinem Gewissen abfinden.

§ 309. Wie änderte sich aber plötzlich dies Bild des wüsten Lebens, wenn die Kunde kam, eine jener Seuchen, wie sie das Mittelalter nur zu oft brachte, sei im Anzuge. So als 1348—1350 die furchtbarste Pest, von der wir Kunde haben, der *schwarze Tod*, durch die Länder ging. Er kam vom Morgenlande durch Italien herauf und raffte an manchen Orten die halbe, oft die ganze Bevölkerung hin. Man fand auf dem Meere Schiffe mit reicher Ladung steuerlos treiben, weil die ganze Mannschaft ausgestorben war. So schritt die Seuche durch Deutschland, durch das elende Landvolk, durch die engen, gedrängten Straßen der Städte dahin, überall Entsetzen verbreitend. Da kam über die Völker ein ebenso ungestümer maßloser Geist der Buße: *Geißler-Gesellschaften* (Flagellanten) zogen umher, die sich mit scharfer Geißel den Rücken zerfleischten. So schildert sie eine Chronik der damaligen Zeit*):

Zům ersten: so hettent sie gar kostbere vanen von sammittüechern und von baldeken, uf zehen oder acht vanen, und also menige gewunden kertzen: die truog men in vor, wo sie in stette oder in dörfer giengent, und stürmede alle glocken gegen in und die geischelaere giengent den vanen noch ie zwene und zwene mittenander und hettent alle mentelin an und hüete uf mit roten criucen; zwene sungent vor und denne die andern alle noch. — So sie alsus in die kirchen koment, so kniuweten siu nider und sungent:

Jhesus der ward gelabet mit gallen:
des sullent wir alle an criuce fallen.

Und do vielent siu alle criucewys an die erden, das es clapperte, und so siu ein wile alsus gelogen, so huop ir vorsenger an und sang:

Nu hebent uf iuwer hende,
das got das grosse sterben wende;
Nu hebent uf iuwere arme,
das sich got über uns erbarme.

— — und sungent denne und geischelten sich mit riemen: die hottent vornan knöpphe und nolden dar in gestecket: und sungent maniger hande leis.

*) Jacob von Königshofen zu Straßburg.

Tief aber ging die Buße nicht. Als die Plage vorüber war: „hub die Welt wieder an, fröhlich zu sein, und die Menschen machten ihnen neue Kleider und sangen neue Weisen".

§ 310. Zu gleicher Zeit wandte sich der Volksgrimm gegen die Juden, die man als Urheber der Pest, als die Vergifter der Brunnen, anklagte, Tausende dieser Unglücklichen fielen in Mainz, Frankfurt, Straßburg 2c. unter den Händen der wüthenden Menge, oder kamen in ihren brennenden Gebäuden, in die man sie einsperrte, um. Denn der Jude war tief verachtet und gehaßt; ausgeschlossen von aller menschlichen Gemeinschaft und fast von jedem Rechte, klammerte er sich um so ängstlicher an Geldgewinn, und wenn man ihn haßte, konnte man ihn doch nicht entbehren. So kamen immer von Neuem Judenverfolgungen: es brauchte nur ein wahnsinniges Gerücht zu entstehen, Juden hätten ein Christenkind geraubt und geschlachtet, die heilige Hostie (den Leib des Herrn) durchstochen u. s. w. — und eine grausame, schonungslose Verfolgung war da. Ueberhaupt war der Aberglauben und die Dumpfheit der Gemüther groß. Geschichten von Zaubereien wurden ebenso oft erzählt, wie geglaubt; die Wunder, welche die Kirche dagegen setzte, waren kaum minder abgeschmackt und widerlich. Andere Schrecken kamen dazu, die herben Gegensätze der Zeit zu mehren. Wo so selten öffentliches Recht zu finden war, da schaffte man es sich mit Gewalt, und selbst das Gericht, das einst gebührender Weise öffentlich vor allem Volk beim Schein der Sonne gegeben und genommen ward, hüllte sich jetzt in Nacht und Heimlichkeit. Die heilige Feme war „auf rother Erde", in Westfalen, besonders zu Hause. Einst ein öffentliches, städtisches Gericht, wie es auch in anderen Städten, z. B. in Braunschweig, vorkommt, war sie später allgemeiner verbreitet, aber auch ausgeartet. Unter ihren Freigrafen hielt sie ihre Sitzungen heimlich und nächtlich. Unerkannte Femboten luden den Angeklagten; verhüllte Richter, Freischöffen, aus der Zahl der „Wissenden" genommen, sprachen das Recht, oft an grausigen, öden Plätzen, oft auch an alter Dingstätte, z. B. an der Linde bei Dortmund. Der Spruch ward vollstreckt, auch wenn der Schuldige sich nicht gestellt oder sich zu entziehen gewußt hatte. Der Dolch mit dem Zeichen der Feme verkündete bei der gefundenen Leiche, wie sicher aus dem Dunkel der rächende Arm getroffen. Schreckliche Zeit, wo selbst das Recht sich wie das Verbrechen kleidete!

§ 311. Und doch verbreitete sich in stillen Kreisen fast unmerklich ein neuer evangelischer Sinn, der aber von den Gewalten der Kirche wie von den entarteten Orden heftig verfolgt ward. Solchen Sinn nährten z. B. die Brüder vom gemeinschaftlichen Leben und die Lollharden am Rhein und in den Niederlanden. Auch einzelne fromme Prediger, wie Tauler in Straßburg, leiteten zu den fast vergessenen Quellen des Christenlebens zurück. Manche dieser stillen echten Christen haben ihren Glauben durch Kerkerhaft und Tod besiegelt; aber sie haben die Keime neuen sittlichen Lebens gepflanzt, die in der nachfolgenden Reformationszeit fruchtbringend aufgegangen sind.

7. Die Schweizer.

§ 312. An den Ufern des Vierwaldstätter Sees, in welchen aus engem Felsenthal vom schneebedeckten Gotthard her die brausende Reuß sich stürzt, und über dem der Pilatus, der Rigi, der Haken und der Mythenstein — hier umkleidet mit dem Grün der Wiesen und Wälder, dort abgeschrofft in jähen Wänden — emporragen, war von der Natur selbst gleichsam der

Ausgangspunkt eines eignen geschlossenen Gemeinwesens gebildet. Die gleichen Felsgebirge, welche das Urner Thal begleiten, setzen sich mit steilem Abfalle in der Bucht von Uri fort; bei Brunnen öffnet sich in den vielverzackten See der prächtige Thalkessel von Schwyz; am Busen von Buochs, dem fast völlig abgetrennten See von Alpnach, thut sich eine Straße zu den Zwillingsthälern von Unterwalden auf; und wo am Ausflusse des schmal gewordenen Beckens die Reuß flacheren Gefilden zueilt, bildet das alte Luzern den ganzen Verkehr der sog. Waldstätte in eine Ader zusammen. — Oberhalb des Sees war zunächst aus freien und unfreien Leuten, meist Ansiedlern der Abtei Zürich, die große Markgenossenschaft Uri zusammengewachsen, deren Bewohnern König Heinrich, der Sohn Friedrichs II. (§ 172), einen Freiheitsbrief verlieh, wie Schwyz einen solchen aus den Händen des Vaters selbst erhielt; aber die „Leute in den Bergen", wie die von Unterwalden hießen, standen noch unter der Botmäßigkeit der Grafen von Habsburg. Schon ihre Lebensweise als Hirten, Jäger und Schiffer brachte sie zum Streben nach keckerer Selbständigkeit; es trug und hob sie das Vorbild und später die thatkräftige Unterstützung jener Nachbargaue, die sich erst kürzlich von den Grafenrechten der Habsburger gelöst. Als Friedrich II. auf dem Concil von Lyon (§ 173) vom Papste gebannt und entsetzt war, trennte sich die eine Linie der Habsburger von ihm, während die Waldstätte treu an Kaiser und Reich hielten und jene gemeinsam bekämpften. Doch zuletzt unterlagen sie alle den Habsburgern, nur Uri blieb unangefochten in seiner Selbständigkeit. Als gar mit Rudolf von Habsburg dieses Grafenhaus selbst auf den Kaiserthron stieg, zeigte sich der kluge Herr nur bereit, den altberechtigten Urnern ihren Freiheitsbrief zu bestätigen; über die Andern, die „von seinen Ländern wie mit einem Netz" rings umgarnet und eingeschlossen waren, suchte er, wie später auch sein Sohn, König Albrecht, die alten Grafenrechte in eine völlige Landeshoheit umzuwandeln. Viel und Schönes weiß nun die Sage zu berichten von dem Druck der Vögte, die Albrecht ins Land gesandt, von Geßler's Tyrannei, vom Schwur auf dem Rütli, ferner von Tell's Apfelschuß, von seinem rettenden Sprung aus dem Kahn auf die Felsenplatte, und wie er in der hohlen Gasse bei Küßnach den Landvogt mit seinem sicheren Pfeil erlegte. Die ehrwürdige Sage erzählt so, und unser großer Dichter hat es im unsterblichen Werke besungen. Aber der Anfang eines edlen und tüchtigen Volkes bedarf nicht der schmückenden Verschönerung. Es genügt zu wissen, daß die Männer aus den drei Orten vielmehr schon am 1. August 1291 ein ewiges Bündniß unter sich schlossen, das als Beginn der Schweizer Eidgenossenschaft zu betrachten ist. Es war ursprünglich nur eine Erneuerung der alten Verbindung unter den Staufern, die sie aber noch nicht aus der Obergewalt Kaiser Albrechts, vollends seit dieser selbst Kaiser geworden, zu entheben vermochte. Erst durch Heinrich VII., den Lützelburger, dann durch Ludwig von Baiern, die beide gegen das östreichische Haus standen, wurden diese Eidgenossen wirklich der persönlichen Abhängigkeit gegen dasselbe enthoben.

§ 313. Dafür schlossen sie sich getreulich an Ludwig an, und so kam es, daß der finstere Leopold, Friedrichs des Schönen Bruder (§ 219) mit einem Ritterheere gegen sie zog. Bei dem Paß am Morgarten, 1315, bestanden die Schweizer Bauern zu Fuß mit ihren Hellebarden, Morgensternen und langen Schlachtschwertern wie mit herabgewälzten und geschleuderten großen Steinen die geharnischten Ritter, die sich mit schwerem Verluste zurückziehen mußten; und Ludwig bestätigte den zu Brunnen von Neuem geschlossenen Bund der Eidgenossen, die von nun an erst als vollständig frei

gelten können. Bald trat demselben Luzern 1332 zu, das in noch engeren Abhängigkeitsverhältnissen zu den Habsburgern gestanden; 1351 die freie Reichsstadt Zürich, 1352 Glarus, das bisher meist dem Kloster Seckingen unterthänig gewesen: dann Zug; endlich 1353 folgte die Reichsstadt Bern, der im Jahre 1339 in der Schlacht bei Laupen die Eidgenossen gegen den benachbarten Adel Rettung gebracht hatten. Diese acht alten Orte bildeten die ursprüngliche Eidgenossenschaft. — Als, kurz vor dem großen Städtekriege (§ 303), der tapfere und ritterliche Leopold III. von Oestreich noch einmal versuchte, die Schweizer in das alte Dienstverhältniß zurück zu zwingen, kam es am 9. Juli 1386 zur Schlacht von Sempach. Die Blüte des östreichischen und schwäbischen Adels folgte der Habsburgischen Fahne. Die Ritter waren vom Roß gestiegen und hatten einen schweren Schlachthaufen mit ihren vorgestreckten Lanzen gebildet; gegenüber auf der Höhe am Saum des Waldes standen die Eidgenossen; ehe sie zum Angriff stürmten, sanken sie auf die Knie zum Gebet; dann liefen sie her; aber lange schwankten sie an der eisernen Mauer auf und ab, ohne einbrechen zu können. Da ersah den Moment, so erzählt ein altes Lied, ein Mann von Unterwalden, Struthan von Winkelried, und rief: Treue, liebe Eidgenossen, sorgt für mein Weib und Kind, so will ich euch eine Gasse machen; und damit umfaßte er, so weit er greifen konnte, die Lanzenspitzen, drückte sie in seine gewaltige Brust und sank mit ihnen zu Boden*): über ihn hinweg, „wie Wirbel wühlend, Stoß auf Stoß, Schweizer Sturmgewalt". — Da sanken die Ritter, die in ihrer schweren Rüstung sich nicht retten konnten, unter dem Schwert und Kloben des Bauern, da sank Leopold selber, und Trauer war fast auf allen Schlössern des süddeutschen Adels. Zwei Jahre nachher folgte dem Sempacherkriege ein neuer Sieg über denselben Feind bei Näfels 9. April 1388. Fortan waren die Eidgenossen gefürchtet weit und breit. Als später Friedrich von Oestreich auf dem Constanzer Concil dem Papst zur Flucht geholfen (§ 233) und Kaiser Sigmund ihn dafür geächtet hatte, waren vor Allem die raschen Schweizer gegen ihren Erbfeind auf und entrissen ihm das Land bis gegen den Rhein, den ganzen Aargau, darinnen auch die alten Habsburgischen Stammsitze. — So wuchs die Eidgenossenschaft durch das ganze 15. Jahrhundert an Macht und Ehre. Neuer Ruhm erblühte ihr durch den Tag von St. Jacob an der Birs 1444 (§ 239). Es gleichen in diesen Zeiten die Schweizer den alten Helden von Athen und Sparta, die Leben und Alles an die Freiheit zu setzen freudig entschlossen waren.

§ 314. Am höchsten stieg ihr Ruhm, als Karl der Kühne von Burgund (§ 241) auch sie zu unterwerfen trachtete. Dieser, ein hochmüthiger, glänzender Fürst, voll ehrgeiziger, ja abenteuerlicher Pläne, war einer der ersten Herrscher, die ein stehendes, wohl einexercirtes Heer errichteten. Schon hatte er eine königliche Macht; da verpfändete ihm auch noch ein östreichischer Herzog, Sigismund, die sog. vorderen Lande, Elsaß, Sundgau, Breisgau. So begann er mit seinem Gebiet von der einen Seite die Eidgenossen, von der

*) Hiemit do tett er fassen
ein arm voll spiess behend:
den sinen macht er ein gassen,
sin leben hat ein end.
he! — er hat eins löwen mut;
sin mannlich dapfer sterben
war den vier waltstetten gut.

Halbsuters Lied.

anderen Lothringen, wonach er gleichfalls strebte, zu umschließen. Dagegen unterstützte und reizte der König von Frankreich, der listige Ludwig XI., die Schweizer. Als Karl dann immer weiter um sich griff, als seine Vögte im Elsaß und Breisgau auch die Schweizer schädigten; als er über einen deutschen Fürstensohn, den Grafen von Wirtenberg in Mömpelgard, das Richtschwert schwingen ließ: — da durften die Schweizer wohl für ihre Freiheit erbangen. Sie schlossen unter Vermittelung Ludwigs des XI. ein Bündniß mit den Städten im Elsaß und mit dem Herzog René von Lothringen und zogen sich so den Haß Karls zu, der nun den Lothringer vertrieb und mit einem unvergleichlich prächtigen und zahlreichen Heere — aus Niederländern, Burgundern und Italienern bestehend — gegen die Schweizer „Bauern" zog. Ueberwältigte er diese, so gedachte er von Italien wie von der Nordsee her die Eroberung Deutschlands zu beginnen. Aus seinem oberen Lande Burgund brach er über die Pässe des Jura herein. Tapfer widerstand ihm schon das Schloß Granson am Neuenburger See, bis endlich die Besatzung, durch falsche Versprechungen getäuscht, sich ergab und theils nackt an Bäume gehängt, theils im See ertränkt ward. Bereits aber waren die Eidgenossen im Anzuge. Gegen sie, die kaum ein Drittheil seiner Stärke hatten, stützte sich Karl mit dem rechten Flügel auf den See, mit dem linken gegen das Juragebirge. So kam es am 3. März 1476 hier bei Granson zur Schlacht. Schon hemmten die schwerfälligen Rittermassen kaum noch das stürmische Anlaufen der Schweizer, als von den Bergen der Hall des Horns vom „Stier von Uri" tönte und aus den Weinbergen und Gehölzen immer neue kleine Haufen der Schweizer auftauchten. Da fiel statt des vorhergehenden Uebermuthes entsetzliches Grauen über das Burgunderheer, in wilder Flucht zerrannen die Schaaren und ließen das mit allen Herrlichkeiten, mit Gold und Seide und Edelsteinen reich verzierte Lager in den Händen der Sieger. — Karl dürstete nach Rache, und schon nach drei Monaten stand er mit einem noch größeren Heere im Feld. Von Lausanne aus zog er gegen Bern. Aber wieder erging durch alle Lande der Schweizer der Landsturm, „von den Hütten zur Seite des ewigen Eises, bis wo die Aare in den Rhein fällt" kamen die Männer. Bei Murten am See trafen sie den Herzog, der das Städtchen, von Bernern heldenmüthig vertheidigt, vergebens berannte, am 23. Juni 1476. Wieder, nach dem gewohnten Schlachtgebet und der Ermahnung unter einander — „Jedermann solle die Augen auf und die Händ' hart zuthun, wacker und männlich einhauen" — unterliefen die Schweizer die Geschütze und den Schlachthaufen des Feindes mit unwiderstehlicher Gewalt. Bald wieder dasselbe Grauen im Feindesheer, dieselbe Flucht wie bei Granson, und eine noch viel blutigere Niederlage. Boten mit siegverkündenden Zweigen eilten in alle Städte der Schweizer und bald meldete allgemeines Freudengeläute bis hoch in die Alpen den ruhmvollen Sieg*). Das ganze deutsche Volk feierte denselben mit als einen Sieg über die „Walchen", denn in Karl war ein Feind deutscher Art wie deutscher Freiheit gedemüthigt. „Die deutschen Ruthen thäten ihm weh". Der Herzog war von dem Tage an wie zerstört im Gemüth.

*) Do es wart an dem morgen fruh,
da ruckt man fast gen Murten zu
durch einen grünen walde.
des wurden die in Murten froh,
den hertzogen fand man gewaltig do:
da hub sich ein schlachen balde.

Als die Schweizer, dem René von Lothringen zur Wiedergewinnung seines Landes behilflich, noch einmal gegen ihn in's Feld zogen, trafen sie bei Nancy 6. Jan. 1477 nur noch das Schattenbild seiner alten Größe. Hier fiel der stolze Herzog auf der Flucht durch die Hand eines Schweizers; nur mit Mühe erkannte man den von Blut und Eis entstellten Leichnam.

§ 315. Die Freiheit der Schweizer, der Ruhm ihrer unüberwindlichen Kriegsart stand nun fest. Denn die Siege über Oestreich und Burgund hatten gezeigt, wie überlegen ein leichtbewegliches Fußvolk den schweren, unbehilflichen, gepanzerten Rittern war. Fortan begann die Schweizer Infanterie überall, besonders von den italienischen Fürsten und den französischen Königen, in Dienste begehrt zu werden. Tausende verließen von da an die Heimat, suchten in fremdem Sold Beute und Genuß und trugen den Ruhm ihrer Waffen auf alle Schlachtfelder Italiens. Bei Marignano 1515, wo sie gegen den französischen König Franz I. kämpften, thaten sie, obwohl endlich besiegt, Wunder der Tapferkeit, und davon bezaubert, schloß Franz mit ihnen den sogenannten ewigen Frieden 1516, durch welchen sie ein Jahrgeld bezogen, dafür aber dem Könige gestatteten, in ihren Landen zu werben. Durch diese fremden Kriegsdienste, das Reislaufen, wie man's nannte, wurden aber die alten biedern Sitten der Schweizer, die Einfalt und Treue zerrüttet, und fremde Untugend drang auch in die Alpenthäler. Zum deutschen Reich übrigens gehörten die Schweizer seit 1495 nur noch dem Namen nach.

Sy warten sich eine kleine fast:
darnach sach man sie fliechen fast;
gar vil die wurden erstochen
der fussknecht und der kürisser.
das feld lag voller glen und sper,
die an ihn wurden zerbrochen.

Einer floch her, der ander hin,
do er meint wol verborgen sin:
man thoet sy in den hursten:
kein grösser not sah ich nie me;
eine grosse schaar luff in den see,
wiewol sy nit was dürsten.

Sy wuten drin bis an das künn;
dennocht schos man fast zu in,
al ob sy enten weren;
man schifft zu inen und schlug sy zu tod,
der see der wart von blute rot;
jemmerlich hort man sy pleren.

Gar vil die klummen uf die böwm,
wiewol ir nieman mocht haben goem:
man schoss sy als die kregen;
man stachs mit spiessen über ab;
ir gefider inen kein hilff gab;
der wind mocht sy nit wegen.

Die schlacht wert uff zwo gantze mil:
dazwüschen lagen Walchen vil
zerhowen und zerstochen.
des dancken gott früh unde spath,
das er der frommen gesellen tod
zu Granson hat gerochen.

Veit Webers Lied.

8. Friſen und Dithmarſen.

§ 316. Aehnlich, wie im Hochgebirg an der Südgrenze Deutſchlands, ſo erhielt ſich auch an dem flachen Küſtenſaume des äußerſten Nordrandes unſeres Vaterlandes ein Reſt altgermaniſcher (§ 15) bäuerlicher Gemeinfreiheit. Wo die norddeutſche Tiefebene, einſt ohne Zweifel Meeresboden, von der ſtürmiſchen Nordſee begrenzt wird, liegt, im langen Saume die Küſte begleitend, der fette, fruchtbare Streifen des Marſchlandes. Vom Meere ſeit undenklichen Zeiten angeſpült, bleibt es ein unſicheres Geſchenk deſſelben; immer würde es die wiederkehrende Fluth überſchwemmen, wenn nicht die Menſchenhand künſtliche Bollwerke, die ſogenannten Deiche, gegen die See gezogen. Sie bilden einen langen Ring, der ohne Unterbrechung von Texel an bis über die Eider hinausreicht, der ſich in die weiten Flußmündungen der Ems, Jade, Weſer, Elbe und Eider auf beiden Seiten tief hineinzieht, und welcher, wo ein Fluß oder Bach durchgelaſſen werden muß, ſeine künſtlich gebauten, vor der Fluth ſich ſelbſt ſchließenden Siele hat. Immerwährend dauert hier der Kampf des Menſchen gegen das Element; oft nimmt eine Springfluth, welche die Deiche überſteigt und durchbricht, in Einem Angriff, was der Menſch ſeit Jahrhunderten geborgen glaubte: ſo riß 1287 zuerſt der Dollart ein, 1511 der Jadebuſen; andere fürchterliche Ueberſchwemmungen nicht zu erwähnen. Städte und Dörfer, tauſende von Aeckern und Wieſen mit Menſchen und Heerden begruben in ſolchen Schreckenszeiten die Fluthen. Langſam aber beginnt dann der Menſch wieder den geduldigen Kampf. Das Meer läßt bei jeder Ebbe den Boden hart an den Küſten mit fruchtbarem Schlamm bedeckt zurück und wenn ſich mit dieſem der Schlamm, den die mündenden Süßwaſſer-Flüſſe abſetzen, miſcht, ſo entſteht eine fette Erde, der ſog. Schliek; allmählich erhöht ſich dieſer Grund, der nun ſeltener, zuletzt von der regelmäßigen Fluth gar nicht mehr überſchwemmt wird; es erſcheint dann auf ihm als erſte Begrünung der ſonderbare Krückfuß (salicornia herbacea), ſpäter die blaublühende Sülte (aster tripolium), zuletzt der ſaftreiche, feine Queller oder Andel (Glyceria maritima). Nun weiß der Menſch, daß es Zeit iſt, zu erwerben; es wird durch einen neuen Deich dies Gebiet zum Lande gezogen, und ein Strich fruchtbarer Marſch iſt gewonnen, ein Polder eingedämmt.

§ 317. Auch dieſe Kämpfe des Menſchen gegen die Natur gehören zur Geſchichte, ſind gewiß nicht minder anziehend und ſind edler, als die er mit dem Schwert in der Hand gegen ſeines Gleichen führt. In einen ſolchen Kampf war ſeit uralten Zeiten das Volk der Friſen geſtellt. Karl der Große hatte ihnen deshalb jede fernere Heerfahrt erlaſſen (§ 73). So hatte ſich auch bei ihnen das Lehnsverhältniß nicht ausgebildet. Die friſiſchen Bauern lebten in altgermaniſcher Gemeinfreiheit, wenige edle Geſchlechter unter ihnen, ohne der Freiheit gefährlich zu ſein. Es waltete jeder Gau, und in ihm jede Gemeinde der eigenen Angelegenheiten; ſie nahm ihr Recht von dem heimiſchen Richter, dem Aſega, nach heimiſchen Geſetzen, die man Willküren nannte.*) In den Landen der Friſen, die zum Reich gehörten, hatten Biſchöfe die Grafenrechte (§ 82); im Weſten der Erzbiſchof von Utrecht, weiter öſtlich die Biſchöfe von Münſter und Bremen. Dieſe konnten nicht daran denken, das Grafenamt, wie es überall ſonſt im Reiche geſchah, in eine landesherrliche

*) Der als Gerichtsſtätte vielgenannte Upſtallsboom, ſüdlich von Aurich, galt wohl niemals für ſämmtliche Friſen, ſondern nur für das öſtliche Friesland.

Gewalt umzugeſtalten. Dennoch ſahen ſich auch die Friſen von benachbarten Fürſten bald vielfach bedrängt, und ſo ſchloſſen ſie, wie die Schweizer in ihren Bergen, eine Eidgenoſſenſchaft, den Bund der ſieben friſiſchen Seelande, um ihre Freiheit zu wahren. Es waren die folgenden: Weſtfrisland, der Weſtergau, der Oſtergau, Drente, Gröningen, Emden (Oſtfrisland) und Rüſtringen.

§ 318. Weiter öſtlich reihten ſich an ſie mit ähnlich bewahrter Freiheit und Eigenthümlichkeit die Stedinger an der unteren Weſer, und die Dithmarſen an der Weſtküſte Holſteins, von der Elbe bis zur Eider — erſtere nicht reine Friſen, ſondern ſächſiſch untermiſcht, letztere Sachſen, die ebenfalls die Gemeinfreiheit bewahrt hatten; noch nördlicher über die Eider hinaus wohnten und wohnen noch heute Nordfriſen, mit eigenthümlicher friſiſcher Sprache, die noch jetzt dort lebt. Letztere beſtanden zuerſt einen Kampf gegen König Abel von Dänemark, der ſie unter ſein Joch zwingen wollte. Als derſelbe gegen ſie zog, ſchwuren ſie: der Dänenkönig ſolle ſterben oder jeder Friſe in ſeiner edlen Freiheit untergehen; und 1252 ſchlugen ſie ſein Heer an der Eider, und ein Mann von der Inſel Pelworm ſpaltete dem Tyrannen, der durch Brudermord auf den Thron gekommen, mit der Axt den Kopf. Wenige Jahre nachher erlag gegen die Weſtfriſen am anderen Ende des friſiſchen Meeresſaumes König Wilhelm von Holland (§ 204), der ſeine Grafenrechte über ſie zur Landeshoheit ausdehnen wollte, und, wie die Habsburger im Schwyzerlande, Zwingburgen baute. Bei einem Winterfeldzuge — denn nur durch das Wintereis oder die Sommerdürre wird das Friſenland zugänglich; ſobald Thauwetter oder Regengüſſe einfallen, iſt der ſchwere, zähe Marſchboden für Mann, Roß und Wagen ein unüberwindliches Hemmniß — bei einem Winterfeldzuge brach er mit Roß und Rüſtung durch das Eis und ward wie dort König Abel von den Friſen erſchlagen. Die edlen Nordfriſen unterlagen freilich ſchon im 14. Jahrhundert der Dänenherrſchaft, nachdem das Meer 1354 in der großen „Mamtränke" die Deiche durchbrochen und das Land entvölkert hatte; ſie beugte das gewaltige Element, nicht der Landesfeind. Auch bei den Weſtfriſen brach eine ſolche Ueberſchwemmung den Freiheitstrotz; ſie unterwarfen ſich den Grafen von Holland, doch blieben ſie freie („wohlgeborene") Männer.

§ 319. Lange ſchon vorher, in heldenmüthigem aber unglücklichem Kampfe, waren die Stedinger erlegen. Sie gehörten unter den Grafenbann des Erzbiſchofs von Bremen, der mit ſeinen Nachbaren, den Grafen von Oldenburg u. A. ſchon lange lüſtern nach ihrem Lande war. Da geſchah es, daß ein Streit ausbrach gegen die habgierige Geiſtlichkeit. Einem Prieſter ſchien der Beichtpfennig, den eine Bauerfrau gegeben, zu geringe; beim heiligen Abendmahle ſteckte er ihr denſelben, ſtatt der Hoſtie, in den Mund. Die Frau erſchrak und glaubte, der Leib des Herrn habe ſich ihrer Sünde wegen in Stein verwandelt; erſt zu Haus ſpie ſie ihn auf ein reines Tuch aus. Da erkannte man den Frevel, und der erzürnte Mann erſchlug den Prieſter mit der Axt. Dann trieb man alle Geiſtlichen aus dem Lande. Abgeſchmackte Gerüchte von heidniſcher Zauberei und Gräueln wurden nun über den wackern Stamm durch Konrad von Marburg (§ 180) und ſeine Dominikaner nach Rom berichtet, der Papſt ſprach Bann und Interdikt aus und ein Kreuzzug ward gepredigt. Gern benutzten dieſe Gelegenheit die benachbarten Fürſten und Herren, die Freiheit des kleinen Volkes zu brechen. Der Erzbiſchof von Bremen, die Biſchöfe von Münſter, Lübeck, Ratzeburg, die Grafen von Holland, Cleve, Oldenburg, Lippe, zogen mit einem wüthenden Kreuzheere

unter dem Herzoge von Brabant gegen den heldenmüthigen Stamm. Da ſchwuren die Stedinger: es gezieme ihnen eher, zweimal zu ſterben, als zu leben zum Spotte und Schimpf gottloſer Prieſter! Und ſo fiel faſt der ganze Stamm im Heldenkampfe bei Altenesch 1234. Der Reſt beugte ſich fürſtlicher, meiſt Oldenburgiſcher Herrſchaft (§ 254 Anmerk.). Der Zuſammenhang der freien Bauergemeinden, der von Texel bis faſt zur Inſel Sylt ging, war nun unterbrochen. Die Drentner, die lange einen blutigen Kampf gegen die Utrechter Biſchöfe gekämpft hatten, ſchloſſen bald darauf einen Vergleich und bauten zur Sühne ein Kloſter auf der Stelle, wo ſie einen im Sumpf verſunkenen Biſchof ſkalpirt und zu Tode gemartert hatten. Sonſt aber blieben Weſter- und Oſtergauer, Gröninger, Emdner und Rüſtringer eiſenfeſt bei der Vertheidigung ihres Landes und ihrer alten Freiheit. Als wieder ein Graf Wilhelm IV. von Holland, ein Verwandter König Ludwigs des Baiern, gegen ſie zog, fand auch er von den Waffen der Friſen den Tod 1345. Seine Länder nahm König Ludwig (§ 221) und ſo lange in Holland und Hennegau das bairiſche Haus gebot, hatten die Seelande Frieden. Leider entwickelten ſich nun im Innern heftige Parteiungen. So ward zwar vorübergehend eine Herrſchaft der holländiſchen Grafen möglich, aber auf die Dauer widerſtrebten alle Friſen dem fremden Joche. Selbſt als ſpäter die Grafſchaft Holland an die Burgundiſchen Herzöge kam, ſtanden ſie doch nur in einem lockeren Abhängigkeitsverhältniſſe, ſelbſt zu Karl dem Kühnen. Von dieſem kamen ſie an Maximilian, der die Grafſchaften weſtlich der Ems an das ſächſiſche Haus übertrug. Im ritterlichen Kampfe gegen dieſes wehrte ſich beſonders Oſtfriesland, wo ein Mann aus dem alten Häuptlingsgeſchlecht der Cirkſena an die Spitze getreten war; aber endlich mußten ſich alle dieſe Lande dem jungen Karl V. unterwerfen, an welchen Herzog Georg von Sachſen ſeine Anſprüche verkauft hatte 1515. So endete mit dem Schluß des Mittelalters die Selbſtändigkeit der friſiſchen Eidgenoſſen, nachdem ſie Kämpfe für dieſelbe beſtanden, die ſich würdig denen der Schweizer an die Seite ſtellen. Nur Oſtfriesland erhielt ſich ſelbſtändig, unter dem nun zu reichsgräflicher Würde gelangenden Hauſe der Cirkſena. Als Reſt aber der alten Volksfreiheit blieb ein kräftiges, ſelbſtändiges Gemeindeleben in allen friſiſchen Landen.

§ 320. Mit gleichem Heldenmuth ſtritten die ſächſiſchen Dithmarſen in Weſtholſtein für ihre Freiheit. Bei ihnen übte der Erzbiſchof von Bremen die Grafenrechte, und auf dieſes Rechtsverhältniß geſtützt, widerſtrebten ſie beſonders der Dänenherrſchaft, die mit Waldemar II. aufkam (§ 170). Nachdem aber die Schlacht bei Bornhöved 1227, die durch ihren Uebertritt von den Dänen zu den Deutſchen entſchieden ward, Dänemarks Macht gebrochen (§ 257) und Holſtein wie Dithmarſen wieder frei gemacht hatte, blieben ſie in ihren Gauen und Kirchſpielen unter ihren alten ſtrengen, ehrenfeſten Rechten freie Männer, die ſtets die Waffe, das altſächſiſche Beil und das kurze Schwert, trotzig gegen jede Ungebühr brauchten. Die Edelleute, die noch im Lande waren, ſetzten ſie mit den Bauern zu gleichem Recht und duldeten auch nur Vögte des Bremer Erzbiſchofs, wenn dieſe aus ihrer eigenen Mitte genommen waren. Doch entbrannten auch hier Kämpfe mit den fürſtlichen Nachbaren. Graf Gerhard der Große von Holſtein überzog mit den Herzögen von Mecklenburg und anderen fürſtlichen Herren ihr Land 1319. Schon umlagerten ſie die geſchreckten Dithmarſen in der Kirche von Oldenwörden, ſchon legten ſie Feuer an das Gebäude, ſchon baten die Dithmarſen um Gnade: aber, als dieſe unmenſchlich verſagt, das

Feuer nur höher geſchürt ward und ſchon das Blei von dem Dache auf die Verzweifelnden troff; da überlegten ſie, daß, müſſe man einmal ſterben, es beſſer ſei, den Feind mit in den Tod zu reißen; brachen wild hervor auf das unvorſichtige, ſchon zur Plünderung zerſtreute Adelsheer, und gelangten aus Todesnoth zu blutigem Siege und ehrenvollem Frieden. — Faſt hundert Jahre ſpäter (1404) erſchlugen ſie den von einem in ihrem Lande unternommenem Plünderungszuge heimkehrenden Herzog Gerhard von Schleswig, an der Hamme, einem ſumpfigen Fluſſe, deſſen Furth einen der wenigen Eingänge in Dithmarſen darbot. Seit Schleswig-Holſtein den Dänenkönig Chriſtian I. zum Herrſcher gewählt hatte, wuchs die Gefahr für die Dithmarſen. Der Kaiſer Friedrich III., auch hier deutſche Freiheit, deutſches Recht preisgebend, belehnte Chriſtian I. mit Dithmarſen, als „einem herrenloſen, ſeiner Freiheit mißbrauchenden Lande“ 1474. Zwar widerrief der Kaiſer ſpäter, als ihm ſein Vortheil anders rieth, die Belehnung (die Dithmarſen hatten ſie nie anerkannt) und Chriſtian I. ſtarb über die unerledigte Frage hin. Seine Söhne aber, Johann, König von Dänemark, Schweden und Norwegen, und Friedrich, Herzog von Schleswig-Holſtein, unternahmen 1500 einen neuen Eroberungszug in ihr Land. Zu ihrem zahlreichen Heere hatten ſie noch die ſog. große Garde, eine jener Söldnerbanden, wie ſie damals häufig waren, fürchterlich durch ihre Gräuel wie durch ihre Kriegskunſt, in Dienſt genommen. Viele Ritter und Edelleute vermehrten das übermüthige Heer; mit herrlichem Waffenſchmuck, mit üppigſter Pracht, gleich jenem Karl von Burgund, zogen die Herren bei ſtarkem Froſt in das Land ein, wie zum leichten Spiel gegen den „Bauer“. Sie nahmen Meldorf, den wichtigſten Ort des Landes, metzelten die zurückgebliebenen Wehrloſen nieder und wollten von da über Hemmingſtedt auf Heide ziehen (17. Februar 1500); die Garde voran unter dem Rufe: „Wahr di, Buer, de Garde, de kumt!“ — Unterdeſſen war Thauwetter eingefallen, und die Dithmarſen hatten vor Hemmingſtedt, wo die Marſch am tiefſten und nur auf einem aufgeweichten, an beiden Seiten mit Gräben verſehenen Fahrwege zugänglich war, quer über den Weg eine Schanze gezogen, hinter der etwa 300 tapfere Männer lagen. Vor dieſem unerwarteten Hemmniß ſtockte der langſame, von Wagen und Reitern begleitete Zug; die Dithmarſen löſten ihre Geſchütze in den dichten Knäuel, brachen, ſich ſelbſt ermunternd, hervor, von keinem Harniſch beſchwert und mit ihren langen Springſtöcken leicht über die Gräben ſetzend. Bald, je mehr das Dänenheer ſich in dem grundloſen Boden wie feſtgepflanzt ſah, kam ihm (wie's dort bei Granſon und Murten ergangen) Entſetzen und Grauen an; die Dithmarſen aber würgten, wie einſt Arminius' Krieger unter den verhaßten Drängern; Weiber und Jungfrauen kämpften mit und feuerten an. „Wahr di, Garde, de Buer, de kumt!“ hieß es nun; die Meldorfer zogen die Schleuſen, daß die Fluthen, vom Nordweſtwind getrieben, alle Wege bedeckten; die Feinde („Sie ſeegen nichts anderes vor ehren Ogen, als den unerſettlichen Leventfreter, den Dooth“) ſanken in's Verderben; kaum entkamen König Johann und Herzog Friedrich der entſetzlichen Vernichtung. Die Blüte des däniſchen und ſchleswig-holſteiniſchen Adels lag unter den Todten*). — Die alſo herrlich ver-

*) Ein plattdeutſches Lied feierte damals den Sieg alſo:

Isbrannt dat is ein framer mann,
de will wol bi loven staen,
He gaf dem lande eine wise ler
to Hemmingstede, all vor de dör:

theidigte Freiheit bewahrten sie noch in die folgende Zeit hinüber. Erst 1559 erlagen sie, durch Parteiungen zerspalten, von Kaiser und Reich verlassen, endlich doch der holsteinischen und so, mittelbar, auch der dänischen Herrschaft; doch nicht ohne einen letzten rühmlichen Kampf, und nicht ohne die Verbürgung solcher Zustände, wie sie so tapferen, freien Männern zukamen.

9. Wissenschaften und Erfindungen des späteren Mittelalters.

§ 321. Bis in das 14. Jahrhundert hinein waren die Wissenschaften ganz und gar abhängig von der Kirche; was man von Geschichte, Naturwissenschaften und dergleichen kannte und betrieb, mußte eine Beziehung gewinnen zu den Vorstellungen des katholischen Christenthums. Um die Glaubenslehre der Kirche vor dem mehr und mehr grübelnden und untersuchenden Verstande zu begründen und zu rechtfertigen, entstand eine besondere theologische Wissenschaft, die Scholastik, in welcher Männer wie die Italiener Anselmus und Thomas von Aquino, oder wie der deutsche Albertus Magnus in Köln (von dessen geheimnißvollem Wissen, seiner „weißen Magie", so manche Wundersage ging) hervorragen. Diese Scholastik, die anfangs dem ernsten kirchlichen Denken diente, versank gegen Ende des Mittelalters entweder in geschmacklose Spitzfindigkeiten oder begann sogar schon sich zweifelnd selbst gegen die Kirchenlehre zu kehren. Wie dann aber mit dem 14. und 15. Jahrhundert allgemein ein Suchen nach neuen Gedanken und Lebenswegen eintrat, so wandte man bald auch eine größere Aufmerksamkeit auf die Natur und begann ihre Gesetze zu untersuchen. Doch war man dabei nicht frei von abergläubischen Zwecken. Wenn sich der Forschergeist des Menschen dem erhabenen Anblick des gestirnten Himmels zuwandte, so suchte er weniger die wissenschaftliche Kunde von den Himmelskörpern und ihrer Bewegung, wie die Astronomie sie lehrt, sondern er hoffte aus dem Stande derselben zukünftige Geschicke lesen zu können und brachte sie mit dem Schicksale der Menschen in geheimnißvolle Verbindung; er bildete die Astrologie. Wenn er lernte, die Stoffe in ihre Elemente zu

---

Legget juw ein lüttik hier under den wall,
dat juw nemand hier scheten schall.
Und leget de spere wat bi juw neder
unde latet se teen bewesten vör.
Dat horeden woll dordehalf hundert man.
de gingen de groten garden an.
De buren repen averlud:
Schlaet de bugden garden dod.
Se schlogen de bugden Garden dod.
de ruter quam in groter nod.
de ruter grep einen schnellen rad.
he wolde up riden na de stad.
It ward im averst belegt dat pass,
de buren schlogen, wat dar wass.
Se gingen ein weinig wat mank de wagen,
dar funden se saden unde braden:
— „Segget dem koninge gude nacht,
he heft uns braden höner gebracht:
Tastet to, gi lewen gesten
dit gift uns koning Hans tom besten!
Gistern weren se alle rieke,
nu steken se hier in dem schlicke;
gistern vörden se einen hogen mod,
nu hacken en de raven de ogen ut.

scheiden und aus deren Verbindung neue Stoffe zu gewinnen, d. h. wenn ihm, besonders nach dem Vorgange der Araber, die ersten Ideen der Chemie aufgingen, so suchte er in abergläubischer Anwendung dieser Wissenschaft die Kunst zu finden, den Stein der Weisen zu erzeugen, ein verjüngendes Lebenselixir zu gewinnen, oder vor Allem das Gold, das begehrte Gut dieser Welt, herzustellen; er trieb Alchymie. Selbst die Anfänge mathematischer Wissenschaft, der Geometrie und Algebra, wie sie ebenfalls dem Abendlande von den Arabern übermittelt wurden, blieben nicht frei von abenteuerlichem Misbrauch. So verband sich die Kindheit der Wissenschaft noch mit dem ganzen wüsten Wesen von Zauberei und Geisterbeschwörung, an welchem das sinkende Mittelalter so großes Gefallen fand.

§ 322. Erst allmählig begann ein helleres Licht der Erkenntniß zu tagen. Vor Allem wirkte dazu die Buchdruckerkunst. Sie ist eine deutsche Erfindung, und eine schönere Perle in der deutschen Ehrenkrone giebt es kaum. Als Bedingung und Vorbereitung geht ihr eine andere Kunst, die Holzschneidekunst, voran. Man schnitt in Holz die beliebten Kartenblätter, indem man die Figuren in erhabener Arbeit ausschnitzte, und sie, mit Farbe überzogen, abdruckte. Diese Erfindung wandte man auch bald auf Heiligenbilder an: denn da das Volk weder schrieb noch las, so waren solche aneinandergefügte Bilder gleichsam die Bibel der Armen. Man schnitt dann Unterschriften darunter, Namen oder Verslein; dann mit Weglassung der Bilder, schnitt man ganze Täfelchen voll Schrift und fügte so aus einzelnen Seiten schon ein Buch zusammen. Doch den großen erfinderischen Gedanken, die Lettern (Buchstaben) einzeln auszuschneiden, und aus ihnen Wort und Schrift zusammenzusetzen, faßte zuerst Johannes Guttenberg, ein Mainzer aus dem patricischen Geschlechte der Gensfleisch, der aus seiner Vaterstadt durch eine jener zünftigen Bewegungen (§ 291) vertrieben, nach Straßburg gewandert war, wo er die Buchdruckerkunst, etwa um 1450, erfand. Es machte viel Mühe, das richtige Material, aus welchem die zum Drucken bestimmten Buchstaben bestehen sollten, aufzufinden; weder die alten von Holz genügten, noch die aus dem zu weichen Blei. Da es ihm an Vermögen fehlte, verband er sich mit Johann Fust, einem Mainzer Landsmann. Der Gehilfe desselben, der gewandte Bücherabschreiber und Zeichner Peter Schöffer, den Fust später zu seinem Schwiegersohn machte, erfand die zu den Lettern geeignete Metallmischung, sowie die Buchdruckerschwärze. So erschien 1461 das erste große, in Deutschland gedruckte Buch, eine prächtige Bibel, mit herrlicher Vollendung schon im ersten Anbeginn der Kunst. Um die Vortheile der Erfindung ward jedoch Guttenberg durch seinen Gehilfen Fust gebracht, der sich, gegen seine zu fordernde Schuld, die ganze Druckerei zusprechen ließ; er verband sich jedoch später mit einem Anderen und druckte auf eigene Hand.

§ 323. Als 1462 die Stadt Mainz durch Adolf von Nassau erobert wurde (§ 249), ward die bisher als Geheimniß geübte Kunst durch die sich zerstreuenden Gehilfen in alle Welt getragen; und schon am Ende des 15. Jahrhunderts nahmen die Hauptvölker des gebildeten Europa's, besonders Italiener, Franzosen und Engländer wetteifernd mit den Deutschen an den Segnungen dieser Erfindung Theil. Früher waren alle Bücher, die man hatte, auf dem theuern Pergament, meist von Mönchen, abgeschrieben worden (oft sehr zierlich, mit kostbaren Malereien und Zeichnungen), und deshalb stets ein Luxusartikel der Reichen gewesen. Dagegen drang nun ein Buch auf Papier gedruckt leicht in alle Schichten der Bevölkerung, denn es ward

massenhaft vervielfältigt und war billig zu haben. Nächst den Erbauungsbüchern waren es die Schriften der Römer und Griechen, ihre Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen (man hatte sie, bis auf wenige, im Mittelalter ganz vergessen gehabt), die nun wieder allgemein verbreitet wurden. Nachdem Constantinopel gefallen und das einst so blühende Griechenland ganz unter die Türkenherrschaft gekommen war, hatten flüchtige Griechen die Geisteswerke ihrer großen Vorfahren nach Italien gebracht, wo schon früh aufgeklärte Köpfe dem Studium derselben sich zugewandt hatten. Von hier aus verbreiteten sich diese Alterthumsstudien, die Studien des Humanismus, wie man sie nannte, über Deutschland, Frankreich, England und weiter, und trugen mächtig dazu bei, daß ein feinerer Geschmack, ein erleuchteteres Denken aufwuchs, welches der rohen, mönchischen Unwissenheit zu spotten begann. Die Buchdruckerkunst brach den Bann eines blinden kirchlichen Glaubens, und selbst die Censur, die bald von Rom aus als Gegengewicht aufgestellt war, konnte diesen nicht mehr stützen.

§ 324. Wie die Mönchsklöster vor der Buchdruckerkunst, so sanken die Ritterburgen vor der Erfindung des Schießpulvers dahin, und so waren am Schluß unseres Abschnittes die wüsten Auswüchse des Mittelalters — einst gesunde Triebe — welk und morsch geworden. Es ist nicht ausgemacht, ob die Kenntniß des Pulvers nicht vielleicht schon durch die großen Mongolenwanderungen im 13. Jahrhundert (§ 174) von den Chinesen, die diese wie manche andere Erfindung schon lange zuvor gemacht hatten, zu den Europäern gekommen sei. Auch die Araber kannten bereits das Pulver, die Mischung von Salpeter, Kohle und Schwefel, aber beide Völker stellten sie mehlig, nicht körnerweis dar, und dies scheint eben der neue Gedanke des deutschen Franziskaner-Mönches, Berthold Schwarz (Constantin Anclitzer) aus Freiburg oder Mainz, gewesen zu sein, 1354, den man gewöhnlich als den Erfinder des Schießpulvers nennt. Dieser gab sich in seinem Laboratorium alchymistischen Studien hin, und erkannte, wie erzählt wird, durch Zufall die furchtbare Gewalt jener körnigen Mischung, die durch einen hineinfallenden Funken entzündet, mit schrecklichem Krachen die Keule aus dem eisernen Mörser gegen die Decke warf. Anfangs benutzte man die Erfindung nur zum Sprengen, ihren mörderischen Gebrauch bekam sie erst etwas später, nachweisbar zuerst in der Schlacht bei Azincourt 1415, die zwischen Engländern und Franzosen geliefert ward.

§ 325. Für die Kriegsgeschichte schuf die Anwendung des Schießpulvers eine neue Periode. Nicht bloß, daß nun die Infanterie wieder die Hauptwaffe wurde; man mußte sich überhaupt an größere Kunst (Taktik) sowohl in offener Schlacht als bei Anlegung, Vertheidigung oder Bestürmung befestigter Orte gewöhnen. Man goß zuerst schwere Kanonen, aus denen man Steinkugeln schleuderte, sog. Donnerbüchsen oder Karthaunen, wie sie z. B. Augsburg schon im großen Städtekriege (§ 303) anwandte. Dann ging man zu eisernen Kugeln über und goß nun die leichteren Feldschlangen, die man in die offene Schlacht mitführen konnte. Dann kam die Muskete auf, die der einzelne Mann handhabte, beim Abfeuern aber noch auf eine Gabel auflegte, die er zu diesem Behufe mit sich trug. Diese Gewehre feuerte man bis zum Ende unserer Periode nur durch Lunten ab; erst mit dem Ende des 16. Jahrhunderts kommen die Feuer- und Radschlösser auf. — Wohl schien die Erfindung des Schießpulvers nur zum Verderben ersonnen, und doch ward sie eine Wohlthat. Das alleinige Anrecht des Ritters auf den Krieg ging durch sie verloren, denn keine Brünne (§ 182),

keine Arm- und Beinschienen schützten mehr gegen die furchtbare Gewalt der Feuerwaffe. Von ihr begleitet, brach Friedrich, der erste Hohenzoller, die Schlösser seiner trotzigen Junker mit ihren 14 Schuh dicken Mauern (§ 275); von ihr unterstützt, rang das leichte, muthige Fußvolk der Schweizer gegen die schweren Ritter Karls des Kühnen und Franz' I. Lange grollte die Ritterschaft solcher unadligen Kriegführung; aber sie selbst hatte sich längst des rechten Adels in der Gesinnung abgethan; und es war ein Segen, daß auch seine Formen zergingen. Die Zeit nahte heran, wo das Bürgerthum als immer bedeutsamerer Stand in die Entwickelung unseres Volkes eintreten sollte.

Vierte Periode.

Vom Auftreten Luthers bis zum westfälischen Frieden. Von 1517—1648. Auflösung des Reiches, Beginn eines neuen geistigen Lebens.

Deutsche Reformationsgeschichte.

A. Reformation der Kirche.

1. Das Haus Habsburg in seiner Weltstellung.

§ 326. An die Spitze Deutschlands, ja Europa's, war das Haus Habsburg getreten (§ 281). Auf den Enkel Maximilians, den jungen Karl I. von Spanien, mußten zusammenfallen: die burgundischen Lande, die vereinigten Kronen von Spanien und Neapel, die deutsch-östreichischen Lande, an welche der Anschluß von Böhmen und Ungarn gleichfalls bevorstand. Jenseits des Oceans hatte Columbus eine neue Welt entdeckt (1492), und auch diese, ein unabsehbares, goldreiches, zu gewinnbringender Seefahrt und Colonisation einladendes Ländergebiet, lag dem jungen Habsburger zu Füßen: in der That, ein Reich, in welchem „die Sonne nicht unterging." Nur eine Macht bestand in Europa, die es wagen konnte, dem Uebergewichte dieser spanisch-östreichischen Weltmacht entgegenzutreten: es war Frankreich unter dem gleichfalls noch jungen, glänzenden ehrgeizigen Franz I., der sowohl einen Theil der alten Erbschaft Karls des Kühnen als französisches Lehen in Anspruch nahm, als auch in Italien, im Herzogthum Mailand, der spanischen Herrschaft die Spitze bot. Außer dieser Macht war es die fremde, barbarische Macht der Türken, welche, seitdem sie Constantinopel erobert, die östlichen Länder der Habsburger, Ungarn und Oestreich, zu bedrohen wagten. Obwohl sie als die Feinde der Christenheit galten, so trug doch bald nachher, und von da an zwei Jahrhunderte hindurch, Frankreich kein Bedenken, sich mit ihnen gegen die Habsburgische Uebermacht in Europa zu verbünden. Solches war die Weltlage, als in Deutschland Luther auftrat und die große Geistesbewegung der Reformation ihren Anfang nahm.

§ 327. Kaiser Maximilian starb 1519 und fünf Monate hindurch blieb das deutsche Reich ohne Kaiser. Die Kurfürsten waren nicht ohne schwere Sorgen in Bezug auf den neuzuerwählenden Herrscher. Denn neben Karl I., dem spanischen König, den aber die Habsburgische Abstammung

und das fast hundertjährige Herkommen, aus diesem Hause den Kaiser zu wählen, zu empfehlen schienen, bewarb sich auch der französische König Franz I. um die Krone. Beide waren Fremde (denn auch Karl sprach kein ander Deutsch als sein Niederländisch, und war in seinem ganzen Wesen ein Burgunder, also Welscher), Beide an unbedingte Macht des Herrschers und an blinden Gehorsam des Unterthanen gewöhnt. Unter den Kurfürsten strebte Einer, der stolze Joachim I. von Brandenburg, selbst nach der Krone; ein Anderer, der milde und vorsichtige Friedrich der Weise von Sachsen, dem eine vaterländisch gesonnene Partei die Krone antrug, fühlte sich nicht mächtig genug und schlug sie aus; und so, da die Volksstimme in Deutschland sich lebhaft gegen den französischen Herrscher aussprach, entschieden sich endlich die Kurfürsten für Karl, der nun im Oktober 1520 als Karl V. (1520—1556) zu Aachen die deutsche Krone empfing.

§ 328. Zum ersten Male also wieder seit langer Zeit saß die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte des mächtigsten Fürsten in Europa. Aber diese Gewalt kam dem deutschen Volk wenig mehr zu gut; die Ehre des Hauses Habsburg war nicht ohne Weiteres auch deutsche Ehre. Es stand nur mit einem Fuße auf deutschem Boden; mit dem andern stützte es sich auf seine fremden Länder, und nur zu oft diente das Reich dem Vortheil dieser außerdeutschen Gebiete der östreichischen Monarchie, die etwas ganz Anderes war, als das deutsche Reich. Karl V. war in der Zeit seiner größten Macht ein Herr der Welt, aber kein deutscher Kaiser im echten Sinne des Worts mehr.

2. Reich und Kirche.

§ 329. Die Kurfürsten hatten gemeint, Karl durch eine Wahlcapitulation binden zu können, und so war die Verfassung des Reiches noch verwickelter und die Macht des Oberhauptes noch beschränkter geworden, als sie bereits war. Man war auf das im Jahre 1500 eingesetzte Reichsregiment zurückgegangen, das aus 20 Beisitzern bestand, die aus den Kurfürsten und Fürsten wie aus Abgeordneten der Reichsstädte sich zusammensetzten, und die über alle Reichssachen zu berathen und mit zu beschließen hatten. Dieses Reichsregiment, das in Nürnberg residirte, bildete gleichsam einen Senat, der Deutschland, wenngleich sehr schwerfällig, zu regieren suchte. Aber noch nicht einmal war es möglich, den allgemeinen Landfrieden aufrecht zu erhalten. Das bewies um diese Zeit die Hildesheimsche Stiftsfehde, die um persönliche Interessen des unter sich auf's Heftigste entzweiten Welfischen Hauses gekämpft wurde, und, da fast alle kleineren Dynasten der Nachbarschaft sich mit an ihr betheiligten, ganz Niedersachsen mit Kampf und Verwüstung erfüllte, 1519—1523*). — Gleiche Gewaltsamkeiten gingen in Württemberg vor sich. Nach dem greisen Eberhard im Bart (§ 265) war der wüste Eberhard der Jüngere gefolgt, und nach dessen Vertreibung der noch minderjährige, leidenschaftliche und zügellose Ulrich wo Württemberg. Seine verschwenderische Regierung lastete mit gleicher Schwere auf dem Adel, den Städten wie auf dem Bauernstande. Unter letzterem bildete sich schon damals eine Verschwörung, der arme Konrad

*) Die Herzöge von Braunschweig und Calenberg, die bei Soltau geschlagen wurden (29. Juni 1519), blieben später durch kaiserliche Begünstigung doch im Vortheil, und es mußte ihnen das sog. große Stift Hildesheim (d. i. der westlich gelegene größere Theil des bischöflichen Territoriums) ausgeliefert werden, das dann im 30jährigen Kriege durch Tilly der Kirche wieder restituirt wurde.

genannt, der von bitterem Scherz (sie nannten sich von Nirgendheim und hatten wie sie sagten, ihre Güter auf dem Hungerberge) zu furchtbarem Ernst des Aufstandes und der Verwüstung überging. Aber auch die anderen Stände erhoben sich und 1514 mußte Ulrich sich zum Tübinger Vertrag verstehen, durch welchen sein Regiment beschränkt wurde. Die Bauern wurden dann mit blutiger Strenge zum Gehorsam gebracht. Bald jedoch entzweite sich Ulrich mit dem schwäbischen Bunde. Dieser war nicht mehr wie einst (§ 302) ein Bund republikanischer Städte, sondern bestand (seit er durch Kaiser Friedrich III. zum Schutz des Landfriedens wieder erneut war) aus Städten und Fürsten gemeinsam, von denen jetzt die letzteren, besonders die bairischen Herzöge, das Uebergewicht hatten. Die Schwester dieser, Sabina, seine Gemahlin, hatte Ulrich mißhandelt und vertrieben, und einen Herrn Hans von Hutten, um dessen Weib er in ehebrecherischer Liebe buhlte, mit eigener Hand erschlagen. Bald darauf überfiel er die freie Stadt Reutlingen und besetzte sie. Nun war alles gegen ihn; der Kaiser ächtete ihn, die Reichsritterschaft ward durch Ulrich's von Hutten mächtige Beredtsamkeit gespornt, und der ganze schwäbische Bund griff zu den Waffen. So verlor Ulrich von Württemberg 1519 sein Land und konnte es trotz mehrerer Versuche und trotzdem daß ihm sein Volk die Treue bewährte, nicht dauernd wiedergewinnen. Der Bund übergab es dann dem Kaiser, dieser aber überließ es seinem Bruder Ferdinand. Ulrich selbst lebte heimatlos von der Gastfreundschaft anderer Fürsten.

§ 330. Ehrenhaft und patriotisch dachten und handelten zwar beim Beginn unserer Periode manche deutsche Kurfürsten; aber ihr Einfluß, so bedeutend er war, hatte doch nicht weiter gereicht, als dem Reiche den ewigen Landfrieden und die Kreiseintheilung zu geben, die ersten Anfänge wenigstens eines äußerlich gesicherten Zustandes (§ 244). Wie groß das Gewimmel selbständiger kleiner Gewalten außer ihnen bis zum Reichsabt und Reichsritter hinunter war, ist schon gezeigt worden. Für die Ausbreitung der Reformation hat dies Verhältniß ebenso vortheilhaft wie nachtheilig gewirkt; vortheilhaft, weil keine durchgreifende Unterdrückung möglich war, wenn einzelne Landesherren und Städte der Reformation sich annahmen; nachtheilig, weil ebensowenig eine große Entscheidung der ganzen Nation und des ganzen Reiches mehr möglich war, wie dies in England, Schweden, Dänemark geschah, wo bereits ein Königswille vorhanden war, der dem gemeinsamen Entschluß der Nation eine einige Richtung gab. Zu guter wie schlechter Entscheidung durch die Reichsverfassung gelähmt, unterlag Deutschland durch die Reformation nur größeren Spaltungen und Gegensätzen, und da letztere nicht zugleich auch eine politische Umgestaltung im Reich zu bewirken vermochte, so stieg in Deutschland die innere Verwirrung und Machtlosigkeit — bei scheinbarem äußerem Gedeihen — auf den Gipfel, während in derselben Zeit fast alle Nachbarstaaten, besonders aber Frankreich, aus der mittelalterlichen Zerrissenheit zur Einheit eines mächtigen Königsstaates gelangten. Um den Preis aber seiner alten Macht, die bisher als die erste gegolten im Abendlande, kaufte nun Deutschland eine um so reichere Entwickelung seines geistigen Lebens. Das Denken gewann an Schärfe und Tiefe, das Gemüth an Innigkeit, und, wo fortan der Druck der Noth am schwersten empfunden ward, da blieb auch Gottvertrauen und sittlicher Ernst am festesten und reinsten.

§ 331. Schlimmer aber noch als das Reich war die andere Lebensmacht des Mittelalters entartet. Die Kirche, nach der alten Auffassung eine

allgemeine, katholische, hatte am meisten durch das Schisma in ihrem Ansehen gelitten (§ 232). Um die schweren Mißbräuche zu beseitigen, hatte man die allgemeinen Concilien gehalten; man hatte gehofft, zu einer Reformation an Haupt und Gliedern zu gelangen. Diese Bestrebungen waren mißlungen; nur die Einheit der Kirche war wieder hergestellt worden. Aber sie schien nur wieder aufgerichtet, um mit um so größerer Gewalt größere Mißbräuche zu erneuern. Nicht nur, daß die sittlich verworfensten Päpste (ein Alexander VI.) dieser Periode nach den Concilien angehören; auch in Lehre und Leben bestand in voller Ueppigkeit so Manches, was sich mit dem Sinn des Evangeliums nicht vereinigen ließ. Manche Lehren ließen sich schwer oder gar nicht auf den Urquell christlicher Erkenntniß, auf das neue Testament, zurückführen und konnten dann nur aus der schwankenden Tradition der Kirche (der Ueberlieferung in Lehre und Herkommen) gerechtfertigt werden; dahin gehörte die Lehre von dem Fegefeuer, die Lehre vom Priesteramt, von den sieben Sacramenten u. s. w.; andere standen offenbar im Widerspruche zur Lehre und Uebung der ersten Kirche: so die Versagung des Laienkelches (§ 235), die Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke (als Fasten, Wallfahrten, Büßungen aller Art) und die Lehre vom Ablaß. Diese letztere besonders hatte sich im Lauf der Jahrhunderte in schreckenerregender Weise von aller christlichen Grundlage entfernt, und war dahin ausgebildet worden, daß allerdings für Geld geradezu Sündenvergebung ausgeboten wurde. — Freilich war gegen diese und ähnliche Mißbräuche die Stimme wahrer Christen nie ganz verstummt; aber sie hatten entweder kein Gehör gefunden, oder als Märtyrer auf Scheiterhaufen und in Kerkern geendet. Daß die Sitten der hohen und niederen Geistlichkeit entartet waren, die Klöster nicht mehr wie einst die Sitze der Cultur, sondern jetzt der Dummheit und Ueppigkeit, war seit lange kein Geheimniß mehr; lange vor Luther hatten Lieder und Schwänke des Volkes Niemand mehr als Pfaffen, Mönche und die leichtsinnigen Uebungen der Kirche zur Zielscheibe des Spottes gemacht. Die beginnenden Studien des Humanismus (§ 323) klärten endlich die Einsicht und den Geschmack der Vornehmen und der Gebildeten auf; ja sie machten häufig gerade auf Päpste, Cardinäle und Prälaten den lebhaftesten Eindruck und fanden in ihnen ihre eifrigsten Begünstiger. Dann übte die neue Bildung dahin ihren Einfluß, daß diese im Stillen den Aberglauben der Menge verlachten, der ihnen so manchen Vortheil brachte, ja, daß sie oft zu völlig heidnischem Unglauben übergingen. Eine sittliche Wiedergeburt der Gemüther aber konnte sie nicht bewirken; auf die Masse des Volkes blieb sie ohne Einfluß. Hier fand man sich mit den leicht erfüllbaren, heiteren Formen der Kirche ab, rief die Mutter Maria und die Heiligen fleißig an — und lebte im übrigen ein Leben, das alles höheren geistigen, alles tieferen sittlichen Inhalts baar war. Dies war der damalige Zustand der Kirche, der gegen die viel würdigere, wenngleich finster-mönchische Gestalt der alten römischen Kirche aus dem 11. und 12. Jahrhundert (§ 138) den schroffsten Gegensatz bildete.

3. Dr. Martin Luther.

(geb. 10. Nov. 1483, gest. 18. Febr. 1546).

§ 332. Noch hielten verständige, wohlmeinende Männer eine gründliche Verbesserung der Kirche für ebenso nothwendig, wie der Zeit nach ferne. Da brach die große Begebenheit, seit der Völkerwanderung die größte in der Ge-

schichte, überraschend schnell und mächtig herein. Es war in den letzten Zeiten Maximilians, als Leo X. Papst war in Rom; da ließ der Erzbischof Albrecht von Mainz, nach vorher getroffenem Uebereinkommen mit dem Papste, in seinem Sprengel einen Ablaß ausbieten. Das Ereigniß war an sich kein neues und ungewohntes. Aber der Ablaßkrämer, ein Dominikaner Mönch, Johann Tetzel, trieb sein Geschäft mit besonderer Unverschämtheit; er rühmte sich, durch seine Indulgenzen mehr Seelen in den Himmel gebracht zu haben, als sämmtliche Apostel mit ihrer Predigt. So kam er auch nach Jüterbogk in Sachsen, unweit der von Friedrich dem Weisen (§ 261) gestifteten jungen Universität Wittenberg. Hier war ein Professor der Theologie, Dr. Martin Luther, der, weil er zugleich Mönch und Priester war, im Beichtstuhl von dem Unwesen einen Begriff bekam, welches der schändliche Handel in den verwirrten Gemüthern des armen Volkes anrichtete. Dem frommen, ernsten Manne entbrannte darüber das Herz; am 31. October 1517 schlug er, nach damaliger Gelehrtensitte, 95 Sätze (Thesen) an die Schloßkirche von Wittenberg an, um solche gegen Jedermann zu vertheidigen. Dieselben behaupteten, Gott allein habe die Vergebung der Sünden, die nur durch wahre Buße erworben werde; der Papst ertheile nur, wie jeder Priester, im Namen Gottes den Bußfertigen und Gläubigen Absolution. In seiner gegenwärtigen Gestalt aber sei der Ablaß unchristlich und gegen die echte Lehre der katholischen Kirche, werde auch ohne rechtes Vorwissen des Papstes also ausgeboten; „denn dieser werde lieber St. Peters Dom (zu dessen prachtvollem Bau ein Theil des Ablaßgeldes bestimmt war) zu Pulver verbrennen, als ihn aufbauen mit Haut und Haar, Fleisch und Knochen seiner Heerde.“ — Das Werk war begonnen in schlichtem Bewußtsein des Rechts, ohne daß der demüthige Mann damals ahnte, wohin es führen würde.

§ 333. Dr. Martin Luther war erwachsen aus der Mitte des Volks, das sich sein frommes, treues Herz besser und reiner bewahrt hatte, denn die Gewaltigen der Zeit. Er war eines Bergmannes Sohn von Mansfeld am Harz, geboren zu Eisleben, 10. Nov. 1483. Düster, kahl und mit schwarzen Schlacken beschüttet sind die Berge, die das öde Thal seiner Heimat einschließen; ärmlich war das Haus, in dem das Kind seine ernsten Spiele spielte; hart und unbarmherzig die Zucht bei den Eltern wie in der Schule. So wuchs der Knabe mit dem wundervollen, tiefen Geiste heran, bis zum 14. Jahre; dann thaten ihn, da er gute Gaben verrieth, die Eltern auf die lateinische Schule, zuerst zu den Franziskanern nach Magdeburg, dann zu mütterlichen Verwandten nach Eisenach. Es war die Zucht der Noth und der Entbehrung, die hier der Jüngling durchmachte; aber der Druck mehrte die Kraft. Da er 18 Jahr alt war (1501), ging er zur Universität nach Erfurt. Der Vater, der inzwischen wohlhabend geworden, wollte, daß er die Rechte studire und es zu hohen Dingen bringe. Aber der Jüngling, der auf der Bibliothek der Universität die Bibel kennen gelernt, folgte einem andern Zuge seines Herzens: es stimmte ihn ernst, daß ihm ein Freund auf gewaltsame Weise entrissen ward, daß der Blitz hart bei ihm einschlug, daß lebensgefährliche Krankheit ihn dem Tode nahe brachte. So erwachte in ihm die Angst um seine Seligkeit, und die Frage, wie er bestehen solle vor Gott, wenn er jetzt plötzlich stürbe. Er hatte eine tüchtige, sittenreine Jugend verlebt; aber in seiner Brust, wie in jeder ernstgestimmten Menschenseele, blieb zwischen ihm und dem ewigen Richter doch gar Manches ungeschlichtet. Die Mittel, welche die Kirche zur Beruhigung bot, genügten diesem sich ängstenden zarten Gewissen nicht; zuletzt suchte er Rettung in jenem völligen Bruch mit

dem irdischen Leben, den die alte Kirche anrieth. Er ging in's Kloster und verließ die Welt, weil er an sich selbst verzweifelte.

§ 334. So war er Mönch geworden (Augustiner-Mönch zu Erfurt 1505*) und ließ es sich auch, nach seinem eigenen Bekenntniß, blutsauer werden. Aber auch in den schärfsten Büßungen des Klosters fand er lange die Ruhe nicht; bis er endlich an der Hand der Heiligen Schrift wie seines Ordensheiligen, des St. Augustin, zu der Ueberzeugung gelangte, die sich ihm in den Worten des Apostels Paulus zusammenfaßte, daß der Mensch gerecht werde nicht durch des Gesetzes Werk, durch äußerliches Thun, sondern durch den Glauben, durch die innere Gewißheit, daß uns Gott um Christi willen unsere Sünden vergeben hat und immer auf's Neue vergiebt, wenn wir bußfertig zu ihm kommen. — Da drang Ruhe in seine durchstürmte Seele, bald auch jene Heiterkeit, die ihn später mitten unter welterschütternden Gefahren harmlos wie ein Kind scherzen und schlummern ließ. Sein Ordens-Vicar, Staupitz, der ihm in seinen inneren Kämpfen ein treuer Leiter gewesen, empfahl ihn bald darauf als Universitätslehrer nach Wittenberg (1508). Hier wartete seiner ein größerer Wirkungskreis durch Lehre und Predigt; auch gab ihm eine Reise nach Rom, die er im Auftrage seines Ordens machte (1510), schon damals einen Einblick in die tiefe Entsittlichung des päpstlichen Wesens. Aber als ein frommer Katholik hätte er, wohl entrüstet über manche Mißbräuche, doch ohne Bruch mit der Kirche, gelebt und gelehrt in unscheinbarer Stille bis an sein Ende, — hätte nicht eine höhere Hand ihm die Aufgabe zugetheilt, die zu lösen er, ohne es zu wissen, allein gewaltig genug war.

§ 335. Denn jene 95 Thesen gegen den Ablaß flogen, „wie von Engelhänden getragen," über Deutschland, bald über ganz Europa. Sie waren ein Wort zur rechten Zeit, ein kühnes Zeugniß wider eine Entheiligung des Göttlichen, dem alle sittlichen Geister freudig zustimmten. Daß ein plumpes Gebelfer dagegen entstand, von Tetzel selbst, Wimpina in Frankfurt, Sylvester Prierias, vor Allem aber von Dr. Eck aus Ingolstadt, schärfte, erweiterte, vertiefte den Streit. Denn Luther in seinem männlichen, tapfern Muth fürchtete sich nicht, den Kampf, der für ihn mit dem Loose Hussens enden konnte, gegen Jedermann aufzunehmen und auszufechten. „Hier bin ich zu Wittenberg, Dr. Martin Luther, und ist etwa ein Ketzermeister, der sich Eisen zu fressen und Felsen zu reißen bedünkt, dem lasse ich wissen, daß er habe sicheres Geleit, offene Thore, Herberge und Kost durch gnädige Zusage des löblichen und christlichen Fürsten, Herzogs Friedrichs, Kurfürsten zu Sachsen." So warf er den geistlichen Fehdehandschuh den Widersachern hin.

§ 336. Die Sache kam vor den Papst Leo X., einen weltklugen, kunstsinnigen Mann, der geneigt war, das Ganze für Mönchsgezänk zu halten. Er berief Luther nach Rom. Doch da sein Kurfürst wie seine Universität für ihn vermittelten, beauftragte der Papst seinen gerade in Deutschland verweilenden Legaten Thomas de Vio von Gaeta (Cardinalis Cajetanus genannt), Luther zu verhören und zum Widerruf zu bewegen. Der forderte ihn zu einer Besprechung nach Augsburg 1518. Der Cardinal, um den Ablaß zu vertheidigen, berief sich auf die Kirchenväter, Luther dagegen auf die Heilige Schrift. Nach drei vergeblichen Gesprächen verlangte der Legat barsch und kurz einen Widerruf — oder Luther solle ihm nicht mehr vor das Angesicht kommen. „Die deutsche Bestie mit den tiefsinnigen Augen und wunderlichen Speculationen im Kopfe sei ihm unheimlich gewesen", bekannte

*) So die gewöhnliche Annahme. Vielleicht erst 1506.

er nachmals. Und Luther: „Der geistliche Herr verstünde sich auf die Schrift wie der Esel auf's Harfen." Da man aber Luthern warnte, der Cardinal werde ihn aufheben und nach Rom führen lassen, so entfloh er bei Nacht zu Roß durch ein Pförtchen in der Stadtmauer, nachdem er eine Vertheidigungsschrift „an den besser zu unterrichtenden Papst" hinterlassen, und kehrte nach Wittenberg zurück. Schwerer zog es sich nun über ihn zusammen. Der Legat forderte im Namen des Papstes, der Kurfürst solle Luthern ausliefern oder doch aus Wittenberg und Sachsen verweisen. Dieser schwankte wirklich; aber edle Freunde vermittelten und standen dem Bedrängten treu zur Seite; zu diesen gehörte besonders der junge Philippus Melanchthon (geb. 1497 zu Bretten in der Pfalz), ein Licht der deutschen Wissenschaft, erst kürzlich nach Wittenberg berufen; dann Carlstadt, Jonas, Spalatin, Hieronymus Schurf u. A. Auch der Kurfürst, welcher fürchtete, durch die Verbannung des geliebten Lehrers seiner Universität zu schaden, ward ihm täglich günstiger. Denn schon war Luther der Mann des deutschen Volkes geworden. Ueberall las man seine Flugschriften, die jetzt nicht mehr den Ablaßhandel allein anfochten; der Kaufmann auf seinen Reisen, der Student auf seiner Wanderung führte sie; an Fürstenhöfen wie auf den Gassen, auf dem Markt wie in den Klöstern disputirte man über ihn und seine kühnen Worte. Der Papst, der bei der bevorstehenden Kaiserwahl den Kurfürsten für sich gewinnen wollte, schickte einen klügeren und milderen Vermittler, den Freiherrn von Miltitz, welcher Luther nach Altenburg zu einer neuen Besprechung entbot (Januar 1519). Hier bekannte jener selbst: nicht mit einem Heer von 10,000 Mann getraue er sich, Luthern aus Deutschland zu führen; denn wo er Einen gefunden für den Papst, da seien sicherlich zehn für Luther gewesen. Der feine Mann aber bat ihn, den Frieden der Kirche nicht zu zerreißen; und Luther, dem oft selbst bangte, „es möge das Lied, das er angehoben, ihm zu hoch gehen," willigte um des Friedens willen darein, des Streites zu schweigen, wenn seine Gegner auch schwiegen.

4. Der Reichstag zu Worms. 1521.

§ 337. Unter den Gegnern befand sich auch Dr. Eck aus Ingolstadt, der in der Bestreitung und Besiegung Luthers ganz besondere Ehre zu erwerben gemeint hatte. Diesem war wenig mit dem von dem päpstlichen Bevollmächtigten entbotenen Frieden gedient. Er erneute deshalb den Streit, indem er Luthers Freund Carlstadt (Dr. Bodenstein aus Carlstadt) in Schriften angriff und dasselbe bekämpfte, was dieser wie Luther behauptet hatte. Die Entscheidung dieses Streites sollte, wie damals üblich, durch einen gelehrten Wettkampf, durch eine Disputation, und zwar zu Leipzig, geschehen. Mit Recht sah sich Luther in seinem Freunde selbst angegriffen, und sein tapferer Sinn ließ es ihm nicht anders zu, als sich dem Streite zu stellen. „Es hat mir solche wetterwendische, hinterlistige Griffe nicht wollen gebühren zu verachten, noch die Wahrheit in solchem Spott stecken zu lassen." Zu Leipzig auf der Pleißenburg in Gegenwart des Herzogs Georg von Sachsen (albertinischer Linie § 261) fand die Disputation drei Wochen hindurch statt 1519. Hier kämpfte der riesige Eck mit seiner ehernen Stimme und seiner fuchsgleichen Gewandtheit im Ausbiegen und Entschlüpfen mit allen Gründen der alten Scholastik (§ 321) für die bisher geltenden, von Carlstadt und Luther als irrthümlich bezeichneten Lehren über das Ansehen des Papstes. Ihm gegenüber stand der, damals noch schmächtige, unansehnliche Luther, mit keinem anderen Vorzuge ausgerüstet, als dem Bewußtsein der Wahrheit; der

Ausgang blieb, wie bei solchen Wortgefechten immer, unentschieden. Aber eine Wendung hatte der Streit genommen, die für Luther hochbedeutend ward. Eck suchte gewisse Behauptungen Luthers damit niederzuschlagen, daß er sie Hussitische Ketzereien nannte; worauf Luther entgegnete: Nicht Alles, was Hus gelehrt, sei falsch gewesen. Also, rief ihm Eck zu, hat das Constanzer Concil, das ihn verdammte, geirrt? „Es hat geirrt, wie jedes Concil irren kann, wenn es sich nicht an Gottes Wort hält," erwiderte Luther. Diese Behauptung war für die damalige Zeit so unerhört, die in den Concilien die Kirche und in der Kirche die unmittelbare Wirkung des heiligen Geistes sah, daß der Herzog Georg fluchend mit seinem gewöhnlichen Schwur: „Das walt die Sucht!" vom Sitz auffuhr. In der That hatte Luther damit den Grund des Papstthums angegriffen.

§ 338. Für Luther war fortan weder Kirche noch Kirchenväter, weder Tradition noch Concil im Glauben bindend: er erkannte nur noch eine Richtschnur: die Heilige Schrift, und begann an ihr allein zu messen, was echt oder unecht sei in Lehre und Brauch der Kirche. Und nun fiel's ihm wie Schuppen von den Augen. Und was er erkannte, sagte er in muthigen, gewaltigen Worten dem ganzen deutschen Volke, ja der ganzen Christenheit, soweit sie's hören wollte. Noch 1519 erschienen zwei Schriften: An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung; und Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche. In der ersteren wandte er sich an den rührigen, ihm ganz zugethanen Reichsadel, dessen eifrigste Führer ein Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten waren; er schildert den Mißbrauch, der in Rom mit der deutschen Geduld getrieben werde; er fordert gewaltig auf zur Abstellung der schweren Schäden im kirchlichen Wesen. Denn jeder Christ sei geistlichen Standes, kein Unterschied sei zwischen Laien und Priestern. In der andern greift er die Lehre von den sieben Sacramenten an, fordert den Kelch für die Laien und statt aufgedrungener Satzungen und Gelübde christliche Freiheit für Alle. Diese Schriften waren Feldzügen gegen Rom gleich: wie Feuer und Geist erfaßten Luthers Worte die Gemüther des deutschen Volkes. Doch ließ er noch einmal sich durch Miltiz zur Nachgiebigkeit gegen den Papst bewegen und schrieb eine Schrift: „Ueber die Freiheit eines Christenmenschen" im versöhnenden, erhabensten Sinne christlicher Denkart. Diese sandte er an den Papst mit einem heldenmüthigen Zuschreiben. Nicht Leo sei Schuld an dem Verderben der Kirche; „da sitzest Du, heiliger Vater, wie ein Schaf unter den Wölfen, wie Daniel unter den Löwen und wie Ezechiel unter den Scorpionen. Was kannst Du Einiger wider so viel Ungeheuer? Der römische Stuhl ist Dein nicht werth; der böse Geist sollte Papst sein, der auch gewiß mehr denn Du in diesem Babylon regiert." —

§ 339. Schon aber war es zu spät zur Versöhnung. Eck hatte nicht geruht, bis er in Rom eine Bannbulle ausgewirkt, die er nun triumphirend diesseits der Alpen verbreitete; in einigen Orten am Rhein verbrannte man Luthers Bücher. Da schwoll ihm das Herz, er zweifelte nicht mehr, daß der Papst der Antichrist sei; und er zog mit Lehrern und Studenten von Wittenberg hinaus vor's Elsterthor und verbrannte dort die Bannbulle (10. Dezember 1520). Damit war die Scheidung von der römischen Kirche auf immer vollbracht. Während dieser Zeit, da nach Max' Tode noch kein Kaiser im Reiche gekoren war (§ 327), war Luthers Landesfürst, Friedrich von Sachsen, Reichsverweser in Niederdeutschland. Dieser Umstand war für Luthers Sache günstig; denn mehr und mehr neigte sich der evangelisch fromme, nur allem

stürmischen Verfahren abgeneigte Herr Luthern zu. Im Oktober 1520 empfing Karl von Spanien, nun Karl V. genannt, zu Aachen die deutsche Krone und kam im Frühlinge 1521 zum erstenmale in's Reich, um einen großen Reichstag zu Worms abzuhalten, auf welchem viele Reichsangelegenheiten aber auch die kirchlichen Sachen geschlichtet werden sollten.

§ 340. Stattlich zeigte sich auf diesem Tage dem jungen Kaiser das deutsche Reich hier vereinigt, im vollen alterthümlichen Glanze. Die meisten Kurfürsten waren zugegen und eine große Zahl Fürsten, Herren und Prälaten. Auch zwei päpstliche Legaten waren erschienen mit der Forderung, daß den gebannten Ketzer Luther zugleich des Reiches Strafe treffe. Aber die deutschen Stände setzten es durch, da es deutschen Sitten zuwiderlaufe, jemanden ungehört zu verdammen, daß Luther unter freiem Geleit zum Reichstag beschieden werde. Der Reichsherold ritt gen Wittenberg, ihn zu entbieten. — Wohl warnte mancher mit dem Hinweis auf Hus' Geschick. Aber Luther erwiderte: „ist auch Hus zu Asche worden, so ist doch die Wahrheit nicht verbrannt". In seinem kleinen hölzernen Rollwägelchen, von zwei Bauernpferden gezogen, des Reiches Herold im Wappenrock, auf dem der Doppeladler prangte, voraus, sein Bruder und zwei Freunde ihm zur Seite; so brach er auf. Von allen Seiten strömte es zu, den Mann zu sehen, der ein Mann Gottes und des Volkes zugleich war. In Weimar warnte man ihn, er gehe zum Scheiterhaufen. „Und ob sie zwischen hier und Worms ein Feuer anzündeten, das bis zum Himmel ginge, so will ich doch hindurch gehen, und dem Behemoth*) in seine großen Zähne treten." Zu Möra, einem Dorfe bei Eisenach, von wo seine Familie entstammte, predigte er unter des Dorfes Linde, denn keine Kirche wollte den Volksandrang fassen. Allmählig näherte er sich dem schönen Rhein, dem in den Heldenliedern gepriesenen Worms, das jetzt einen andern Drachenkämpfer als einst den edlen Sigfrid in seinen Mauern erwartete. Noch einmal erreichte ihn eine Warnung; sie kam von den wackern Reichsrittern, dem gewaltigen Sickingen, der damals, wie selbst des Kaisers eigener Beichtvater Glapion, sich zu einem Vermittler für ihn aufwerfen wollte, und der ihm seine Ebernburg im Nahethal als sichern Zufluchtsort anbot. Doch Luther: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, so will ich doch hinein gehen." Und wie er einzog, regte sich der ganze Ort, als gölte es die Ankunft eines mächtigen Königs zu sehen.

§ 341. Es war wie eine neue Jugend über das deutsche Volk gekommen, das in dieser wunderbaren Bewegung eine andere, eine höhere Seele bekommen zu haben schien. Nicht mehr bloß für *einen* Stand, etwa den ritterlichen oder den geistlichen, geschah hier Großes: der Höchste auf dem Kaiserthron und der letzte Bauer, der hinter seinem Pfluge ging, oder der ärmste Landsknecht, der am Thore Wache stand — jeder wußte, daß, was da geschah, ihn mit angehe. Das deutsche Volk, seit drei Jahrhunderten gewaltsam zerrissen, in seinen unteren Schichten schnöde zu Boden getreten — hier durchdrang es ganz und groß ein gemeinsames neues Leben, dem sich nicht der Kraftausbruch der Völkerwanderung, nicht die schwärmerische Begeisterung der Kreuzzüge auch nur im Entferntesten vergleichen mochte: — Jetzt „der große Held und Wundermann," wie ihn Luther wünschte, *auf* dem Thron, wie *vor* dem Thron im Volk ein geistiger Held — und Deutschland konnte einer Wiedergeburt entgegensehen, in welcher all' seine Schmerzen versenkt und vergessen waren!

*) Der widerchristlichen Gewalt, Hiob 40.

§ 342. Es sollte anders kommen. Auf dem Thron saß ein kalter Fremdling, zwar noch ein Jüngling an Jahren, aber schon ein Meister in welscher Berechnung. Seine Plane gingen auf sein hispanisches Weltreich, auf neue Eroberungen in Italien, — er durfte es weder mit dem katholischen Gewissen seiner Welschen noch mit dem Papst verderben. Ohnehin hat nie eine Ahnung deutscher Begeisterung, deutscher Gemüthstiefe seine Seele angeweht: er mochte über den Mönch, der nun in glänzender Fürstenversammlung vor ihm dastand, ähnlich denken, wie jener Cardinalis Cajetanus. „Der soll mich nicht zum Ketzer machen" sprach er, als er ihn vor sich sah. Luther, von so viel Glanz einen Augenblick geblendet, trat am erste Tage schüchtern und befangen auf: als er dann aber wieder erschien, 18. April 1521, und nach längerer Erklärung herrisch um eine kurze bündige Antwort angegangen ward, ob er widerrufen wolle oder nicht, sprach er: „So will ich denn eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll*), nämlich also: Es sei denn, daß ich durch Zeugniß der Heiligen Schrift oder mit klaren und hellen Gründen überwunden werde ... so bin ich gefangen in meinem Gewissen in Gottes Wort, und mag und kann darum nicht widerrufen, weil es weder sicher noch gerathen ist, etwas gegen das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen." Er hatte viele Herzen, nicht bloß des Volkes, gewonnen. Sein Kurfürst war stolz auf ihn, der junge, rasche, heißblütige Landgraf Philipp von Hessen (§ 251) besuchte ihn noch an demselben Tage, und ein Herzog aus dem braunschweigischen Hause schickte ihm einen Krug Eimbecker Biers zur Erquickung. Der Kaiser hielt ihm das Geleit. Aber als Luther abgereist war, folgte ihm bald auch des Reiches Acht. Doch zugleich reichten die Städte 101 Beschwerden über kirchliche Mißstände ein; ein Zeichen, daß auch sie die Nothwendigkeit einer Reformation erkannten. Im Uebrigen verbot das Wormser Edict, mit dem der Reichstag schloß, jede weitere Verbreitung der neuen Lehre.

§ 343. Luther war bereits in Sicherheit. Durch die Fürsorge seines Kurfürsten war er im Thüringer Walde von geharnischten Rittern aufgehoben und nach der Wartburg bei Eisenach (§ 185, § 259) geführt worden. Hier fast ein Jahr lang verborgen als Ritter George lebend, begann er in der Stille unter mancherlei Anfechtungen des Leibes und der Seele seine Bibelübersetzung: die edelste Gabe, die er seinem Volke bieten konnte; ihrem Inhalt nach der Quell verjüngenden Lebens, in ihrer Sprache nicht minder der Beginn einer neuen Zeit für deutsches Reden und Denken.

5. Bewegungen der Schwärmer. Der Bauernkrieg. 1525.

§ 344. Die große Bewegung, vom Throne abgewiesen, gerieth nun zum Theil in verhängnißvolle Bahnen. Noch während Luther auf der Wartburg war, kamen nach Wittenberg Handwerker aus Zwickau, welche außer dem Recht, das Luther für jeden Christen in Anspruch genommen, die Bibel aus sich selbst zu erklären, sich auf eine besondere prophetische Erleuchtung beriefen, welche die Kindertaufe verwarfen, die Gütergemeinschaft und ein Reich Gottes auf Erden, einen Staat von bloß Wiedergeborenen einführen wollten. Melanchthon schwankte ihnen gegenüber. Carlstadt schloß sich ihnen an. Bald genügte ihnen ein langsames und behutsames Abstellen alter kirchlicher Formen, wie es in Wittenberg schon begonnen hatte, nicht mehr: man beschloß mit Gewalt die „heidnischen Gräuel", als

*) D. h. keine Clauseln und Umschweife.

Messe, Priesterschmuck, Bilder und Bildsäulen in den Kirchen, kurz Alles, was an den katholischen Gottesdienst erinnerte, abzuthun. Die Verwüstung, die nun folgte, drohte Luthers reines Werk den schlimmsten Leidenschaften preiszugeben. Luther war gegen jede Gewalt. „Das Wort hat Himmel und Erde geschaffen und alle Dinge, das muß es thun und nicht wir armen Sünder." Die Nachricht von diesem Bildersturm rief ihn deshalb von der Wartburg zurück; er kam, noch im Panzer und Bart, als Rittersmann gekleidet (was ihm in Jena mit zwei Schweizer Studenten ein heiteres Abenteuer bereitete), und schrieb noch auf dem Wege seinem Kurfürsten, der ihn hatte zurückhalten wollen, einen heldenmüthigen Brief: Er getraue sich, Kurfürstliche Gnaden besser zu schützen als der Kurfürst ihn; denn wer am meisten glaube, der vermöge am meisten. Und in dieses seines Geistes Kraft bändigte er wirklich bald den Sturm, Ostern 1522.

§ 345. Aber gefährlicher gährte es in Süddeutschland. Die Gestalt des Reichs war von Mißbräuchen nicht minder entstellt, als die der Kirche, und es lag nahe, auch auf dem staatlichen Gebiet eine Reformation zu wünschen. Kaiser Karl V. wollte auch in Deutschland, wie in seinen Niederlanden und Spanien, die ständische Selbständigkeit beugen und die Gewalt der Krone stärken. Deshalb ward schon auf dem Reichstage zu Worms das Reichsregiment (§ 329) in einer Weise umgestaltet, daß der Kaiser wieder mehr Einfluß erhielt. Trat so der Kaiser der Fürstengewalt hemmend in den Weg, so nicht minder der besonders in Schwaben und Franken mächtige Stand der Reichsritter, deren Selbständigkeit ebenfalls durch die wachsende Landesgewalt der Fürsten sich bedroht sah. Franz von Sickingen war der bedeutendste dieser Männer, die am Rhein und in Franken vor Allem zahlreich und mächtig waren. Sie hatten sich Luther, der sich ja an sie mit einer besonderen Schrift (§ 338) gewandt hatte, freudig angeschlossen. Ulrich von Hutten, ein abenteuernder feuriger Mann, der jetzt mit der Feder, wie einst vor Zeiten die Ritter mit dem Schwert, seine mannigfachen Fehden bestand, unterstützte Luthers Werk mit geistreichen Schriften voll Spott und Hohn gegen seine Widersacher:

„Umb Wahrheit ich ficht,
niemand mich abricht,
es brech oder gang,
gots geist mich bezwang."

„Ich hab's gewagt," war sein Wahlspruch, mit dem er gegen jegliche Gewaltthat stritt. — Sickingen faßte Pläne eines großen allgemeinen Umsturzes, besonders der geistlichen Fürstengewalt; ja er mochte an eine Umbildung des Reiches im einheitlicheren Sinne denken. Im Jahre 1522 brach er mit geworbenen Söldnern gegen den Erzbischof von Trier los. Aber er vermochte nicht die schöne Stadt zu erobern, mußte mit Verlust zurück und ward bald von den ihm benachbarten Fürsten, dem Erzbischof von Trier, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von Hessen, auf seiner eigenen Burg, dem Landstuhl in der Pfalz, belagert. Ihre Karthaunen und Feldschlangen legten seine 20 Schuh dicken Mauern bald in Schutt; ihm selbst schleuderte, als er am Walle stand, eine einschlagende Kugel eine Palissade in den Leib. Der kühne, trotzige Mann lag im Todeskampfe, als die fürstlichen Sieger in seine Burg einzogen und achtungsvoll den Sterbenden noch grüßten, 1523. Mit ihm fielen die weit verzweigten Pläne der Reichsritterschaft. Ulrich von Hutten schleppte seinen siechen Leib heimatlos nach der Schweiz und starb auf der Insel Ufnau im Züricher See noch in demselben Jahre.

§ 346. Aber nicht nur die Herren waren mit Veränderungsplänen umgegangen, auch die „armen Leut," vor Allem der süddeutsche Bauernstand. Unendlich kläglich war das Geschick dieses Standes in der wilden Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts gewesen (§ 283). Nun waren die Zeiten friedlicher, er wohlhabender und lebensmuthiger geworden. Der süddeutsche Bauer grenzte mit dem Schweizer, der in stolzer Freiheit und Behäbigkeit ihm ein verlockendes Vorbild bot, welches er, wenn er nur wollte, auch erreichen könne. Zudem zogen alljährlich aus der Bauern Mitte viel junge Leute als Landsknechte in die Welt, halfen des Kaisers Siege in Italien erkämpfen, freuten sich der Beute und Freiheit, so lange es ging; und heimgekehrt, brachten sie nicht mehr den alten, knechtisch fügsamen, sondern einen ritterlich stolzen Sinn in die Mitte ihres Dorfes zurück. So waren schon mehrere heimliche Verschwörungen (der „arme Konrad", der „Bundschuh") unter den süddeutschen Bauern gebildet worden, ehe die Reformation begann. Doch nun kam Luthers Predigt von der evangelischen Freiheit, und das Verlangen ergriff sie, auch ihren äußeren Zustand zu bessern.

§ 347. Im Anfange des Jahres 1525 erhoben sich die Bauern in Schwaben und in Franken; es sammelten sich bewaffnete Haufen, die aber noch gemäßigt verfuhren. Zu gleicher Zeit fiel Ulrich von Württemberg (§ 328) mit 6000 Schweizer Söldnern wieder in sein Land, ohne es behaupten zu können. Unterdessen verstärkten sich die Bauern. Neue Haufen am Odenwald und im Neckarthal bildeten sich, dann ging der Aufstand den Main hinauf, und links vom Rhein, im Elsaß, der Pfalz und Lothringen, erhob sich das Volk; bald war das alte Land zwischen den vier Wäldern*) im hellen Aufstande. Viele Haufen, meist unter ehemaligen Geistlichen oder Führern aus ihrer eigenen Mitte, hatten sich gebildet. Auch die kleineren Städte waren ihnen zugethan. Durch Baiern, bis nach Salzburg, Tirol und Steiermark hinein regte sich der unterste Stand. Anfangs waren die Forderungen der Bauern, die sie in 12 Artikeln aufgestellt hatten, im Ganzen mäßig und gerecht, und selbst Luther rieth Fürsten und Herren, sich um des Friedens willen ein Billiges gefallen zu lassen. Aber bald, im Uebermuth des ersten Sieges, gingen sie weiter; die verwegensten unter ihren Führern faßten, wie einst die Reichsritter, den Gedanken, das ganze Reich umzugestalten. Einen Kaiser wollte man an der Spitze lassen, aber sonst Fürsten, Ritter, geistliche Herren, Burgen und Klöster abthun; das nannten sie in ihrer Sprache das Evangelium handhaben.

§ 348. Bald folgten von den zügellos werdenden Massen unmenschliche Grausamkeiten: den Grafen von Helfenstein, der zu Weinsberg saß, nahmen sie gefangen und jagten ihn in die Speere; dann hausten sie in den Klöstern und Schlössern Schwabens und Frankens mit Brand und Raub. Sie eroberten Heilbronn und wollten es zur Hauptstadt ihres neuen Reiches machen. Die fränkischen Bauern zwangen einen Reichsritter, Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, an ihre Spitze zu treten; aber auch dieser konnte keine Ordnung herstellen. Es drohte die fürchterlichste Umwälzung im Reich. Da ermannten sich Fürsten und Städte, und der Truchseß von Waldburg, der Feldhauptmann des schwäbischen Bundes, trieb die ungeübten Haufen zuerst im Algau, dann im Hegau nach leichtem Kampf auseinander. Dann schlug er den Neckarhaufen, während der stärkste, der fränkisch-odenwäldische, von ihm in Verbindung mit den Kurfürsten von der Pfalz und Trier ver-

*) Dem Wasgau, dem Böhmer und Thüringer Wald und dem Algau.

nichtet wurde. Fast noch unmenschlicher, wie einst die Bauern selbst, wüthete dann die Rache der fürstlichen und geistlichen Sieger.

§ 349. Um dieselbe Zeit fanden ähnliche Bewegungen in Thüringen statt, nur daß sie hier mehr von einem einzigen, verwegenen Manne ausgingen und geleitet wurden. Dies war Thomas Münzer, ein Gelehrter, der nach abenteuerlichem Wandern ganz den Gedanken der Reformation sich hingegeben hatte, aber wie Carlstadt in die schwärmerisch wilden Ausartungen derselben gerathen war. Ihm war Luther zu unentschieden, laut und frech predigte er gegen den „Dr. Lügner, gegen das geistlose, sanft lebende Fleisch zu Wittenberg." Eine neue geistliche und weltliche Ordnung der Dinge sollte anbrechen; alle Stände, alles Vermögen gleich werden; nur die prophetische Erleuchtung fortan das Scepter führen. Mit solcher Predigt gewann er die leichtbewegliche Menge; er setzte sich zuerst in Allstedt in Thüringen, dann in Mühlhausen (§ 255) fest, aus welcher Stadt er den Magistrat vertrieb; und begann hier sein himmlisches Jerusalem auf Erden aufzurichten. Zwischen Harz und Thüringer Wald fielen ihm die Bauern zu. Die Ruinen verbrannter Klöster am Fuß beider Gebirge (Paulinzelle, Walkenried) bezeichnen die Ausdehnung der damaligen Verwüstung. Aber nun traten ihm ohne Unterschied ihrer religiösen Ansichten die Fürsten entgegen. Philipp von Hessen, der Reformation zugethan, Heinrich von Braunschweig und Georg von Sachsen, beide bittere Feinde derselben, führten reisiges Volk gegen Münzers Bauern, die bei Frankenhausen eine Wagenburg geschlagen hatten. Umsonst entflammte Münzer, der Mann „mit dem Schwert Gideonis", in wildbegeisterter Rede auf den Regenbogen weisend, der eben am Himmel stand, die Gemüther der Seinen. Leicht trieben die Fürsten den Heerhaufen auseinander; Münzer selbst, auf der Flucht gefangen, dann gefoltert, endete auf dem Blutgerüst 1525. Seitdem kehrte Deutschland zu innerer Ordnung zurück; der Bauernstand aber hatte sein Loos eher verschlimmert als verbessert. — Das wüste Wesen, das 9 Jahr später die Wiedertäufer, ebenfalls eine schwärmerische Secte, zu Münster unter ihrem Führer Johann von Leyden trieben, 1534, war noch einmal ein — in seiner Erscheinung überaus widerliches — Nachspiel dieser wilden Ereignisse.

6. Bildung der evangelischen Landeskirchen. Reichstag zu Augsburg, 1530. Schmalkaldischer Bund.

§ 350. Luther hatte gegen die „räuberischen und mörderischen Bauern" zuletzt geschrieben, sie seien wie die tollen Hunde und wie solche müsse man sie behandeln. So hatte er sein Werk, die Reformation, von dem ihren, der Revolution und Schwärmerei, geschieden. Doch mäßigte er von nun an um so mehr seine Predigt; sein Ziel ward, eine neue Ordnung, eine evangelische Kirche, aufzubauen. Dabei waren es einzelne Landesherren, die sich der Reformation annahmen und sie, wenngleich nicht so herrlich wie man Anfangs gehofft, zum Hafen führten. Vor Allem thaten dies die edlen sächsischen Kurfürsten (§ 261 Anm.). Friedrich der Weise, unter dessen Regierung, in dessen Universitätsstadt die Reformation begonnen, hatte dem Werk freien Lauf gelassen, da, wenn die Sache aus Gott wäre, Menschen sie nicht dämpfen könnten. Der „gütige, friedsame Fürst", wie ihn Luther nennt, war 1525, sich allein Christi seines Heilandes getröstend, gestorben.

§ 351. Ihm folgte sein Bruder, Johann, der Beständige zubenannt, welcher der Reformation mit Entschiedenheit hingegeben war, 1525—1532.

Schon unter seiner Regierung ward nach Luthers Rath und Ordnung eine sächsische Landeskirche gebildet; Luther schrieb für den Jugendunterricht seinen großen und kleinen Katechismus 1529, und allmählich bildeten sich nun auch in anderen Gebieten evangelische Landeskirchen, indem die Rechte der ehemaligen Bischöfe nun auf den Landesfürsten übertragen wurden. Mit großer Entschiedenheit ergriff die Sache der Reformation der Landgraf Philipp von Hessen (§ 251). Ferner war unter den ersten Fürsten, die übertraten, der Deutsch-Ordensmeister, Albrecht von Brandenburg (§ 289), der mit der Einführung der Reformation das Deutsch-Ordensland zum erblichen Herzogthum Preußen umgestaltete, das er, wie schon früher gezeigt (§ 288), auf's Neue von Polen zum Lehen nahm. Er gab zugleich das Beispiel einer erfolgreichen Säcularisation, d. h. der Umwandlung geistlichen Gebietes, an dessen Spitze man durch Wahl getreten, in ein eignes, erbliches Land; ein Beispiel, welches manchen Erzbischof und Bischof locken mußte, Aehnliches zu versuchen.

§ 352. Denn es trieb die Landesherren nicht immer bloß innere Ueberzeugung zum Anschluß an die Reformation: überall wurden die reichen Kirchengüter, besonders die Klöster, eingezogen, und nicht immer wurden sie, wie man aussprach, zu wohlthätigen Zwecken für Kirchen und Schulen verwendet; oft halfen sie die bodenlosen Kassen verschwenderischer Fürstenhöfe wieder füllen. Wenn so nicht verkannt werden darf, daß sich, wie an alles Menschenwerk, auch an die Reformation einzelnes Ungerechte und Mangelhafte hängte, so folgte doch in allen Ländern, wo sie Wurzel faßte, eine freudige, fromme Stimmung im Volk, es folgten bessere Schulen, ernstere Zucht des Lebens, es kam jener Geist bibelfester Ehrsamkeit, der von da an über zwei Jahrhunderte im deutschen Bürger- und Bauernstande dauerte. Besonders in Norddeutschland schritt die Reformation rasch vorwärts. Die Zeit war für die ungehinderte Ausbreitung derselben im Reiche günstig. Der Kaiser hatte bald nach dem Reichstage von Worms Deutschland verlassen, um in Italien dem französischen Könige Franz I. entgegenzutreten. Bis 1525 regierte jener schwerfällig zusammengesetzte Reichsrath (§ 329) in seinem Namen, der doch nicht wirksam in den einzelnen deutschen Ländern eingreifen konnte. Seit 1525 bekam des Kaisers Bruder, Ferdinand von Oestreich, mehr Einfluß auf die Leitung des Reichs. Dieser aber, seit 1526 König von Ungarn und Böhmen (§ 281), ward von den Türken in den eigenen östreichischen Erblanden bedrängt; 1529 standen diese zum ersten Male vor Wien. In dieser Türkengefahr bedurfte das Haus Oestreich der Hilfe des Reiches; um sie zu erlangen, durfte man wenigstens vorläufig auch die Anhänger der Reformation nicht zurückstoßen.

§ 353. Dennoch waren römischer Seits Versuche gemacht, den Fortschritten der neuen Lehre entgegenzuwirken. Auf den leichtsinnigen Papst Leo X. war ein ehrenwerther Papst, Hadrian VI., gefolgt (1521), der mit seinen Versuchen, selber den römischen Hof zu reformiren, scheiterte und bald starb (1523). Clemens VII., ein Neffe Leo's X., mehr französisch als kaiserlich gesinnt, suchte der Reformation mit Staatskunst Abbruch zu thun. Sein Legat Campeggio wußte 1524 zu Regensburg die bairischen Herzöge (§ 268), den ganz spanisch gebildeten, spanisch redenden und denkenden Ferdinand von Oestreich und die meisten süddeutschen Bischöfe zu einem Bunde zu vereinen, in welchem sie sich Schutz versprachen und ihre Länder der religiösen Neuerung verschlossen. — Dagegen kamen die Häupter der Lutherischen zuerst in Dessau, dann in Gotha zusammen. Hier gaben sich

Johann von Sachsen und Philipp von Hessen die Hand darauf, das göttliche Wort zu schützen; zu Torgau ward dann 1526 ein Bund geschlossen, dem bald Lüneburg, Anhalt, Mansfeld, Magdeburg und Preußen beitraten. Luther widerrieth, wie immer, jeden Gewaltschritt. Doch trat der Bund, die ihm günstigen Zeitumstände kühn benutzend, auf dem nächsten Reichstage zu Speyer 1526 bereits so stark auf, daß der günstige Reichstagsabschied gefaßt ward: „Hinsichtlich der Religion solle es jeder Stand so halten, wie er es vor Gott und Kaiserlicher Majestät zu verantworten sich getraue" — ein Beschluß, der in seiner Unbestimmtheit der Reformation kein Hinderniß in den Weg legte.

§ 354. Bald aber änderte sich die günstige Lage. Kaiser Karl V. hatte 1525 in der Schlacht von Pavia seinen Gegner, König Franz, besiegt und gefangen genommen. Als dieser zu Madrid 1526 dann einen demüthigenden Frieden geschlossen hatte und losgegeben war, verbündete er sich alsbald heimlich mit dem Papste, dem Karls Uebermacht in Italien drückend war, und so begann der Krieg aufs Neue. Da war 1527 ein kaiserliches Heer, bestehend aus deutschen, meist lutherisch gesinnten Landsknechten, unter dem Connetable von Bourbon auf Rom gerückt, hatte die Stadt erobert (wobei Bourbon fiel) und den Papst in der Engelsburg belagert. Vor Clemens' VII. Augen äfften die Landsknechte die päpstlichen Processionen und Ceremonien nach, und riefen ihm spottend hinauf, Luther solle Papst werden! — Durch Karls V. Siege bedrängt, schloß Franz I. zum zweiten Mal Frieden, zu Cambrai 1529, und Karl empfing am 24. Febr. 1530, seinem Geburtstage und dem Siegestage von Pavia, zu Bologna vom Papst die Kaiserkrone. Jetzt hatte er Zeit, sich wieder Deutschland zuzuwenden. Schon die Aussicht auf sein Kommen gab der römisch-katholischen (bairisch-östreichischen) Partei, die sich indessen noch im Stillen gerüstet und verstärkt hatte, Muth, entschlossener aufzutreten. Abermals zu Speyer 1529 ward auf einem Reichstage beschlossen, das Wormser Edict (§ 342) sei strenger durchzuführen, mithin der Reformation Einhalt zu thun. Gegen diesen Beschluß protestirten 19 Reichsstände, Sachsen und Hessen voran, da in Glaubenssachen Stimmenmehrheit nicht entscheiden und binden könne; von nun an hießen die Anhänger der Reformation Protestanten.

§ 355. Der Kaiser hatte auf den Sommer 1530 einen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben. Dieser kam in noch stolzerer Pracht zu Stande als der zu Worms neun Jahre früher. Auch Luthers Landesfürst, ebenso seine theologischen Freunde, besonders Melanchthon, zogen dahin; nur er, als in des Reiches Acht, blieb zu Coburg zurück, schwer in Kümmerniß und doch freudig in seinem Glauben. Viel protestantische Fürsten waren zugegen. Schon zeigte sich der neue Geist auch äußerlich; als des Papstes Legat, den Segen spendend, einzog, blieb manches Haupt bedeckt; auch an der Procession, die am Frohnleichnamstage der Kaiser mitmachen wollte, weigerten sich protestantische Herren Theil zu nehmen. Eh' solle man ihm den Kopf vom Rumpf schlagen, meinte der Markgraf Georg von Anspach. „Myn werde Fürste, nit Kopp af, nit Kopp af," sagte besänftigend in seinem Niederländisch der Kaiser, der ein behutsames Auftreten liebte. — Am 25. Juni legten hier die Protestanten ihr Glaubensbekenntniß vor: Die sog. Confessio Augustana, die seitdem als der Hauptausdruck des protestantischen Bekenntnisses gegolten hat. Die Schrift war von Melanchthon mild, klar und gemäßigt abgefaßt, legte dar, in welchen Punkten man mit den Katholiken stimme, in welchen man abweiche. Der Kaiser ließ durch Eck eine Wider-

legung (Confutatio) aufsetzen, und obwohl Melanchthon eine Gegenschrift (Apologia) dagegen einreichen wollte, erklärte der Kaiser die Sache für geschlossen. Mißmuthig entfernten sich viele der anwesenden Fürsten, besonders der entschlossene, schon längst kampffertige Philipp von Hessen, noch vor Schluß des Reichstags. Der Kaiser ebenfalls mißmuthig geworden, drohte im Reichstagsabschied mit strengen Maßregeln. Das Reichskammergericht begann mit Processen wegen eingezogener Kirchengüter gegen protestantische Fürsten vorzugehen. So trennte man sich uneiniger denn zuvor.

§ 356. Noch zu Ende desselben Jahres traten die Häupter der Protestanten zu Schmalkalden in Thüringen zusammen und schlossen hier 1531 den Schmalkaldischen Bund auf 6 Jahre, dem alsbald viele Fürsten und Städte beitraten. Der Kaiser, den seine spanischen Angelegenheiten wieder aus Deutschland riefen, ließ zuvor 1531 seinen Bruder Ferdinand zum römischen König wählen. Da das bairische Haus damit unzufrieden war, so zerfielen die Hauptgegner der Protestanten unter sich selbst. Auch drohte neue Türkengefahr. So ging Karl V. gern auf die, vom Kurfürsten Friedrich von der Pfalz gebotene Vermittlung ein, und, noch ehe es zum Kriege gekommen, ward 1532 der Nürnberger Religionsfrieden geschlossen. Beide Parteien gelobten nichts gegen einander zu thun, bis ein allgemeines Concil, auf welches man allseitig hoffte, die religiösen Fragen entschieden habe.

7. Vom Nürnberger Religionsfrieden (1532) bis zu Luthers Tod (1546).

§ 357. Von nun an begann auf länger als ein Jahrzehnt eine sehr glückliche und erfolgreiche Zeit für die Reformation. Zu den Ländern, die bereits reformirt hatten, trat 1534 Württemberg hinzu. Der vertriebene Herzog Ulrich (§ 343) hatte sich zu dem Landgrafen Philipp von Hessen begeben, der, von Frankreich (Oestreichs Erbfeind) mit Geld unterstützt, gegen den Statthalter Ferdinands von Oestreich zog (der schwäbische Bund hatte sich aufgelöst), ihn bei Lauffen 1534 schlug und den Erzherzog im Frieden zu Kadan nöthigte, das Land an Ulrich herauszugeben. Die Herzen seines Volkes hatten sich in der langen Trennung dem angestammten Herzog treu bewahrt, dieser gab ihm als Gegengeschenk die Reformation; von dem eingezogenen Kirchengut bezahlte er die Kriegskosten und schloß sich dem Schmalkaldischen Bunde an. — Im Jahre 1535 starb der Kurfürst Joachim I. von Brandenburg (ein Sohn Johann Cicero's, § 276), der bis an sein Ende ein grimmiger Feind Luther's und der Reformation gewesen war. Seine Söhne theilten das Land: der jüngere, Johann, von Küstrin genannt, führte in seinen Ländern (Neumark, Kottbus, Peitz) die Reformation sogleich ein; der ältere Bruder, Joachim II. (1535—1571) zögerte bis 1539, wo auch er übertrat. So bekannten sich bereits zwei Kurfürsten zur neuen Lehre. Im Jahre 1539 starb auch der alte Georg von Sachsen (§ 337), Joachims II. Schwiegervater, gleichfalls ein heftiger Gegner Luthers; sein ihm nachfolgender Bruder Heinrich (1539—1541) reformirte alsbald auch diese Länder sammt ihren wichtigen Städten Leipzig und Dresden. Ebenso war Pommern seit 1536 in den Bund eingetreten; es folgten noch Anhalt, Nassau, Oberpfalz u. a. Länder mehr.

§ 358. Im Jahre 1537 ward der Schmalkaldische Bund auf 6 Jahre erneuert. An seiner Spitze standen noch Sachsen und Hessen; im ersteren Lande regierte seit 1532 der fromme Johann Friedrich. Fast alle protestantischen Fürsten gehörten dem Bunde an. Vergebens schlossen die bairischen

Herzöge nebst den Erzbischöfen von Mainz und Salzburg einen sog. heiligen Bund dagegen. Immer mehr Fürsten traten zur Reformation und dem Schmalkaldischen Bunde. Selbst der Kurfürst von Mainz ließ in seinen Stiftslanden zu Magdeburg und Halle (§ 255) der Reformation freien Lauf, unter der Bedingung, daß die Landstände seine Schulden bezahlten. Auch der Herzog Wilhelm von Cleve, Jülich und Berg (§ 253, Anm.) begann zu reformiren; ja sogar der Kurfürst Hermann von Köln rief Melanchthon zu sich, ließ evangelisch predigen und strebte sein Erzbisthum zu reformiren und zu säculariſiren. Noch hielt in Norddeutschland der alte wüste Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig zornig den Schmalkaldenern entgegen. Nach einem maßlos erbitterten Schriftenstreit, an dem sich auch Luther betheiligte, und nachdem Heinrich die freien, bereits protestantischen Städte Braunschweig und Goslar angegriffen hatte, überfielen die Häupter des Bundes, Johann Friedrich von Sachsen und Philipp von Hessen den Herzog, vertrieben ihn aus seinem Lande 1542 (wo nun auch die Reformation eingeführt ward), und als er 1545 zurückzukehren versuchte, ward er geschlagen und gefangen genommen. Selbst der römische König Ferdinand zeigte sich nicht mehr so feindlich wie ehedem. Nur Baiern hielt unter den weltlichen Fürsten damals allein noch den Katholicismus im Reiche aufrecht.

§ 359. Luther, in diesen letzten Jahrzehnten mehr still aufbauend als zerstörend, der große protestantische Lehrer und Kirchengründer seines Volkes, hatte sich mehr auf seinen engen Wittenberger Kreis zurückgezogen. Seit 1525 verheirathet, hatte er Freud und Leid des häuslichen Lebens in reichem Maß erfahren, war jetzt im Kreis seiner Freunde und Familie der heiter scherzende Mann, aus dessen Munde Sprüche des Tiefsinns wie der kindlichsten Heiterkeit gingen; dann wieder der geistliche Rather und Freund mächtiger Fürsten nah und fern, oder der zürnende Elias, der mit prophetisch eiferndem Worte Mißbrauch und Irrlehre traf. Er sah sein Werk über Deutschlands Grenzen hinauswachsen: Schweden, Dänemark, Norwegen hatten sich seiner Lehre angeschlossen, in den Niederlanden, England und Frankreich hatte sie zahlreiche Märtyrer gefunden. Gleichwohl war seine Seele oft von Schmerzen und bangen Ahnungen umfangen; mochte es sein, weil sein Werk sich nicht so rein und göttlich hatte durchführen lassen, als er einst es gehofft hatte, und weil er sah, wie Gier nach Kirchengut und andere unlautere Neigungen häufig nicht minder wirkten als der reine Eifer für Gottes Wort; oder mochte es sein, weil er die Sitten des Volkes, welches in dieser wohlhäbigen Zeit an weltlichem Vergnügen, an üppigem Kleiderschmuck hing, nicht so durch das Evangelium umgestaltet erblickte, wie er gehofft hatte; mochte endlich Kränklichkeit des gebrechlichen Leibes mit zur Verstimmung beitragen. Dennoch erhob sich sein Geist immer wieder zu siegesfroher Gewißheit; stolz und demüthig zugleich, war er nicht im Zweifel, „daß er ein auserwähltes Rüstzeug Gottes sei, im Himmel, auf Erden und in der Hölle wohlbekannt." Die Macht seiner Persönlichkeit entschied so sehr, daß der Weg, den er eingeschlagen, für seine Kirche in unbedingtem Gehorsam maßgebend blieb. So war sein Alter herangenaht, immermehr ließen die Verhältnisse sich so an, als werde es zu einem großen Bruche mit gewaffneter Hand kommen. Luther rieth, so lange er konnte, zum Frieden, ja (so weit es nicht die Lehre angehe) zur völligen Unterwerfung unter den Kaiser; er wenigstens wünschte einen Krieg um des Glaubens willen nicht zu erleben. — Der Wunsch ist ihm erhört worden. Von seinen alten Landesherren, den Grafen von Mansfeld, ward

er, um einen Erbschaftsstreit zu schlichten, nach Eisleben berufen. Dort erkrankte er und verschied in der Nacht vom 18. Februar 1546, noch im letzten Todeskampfe bezeugend, wie er freudig sterbe auf Alles, was er gelehrt. Sein Leichenzug nach Wittenberg ward ein Trauerzug des ganzen Volkes; es war, als fühlten Alle, daß an Hoheit des Geistes, an Kraft des Charakters wie an nachhaltiger Wirkung auf Deutschlands innerstes Leben nie seines Gleichen gewesen in unserer Geschichte. —

8. Der Schmalkaldische Krieg 1545—1547. Der Augsburger Religionsfrieden 1555.

§ 360. Kaiser Karl V. hatte unterdessen Deutschland abermals neun Jahre hindurch nicht besucht. Er hatte 1535 einen glücklichen Zug gegen die türkischen Seeräuber von Tunis ausgeführt, dann einen dritten Krieg gegen Franz I. 1536 bis 1538 gekämpft und dann in Gent den letzten ständischen Widerstand seiner Niederländer gebrochen. Während all dieser Zeit schien ihm Nachsicht gegen die protestantischen Stände rathsam. Zugleich drängte er den Papst, endlich zur Schlichtung aller religiösen Wirren das langverheißene Concil zu berufen — was dieser unter immer neuen Vorwänden vermied. So zögerte der Kaiser geflissentlich die Entscheidung bis zu günstigerer Gelegenheit hin, ja er und sein Bruder Ferdinand ließen unter dem Scheine der Versöhnung in Deutschland mehrere Religionsgespräche halten (zu Hagenau, Worms), das letzte und bedeutendste unter des Kaisers Augen zu Regensburg 1541. Schon standen Melanchthon protestantischer Seits, andererseits edle, mild-gesinnte Katholiken fast im Begriff sich die Hände zu reichen, als hier der Papst, dort Luther und der Kurfürst von Sachsen den Versöhnungsversuch, dem sie nicht traueten, zum Scheitern brachten. Abermals vertagte man die Entscheidung.

§ 361. Karl V. ging nach Italien und unternahm von dort aus einen Zug gegen die Seeräuber von Algier 1541, der aber diesmal unglücklich ausfiel. Nun erklärte 1542 Franz I. an Karl V. zum vierte Male den Krieg. Auf Seite des Ersteren stand auch ein deutscher Fürst, der Herzog Wilhelm von Cleve, der gegen Karl V. das Herzogthum Geldern zu behaupten suchte. Zugleich erfüllte den Kaiser die Reformation, die in Cleve bereits geschehen, in Köln versucht war (§ 358), mit Sorge für seine Niederlande, die er katholisch erhalten wollte, und die er immer schärfer von Deutschland sonderte. Deshalb kam er 1543 von den Niederlanden wieder nach Deutschland, unterbrach die Reformation im Erzstift Köln und schlug mit allen Schrecken der Verwüstung, die seine spanischen Truppen verbreiteten, das clevische Land. Herzog Wilhelm mußte sich demüthigen, allen Ansprüchen auf Geldern sowie der Reformation entsagen und heirathete dann eine östreichische Prinzeß, eine Tochter des römischen Königs Ferdinand (§ 253, Anm.) — Gegen die übrigen Protestanten trat Karl noch immer behutsam auf. Im folgenden Jahre gelang es ihm sogar noch, durch persönliche Liebenswürdigkeit auf dem Reichstag zu Speyer auch die Schmalkaldner zum Reichskriege gegen Frankreich zu bewegen; mit der gesammten Reichsmacht und im Bunde mit Heinrich VIII. von England rückte er nun bis nahe vor Paris und bedrängte Franz I. so hart, daß dieser den Frieden von Crespy schloß, 1544. Nun erst wußte Karl, daß er freie Hand habe; deutlicher trat jetzt sein Plan hervor, auch in Deutschland die reichsständische Selbständigkeit zu brechen, wie es ihm in Spanien schon in seiner Jugend gelungen war.

§ 362. Ihm gegenüber waren die Schmalkaldner uneinig, wichtige protestantische Fürsten, wie die Kurfürsten von Brandenburg und Pfalz, nicht Theilnehmer des Bundes. Im December 1545 ward endlich zu Trient ein Concil eröffnet. Der Kaiser verlangte nun 1546 auf dem Reichstage zu Regensburg, daß die protestantischen Fürsten dasselbe beschicken sollten. Da es aber auf der welschen Seite der Alpen (§ 277) zusammentrat und gleich mit feindseligen Schritten gegen die Protestanten begann, so weigerten sich Hessen wie Sachsen, dies zu thun. Nun schloß der Kaiser ein Bündniß mit dem Papst, der ihm Geld und Soldaten zusagte, begann selbst Truppen zusammenzuziehen und ächtete die beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes. Da sammelten sowohl die oberdeutschen Städte — unter dem klugen und entschlossenen Sebastian Schertlin — als auch der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen ein Heer. Aber die bedeutendsten Fürsten neben ihnen, der Kurfürst von der Pfalz, Joachim von Brandenburg, sein Bruder Johann, die Herzöge von Mecklenburg, Pommern u. s. w. hielten sich dem Kriege fern und beeilten sich den Kaiser zu versöhnen. Dennoch hätte man leicht des Kaisers geringe Truppen, die langsam aus Italien und den Niederlanden heranzogen, besiegen können, hätte der muthige Rath Schertlins, der auf schnellen Angriff drang, die Uneinigkeit oder die Gewissensbedenken der beiden Fürsten überwogen. Sie hatten 47,000 Mann und schönes Geschütz beisammen. Dennoch thaten sie nichts, als müßig vor Landshut und Ingolstadt liegen, bis der Herbst kam, und der Kaiser seine Truppen beisammen hatte. Da brachte ein unerwartetes Ereigniß den Kurfürsten von Sachsen zur schnellen Heimkehr.

§ 363. Denn der gefährlichste Feind erstand den Protestanten in ihrer eigenen Mitte. Der junge Herzog Moritz von Sachsen, ein ehrgeiziger, klug und weithin rechnender Fürst, war 1541 seinem Vater Heinrich in den sächsischen Ländern Albertinischer Linie gefolgt. Vor dem jungen Löwen, den er an seiner Tafel sitzen habe, möge der Kurfürst sich hüten, soll Luther einst von ihm geweissagt haben. Dieser war mit seinem Vetter Johann Friedrich längst veruneinigt, war aus dem Schmalkaldischen Bunde getreten, hatte unter dem Kaiser gegen die Türken und Franzosen ruhmvoll gefochten und war auch jetzt im heimlichen Einverständniß mit demselben. Plötzlich war er in Kursachsen eingefallen, und hatte schnell fast das ganze Land besetzt. Eilig kehrte Johann Friedrich zurück; Kurfürst und Landgraf schieden unter gegenseitigen Vorwürfen.

§ 364. Nun beeilten sich die oberdeutschen Fürsten und Städte, mochten sie eine feindliche oder bloß zuwartende Stellung zum Kaiser eingenommen haben, seine Verzeihung mit schweren Opfern zu erkaufen. Ulrich von Württemberg warf sich ihm zu Füßen; mit Thränen in den Augen bat Friedrich von der Pfalz um Verzeihung; alle Städte unterwarfen sich, Augsburg entließ den Schertlin, der am längsten den Kaiserlichen Abbruch gethan, des Dienstes. Ganz Süddeutschland gehorchte bedingungslos wieder dem Kaiser. Auch in Köln endigte nun mit dem Rücktritt des vom Papste gebannten und abgesetzten Kurfürsten Hermann die begonnene Reformation völlig.

§ 365. Indessen hatte Johann Friedrich sein Land zurückerobert und Moritz selbst in Bedrängniß gebracht. Darüber kam der Frühling 1547 heran. Ehe der Kurfürst es ahnte, stand Karl V. mit seinem Heer an den böhmischen Grenzgebirgen und brach in Sachsen ein. Er erreichte das linke Ufer der Elbe, über die hinüber jede Verbindung abgeschnitten

schien. Mit ihm war Moritz von Sachsen, unter ihm befehligte Alba, der später in den Niederlanden sich so furchtbar machte. Auf dem rechten Elbufer, in der Nähe von Mühlberg, stand der Kurfürst, der sich durch den Fluß vor einem schnellen Angriff geborgen glaubte. So brach der Morgen des 24. April an, über dem Flusse lag der Nebel. Schon in der Dämmerung schwammen spanische Soldaten, den Degen zwischen den Zähnen, hinüber und holten von drüben Kähne, um auch das Fußvolk überzusetzen. Der Kaiser mit den Reitern passirte den Strom durch eine Furth, welche ihm ein Mühlberger Bürger gezwungen zeigte. Es war ein Sonntag und Johann Friedrich nach seiner frommen Weise in der Kirche. Als er sie verließ, kam ihm schon sein fliehendes Heer entgegen. Die ganze Schlacht war bald nur eine Flucht über die Lochauer Heide. Der Kurfürst, so schweren Leibes, daß er nur mit Mühe zu Pferde steigen konnte, floh mit, ward eingeholt, wehrte sich heldenmüthig, erhielt einen Hieb quer über's Gesicht und gab sich endlich gefangen. Als er vor dem Kaiser stand und die Hand desselben zum Kusse ergreifen wollte, entzog sie ihm Karl und ließ ihn streng an; als Gefangenen führte er ihn dann vor Wittenberg, das er zu belagern begann. Diese alte Hauptstadt des Protestantismus ward aber von des Kurfürsten Gemahlin Sibylla aus dem clevischen Hause (§ 253 Anm.) heldenmüthig vertheidigt. Da sich Johann Friedrich nicht willig zeigte, die Uebergabe zu befehlen, so ließ ihm Karl V. als einem Hochverräther das Todesurtheil sprechen. Ruhig empfing es der Kurfürst, jetzt im Dulden eben so groß und ehrfurchtgebietend, wie vorhin im Handeln langsam und unentschlossen.

§ 366. Endlich unterwarf sich das Land und die Hauptstadt — kriegerische Eigenschaften hatte das Lutherthum im Volke nicht geweckt, wohl aber dieselbe Beharrlichkeit im Dulden, wie sie der Kurfürst bewies. — Doch zeigte sich Karl V. klug, gemäßigt, ja großmüthig. Weder störte er, wie Einzelne seiner Begleiter riethen, Luthers Grabesruhe — er that den schönen Ausspruch: er führe nicht mit den Todten, nur mit den Lebenden Krieg — noch hob er den lutherischen Gottesdienst auf. Johann Friedrich trat den ehemaligen Kurkreis mit Wittenberg an Moritz ab, auf den der Kaiser auch bald die Kurwürde übertrug; es blieben der älteren Linie nur noch die thüringischen Besitzungen. — Des Kaisers Truppen unterwarfen dann schnell ganz Norddeutschland; nur Magdeburg widerstand noch. Philipp von Hessen, jetzt ganz entmuthigt, ließ über seine Unterwerfung unterhandeln: Moritz von Sachsen, sein Schwiegersohn, und Joachim II. von Brandenburg wurden ihm Bürgen für eine gnädige Aufnahme beim Kaiser. Zu Halle warf sich Philipp zu Füßen Karl's V., aber, wie erzählt wird, noch so leichten Sinns, daß der Kaiser ihm zurief: „Well, ich zall ju leren lachen!" In der That forderte Alba am Abend seinen Degen. Umsonst fuhr Joachim im Zorne auf, berief sich Moritz auf gegebene schriftliche Versprechungen. Karl V. führte nun beide fürstliche Gefangene mit sich im Reiche umher, aber behandelte Philipp, den er nach Mecheln gefangen setzte, strenger als Johann Friedrich, den er achten gelernt und den er bei sich behielt. Da das Trienter Concil nach kurzem Zusammensein wieder auseinander gegangen war, so erließ der Kaiser eine Verfügung, wie es einstweilen in religiösen Dingen gehalten werden solle, das Augsburger Interim 1548, das den Protestanten wenig mehr als Laienkelch und Priesterehe ließ. Besonders in Oberdeutschland führte er es mit Strenge durch, aber Hunderte von frommen Geistlichen gingen lieber mit Weib und Kind

in's Elend, als daß sie ihren Glauben verleugneten. — In Norddeutschland widersetzten Bremen und Magdeburg sich mit den Waffen; letztere Stadt besonders ward ein Zufluchtsort aller um der protestantischen Lehre willen Bedrängten. Der Kaiser ächtete sie und übertrug Moritz und Joachim II. die Ausführung dieser Acht.

§ 367. Karl V. schien nun auch in Deutschland erreicht zu haben, was in allen seinen Ländern sein Ziel gewesen: die Aufrichtung einer unumschränkten Herrschermacht. Die deutschen Fürsten mochten nun erkennen, auf wie schwachen Füßen die von ihnen so köstlich gehaltene Unabhängigkeit stand, wie sie, wenig zusammenhaltend, jeder größeren kühn angreifenden Macht unterliegen mußten. Aber war es nun ein Segen, daß die Kaisermacht endlich wieder hergestellt war? In diesem Falle keineswegs. Denn was Karl V. brachte, das war die spanische Fremdherrschaft, die das Land mit entsetzlich verwilderten Truppen erfüllte, deutschem Recht und deutscher Sitte Hohn sprach, vor Allem unter des Kaisers eigenen Augen (zunächst in den süddeutschen Städten, z. B. Augsburg) die Reformation niedertrat. Dieser Gefahr gegenüber war der Selbständigkeitssinn der deutschen Fürsten ein hohes Gut; um so mehr, da in vielen von ihnen der Geist des Evangeliums wirklich lebendig war. Eine Reihe von edlen, frommen Herren zierten damals deutsche Fürstenthrone: so ein Ernst von Lüneburg und etwas später Heinrichs des Jüngern (§ 358) Sohn, Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Gründer der Universität Helmstedt (1576), ferner ein Wolfgang von Anhalt, Christoph von Württemberg (Ulrichs Sohn); auch des römischen Königs Ferdinand Sohn, der spätere deutsche Kaiser Maximilian, zeigte schon als Prinz einen hohen sittlichen Charakter und große Hinneigung zur Reformation. Nicht minder war Rechtsgefühl und religiöser Muth im Volk lebendig. An dem Allen fand der päpstliche wie der spanische Einfluß einen stillen, beharrlichen Widerstand. Nun trat der Kaiser gar mit dem Plane hervor, seinen Sohn, den finsteren Philipp, zu seinem Nachfolger im Reich, und die Kaiserkrone in seinem Hause erblich zu machen. Dadurch verletzte er auch seinen Bruder Ferdinand. Aber erst in Moritz von Sachsen erstand der deutschen Sache ein Retter. Moritz war kein frommer Charakter, aber doch dem Protestantismus zugethan, und fühlte sich durch den Vorwurf, seinen Glauben verrathen zu haben, gedrückt; schon das Interim hatte er nicht ohne Umänderung in seinem Lande eingeführt. Ihn beleidigte seine mißbrauchte Bürgschaft und die fortwährende harte Gefangenschaft seines Schwiegervaters Philipp. Am meisten jedoch empörte ihn die Herrschaft der spanischen Staatsmänner Alba und Granvella, denen Deutschlands Fürsten preisgegeben waren; er vor Allen fühlte sich berufen, die fürstliche Unabhängigkeit zu vertheidigen. Dabei verfuhr er mit den Mitteln welscher Hinterhaltigkeit und Verstellung, wie sie der Kaiser selber zu üben gewohnt war. Und hier übertraf der Schüler den Meister. Lange verschob er die Ausführung der Acht gegen Magdeburg, bis sein Plan gereift war, dann sammelte er, ohne daß der Kaiser Argwohn faßte, um diese Stadt ein bedeutendes Heer. Um dieselbe Zeit begann ein neuer Krieg des französischen Königs, Heinrich II., gegen Karl V. Moritz verständigte sich mit jenem, und das Geld und die Unterhandlungskunst Frankreichs brachte im Stillen einen Bund gegen Karl zu Stande. Der Sohn Philipps des Großmüthigen, Wilhelm von Hessen, ein Herzog von Mecklenburg, die Fürsten des brandenburgischen Hauses nahmen daran Theil. Dagegen willigten diese Fürsten darein, daß der französische König die französischredenden Reichsstädte an seiner

Grenze, Cambrai, Metz, Toul und Verdun, unter seine Herrschaft bringe. So zeugte böse That neues Böse und, vom Verrath deutscher Fürsten unterstützt, begannen die ersten Eroberungen Frankreichs an der westlichen Reichsgrenze.

§ 368. Als alle Vorkehrungen mit bewunderungswürdiger Vorsicht und Geheimhaltung getroffen waren, brach Moritz plötzlich gegen den Kaiser auf (März 1552). Zu ihm gesellte sich noch Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, der ein berühmter Söldnerführer war und alle wilden und streitlustigen Abenteurer in Deutschland an sich zog. Im Fluge durcheilten sie Deutschland, und so ungedeckt fanden sie Tirol, daß sie, nach Erstürmung der Ehrenberger Clause, Karl V. zu Innsbruck fast gefangen genommen hätten; krank ließ sich dieser in einer Sänfte über die schneebedeckten Alpen flüchten. — Der Kaiser mußte nachgeben: sein Bruder Ferdinand, der in's Geheim bei Moritz' Planen Vorschub leistete, damit die Nachfolge im Reich nicht ihm und seinen Kindern entgehe, vermittelte bald darauf den Passauer Vertrag 1552, durch welchen vorläufig jeder Kampf aufhörte und die gefangenen Fürsten losgegeben wurden. Drei Jahre nachher kam der Augsburger Religionsfriede zu Stande (25. Sept. 1555). Derselbe gewährte den Landesherren Religionsfreiheit und das Recht, in ihren Gebieten zu reformiren. Unterthanen, die sich nicht fügen wollten, sollten auswandern dürfen. Nur sollten geistliche Stifter nicht säcularisirt werden können; wenn ein geistlicher Fürst zur Reformation übertrete, so solle er sein Erzbisthum, Bisthum oder dergl. aufgeben. Die Clausel, die Ferdinand von Oestreich noch einzuschieben gewußt hatte, nannte man den geistlichen Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum). Im Uebrigen wurden katholische und protestantische Stände (doch von letztern nur diejenigen, die die Augsburger Confession bekannten) in allen Rechten gleich gestellt.

§ 369. Moritz von Sachsen hatte diesen Religionsfrieden nicht mehr erlebt. Sein ehemaliger Waffengefährte, Albrecht Alcibiades, war auch nach dem Passauer Vertrage mit seinen Söldnerbanden noch brandschatzend und verwüstend durch Deutschland gezogen. Zuerst hatte er sich für einen Verbündeten des französischen Königs ausgegeben und hatte dann, als Karl V. einen vergeblichen Zug zur Wiedereroberung von Metz machte, sich wieder auf des Letzteren Seite gestellt. Endlich brachten seine Räubereien fast alle Fürsten gegen ihn auf. Mit Heinrich dem Jüngern von Braunschweig, dessen Länder Albrecht plünderte, verband sich Moritz. Bei Sievershausen (unfern Hannover) kam es zu einer blutigen Schlacht 9. Juli 1553, in der zwei Söhne Heinrichs und auch Moritz fielen. Große Pläne gingen mit ihm zu Grabe. Es folgte ihm sein Bruder August, und noch lange hindurch hielt sich das sächsische Kurhaus an der Spitze des norddeutschen Protestantismus. — Auch Karl V. zog sich vom Schauplatze zurück, nachdem er seine Niederlande, die er fast ganz vom Reiche gelöst (§ 252), seinem Sohne Philipp II. übergeben hatte. Ebenso hatte Karl 1542 das ihm benachbarte und unter einem sehr befreundeten Fürstenhause stehende Lothringen aus dem deutschen Reichsverbande entlassen. So bröckelten, unter stürmischen Bewegungen im Innern, bereits die äußeren Theile vom alten Reiche los, durch die Schuld des Kaisers und der Fürsten selbst. — Im Jahre 1556 legte dann Karl V. die Kaiserkrone nieder, die nun auf seinen Bruder Ferdinand 1556—1564 überging. Er starb in der Einsamkeit des Klosters St. Juste in Spanien, wohin er sich zurückgezogen hatte, im Jahre 1558.

9. Die Schweizer Reformation. Streitigkeiten innerhalb des Protestantismus.

§ 370. Die Schweiz, obwohl politisch schon fast ganz vom Reiche geschieden, blieb doch, soweit sie deutscher Zunge zugehörte, im geistigen Leben eng mit ihm verbunden. So ging denn auch dort eine Reformation, fast gleichzeitig mit der deutschen, aber im Ganzen unabhängig von derselben, vor. Huldrich Zwingli, geboren 1. Januar 1484, ein in den alten Sprachen gebildeter, heiterer, klarer und frommer Mann, hatte in verschiedenen Pfarrstellen zu Basel und Glarus schon vor Luthers Auftreten gegen manche Mißbräuche, und als Schweizer besonders gegen das Reislaufen (§ 315) geprebigt. Dann nach dem berühmten Wallfahrtsorte Maria Einsiedlen berufen, hatte er Wallfahrten, Ablaß, Seelenmessen und dergleichen angegriffen. Seit 1519 Prediger zu Zürich, begann er offen mit den Grundsätzen der deutschen Reformation hervorzutreten; nur die Abendmahlslehre ward von ihm unterschieden aufgefaßt. An dieser Abweichung scheiterte durch die Strenge Luthers, der bei dem Religionsgespräch zu Marburg 1529 die dargebotene Bruderhand Zwingli's zurückwies, ein näheres Einverständniß der Schweizer mit den deutschen Protestanten, welches Philipp von Hessen gern herbeigeführt hätte. Auch zum Schmalkaldischen Bunde wurden sie deshalb nicht zugezogen, und so blieb die Entfremdung Deutschlands und der Schweiz, obwohl der Protestantismus beide Länder leicht wieder einander hätte näher bringen können. Der Reformation in Zürich folgte Basel, Bern, Glarus, Appenzell, Schaffhausen und andere Städte und Kantone. Bald überwog die neue Lehre im ganzen Lande, nur die Urkantone, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Luzern blieben bei der alten Kirche. Zuerst reizte man sich gegenseitig; endlich erfolgte ein Bruch in der Eidgenossenschaft. Die protestantischen Städte verboten die Zufuhr in's Gebirge. Von der Noth getrieben, brachen nun die Bewohner der Waldorte heraus, nahe vor Zürich bei Kappel kam es 12. October 1531 zur Schlacht. Die wenig zum Kampf vorbereiteten Protestanten wurden besiegt und Zwingli, der als Feldprediger mit dem Banner von Zürich ausgezogen, erschlagen. Auch durch die Schweiz ging fortan eine Scheidung katholischer und reformirter Staaten.

§ 371. Im Allgemeinen schlossen sich der Schweizer Lehre auch die benachbarten oberdeutschen Städte, z. B. Lindau, Constanz, Straßburg, an. Einen größeren Einfluß aber gewann die Schweizer Reformation, als sie in Genf eine tiefere Durchbildung erhielt. In dieser welschen Stadt des ehemaligen Königreichs Burgund, die unter savoischem Einfluß gestanden, hatte sich zugleich mit der, im Bunde mit Bern und Freiburg erkämpften Unabhängigkeit, die Reformation ausgebreitet. Ein Franzose Jean Cauvin (Calvin 1509—1564), geb. zu Noyon in der Picardie, und auf den Universitäten Frankreichs, besonders zu Paris, juristisch und theologisch gebildet, hatte, als er mit den Schriften der deutschen Reformatoren bekannt wurde, das Evangelium mit hohem Eifer ergriffen, alsbald selbst ein bewunderungswürdig scharfsinniges System der Lehre aufgestellt (das im Abendmahle sich mehr der Lutherischen Auffassung näherte, sonst aber in einigen wesentlichen Punkten, z. B. in der Lehre von der unbedingten Gnadenwahl, sich unterschied) und hatte dann für diesen seinen Glauben Verfolgung leiden und sein Vaterland verlassen müssen. Nach unstätem Irren am Rhein und in Italien bereitete ihm die Begeisterung seiner Anhänger in Genf eine bleibende Stätte

(seit 1534). Durch die strenge, oft finstere und unerbittliche, immer aber vom heiligsten Ernst getragene Festigkeit seines Wesens wie seiner Lehre ward ein neues Bekenntniß gegründet, das Calvinistische (reformirte), wie man es im Unterschiede von dem Lutherischen nannte. — Zu Calvins Lehre bekannte sich bald der größte Theil der Schweiz. In Frankreich fand sie zahlreiche Anhänger, die Hugenotten. Sie verbreitete sich den Rhein hinab und ward in der Pfalz (seit 1559), dann auch in Bremen, Hessen-Cassel und Anhalt herrschend. Zu ihr bekannten sich die Niederlande, nachdem sie sich von der spanischen Herrschaft Philipps II. losgemacht. Sie ward in Schottland ganz im strengsten Sinne Calvins durch John Knox unter der leichtfertigen Königin Maria Stuart eingeführt; und selbst die englische Kirche richtete sich, wenngleich nicht in der Verfassung, so doch in der Lehre nach Calvin.

§ 372. Der Calvinismus unterschied sich nicht unwesentlich vom Lutherthum. Besonders trug die Kirchenverfassung desselben ein eigenthümliches Gepräge. Die Gemeinde selbst wählte ihre Kirchenältesten (Presbyter), diese wieder die Geistlichen. So kam ein gewisser republikanischer Geist der Unabhängigkeit in diese Gemeinden, der sich auch in Deutschland, soweit die reformirte Kirche sich verbreitete, geltend machte. Da die reformirte Anschauung ihre Vorbilder am liebsten dem alten Testament entnahm, so ward dieser Kirche auch bald ein Geist strengen Heldenmuthes, eisernen Trotzes eigen, wie es der Charakter des alttestamentlichen Israels war. Sie zeigte sich überall als die kampffertige, rasch zum Schwert bereite, im Gegensatz gegen die zäh und still duldende lutherische Kirche. Diese gewann mehr Anhang in den germanischen, jene in den romanischen Theilen Europa's (§ 69).

§ 373. Zwischen beiden Schwesterkirchen aber entbrannte bald ein unchristlicher, blinder Haß, welcher selbst noch die letzten Tage Melanchthons († 1560) verbitterte, der umsonst sich mühete, den Frieden zu erhalten. Ohnehin gewöhnte man sich immer mehr und mehr, das Wesen des Protestantismus in der Lehre (dem Dogma) zu sehen, und je weniger sich eine Formel finden ließ, die alle Geister befriedigte — die doch durch Luther auf Selbständigkeit des Forschens und der Schriftauslegung hingewiesen waren — um so mehr häuften sich die gegenseitigen Anfeindungen um der Lehre willen; Verketzerungen, Bannflüche, Vertreibungen und Verfolgungen Andersgläubiger nahmen überhand. In solche gehässige Zerrüttungen ging die Begeisterung der Reformation über und lähmte so sich selbst die Schwingen.

B. Die Zeit der östreichisch-spanischen (Habsburgischen) Monarchie und des dreißigjährigen Krieges.

1. Die Weltlage.

§ 374. Bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts war die Reformation durch ganz Europa im Fortschreiten geblieben. Aber nun erhob sich der Katholicismus mit neuer Macht, je mehr die erste, frische Begeisterung für das Evangelium und die Freiheit des Geistes nachließ. Auf dem Concilium von Trient (1545—1563) schloß er seine kirchliche Lehre mit aller Schärfe gegen die protestantische ab. Kräftige Päpste suchten durch Staatsklugheit

zu ersetzen, was an religiöser Begeisterung verloren gegangen war. Die furchtbare Einrichtung der Glaubensgerichte, die Inquisition (§ 180), ward wieder erneut, von Rom aus eingeschärft und bald mit ihrer mörderischen Thätigkeit über den Süden Europa's ausgebreitet, wo sie den Ketzern unzählige Scheiterhaufen baute. Endlich entstand um dieselbe Zeit, 1540, der Jesuitenorden, gestiftet von dem Spanier Ignaz Loyola, zuerst in der schwärmerischen Absicht der Heidenbekehrung, bald jedoch nur der Bekämpfung der Reformation gewidmet. Dadurch, daß die Jesuiten Schulen gründeten, an den Universitäten die Lehrstühle, an den Höfen die Beichtstühle zu gewinnen wußten, wurden sie bald von mächtigem Einfluß auf Hoch und Gering. Bald faßten sie auch in Deutschland, und zwar zuerst an der bairischen Universität Ingolstadt festen Fuß und begannen einen langen, beharrlichen, schleichenden Kampf gegen die weitere Verbreitung der Reformation.

§ 375. Der große Führer aber in diesem Kampfe gegen die Reformation wie gegen jede freiere Entwickelung der Völker war der spanische Habsburger, der tückische und despotische Philipp II. 1556—1598, der Sohn Karls V., auf welchen die niederländischen, italienischen und spanischen Besitzungen jenes mächtigen Herrschers übergegangen waren. Sein Leben, ein fortgesetzter Kampf gegen alles, was Regung eines freieren Geistes war, berührt freilich Deutschland nur von ferne: aber ganz Europa war seit der Reformation gleichsam ein gemeinsamer Körper geworden, in welchem kein Glied leiden konnte, ohne daß es die anderen mitempfanden; es ward nicht mehr bloß um Macht und Herrschaft einzelner Staaten, sondern um religiöse und politische Freiheit aller gerungen. Es fragte sich, ob die spanisch-östreichische (Habsburgische) Weltmonarchie, die seit einem Jahrhundert im Entstehen war, siegen, und jene höchsten Güter der Völker unterliegen sollten: oder ob Licht und Recht dem alten bösen Feinde gegenüber das Feld behalten und das göttliche Wort bestehen würde.

§ 376. Deutschland, durch seine politische und kirchliche Zerrissenheit gelähmt, nahm an diesem Weltkampfe keinen Theil mehr. Es hatte wohl die Reformation geistig erzeugen können; sie politisch zu schützen war es nicht im Stande. Den ersten Kampf gegen Philipp II. nahmen die Niederländer auf; einen Kampf, dem Deutschland müßig zusah und so die letzte Gelegenheit verlor, dieses schon sehr losgelockerte wichtige Reichsglied, von welchem aus Deutschland am überseeischen Weltverkehr zunächst und am leichtesten Theil nehmen konnte, sich wieder fest zu verbinden. Die Niederlande, als burgundischer Kreis (§ 252) noch zum Reich gehörig, hatten sich gegen die schweren Bedrückungen Philipps II. empört. Sie rangen um ihre altverbürgten Rechte, ihre religiöse Freiheit, selbst um ihren Wohlstand, den das spanische Steuersystem mit Vernichtung bedrohte. Ihre Vorkämpfer, Egmont und Hoorn, hatten durch Alba's (§ 365) Tyrannei auf dem Blutgerüst geendet (1568); unter dem kühnen, schweigsamen und bedachten Wilhelm von Oranien, einem gebornen deutschen Fürstensohne, setzten sie den Freiheitskampf fort, gründeten 1579 ihre Union und erklärten sich 1581 für völlig unabhängig vom spanischen Reiche. Durch Philipps Feldherren hart bedrängt, wandten sie sich zu wiederholten Malen an Kaiser und Reich um Hilfe. Als diese ausblieb, riefen sie die fremden Mächte an, und thaten schließlich das Beste selbst. Aber dieses hochwichtige Küstenland mit seinen Häfen und Handelsplätzen, das Mündungsland des herrlichsten deutschen Stromes, war von nun an für Deutschland verloren.

§ 377. Den Beruf, die Freiheit Europa's vor dem spanischen Joche, und die Reformation vor der katholischen Ueberwältigung zu schützen, übernahm England unter seiner großen Königin Elisabeth (1558—1603). Diese schirmte auch die Freiheit der Niederländer, und an ihren Küsten scheiterte Philipps II. unüberwindliche Armada. Von der Zeit an ward England neben den Niederlanden die seeherrschende Macht, und selbst in den deutschen Meeren, der Nord- und Ostsee, wich ihnen der deutsche Handel und Einfluß. Neben Elisabeth und die Niederlande trat später als Bekämpfer der spanischen Uebermacht auch der kluge und unternehmende König von Frankreich, Heinrich IV., 1589—1610. Der vereinigten Macht dieser Herrscher und Völker unterlag die Macht Philipps II. Sein Land war öde, seine Cassen banquerott, die Zukunft Spaniens vielleicht auf immer zerstört, als er 1598 starb.

§ 378. Deutschland spiegelte in engeren Grenzen die Kämpfe wieder, die Europa zerrissen. Die katholischen Staaten: Oestreich, Baiern, die geistlichen Gebiete, lehnten sich an Spanien; die protestantischen zerfielen in zwei getrennte Factionen. Die lutherischen Kurfürsten, Brandenburg und Sachsen, dienten dem kaiserlichen, dem Habsburgischen Interesse. Kräftiger, weitsichtiger, zum Handeln entschlossener waren die Calvinisten. An der Spitze dieser meist rheinischen und süddeutschen Fürsten stand das pfälzische (seiner Abkunft nach bairische § 248) Kurhaus, neben ihm die Nachkommen Philipps des Großmüthigen (§ 251), die Landgrafen von Hessen-Kassel. Sie bildeten den Gegensatz gegen den katholisch-östreichischen Einfluß. Aber beide Parteien waren zu selbständigem Handeln zu ohnmächtig und lehnten sich in verderblicher Weise an die Fremden. Seit Karl V. ohne Bedenken spanische und päpstliche Hilfe (§ 362) in's Reich gerufen, hatten auch die Protestanten (Moritz' Vorbild § 367 befolgend) sich auf Frankreich, England und die Niederlande zu stützen begonnen. Sie nahmen auch wohl vereinzelt in Condottierenzügen an den Kämpfen in den Niederlanden und Frankreich Theil. Aber überall erschienen sie nur als Werkzeuge: die Entscheidung lag bei den Fremden. Und bald kam die Zeit, wo diese auf deutschem Boden, zu langdauerndem Schaden desselben, den großen Weltkampf ausfechten sollten.

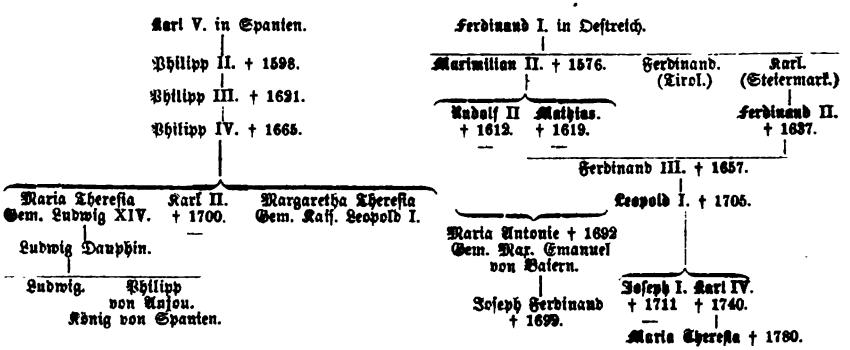
2. Deutschland vom Augsburger Religionsfrieden bis zum Ende des 16. Jahrhunderts.

§ 379. In Deutschland waren mit der Niederlage Karls V. vor Moritz von Sachsen die Pläne der spanischen Weltmonarchie vorläufig erlahmt; es war wieder hergestellt, was man die „teutsche Libertät" nannte, d. h. die Landeshoheit der Fürsten, zugleich mit der Religionsfreiheit (§ 368). Der Zweig der deutschen Habsburger*), dem die deutsch-östreichischen Länder, Böhmen und Ungarn, zugefallen waren, hielt sich zunächst seit Ferdinand I. (§ 368) etwas entfremdet von dem spanischen. Ferdinand I. selbst, der als Kaiser auf Karl V. folgte (1556—1564), war zwar persönlich streng katholisch. Aber alternd und lange Zeit wegen seiner Krönung mit dem Papste verneinigt, suchte er in seinen Erblanden eine Art Ausgleichung zwischen Katholiken und Protestanten zu treffen und hielt, sollte der Katholicismus in Deutschland überhaupt gerettet werden, sogar die Gewährung der Priesterehe und des Laienkelches für nothwendig. Seine Regierung ist

*) Die Habsburger (vergl. die Anm. zu § 280 und 281) seit Karl V. und Ferdinand I. sind:

für die deutsche Geschichte nicht eingreifend. In Oestreich theilte er seine deutschen Erbländer noch einmal unter seine drei Söhne, so daß eine tirolische und eine steiermärkische Nebenlinie entstand. Maximilian II. 1564 bis 1576 war ein edler, milder Mann (§ 376), den man der Reformation so zugethan wußte, daß man nach seines Vaters Ferdinand Tode seinen Uebertritt erwartete. Dies geschah zwar nicht, doch hinderte er weder im Reich noch in seinen östreichischen Erblanden den Fortschritt derselben. Die Pariser Bluthochzeit (24. August 1572), durch welche der französische Hof, an der Spitze der junge König Karl IX., Maximilians Schwiegersohn, die Hugenotten mit einem Schlage vernichten wollte, mißbilligte der Kaiser laut: „Wollte Gott, mein Tochtermann hätte mich um Rath gefragt; wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben, daß er dies gewißlich nimmermehr gethan hätte." Seinen östreichischen Ständen gewährte er Religionsfreiheit, und diese bekannten sich nun fast ohne Ausnahme zur Augsburgischen Confession; Wien war ebenfalls damals fast ganz lutherisch. — Aber eine neue Wendung zum Heil vermochte er den deutschen Geschicken nicht zu geben. Daran verhinderte ihn die Uebermacht Philipps II. von Spanien, die kostspielige Türkengefahr, die innere Spaltung Deutschlands und der Evangelischen selbst; vielleicht auch die Aussicht auf die große Erbschaft von Spanien (als damals eben Philipps Sohn, Don Carlos, geendigt) und das Streben nach dem polnischen (damals eben erledigten) Thron.

§ 380. Als aber Maximilian starb und ihm sein spanisch und jesuitisch erzogener Sohn Rudolf II. (1576—1612) folgte, ward Oestreichs und Spaniens Politik wieder einig und richtete sich auf das Verderben des Protestantismus. Rudolf selber war ein Mann von schwachem Willen und Verstande, sowie von ausschweifenden Sitten, dessen Neigungen sich mehr auf den Marstall, auf Alchymie und Astrologie richteten, als auf die Geschäfte des Thrones. Er erkannte die von seinem Vater gewährleistete Religionsfreiheit in seinen Erblanden nicht mehr an, und deshalb entstanden zunächst in Siebenbürgen und Ungarn Aufstände, durch welche die Türken wieder in's Land gezogen wurden. Bei der nun sich erhebenden Verwirrung traten die Prinzen des östreichischen Hauses, von Rudolfs Bruder Matthias berufen, zu einer Berathung zusammen und übertrugen Letzterem die Leitung der Regierung wegen der „an Kaiserlicher Mayestät zu unterschiedlichen Zeiten sich erzeigenden Gemüthsblödigkeiten", wie ihre Erklärung lautete (1606). Mit Heeresgewalt zwang dann Mathias (1608) den Bruder, ihm die Herrschaft in Ungarn, Oestreich und Mähren zu überlassen. Da er in diesem Kampfe



sich besonders auf den protestantischen Adel gestützt hatte, so mußte er diesem Religionsfreiheit gewähren. Dasselbe verlangten nun auch die protestantischen Stände in Böhmen, dem einzigen Lande, das Rudolf noch behalten. So sah sich auch dieser genöthigt, 1609 den sog. Majestätsbrief zu geben, in welchem er den Böhmen ihre ständischen Rechte und besonders ihre Religionsfreiheit verbürgte.

§ 381. Unter seiner Regierung begann im Reiche bereits ein Rückschlag gegen den Protestantismus. Der bald siegreich werdende Kampf gegen denselben ging vor Allem vom bairischen Herzogshause aus. Ein Prinz desselben, Ernst von Baiern, bereits Bischof von Freisingen, dann auch von Lüttich, ward Erzbischof von Köln, nachdem hier Erzbischof Gebhard Truchseß, der sich verheirathet und noch einmal (§ 358) einen Reformationsversuch in seinem Stift gemacht hatte, vom Papst gebannt und durch spanische Truppen, die aus den Niederlanden kamen, vertrieben worden war (1583). Gegen solch eine unerhörte Absetzung eines Kurfürsten durch den Papst hatten die protestantischen Fürsten nichts, als ohnmächtige Protestation. Die sächsische, von Moritz' Bruder, August, stammende Kurlinie, die albertinische, lag in fortdauernder Feindschaft gegen die, des Kurfürstenthums entsetzte (§ 366), ernestinische Linie, die diesen Verlust noch immer nicht verwinden konnte. Dieser Kampf zieht sich ebensowohl durch die kirchlichen, wie die politischen Bewegungen dieser Zeit. Noch unter Maximilian II. war von Johann Friedrichs ebenso unglücklichem gleichnamigem Sohne der abenteuerliche Versuch gemacht, mit Hülfe eines fränkischen Ritters, Wilhelm von Grumbach, die Kurwürde wieder an das ernestinische Haus zu bringen. Grumbach war ein Genosse von Albrecht Alcibiades gewesen (§ 368) und hatte großen Anhang im alten Reichsadel; später war von seinen Leuten der ihm verfeindete Bischof von Würzburg getödtet worden; in die Acht erklärt, hatte er bei Johann Friedrich Aufnahme gefunden und hatte ihm nun die oben bezeichneten Hoffnungen vorgespiegelt. Kaiser Maximilian aber hatte nun auch diesen in die Acht gethan und dem Kurfürsten August von Sachsen (§ 369) die Ausführung derselben übertragen. Nach tapferer Vertheidigung war Gotha erobert, Grumbach grausam hingerichtet und Johann Friedrich gefangen nach Oestreich abgeführt worden (1567). Die herzoglichen Lande gingen auf seinen Bruder über und spalteten sich später in noch mehrere Linien (§ 261 Anmerk.). Die sog. Grumbachischen Händel hatten die schlimme Folge, daß sich von nun an die Albertiner blindlings an den Habsburgischen Einfluß überlieferten, und so sich ihres ursprünglichen Schutzamtes über den deutschen Protestantismus begaben. — In Münster und Hildesheim unterdrückte der obengenannte bairische Ernst gleichfalls die Protestanten und führte überall die Jesuiten ein, welche die alte Ordnung bald wieder aufrichten halfen. Ebenso ward unter seiner Leitung auf kaiserlichen Befehl auch in Aachen der Katholicismus wieder hergestellt. In den süddeutschen Bisthümern Würzburg, Bamberg, besonders aber in Salzburg rottete man mit Gewalt den protestantischen Glauben in der Bevölkerung wieder aus. In Straßburg hatten die protestantischen Domherren einen brandenburgischen, evangelischen Prinzen, Johann Georg, zum Bischof gewählt, die katholischen einen Guise (§ 251 Anmerk.) 1592. Auch hier behielten die Letzteren die Oberhand. So standen die Sachen im Reich am Schluß des 16. Jahrhunderts. Großer Wohlstand herrschte, große Behäbigkeit des Lebens. Deutschland war reich bevölkert, gut bebauet, und schien auf dem Gipfel seines Glückes: seit einem halben Jahrhundert hatte

kein Krieg gewüthet. Aber im Stillen wirkte vergiftend Haß, Verdacht, Verhetzung und Argwohn, und eine Ahnung kommenden schweren Unglückes, als wie der letzten Zeiten, von denen die Schrift weissagt, ging durch die Gemüther.

3. Vorspiele des großen Krieges. Der Clevische Erbfolgestreit.

§ 382. Das neue Jahrhundert brachte bald, erst in einigen Vorspielen, dann in entsetzlicher Vollendung, dies gefürchtete Unglück zu Tage. — Zwei junge Fürsten, als Verwandte zusammen unter dem strengen Einfluß der Jesuiten erzogen, brannten vor Begierde, der alten Kirche wieder zum Siege zu helfen und die Ketzerei niederzuwerfen. Es waren Maximilian von Baiern und Ferdinand von Steiermark, ein Vetter des Kaisers. Ferdinand, schon früh zur Regierung in seinem damals ganz protestantischen Herzogthum gelangt, zog mit gewaffneten Schaaren umher, schloß die Kirchen, verbrannte die lutherischen Bücher und Bibeln, und führte überall die Messe wieder ein. „Besser eine Wüste, als ein Land voll Ketzer" war sein Wort. Behutsamer verfuhr in seinem ohnehin katholisch gebliebenen Baiern Herzog Maximilian, in welchem welsche Klugheit und steife, spanische Sitte den angebornen und anerzogenen Religionseifer und den Trieb ganz unumschränkt zu herrschen, klug zu mäßigen wußten. Als aber ein innerer Streit in der freien Reichsstadt Donauwerth — wo die protestantische Bevölkerung eine Prozession des einzigen noch katholisch gebliebenen Klosters gestört hatte — über diese Stadt die Acht des Kaisers brachte, und ihm als Vollstrecker derselben Gelegenheit gab, sich hier einzumischen, eroberte er die Stadt, behielt sie als Ersatz seiner Kriegskosten und führte den katholischen Gottesdienst auch hier wieder ein (1607). Diese Vergewaltigung einer evangelischen freien Reichsstadt führte die süddeutschen Protestanten zum Abschluß eines Schutzbündnisses, an dessen Spitze der oben erwähnte Friedrich IV. von der Pfalz stand, der Union (1608). Dieselbe bestand meist aus Reformirten und stützte sich auf Frankreichs Schutz. Dagegen bildete Maximilian von Baiern, der bereits ein kleines stehendes Heer gegründet hatte und Anderen Schutz anbieten konnte, mit den süddeutschen katholischen, besonders geistlichen Fürsten die Liga 1609. Sie stützte sich auf östreichisch-spanische Hilfe. Bald traten die Verbündeten mit den Waffen sich entgegen.

§ 383. Im Jahre 1609 war Herzog Johann Wilhelm von Jülich und Cleve gestorben, ohne Erben zu hinterlassen. Er hatte besessen die Herzogthümer am Rhein, Cleve, Jülich, Berg, ferner die Grafschaften Mark und Ravensberg; ein großer Länderbesitz, der nach und nach zusammengefallen war (§ 252 Anmerk.). Es war das mächtigste weltliche Fürstenhaus in Deutschland, das noch im katholischen Glauben verharrt hatte (§ 361), obwohl die Unterthanen meist protestantisch waren. Es war also höchst wichtig, ob diese Länder in katholische oder protestantische Hände kämen. Seit Wilhelm (§ 361) hatten die clevischen Herzoge vom Kaiser die Begünstigung erhalten, daß ihre Länder beim Erlöschen des Mannesstammes auch auf die weibliche Linie erben könnten. Demnach war Brandenburg der nächste Erbe. Aber mit mehr oder minderem Scheine des Rechts traten Pfalz-Neuburg (bairische, protestantische Linie), Kursachsen und noch mehrere andere Familien mit Ansprüchen hervor. —

§ 384. Das brandenburgische Kurhaus gewinnt hier zum ersten Male wieder seit Albrecht Achilles (§ 276) eine Bedeutung in der deutschen

Geschichte*). In der Reformation, beim Schmalkaldischen Bunde u. s. w. war es nicht hervorgetreten, sondern hatte die Führerschaft dem sächsischen Kurhause überlassen. Doch hatte Joachim II. 1535—1571 klug für das künftige Wachsthum seines Hauses gesorgt. In Preußen waren seit der Säcularisation (1525) Hohenzollern auf dem Herzogsthrone (§ 351). Albrecht, welcher die Reformation eingeführt, starb 1568 und hinterließ nur einen schwächlichen Sohn, Albrecht Friedrich. Damals hatte Joachim die Mitbelehnung für das brandenburgische Haus bei Polen zu erreichen gewußt. Der junge Albrecht Friedrich war mit Marie Eleonore, der ältesten Schwester jenes Johann Wilhelm von Cleve, verehelicht. Aus der Ehe blieben nur Töchter nach, unter denen die älteste wieder an einen Kurfürsten von Brandenburg, an Johann Sigismund, vermählt war, dem sie also einst Preußen, und von der Mutter her zugleich die jülich-clevische Erbschaft zubringen mußte. — Gegen diese Berechtigung traten die Ansprüche des jungen Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg zurück, der von einer jüngeren Schwester des clevischen Herzogs stammte, aber als Sohn der noch Lebenden nähere Rechte zu haben glaubte, als der Schwiegersohn der bereits Verstorbenen. Da man aber eine vorläufige kaiserliche Beschlagnahme und somit eine Eroberung der streitigen Lande fürchtete — denn bereits war Leopold, Ferdinands von Steiermark Bruder, Bischof von Straßburg und Passau, zum Administrator derselben ernannt — so vereinten sich Johann Sigismund und Wolfgang Wilhelm zu Dortmund und besetzten sie zunächst gemeinsam. Zugleich sahen sie sich nach Hilfe gegen den Kaiser und gegen die zu ihm stehende Liga um. Diese fanden sie in der Union und in Heinrich IV. von Frankreich, der die Vorherrschaft des spanisch-östreichischen Hauses in Europa durch einen Krieg zu brechen gedachte und vor Allem hindern wollte, daß die Habsburger sich am Niederrhein ausdehnten. Schon waren Union und Liga am Rhein und Main handgemein, und Heinrich IV. rüstete ein großes Heer — als er von Ravaillac's Dolche fiel, 1610. Dies änderte schnell die Lage; Union und Liga vertrugen sich 1610, da erstere mit dem Tode Friedrichs IV. ihr Haupt verlor, Maximilian aber, der Führer der letzteren, die Habsburger gleichfalls nicht zu mächtig werden lassen wollte. Dagegen entzweite sich Johann Sigismund und Wolfgang Wilhelm wieder. Letzterer ward katholisch, heirathete eine Schwester Maximilians und ward Mitglied der Liga; Johann Sigismund trat zum Calvinismus über und schloß sich Holland und England, überhaupt den gegen Habsburg wirkenden Mächten in Europa an. In diesem Kampf wurden wieder spanische Truppen unter Spinola von Seiten Wolfgang Wilhelms und der Liga an den Niederrhein gezogen, die fürchterlich hausten und Düsseldorf, Mülheim und Wesel besetzen. Dagegen faßten dann auch die Holländer festen Fuß in Cleve. Mehr und mehr begannen auf deutschem Boden bereits die Fremden ihr Wesen zu treiben. Zuletzt vereinigten sich Brandenburg und Neuburg zu einer vorläufigen, erst viel später endgiltig gewordenen Theilung; durch diese kamen Cleve, Mark und Ravensberg zu Brandenburg, während Jülich und Berg an Pfalz-Neuburg fielen. Doch blieben die Fremden im Lande. Noch ein-

*) Die Kurfürsten des Hohenzollernschen Hauses sind: Friedrich I. 1415—1440. Friedrich II., der Eiserne, 1440—1470. Albrecht Achilles 1470—1486. Johann Cicero 1486—1499. Joachim I. 1499—1535. Joachim II. 1535—1571. Johann Georg 1571—1598. Joachim Friedrich 1598—1608. Johann Sigismund 1608—1619. Georg Wilhelm 1619—1640. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, 1640—1688.

mal ruhten die Waffen der großen Parteien, die sich bereits drohend erhoben gehabt.

4. Der dreißigjährige Krieg. a) Der böhmische Krieg.

§ 385. Rudolph II. starb 1612, verbittert durch den unglücklichen Kampf mit seinem Bruder Matthias, der ihm zuletzt auch noch Böhmen entrissen hatte. Matthias (1612—1619) wollte aus Staatsklugheit eine vermittelnde Stellung zwischen Katholiken und Protestanten einnehmen. Da aber die Verwirrungen nicht endeten, in Ungarn und Siebenbürgen der Empörer Bethlen Gabor, von den Türken unterstützt, immer mächtiger ward, auch die protestantischen Stände Oestreichs immer trotziger auftraten: so suchte er, da er kinderlos war, dem Kräftigsten des Hauses, dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark (§ 381), die Nachfolge zunächst in den östreichischen Kronländern, zu sichern. Als er mit ihm zu den Böhmen kam (1617), erwählten ihn diese auch, wenngleich unter dem Widerspruch der entschiedeneren Protestanten, zu ihrem zukünftigen Könige, und Matthias begab sich nun, nachdem Ferdinand alle Rechte der Böhmen, also auch den Majestätsbrief (§ 380) durch sein Wort verbürgt hatte, mit ihm in gleicher Absicht nach Ungarn. In der Zwischenzeit sollte Böhmen durch 10 Reichsräthe regiert werden. Aber gleich nachher begannen Streitigkeiten. Der Abt von Braunau hatte eine im Bau begriffene evangelische Kirche schließen, der Erzbischof von Prag eine zu Klostergrab bereits erbaute gar niederreißen lassen. Die protestantischen Stände sahen darin eine Verletzung des Majestätsbriefes, und klagten darüber bei Matthias. Sie erhielten eine ungnädige Antwort, in der sie sogar als Aufrührer bedroht wurden. Nun glaubten sie, dieser Bescheid sei veranlaßt durch den gehässigen Bericht zweier der Reichsräthe, Martinitz und Slavata; und als bald darauf auf Einladung des heftigen und persönlich gekränkten Grafen Matthias Thurn die protestantischen Edelleute nach Prag zusammenkamen, drang man auf's Rathhaus; es entstand ein Zank mit jenen Beiden, der damit endete, daß nach altböhmischer Sitte die Herren zum Fenster hinausgestürzt wurden (23. Mai 1618).

§ 386. Mit dieser Gewaltthat an den kaiserlichen Räthen war der Bruch geschehen. Die böhmischen Protestanten — sie waren im Lande bei Weitem die Mehrzahl — setzten nun unter Thurns Leitung eine eigene Regierung ein (30 Directoren) und bereiteten Alles zur Abwehr. Sie waren der östreichischen Macht weit überlegen, und was sie besonders in Vortheil setzte, war, daß die protestantischen Stände Oestreichs zu ihnen hielten. Matthias suchte erst zu vermitteln. Aber Ferdinand, im Bunde mit der Jesuitenpartei, drängte zum Kriege. Ehe eine Entscheidung erfolgt war, starb Matthias 1619.

§ 387. Als Ferdinand in Oestreich seine Regierung antrat, befand er sich in der schwierigsten Lage, denn böhmische Truppen unter Thurn waren schon bis Wien gerückt, Bethlen Gabor drohte von Ungarn her, und die östreichischen Edelleute drängten Ferdinand in seiner eigenen Hofburg, ihnen ähnliche Rechte zu geben, wie die Böhmen durch den Majestätsbrief besaßen, und ihnen die Conföderation mit den Böhmen zu gestatten. Nur 500 Reiter kamen noch rechtzeitig zu seinem Schutze herbei. Doch die Unentschlossenheit der Feinde ließ ihm Zeit zum Widerstand und zur Rüstung. Zu Frankfurt ward er darauf von den katholischen wie den protestantischen Kurfürsten, mit einziger Ausnahme von Kurpfalz, zum Kaiser gewählt (Ferdinand II. 1619

bis 1637). Noch während der Festlichkeiten aber langte die Nachricht an, daß die Böhmen ihn als ihren König verworfen hätten. Diese entschieden sich nach einigem Schwanken für den jungen Friedrich V. von der Pfalz, durch welchen sie auch die Union zu gewinnen hofften. Friedrich V., ein schwacher, lenksamer Jüngling, dessen Gemahlin, Elisabeth, eine Königstochter, Tochter Jacobs I. von England, war, und dessen Berather, Christian von Anhalt, ihn zu thörichten Hoffnungen und Unternehmungen verleitet, nahm die Wahl an, trotzdem daß seine alte Mutter beim Abschied klagte: „jetzt geht die Pfalz in Böhmen." Nun sandte Maximilian von Baiern dem Kaiser seine Truppen und die der Liga zu Hilfe. So konnte 1620 ein wohlgerüstetes Heer durch Oberöstreich nach Böhmen vordringen. Die Böhmen waren uneinig unter mehreren Führern, dem unentschlossenen Thurn und dem abenteuernden, zweideutigen Ernst von Mansfeld; zudem schloß die Union kleinmüthig mit der Liga Frieden. Des Kaisers Drohungen schreckten alle übrigen deutschen Fürsten, helfend einzutreten. Die Lutheraner waren ohnehin durch theologische Streitigkeiten von Friedrich V. beleidigt; ja Johann Georg von Kursachsen war im Bunde mit Ferdinand. Ohne Schlacht wichen die Böhmen bis unter die Mauern Prags. Hier, auf dem weißen Berge, kam es am 8. November 1620 zum Entscheidungskampf, in welchem die Böhmen völlig geschlagen wurden. Friedrich V. hatte sich eben von der Tafel erhoben, als ihm unter dem Thore schon die Flüchtigen entgegenströmten. Er hätte die Stadt halten und so Böhmen retten können; aber kopflos floh er noch in derselben Nacht, und ließ so auf immer Krone und Herrschaft. Prag ergab sich, ganz Böhmen ward besetzt, ebenso Mähren und Schlesien, die damals noch immer als Nebenländer Böhmens betrachtet werden konnten. In seinen Sturz zog Friedrich V. auch noch den mit ihm verbündeten Markgrafen Johann Georg, einen Fürsten aus dem Hohenzollernschen Hause, der in Schlesien das Herzogthum Jägerndorf besessen und dies jetzt ebenfalls an den Kaiser verlor.*)

§ 388. Böhmen war durch die Streitkräfte der Liga unterworfen. Der Kaiser, dem es Maximilian, das Haupt derselben, zurückgab, beeilte sich, da es als rebellisches Land seine bisherige Verfassung verwirkt habe, mit den ständischen Rechten zugleich den Protestantismus auszutilgen. Er zerschnitt den Majestätsbrief. Mit seinen Ständen in Oestreich war er bereits fertig; sein Schwager, der König Sigismund von Polen, hatte ihm Soldaten geliehen, wilde Kosakenschaaren, mit denen er das Land gebeugt, die protestantischen Kirchen geschlossen und die Einwohner wieder in die Messe getrieben hatte. Fast noch strenger, blutiger und unerbittlicher traf sein kalter, zäher Religionshaß jetzt Böhmen. Die Strafe zögerte und die am Aufstande Betheiligten waren schon sicher geworden. Da plötzlich begannen die Verhaftungen. Auf dem Markt zu Prag fielen 24 Köpfe der vornehmsten Führer; die Geflüchteten wurden ihrer Güter beraubt. Tausende von Familien wanderten in's Elend. Die evangelischen Kirchen wurden wieder dem katholischen Gottesdienst eingeräumt; die Universität, die Schulen den Jesuiten übergeben, Böhmens alter Freiheitstrutz, sein Wohlstand, sein Glauben war zu Boden geschlagen; über das Land kam die Ruhe eines Kirchhofs. In den östreichischen Erblanden war die katholische Glaubenseinheit wieder hergestellt; kaum noch hielten sich unter schwerem Druck

*) Mit seinem Sohne starb seine Linie aus, und Kurbrandenburg hätte nun folgen müssen: ein Recht, das 1740 Friedrich der Große geltend machte.

kümmerliche Reste evangelischer Gemeinden, vor Allem in Ungarn und Siebenbürgen.

5. Der dreißigjährige Krieg. b) Der Krieg in der Pfalz und in Niedersachsen.

§ 389. Der böhmische Krieg, der erste Anfang entsetzlichen Unglücks für das ganze protestantische Deutschland, hatte bei den evangelischen Glaubensgenossen lange nicht die Theilnahme gefunden, die er verdiente; ja die lutherische Bevölkerung von Sachsen und Brandenburg war wohl damit zufrieden, daß die Calvinisten hier eine Demüthigung erfuhren. Der Kurfürst von Sachsen selber hatte im Einverständniß mit Ferdinand und Maximilian gehandelt und einstweilen die Lausitz, die er bei dieser Gelegenheit zu erwerben hoffte, besetzt. Ohne Scham hatten die deutschen Kurfürsten geduldet, daß der spanische Feldherr Spinola von den Niederlanden her mit seinen Schaaren verheerend in die Pfalz eingedrungen war. Als aber, 1621, der Kaiser den vertriebenen Friedrich von der Pfalz seiner Kur entsetzt erklärte, und es offenbar wurde, daß er dieselbe auf den Führer der Liga, Herzog Maximilian, übertragen wollte, ward den Fürsten die drohende Gefahr klar; kein früherer Kaiser, selbst Karl V. nicht, hatte ohne Beirath der Reichsfürsten einen Kurfürsten zu entsetzen gewagt. Auch standen durch diese Veränderung fünf katholische Kurfürsten gegen zwei protestantische. Die norddeutschen Stände wurden für ihre Unabhängigkeit bange, und beriethen unter Führung Christians IV. von Dänemark (der als Herzog von Holstein dem niedersächsischen Kreise zugehörte, § 256), wie man Friedrich V. im Besitz seines Kurlandes schützen könne. Aber es fehlte auch jetzt Allen an Ernst und Muth, und der Dänenkönig selber hatte vielmehr protestantische Bisthümer im Auge — Bremen, Verden, Osnabrück — die er an seine Familie bringen wollte, als die Sache der Religion und Freiheit. Die beiden wichtigsten norddeutschen protestantischen Mächte blieben lau: Sachsen unter Johann Georg im Einverständniß mit dem Kaiser, Brandenburg unter Georg Wilhelm in einer schwächlichen Neutralität. — Noch hielten sich jedoch in der Pfalz Heidelberg, Frankenthal und andere Orte gegen Spinola's Truppen. Ernst von Mansfeld, der die Oberpfalz nicht gegen Maximilian und Tilly hatte halten können, zog zuerst plündernd durch das Elsaß und ging dann gleichfalls in die Pfalz hinüber.

§ 390. Es beginnen nun jene Verwüstungen der Generale und der Heere, durch welche der 30jährige Krieg so verhängnißvoll geworden ist. Verschiedene Feldherren (eher Bandenführer, Condottieren, zu nennen), spielen dabei eine hervorragende Rolle. Ernst von Mansfeld, aus einer katholischen Soldatenfamilie, hatte erst gegen die Protestanten, dann nach seinem Uebertritt zu ihrer Religion, für sie gekämpft. Er führte den Krieg für Friedrich V. theils mit englischem und niederländischem Gelde, theils durch Contributionen und Brandschatzungen auf Kosten der Länder, in denen er stand; diese Art, den Krieg sich selbst ernähren zu lassen, war nicht mehr neu (§ 369), aber ward nun erst allgemein. Ihm gegenüber stand Tilly, der bereits dem bairischen und östreichischen Hause wichtige Dienste gegen die Ketzer geleistet, der Feldherr Maximilians; ein kleiner, fast komisch aussehender Mann, mit spitzem Bart und lang vom Hut herabwallender rother Feder, mönchisch in seinen Grundsätzen, wunderlich in seinem Wesen, furchtbar, entschlossen und schlau in seinen Kriegsunternehmungen, ohne Gleichen an kriegerischer Begabung wie an Gehorsam gegen seinen Herrscher. Von den Unionsfürsten

focht am Rhein der wackere Georg Friedrich von Baden-Durlach fast nur allein noch treulich für Friedrich V. In Westfalen und Niedersachsen aber trat der abenteuerliche (protestantische) Fürstbischof von Halberstadt, Christian von Braunschweig, für den vertriebenen Kurfürsten auf. Dieser wilde, zügellose Jüngling hatte noch einen Anflug von Ritterlichkeit. Mit dem Handschuh der Pfalzgräfin am Hut, focht er für die Dame. „Gottes Freund, der Pfaffen Feind", lautete sein Wahlspruch, mit dem er, freilich unter Plünderungen und Verwüstungen, die Wiederherstellung des Protestantismus in den erst kürzlich wieder katholisirten Ortschaften der geistlichen Stifter Westfalens betrieb. — Georg Friedrich von Baden und Ernst von Mansfeld gewannen zusammen bei Wisloch (27. April 1622) einigen Vortheil über Tilly. Dann, nachdem sie sich veruneinigt und getrennt, ward Georg Friedrich bei Wimpfen von Tilly geschlagen (7. Mai 1622). Christian von Braunschweig, der von Westfalen mit bedeutenden Truppen heranzog, ließ sich zu einer Schlacht verlocken, ehe er sich mit Mansfeld vereinigt hatte, und erlitt bei Höchst am Main (20. Juni 1622) eine Niederlage. So verlor Friedrich V. sein Land; die Union löste sich auf; Maximilian bekam die Kurwürde und die an sein Herzogthum anstoßende Oberpfalz (1623). Die Rheinpfalz hatte der Kaiser durch spanisches Kriegsvolk besetzt und dachte sie selbst zu behalten.

§ 391. Ernst von Mansfeld aber und Christian von Braunschweig führten die Reste ihrer wilden Schaaren durch Elsaß und Lothringen in die Niederlande, um dort mit ihnen gegen die Spanier zu kämpfen. Da sie aber dem Lande selbst eine Geißel waren, wurden sie hier bald entlassen, und sie fielen nun wieder in Deutschland ein, Christian in den niederrheinisch-westfälischen Kreis, wo er die katholischen Stifter brandschatzte, Ernst in das (reformirte) Ostfriesland, wo er die reichen Bauern und Städte plagte. Inzwischen aber rückten die Kräfte der katholischen Mächte in weitem Halbkreise langsam vor: die Spanier rheinabwärts gegen Holland, Tilly über Hessen nach Westfalen und die kaiserlichen Truppen der Weser zu. Der unverhohlene Plan der Liguisten wie des Kaisers war, alle geistlichen Gebiete, die im Nordwesten Deutschlands protestantisch gemacht worden, wieder in Besitz zu nehmen und, indem das protestantische Norddeutschland in seiner Glaubenseinheit zerfetzt sei, die Wiederherstellung des Katholicismus auch hier zu beginnen. Tilly schlug den letzten, ihm gegenüber stehenden Gegner, Christian von Halberstadt, noch einmal bei Stadtlohn in Westfalen (8. August 1623), und blieb mit seiner Heeresmacht in diesem Kreise stehen. Immer gefahrvoller gestaltete sich die Lage für die norddeutschen Lutheraner. Der niedersächsische Kreis, der sich zunächst bedroht sah, traf nun wirklich einige Vertheidigungsmaßregeln; er ernannte Christian IV. von Dänemark zum Feldhauptmann und nahm Christian von Braunschweig in Dienst. Tilly dagegen besetzte das an der Grenze des niedersächsischen Kreises gelegene Höxter, und nun erklärte dieser seine Neutralität verletzt und den Krieg.

§ 392. An der Spitze stand, da das Welfische Haus, das bedeutendste Niedersachsens (§ 227), in sich zersplittert war, als Kriegsoberster Christian IV. von Dänemark, also ein fremder Fürst, dem es im Kriege vor Allem um seinen Vortheil zu thun war. Bisher hatte er sich als einen Feind deutscher Bürgerfreiheit gezeigt, hatte die Hanse (§ 296) völlig aus den nordischen Meeren verdrängt und hatte sich oft eitel und anmaßend benommen. Und dieser Mann war jetzt der einzige Schützer der protestantischen Sache! Denn noch immer hielten Sachsen und Brandenburg (also der obersächsische Kreis) sich neutral. Im Jahre 1625 begann so ein zweiter Hauptakt des Krieges, den

man den dänisch-niedersächsischen nennen kann. Der Kaiser führte ihn jetzt mit eignem Heer. Lange hatte es ihn gedrückt, daß er Alles Maximilian, der Liga und dem Feldherrn derselben, Tilly, zu danken hatte; denn Maximilian hatte sich alle Hilfeleistungen theuer vergelten lassen. Jetzt erbot sich ihm ein Mann, ein eigenes Heer zu stellen, ohne daß es dem Kaiser das Geringste kosten solle. Dieser Mann war Albrecht Waldstein (Wallenstein), ein protestantischer Böhme von Geburt, ein Mann von dämonischer Heftigkeit und finsterem, verzehrendem Ehrgeiz, der ihn früh nach Italien, dann in den Schooß des katholischen Glaubens und der geheimen Wissenschaft getrieben hatte. Dann durch Heirath zu bedeutendem Reichthum gelangt, durch glänzende militärische Eigenschaften und Erfolge rasch zu hohen Ehren gestiegen, hatte er zuletzt durch große Güterkäufe und kaiserliche Schenkungen bei den böhmischen Aechtungen (§ 388) fürstliche Macht und Besitzungen gewonnen und war zum Fürsten von Friedland erhoben. Prachtliebe und doch zugleich gute Haushaltung verbanden sich in ihm. Dieser unternahm es, nach Mansfeld's und Christian's Vorbilde, ein Heer aufzustellen, das nach einem großartigen Contributionssystem in den Ländern, wo es stünde, sich selbst erhalten sollte. Er ist der größte und furchtbarste all' dieser Bandenführer. Sein Gedanke war, dem Kaiser eine eigene militärische Macht zu stiften, die sich über ganz Deutschland ausbreite, und sowohl die liguistische wie die kurfürstliche einflußlos mache, und ihm eine unbeschränkte Gewalt sichere. Feiner Formen kundig, war er schonungslos im Dienst und, im Zorn, brach er (wie Napoleon) in brutaler Art los; in Worten prahlerisch, in seinem Benehmen rücksichtslos, phantastisch und doch besonnen zugleich. Die Soldaten hielten ihn für „fest," mit bösen Geistern im Bunde. — Indessen rückte Christian IV. von Dänemark in die Wesergegend vor. Tilly stand in Hessen und südlich vom Harz im Eichsfeld Wallenstein mit dem neugeworbenen kaiserlichen Heer, das sich bis in das Halberstädtische ausbreitete. Obwohl Wallenstein unter seinen Truppen Disciplin hielt und den Bürger neben den Soldaten bestehen lassen wollte, blieben doch mannigfache Bedrückungen nicht aus. Doch kam es in diesem Jahre zu keiner Entscheidung. — Christian IV. erlitt zu Hameln beim Umritt über den Wall einen schweren Sturz mit dem Pferde und ging für diesmal zurück. Die Heere blieben mit allen Gräueln der Verwüstung im Lande stehen.

§ 393. Aber im Frühling 1626 erschien Christian IV., von England und Holland mit Geld unterstützt, mit neuen Heereskräften wieder auf dem Schauplatz. Rechts, nach Westfalen hinein, schloß sich ihm Christian von Braunschweig, links, gegen die mittlere Elbe hin, Ernst von Mansfeld an. Gegen Letzteren zog Wallenstein und schlug ihn an der Dessauer Brücke (25. April 1626). Der Mansfelder warf sich rückweichend nach Brandenburg, wohin er nun auch den Krieg zog, verstärkte sich wieder und wollte sich nun durch Schlesien nach Ungarn wenden, um sich mit Bethlen Gabor (§ 387), der eben einen neuen bedrohenden Zug gegen Ferdinand II. durch Ungarn heran unternehmen wollte, zu vereinen. Wallenstein folgte ihm durch die Lausitz, Schlesien, Mähren, bis tief nach Ungarn. Bethlen Gabor aber unterhandelte bereits über einen Frieden mit Oestreich, und Mansfeld suchte nun, nachdem sein Heer sich zerstreut, zu Meer Venedig und von da England wieder zu erreichen; auf der Reise aber starb er, wild und trotzig, wie er gelebt, indem er sich den Panzer anlegen ließ, und stehend, von Freunden gestützt, den Tod erwartete. Ihm war der wilde Christian von Braunschweig nach rasch verstürmter Jugend bereits im Frühling desselben Jahres vorausgegangen.

§ 394. Während Wallenstein durch den Mansfelder vom Kriegsschau-

platze abgezogen wurde, war Tilly vor Christian IV. nach dem Eichsfelde zurückgewichen. Schon glaubte dieser auf Thüringen und Franken vordringen zu können, als Tilly einen zurückgelassenen Wallensteinschen Heerhaufen an sich zog und gegen ihn vorbrach. Christian IV. wollte nun über den Harz in sein festes Lager bei Wolfenbüttel zurückweichen, wurde aber am nordwestlichen Ende dieses Gebirges, wo die Hohl- und Waldwege zur Ebene hinabführen, bei Lutter am Barenberge, von jenem ereilt und vollständig geschlagen (27. August 1626). Tilly drang in Folge dieses Sieges nun bis an die untere Elbe vor, wo jedoch Christian sich hielt. Im folgenden Jahre (1627) kam Wallenstein mit verstärkter Heeresmacht aus Ungarn zurück, rückte durch Schlesien und die Lausitz, spottete der brandenburgischen Neutralität, zog in Mecklenburg ein. Dann verband er sich mit Tilly, jagte den Dänen aus Holstein, Schleswig und Jütland auf seine Inseln, und nahm nun, während sein Heer auf Kosten Brandenburgs und Pommerns lebte, die kühnsten Pläne auf. Mecklenburg, dessen Herzöge ohne Spruch und Recht verjagt wurden, ließ er sich selbst vom Kaiser zusprechen. Die Reste der alten hanseatischen Macht (§ 300) sollten sich mit der spanischen Flotte verbinden, die freien Niederlande bekämpfen und die Habsburgische Herrschaft auch über die nordischen Meere tragen; anderer Seits wollte man Polen die Hand reichen und Schweden bezwingen, die letzte protestantische Macht im Norden, die noch aufrecht stand. Schon nannte sich Wallenstein „Admiral des baltischen und oceanischen Meeres." Aber an den Mauern der Stadt Stralsund, die Wallenstein nehmen wollte, „und wenn sie mit Ketten am Himmel hinge", an ihrer mannhaften Bevölkerung, ihrem tüchtigen Bürgermeister und unverzagten Worthaltern (Rathsherren), brachen sich zuerst die hochfliegenden Pläne Wallensteins und des neu erstarkenden Hauses Habsburg, 1628.

§ 395. Noch zwar stand Kaiser Ferdinand so siegreich und übermächtig da, daß er glaubte, er könne jetzt gegen den Protestantismus den Vernichtungsstreich führen. Namentlich aber drängte ihn Maximilian von Baiern und die Liga, den lang beabsichtigten Schritt zur Rückforderung der geistlichen Gebiete zu thun, und so erließ er, trotz Wallensteins Abmahnung, am 6. März 1629 das Restitutionsedict. Auf Grund des geistlichen Vorbehalts (des reservatum ecclesiasticum § 368) sollten alle katholischen Stifter, die seit dem Passauer Vertrage von den Protestanten eingezogen und säcularisirt worden waren, herausgegeben werden. Dadurch wären eine Menge geistlicher Gebiete, z. B. in Norddeutschland Bremen, Verden, Hildesheim, Magdeburg, Havelberg, Brandenburg ꝛc. den Protestanten wieder verloren gegangen, und wären mit katholischen Bischöfen besetzt worden. Da diesen aber als Landesherren das Recht zustand, den Glauben ihres Landes zu bestimmen (§ 368), so konnte man eine Zertrümmerung des Protestantismus voraussehen. Denn auch in Franken und Schwaben ward das Edict geltend gemacht. Das Privatvermögen aller Fürsten war bedroht, die Güter von 6000 Edelleuten für verfallen erklärt; außerdem sollten künftig nur die der Augsburgischen Confession Zugehörigen, mithin keine Calviniſten, im Reiche geduldet werden. Auch deckte dies Restitutionsedict nur vorläufig die weitere Absicht, überhaupt alle seit der Reformation eingezogenen geistlichen Güter wieder zurückzufordern. — Kurze Zeit nachher baten und erhielten die Dänen Frieden zu Lübeck am 12. Mai 1629. Dem Kaiser schien sich die Aussicht auf eine höchste, unumschränkte Gewalt zu eröffnen, wie sie selbst Karl V. nach dem Schmalkaldischen Kriege umsonst erstrebt hatte. Schon erklärte Wallenstein laut: man bedürfe der deutschen Stände nicht mehr: der Kaiser

müsse Herr in Deutschland werden, so gut wie die Könige in Frankreich und Spanien es in ihren Gebieten seien.

§ 396. Da wurden auch die katholischen Fürsten im Reiche für ihre Unabhängigkeit besorgt. An ihrer Spitze stand Maximilian von Baiern, dem der Kaiser seine ersten Siege verdankte. Besonders Wallenstein war ihnen verhaßt, der dem Kaiser diese Macht gegeben und ihm die Liga entbehrlich gemacht hatte. Ganz Europa wurde besorgt, vor Allem das auf die spanisch-östreichische Monarchie eifersüchtige Frankreich, welches jetzt von dem staatsklugen Richelieu gelenkt wurde. Letzterer begann in Italien gegen die Habsburgische Macht vorzudringen und mit Maximilian von Baiern Einverständnisse anzuknüpfen. Indeß trat, 1630, zu Regensburg ein Fürstentag zusammen, und hier wurden von allen Seiten die bittersten Klagen laut. Und Ferdinand II., der gerade seinen Sohn Ferdinand zu seinem Nachfolger (zum römischen König) erwählt zu sehen wünschte, entschloß sich, Wallenstein fallen zu lassen. Dieser empfing kalt und stolz die Kunde von seiner Entlassung, da er schon aus den Sternen gelesen, „wie der Geist des Baiern den Geist des Kaisers beherrsche." Nicht seine Entsetzung ärgerte ihn, sondern daß ihm mit Mecklenburg auch seine reichsfürstliche Würde entzogen war. Er trat mit königlicher Pracht in das Privatleben zurück, der Zeit harrend, wo man ihn nöthig haben würde.

6. Der dreißigjährige Krieg. c) Der schwedische Krieg. Gustav Adolf.

§ 397. Denn noch ehe Wallenstein entsetzt war, war schon wieder ein neuer Kämpfer auf dem Kriegsschauplatz erschienen. Es war Gustav Adolf, König von Schweden. Auch dieser war von der östreichischen Uebermacht bedroht. Der König Sigismund von Polen, ein Schwager des Kaisers, und, obwohl ein Wasa (§ 398), doch mit ihm von gleichem katholischem Eifer beseelt und politisch mit ihm verbunden, bestritt Gustav Adolf, seinem Vetter, die schwedische Krone. Wallenstein hatte ihm von Pommern und Brandenburg aus Truppen zu Hilfe senden müssen. Gustav Adolf aber fühlte sich berufen, Vorkämpfer und Retter des Protestantismus in Europa zu werden. Er hatte eine große Seele: mit hoher Klugheit und Willensstärke paarte sich tiefe und echte Frömmigkeit, die er in der That bewährte, in Gerechtigkeit, Güte und Milde. Er allein in dieser Zeit bändigte die wilden Triebe der Soldaten, hielt strenge Mannszucht und ließ auch die Feinde menschlich behandeln. Hellen Verstandes, überschaute er weltliche und geistliche Dinge mit gleicher Klarheit und Sicherheit. Sein hoher Charakter strahlte aus dem herrschenden blauen Auge, aus dem offenen Angesicht. Sehr schweren Leibes, theilte er doch alle Mühen seiner Soldaten, und war ein Meister der Kriegskunst, die er umgestaltete.

§ 398. Freilich ist Gustav Adolf nicht bloß ein Ritter gewesen, der für den Glauben kämpfte. Er war ein König, der für sein Land kühne und weitreichende Entwürfe hegte. Er war ein Enkel jenes Gustav Wasa, der zuerst die Reformation in Schweden eingeführt hatte. Seitdem war die Macht des Hauses Wasa fast ohne Unterbrechung im Wachsen geblieben. Zu Schweden gehörte Finnland, Esthland, Livland, Ingermannland; Kurland, noch ein selbständiges Herzogthum, stand unter seinem Einfluß; es beherrschte also fast alle Länder um die Ostsee, die einst deutscher Cultur offen gewesen (§§ 197, 296). Nur Preußen, das ehemalige Ordensland,

(§ 286) seit 1618 brandenburgisch, und Pommern fehlte in diesem Kreise. In Pommern ging der alte Herzogsstamm auf die Neige; starb Bogislav XIV., so mußte das wichtige Land nach altem Vertrag an Brandenburg fallen (§ 264). Es schien nahe zu liegen, daß Gustav Adolf auch diese Länder erwürbe, um so die Ostsee zu einem schwedischen Meere zu machen. Nun aber hatten sich die Habsburgischen Pläne sogar angreifend gegen ihn und gegen die von ihm erstrebte Herrschaft über das Baltische Meer gekehrt (§ 394). Um so mehr mußte er trachten, ihnen zuvorzukommen. — Richelieu unterstützte ihn, da Beide dasselbe Ziel hatten, die Bekämpfung der Habsburgischen Uebermacht; und so hatte er ihm zuvor einen Frieden mit Polen vermittelt, um ihm in Deutschland freie Hand zu schaffen.

§ 399. Am 6. Juli 1630 landete Gustav Adolf mit 13,000 Mann auf dem Ruden nahe der Peenemündung. Sein Heer bestand aus kriegsgeübten Truppen, voll strenger, frommer Zucht, voll edler Einfachheit und glühender Kampfbegierde. Er hoffte, da er als Vertheidiger der deutschen Freiheit und der evangelischen Kirche kam, die protestantischen Fürsten würden sich ihm anschließen. Er täuschte sich. Nur die fürchterlich gequälte Bevölkerung Norddeutschlands, die in ihrer Verzweiflung fast schon zu Aufstands- und Verschwörungsversuchen gekommen war, begrüßte in ihm den Retter vor den liguistischen und Wallensteinschen Schaaren. Gustav Adolf rückte vor Stettin und zwang den alten Bogislav XIV. durch angedrohte Gewalt, ihm seine Hauptstadt zu öffnen. Zunächst traf er Maßregeln, sich Pommerns zu versichern. Dann, indem sein Heer schnell wuchs, das kaiserliche aber weit zerstreut war, rückte er in's Brandenburgische ein. Georg Wilhelm, sein Schwager, ein schwacher Fürst, hatte sich während des ganzen Krieges ängstlich um eine Neutralität bemüht, die aber Niemand geachtet hatte. Er fürchtete bei Gustav Adolf Absichten auf Pommern und Preußen und zögerte, ihm näher zu treten. Indessen kam Tilly, jetzt Oberbefehlshaber der kaiserlichen und liguistischen Truppen, heran, wandte sich aber plötzlich auf Neu-Brandenburg im Mecklenburgischen, das von Schweden besetzt war, eroberte es nach dreimaligem Sturm und ließ die Besatzung niederhauen (1631); dann wandte er sich zur Belagerung von Magdeburg. Dagegen wieder eroberte Gustav Adolf Frankfurt a. d. Oder, wo kaiserliche Besatzung lag, und übte Vergeltungsrecht. Von da rückte er, im ersten Frühling 1631, auf Berlin zu. Er verlangte einstweilen, bis Magdeburg befreit sei, daß der Kurfürst ihm Spandau einräume. Die Unterhandlungen hierüber hielten ihn auf. In Potsdam ereilte ihn die Kunde von Magdeburgs Fall. Nun entbrannte sein Zorn; mit fliegenden Fahnen und brennenden Lunten zog er vor Berlin und zwang den Kurfürsten zum Bunde.

§ 400. Magdeburg, der feste Hort des Protestantismus und der wichtigste Verkehrsplatz in Norddeutschland, hatte, wie einst dem Interim (§ 366), so auch jetzt dem Restitutionsedict und der Aufnahme des neu ernannten Fürst-Bischofs (des Kaisers Sohn, Leopold Wilhelm) so wie kaiserlicher Besatzung Widerstand entgegengesetzt. Die Stadt war deshalb vom Kaiser in die Acht erklärt, und schon den ganzen Winter hindurch von Pappenheim, einem andern Feldherrn der Liga, belagert worden, den dann Tilly selbst mit seinem Heere noch verstärkt hatte. Gustav Adolf hatte bei der zweideutigen Gesinnung der beiden mächtigen protestantischen Kurfürsten nicht vorwärts gehen können, ohne sich durch besetzte Festungen den Rücken gedeckt zu haben. Aber von Brandenburg wie von Kursachsen hatte er umsonst thätige Hilfe verlangt, um die wichtige protestantische Stadt zu

retten.*) So fiel Magdeburg (20. Mai 1631). Durch ein Manöver, als wollte der Feind abziehen, waren die Bürger getäuscht worden. Plötzlich in der Morgenfrühe wurden die schlecht bewachten Wälle erstiegen; mörderisch ward noch in den Straßen gekämpft; dann, nachdem die unglückliche Stadt angezündet war, ergossen sich Pappenheim's und Tilly's Schaaren, Croaten, Wallonen, die Hefe aller Völker, brennend, plündernd, mordend in Straßen und Häuser, und Gräuel wie nie zuvor geschahen. Die Stadt bis auf den Dom und wenige Fischerhütten sank in Asche; von 35,000 Menschen gingen kaum noch 5000 wie Leichen aus den Kirchen und Verstecken hervor und erhielten des einziehenden Heerführers Gnade. Seit Troja's und Jerusalem's Fall, schrieb dieser dem Kaiser, sei solch' eine Victoria nicht gesehen worden. — Es war der letzte Uebermuth des Siegers.

§ 401. Denn bald nahte Gustav Adolf, überschritt bei Tangermünde die Elbe und bezog ein festes Lager bei Werben. Hier kam der Landgraf Wilhelm von Hessen zu ihm, sich mit ihm zu verbinden, ein nicht minder entschlossener Fürst, als seine edlen Vorfahren es gewesen**), der auch zuerst sein protestantisches Volk gegen seine Dränger unter die Waffen gerufen hatte. Ein Anderer, Prinz (Herzog) Bernhard von Weimar, ein Urenkel jenes geächteten und seines Landes beraubten Johann Friedrich (§ 365), war ihm schon zuvorgekommen. Tilly, der sofort in die Länder dieser Herren gerückt war, um dieselben für den Abfall ihrer Fürsten zu züchtigen, zog gegen Werben, bestürmte aber vergeblich diese feste Stellung. Er mußte zurück; während Gustav Adolf nun auch die Mecklenburger Herzöge, freilich unter seiner Hoheit, wieder einsetzte. Tilly aber rückte, um den Kurfürsten von Sachsen vom Leipziger Convent abzuziehen, in dessen Land ein. Seine schrecklichen Schaaren setzten den Kurfürsten in Verzweiflung. Nun erst flehte er den Schwedenkönig an, er möge kommen, ihn zu retten. Gustav Adolf war bereits über die Elbe zurückgegangen, zog aber sogleich nach Sachsen hinauf, und vereinigte sich bei Düben mit den Truppen des Kurfürsten. Tilly stand zu Breitenfeld bei Leipzig. Hier griff ihn Gustav Adolf an, 17. September 1631, und hier ließ ihm Tilly, der Sieger in 36 Schlachten, Ruhm und Sieg. Die schweren Schlachtvierecke der Liguisten wurden von den leicht beweglichen Reihen der Schweden (Gustav Adolf hatte Füsiliere unter seine Reiter und unter seine Pikenträger gemischt) und ihren leichter zu transportirenden Geschützen auseinandergesprengt.

§ 402. Nun stand kein Feind dem Könige mehr gegenüber. Der Sieg führte zum völligen Anschluß der meisten protestantischen Fürsten. Deutschland lag offen vor ihm. Er rückte zunächst schnell, und ohne Hinderniß, durch Thüringen an den Main, diesen hinab durch Franken, auf Frankfurt und Mainz zum Rhein. Als er hier seine Winterquartiere nahm, stand er auf der Höhe des Sieges. In den geistlichen Gebieten hatte er überall sich unmittelbar huldigen lassen; er gedachte dieselben ohne Zweifel zu säcularisiren. Auch verschob er es noch, die Pfalz an Friedrich V.,

*) Der Kurfürst von Sachsen, Johann Georg, früher des Kaisers Verbündeter (§ 387), hatte, da ihm seit 1629 selbst die Gefahr nahe gerückt war, mit den meisten protestantischen Fürsten den Leipziger Convent geschlossen, um sich den Waffen Schwedens wie dem Restitutions-Edict zu widersetzen; ein verzagter Widerstand, der nach keiner Seite hin Erfolg hatte.

**) In Hessen-Cassel hatten, seit Philipp des Großmüthigen (§ 378) Tode, treffliche Fürsten (Wilhelm I. der Weise 1567—1592, Moritz I. 1592—1627) regiert, die nicht bloß für Schule und Kirche, sondern auch für eine volksthümliche Wehrkraft gesorgt hatten; letztere bewies sich jetzt besonders wirksam.

der sich bei ihm einstellte, zurückzugeben. Vielleicht erhob sich jetzt in seiner Seele der große Gedanke eines protestantischen Kaiserthums und einer innigen Verschmelzung der beiden stamm- und glaubensverwandten Länder, Schweden und Deutschland. Er dachte in dieser Zeit an eine Verlobung seiner einzigen Tochter Christina mit dem einzigen Sohne des brandenburgischen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm (dem nachmaligen Großen Kurfürsten). Doch waren diese großen und glänzenden Pläne an sich schon schwer zu verwirklichen und würden kaum einer von beiden Nationen zum Heile gereicht haben. Ohnehin begann ihn die zweideutige Haltung des Kurfürsten von Sachsen, der zwar in Böhmen eingerückt war, aber es doch mit dem Kaiser nicht verderben wollte, und die Eifersucht Frankreichs, unter dessen Schirm sich Baiern und die geistlichen Fürsten zu flüchten begannen, sehr zu hemmen. — Mit dem kommenden Frühling 1632 trieb er Tilly aus Franken und zog in Nürnberg ein, dessen protestantische Bevölkerung ihn freudig empfing. Dann rückte er gegen Baiern. Die Grenze des Landes vertheidigend, fiel Tilly am Lech, 5. April 1632, von einer Kanonenkugel tödtlich getroffen. Darauf wandte sich Gustav Adolf nach der freien Stadt Augsburg, wo er gleichfalls mit Jubel empfangen wurde und sich förmlich huldigen ließ. Dann, während Maximilian von Baiern Regensburg besetzte, belagerte er Ingolstadt vergeblich, wandte sich aber dann auf München, das sich ihm ergab und das er gnädig behandelte. Von da zog er nach Schwaben.

§ 403. In Wien, wo man erst gespottet hatte, der „evangelische Makkabäus" werde, wie einst der Prager Winterkönig, schnell vor der kaiserlichen Glückssonne zerschmelzen, zitterte man nun um die eigene Sicherheit. Nur Wallenstein konnte retten. Schon bald nach der Schlacht bei Leipzig war er aufgefordert worden, das Obercommando wieder zu übernehmen. Lange hatte der stolze Mann, dessen schadenfroher Triumph nun gekommen war, sich geweigert, dies zu thun. Im December 1631 gelobte er jedoch auf vieles Dringen und Bitten, ein Heer innerhalb dreier Monate in's Feld zu stellen und auf eben so lange Zeit zu commandiren. Und in der That, sein Name „ging wie der Kriegsgott durch die Welt." Eine Armee strömte zusammen, aus jenen Banden, die längst kein anderes Gewerbe kannten, als den Krieg, und sammelte sich in Böhmen und Mähren. Natürlich konnte auch nur Wallenstein dieses Heer führen, und so ließ er sich endlich auch bereit finden, den Oberbefehl förmlich anzunehmen. Aber er that es auf Bedingungen, nach welchen er wie ein selbständiger Fürst mit seinem Kaiser verhandelte. Nicht bloß daß er über alle Kriegsoperationen innerhalb Deutschlands entscheiden, und selbst eine Stimme beim Friedensabschluß haben wollte; er machte auch aus, daß das Restitutionsedict beim künftigen Frieden in Wegfall käme, daß er selber über die Einziehungen und Vertheilungen in den von ihm eroberten Gebieten entscheide. Auch wurde ihm Aussicht gemacht, Mecklenburg zurückzubekommen; einstweilen wurde ihm Glogau verpfändet. Mißtrauisch, aber von der Noth gezwungen, hatte der Kaiser in Alles gewilligt.

§ 404. Wallenstein rückte über den Böhmerwald nach Franken vor. In Eger kam Maximilian zu ihm, verbarg seinen Haß und seine Beschämung, ja stellte sich sogar mit unter Wallensteins Oberbefehl. Dieser aber kümmerte sich gleichwohl um das vom Feinde besetzte Baiern durchaus nicht; dagegen bedrohte er Nürnberg. Die protestantische Stadt durfte Gustav Adolf nicht in Feindes Hand fallen lassen und eilte deshalb ihm zuvorzukommen. Kaum hatte er sein Lager geschlagen, so erschien auch Wallenstein und bezog eine uneinnehmbare feste Stellung. Lange lagen beide Heere gegen einander. Noth

und Mangel trieben endlich den König gegen seinen Willen zum Angriff (4. September 1632). Aber vergebens stürmte er den ganzen Tag; vergeblich faßte Bernhard von Weimar schon festen Fuß auf den linken Höhen; die starke Stellung der Kaiserlichen trotzte jedem Angriff; Gustav Adolf sah die Blüte seines Heeres todt auf dem Schlachtfelde und konnte den Tag wie eine Niederlage ansehen. Schon begannen im protestantischen Heere Kleinmüthigkeit, Mißmuth und Zwiespalt um sich zu greifen. Gustav Adolf suchte vergebens Meister des Krieges zu bleiben, ihn durch einen Marsch südwärts an die Donau zu verlegen. Wallenstein folgte ihm nicht, sondern zog mit furchtbaren Verheerungen nach Sachsen und zwang den Schwedenkönig, ihm zum Schutz dieses Landes zu folgen. So kam es noch spät im Jahre zur Entscheidungsschlacht. Wallenstein hatte seine Winterquartiere um Leipzig her nehmen wollen. Der Feldzug des Jahres schien geschlossen, und er hatte seinen Unterfeldherrn Pappenheim mit 10,000 Reitern nach Westfalen gesandt. Gustav Adolf aber, der in Eilmärschen zum Entsatz Sachsens herbeigeeilt war, stand, ohne daß es Wallenstein ahnte, schon bei Naumburg. Auf die Kunde von dem Abmarsch Pappenheims führte er rasch sein Heer gegen Wallenstein zur Schlacht. Auf Lützens Ebene war der harte Strauß, 6./16. November 1632. Gustav Adolf, der das Glück auf dem weichenden rechten Flügel wiederherstellen wollte, fiel, von einem Schusse im Rücken durchbohrt, und kaum erkannte man später seine vom Blut entstellte Leiche. Auf der andern Seite fiel Pappenheim, der noch zeitig genug von Halle zurückberufen war. Wallenstein selber, dem im dichten Kugelregen Mantel und Hut zerfetzt ward, ging ohne Wunde aus der Schlacht, aber ließ dem Feinde den Sieg. Er wich nach Böhmen und hielt hier ein furchtbares Strafgericht über sein Heer, das nicht Stand gehalten. Aber auch der Protestanten Verlust wog schwer, am schwersten der Tod des Königs, der, wie einst Epaminondas, im Schooß des Sieges gefallen. Er war der größte, edelste und reichbegabteste Mann, den dieser wüste Krieg aufzuweisen hat; obwohl von Geburt ein Fremder, ist er durch sein Wirken ein Deutscher im vollsten Sinne des Wortes geworden. Sein Tod nahm der protestantischen Partei die Seele und dem Kriege den letzten großen Gedanken.

7. Der dreißigjährige Krieg. d) Vom Tode Gustav Adolfs bis zum westfälischen Frieden.

§ 405. An die Spitze der Heereskraft der Protestanten trat nach dem Tode des Königs Bernhard von Weimar, der die süddeutsche Streitmacht in Verbindung mit dem Schweden Horn befehligen sollte. Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg sollte in Gemeinschaft mit einem schwedischen General die unbedeutenderen norddeutschen Truppen commandiren. Leiter der Staatsangelegenheiten und der Verhandlungen mit fremden Mächten war der schwedische Kanzler Oxenstierna. So zersplitterte sich also, was bisher in Gustav Adolfs Person zusammengefaßt gewesen. Aber ein größerer Uebelstand kam hinzu. Hatten schon die deutschen protestantischen Fürsten die mitunter herrische Sprache Gustav Adolfs schwer getragen, der doch ein großer Mann und ein König war, so konnte natürlich noch weniger eine willige Unterordnung stattfinden unter hochfahrende schwedische Generale und Minister, besonders unter die Anmaßungen der Familie Oxenstierna, die, da Gustav Adolf nur eine sechsjährige Tochter, Christina, hinterlassen, jetzt Schweden regierte. So ging die Einheit der Handlung verloren. Dagegen trat nun Frankreich, das bisher unter Richelieu's Leitung sich mehr im

Hintergrunde gehalten hatte, offen wirkend hervor. Oxenstierna und der französische Gesandte brachten zu Heilbronn, 13. April 1633, ein Bündniß des fränkischen, schwäbischen und beider rheinischen Kreise mit den Schweden zu Stande, wodurch für den Augenblick hier im Südwesten des Reichs ein Uebergewicht über die kaiserliche Partei hergestellt war.

§ 406. Diese, die kaiserliche Partei, hatte, was den Protestanten fehlte, eine Einheit des Oberbefehls in Wallenstein. Aber immer mehr zeigte sich, daß die alles Maaß übersteigende Gewalt, welche diesem Manne verliehen war, Keinem, am wenigsten ihm selbst, Segen brachte. Nachdem er lange unthätig in Böhmen gestanden, rückte er im Sommer 1633 mit großem Pomp und kaiserlicher Pracht in Schlesien ein, woselbst ein gemischtes Heer aus Schweden, Sachsen, Brandenburgern (auch Matthias Thurn, der Urheber des Krieges, befand sich dabei) zuletzt von ihm so umschlossen war, daß er es hätte gefangen nehmen können; doch ließ er es ziehen, ging nach Böhmen zurück, und begann mit Sachsen über den Frieden zu unterhandeln. Indessen kam durch das Heilbronner Bündniß Maximilian von Baiern in große Noth; Regensburg, bisher von ihm besetzt (§ 402) und als eine Vormauer Baierns und Oestreichs angesehen, ward von Bernhard von Weimar erobert. Wallenstein aber, vom Kaiser zu Hilfe gesandt, rückte nur bis in die Oberpfalz und kehrte dann wieder nach Böhmen zurück. Er schien dies militärisch so wichtige Land wie eine feste, herrschende Stellung anzusehen, von welcher aus er Frieden gebieten könne, und unterhandelte heimlich mit Frankreich, mit Schweden, mit allen Feinden des Kaisers — wie er es seinem Vertrage nach durfte, aber mit immer zweideutigerer Haltung gegen seinen Herrn. Dieser wollte ihn ohne feindlichen Bruch entfernen, indem er den eigenen Sohn, den jungen König von Ungarn, als Generalissimus an die Spitze des Heeres stellen wollte. Die Gefahr aber, vom Posten gerufen zu werden, trieb Wallenstein zu immer verwegneren Plänen; auf einem Tage zu Pilsen ließ er sich durch alle seine Obersten eine schriftliche Urkunde ausstellen, ihn nicht zu verlassen; ein Schritt, der einer Verschwörung ziemlich gleich kam. Doch fielen nun bald einige Generale, Gallas, Aldringer, Piccolomini, von Wallenstein ab und warnten den Kaiser. Dieser beschloß heimlich Wallensteins Absetzung, handelte aber in tiefer Verborgenheit und mit gewohnter Verstellung. Erst als man der meisten Anführer, die unter Wallenstein gedient, sicher war, warf man die Maske ab; Wallenstein, sein Schwager Terzki, Ilow, Neumann, Kinsky wurden geächtet. Nun erst schritt Wallenstein zum völligen Abfall, und begann mit den Schweden wegen seines Uebergangs zu unterhandeln, die ihm aber auch nicht recht trauten. Nur noch von fünf slavischen Regimentern begleitet, die ihm treu blieben, kam er nach Eger, wo Truppen Bernhards von Weimar zu ihm stoßen sollten; aber ehe dies ausgeführt ward, traf ihn und seine oben genannten Freunde der Mordstahl von Verräthern, die in seiner nächsten Nähe sich gehalten und die er treu geglaubt (Buttler, Gordon, Deveroux u. A.) Er fiel in der Nacht des 25. Februar 1634. Der Kaiser war einer großen Gefahr erledigt, aber hatte auch seinen bedeutendsten Heerführer verloren.

§ 407. Durch die Uneinigkeit der Protestanten gewannen die Katholischen bald neue Vortheile. Regensburg ward zurückerobert, dann drangen des Kaisers Heere, jetzt unter der Führung des Kaisersohnes vereinigt, die Donau hinauf und bedrohten Nördlingen. Als Horn und Bernhard von Weimar zum Ersatz dieser Stadt sich vereinten, kam es hier gegen die Kaiserlichen unter Gallas und des Kaisers Sohn zu einer blutigen

Schlacht, in welcher Letztere entschieden siegten (6. September 1634). Horn selbst ward gefangen, Württemberg, Pfalz, Hessen von den kaiserlichen Truppen überschwemmt, die nun bis über den Rhein gegen Frankreich vordrangen, welches mit Spanien schon längere Zeit im Kriege lag. Die Schlacht von Nördlingen war von höchster Wichtigkeit; sie gab den Kaiserlichen die Herrschaft in Oberdeutschland zurück, die Schweden wichen gegen die Nord- und Ostsee, und Frankreich ward aus seiner bloß zuwartenden Stellung gerissen, und trat thätig in den Krieg ein. Bernhard von Weimar erhielt von dieser Macht die Gelder, um ein Heer aufzustellen und zog den Krieg in den folgenden Jahren vor Allem in das Elsaß und an den Oberrhein, wo zwischen ihm und den kaiserlichen Generalen (Gallas, Götz u. A.), sowie dem bairischen, Johann von Werth, mit wechselndem Glück gekämpft wurde. Doch gestaltete sich im Ganzen die Lage für Bernhard günstig, denn die Franzosen heimlich Elsaß als selbständiges Fürstenthum gelobt hatten. Die Schweden dagegen, jetzt ebenso verwildert wie alle Truppen dieser Zeit, hielten sich mehr in den Ostseegegenden. Es trat immer unverhüllter hervor, daß nur noch die Eroberung deutscher Grenzländer das Ziel der helfenden Fremden war.

§ 408. Durch die Niederlage von Nördlingen fielen außerdem die lauen Freunde von der schwedischen Sache ab. Johann Georg von Sachsen, der nie ernsthaft Partei gegen den Kaiser ergriffen, suchte seine anfängliche Mittelstellung (§ 400) wieder einzunehmen. Er schloß deshalb am 30. Mai 1635 mit dem Kaiser Frieden, den sog. Prager Separatfrieden. Für alle an demselben Betheiligten ward das Restitutionsedict zurückgenommen, und außerdem an Sachsen die Lausitz abgetreten. Bald trat diesem Frieden fast das gesammte Norddeutschland, auch Brandenburg, bei; nur Hessen beharrte bei dem Bündniß mit Schweden und Frankreich. Dieser Separatfrieden aber war ein schmählicher Abfall von der protestantischen Sache, um so schmählicher, als er unter der Maske reichsgetreuer Vaterlandsliebe geschah. Er war zugleich ein Sieg des Hauses Habsburg. Vortheil zog von ihm nur Sachsen. Im Uebrigen verzichteten die norddeutschen Evangelischen darauf, selbständig Truppen zu halten und Bündnisse zu schließen, kurz, sie unterwarfen sich wieder ganz dem Kaiser, dem sie, unter der Führung Sachsens, sogar wieder ein Heer stellten. Lange blieb der Kaiser im Vortheil, ohne doch den Krieg beenden zu können. Denn das eben war das Elend dieses fürchterlichen Krieges, daß keine Macht der andern so überlegen war, um sie niederzuwerfen und daß, da zugleich alle Geldmittel fehlten, die Heere durch endlose Plünderungen erhalten werden mußten; diese nährten sich, selber elend und kümmerlich, von dem umstrittenen Boden, so lange noch ein Halm auf demselben grünte. — Endlich trat im Jahre 1636 ein Glückswechsel ein. Ein sächsisch-kaiserliches Heer zog gegen die in Mecklenburg und Pommern unter Banner stehenden Schweden, ward aber bei Wittstock (24. August) in schimpfliche Flucht geschlagen. Im Ganzen aber waren die Schweden in den folgenden Jahren unglücklich. Wilhelm von Hessen, von Land und Leuten vertrieben, irrte umher und starb bei einem Einfalle in Ostfrisland (1637). Der Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg schwankte von einer Partei zur andern.

§ 409. Bei Weitem jedoch am bedeutendsten unter allen Kämpfern war Bernhard von Weimar. Zu Gustav Adolfs Zeiten hatte er Aussicht gehabt, sich ein Fürstenthum aus den geistlichen Gebieten in Franken zu gründen. Nach des Königs Tode und der Niederlage von Nördlingen sah er sich ge-

nöthigt, sich ganz auf die Hilfsquellen der Franzosen zu verlassen und zum Nutzen derselben zu kriegen. Die Pläne aber dieses Mannes, der echt protestantisch und deutsch gesinnt war, gingen darauf hinaus, sich im südwestlichen Deutschland, im Elsaß und der Franche Comté, ein eigenes Königreich oder Herzogthum zu gründen und keinen Zoll deutschen Landes in französische Hände fallen zu lassen. Durch glänzende Kriegsthaten und Siege, z. B. durch die Schlacht bei Rheinfelden, 1638, durch die Eroberung von Breisach, kam er diesem Ziele näher. Schon war er im Begriff, zugleich mit den wiedervorrückenden Schweden unter Bannér die entscheidenden Schläge gegen Oestreich zu führen, und selbst die Donau abwärts zu dringen. Die Franzosen aber sahen diese Siege als die ihren an, und als Bernhard sich ihrem Einflusse zu entziehen suchte, starb er plötzlich am 18. Juli 1639, wie er selbst meinte, an Gift. Es war umsonst, daß er in einem förmlichen Testamente bestimmte, die von ihm besetzten Länder sollten deutsch bleiben, ebenso wie sein Heer. Letzteres, von Noth getrieben, und von schlechten Führern verrathen, trat bald genug in französischen Sold und Gehorsam, und gab damit zugleich auch diese deutsche Grenze preis.

§ 410. Indessen war der Kaiser Ferdinand II. gestorben, 1637, aber sein Sohn, Ferdinand III. (1637—1657), trat in seine Fußtapfen. Doch kam zum ersten Male seit dem Beginn des Krieges, zu Regensburg 1640, wieder ein regelmäßiger Reichstag zusammen, auf dem die ersten Wünsche nach Frieden laut wurden. Noch waren hier Fürsten und Gesandte beisammen, als der schwedische General Bannér, in Verbindung mit dem französischen, Guébriant, den abenteuerlichen und verwegenen Plan faßte, sie insgesammt zu überfallen und aufzuheben. Fast wäre der schnelle und kühne Zug gelungen, hätte nicht Thauwetter plötzlich Wege und Flüsse schwer passirbar gemacht. Bald darauf starb der wilde und ausschweifende Bannér und an seine Stelle trat Torstenson, der kühnste und begabteste dieser großen Generale aus Gustav Adolfs Schule, der, obwohl so gichtkrank, daß er meist in der Sänfte getragen werden mußte, doch mit Blitzesschnelle die Waffen von einem Ende des Reiches zum andern trug, und einen letzten Aufschwung in den schleichenden Gang dieses Krieges brachte. Im Jahre 1642 drang er über Böhmen bis in das Herz von Oestreich vor, das noch keinen Feind gesehen hatte; dann zurückgekehrt, schlug er die Kaiserlichen unter Piccolomini bei Leipzig 2. November 1642. Da um dieselbe Zeit ein Krieg zwischen Dänemark und Schweden ausgebrochen war (Dänemark hatte in Verbindung mit dem Kaiser den Frieden vermitteln und nebenbei vielleicht Hamburg gewinnen wollen), so eilte Torstenson 1643 mit seinem Heere durch Holstein und Schleswig bis in den Norden Jütlands, während die schwedische Flotte gleichfalls Dänemark so bedrängte, daß es Frieden schließen mußte und wenigstens die Einmischung in den deutschen Krieg aufgab. Ein kaiserliches Heer unter Gallas, das ihm in die Halbinsel gefolgt war, manövrirte dann Torstenson 1644 so geschickt zurück, daß es ohne Schlacht ruinirt nach Böhmen heim kam. Im folgenden Jahre erschien er, nachdem er bei Jankow in Böhmen am 6. März ein kaiserliches Heer völlig geschlagen, vor Brünn, dann sogar in der Nähe Wiens. Doch nöthigten ihn Krankheiten und Mangel zurückzugehen; er legte das Commando nieder und ihm folgte General Wrangel.

§ 411. Die Franzosen hatten unterdessen am Rhein und in Süddeutschland unter Turenne und Condé, den Meistern einer neuen Kriegskunst, mit wechselndem Glück gekämpft. Turenne ward 1645 bei Mergentheim

in Franken von dem kaiserlichen Feldherrn Mercy und dem bairischen Johann von Werth geschlagen: dagegen siegten jedoch im Herbst desselben Jahres unter Condé und Königsmark die Franzosen, Schweden und Hessen (welche letztere eine ansehnliche Kriegsmacht bildeten) bei Allerheim am Ries über die Kaiserlichen und Baiern. Wrangel und Turenne bedrängten nun vereinigt Maximilian so heftig, daß er eine Zeit lang unter französischer Vermittelung sich Neutralität erwarb (1647). Aber bald trat er wieder zu Oestreich. Da ergossen sich von Neuem Turenne's und Wrangels Schaaren über sein Land bis zum Inn. Die Schweden fielen in Böhmen ein und nahmen unter Königsmark die Prager Kleinseite (1648). Als letztes Endziel des gemeinsamen Feldzuges ward Wien in's Auge gefaßt. Da gab Oestreich nach, und endlich kam die lang ersehnte Kunde, daß zu Osnabrück und Münster der Friede abgeschlossen sei.

8. Der westfälische Frieden 1648.

§ 412. Schon seit 1640 war, zuerst, wie oben bemerkt, zu Regensburg, dann zu Hamburg unter versuchter dänischer Vermittelung, über den Frieden unterhandelt worden; seit 1642 waren Abgesandte der streitenden Mächte in Osnabrück und Münster zusammengetreten. Die steifen Förmlichkeiten aber, die in allen Stücken herrschend geworden waren, und die Selbstsucht der Betheiligten, die auf möglichst großen Ländererwerb ausgingen, besonders die Ränke der Franzosen, hatten den Friedensschluß in trauriger Weise verzögert. Erst der aufopfernden Bemühung des östreichischen Botschafters Trautmannsdorf dankte man endlich die Vollendung des unsäglich mühevollen Werkes, bei welchem alle einzelnen Reichsstände, die ihre „teutsche Libertät" und das ius pacis et armorum — das Recht des Kriegs und Friedens — geltend machten, hatten mitreden dürfen. Endlich einigte man sich (24. Oktober 1648); aber auf Bedingungen, durch welche die schönsten Grenzländer Deutschlands aufgegeben, und das Reich selbst nicht nur in sich völlig aufgelöst, sondern auch fortwährender fremder Einmischung bloßgestellt ward. —

§ 413. Vor Allem verlangten Frankreich und Schweden für ihre angebliche Hilfeleistung Entschädigung. Frankreich begnügte sich endlich, nach den hochmüthigsten Forderungen, mit dem Ober- und Unterelsaß, das bisher östreichisch gewesen. Die freien Städte, die in demselben lagen, namentlich Straßburg, einige Abteien u. s. w. wurden zwar nicht mit abgetreten, doch erhielt Frankreich über 10 deutsche Städte daselbst die Reichsvogtei; Metz, Toul, Verdun, die schon seit 1552 von ihm besetzt waren (§ 367), wurden nun förmlich Frankreich zuerkannt. Frankreich hatte also an einer Stelle bereits die so oft begehrte Rheingrenze erreicht und einen Stamm deutscher Zunge sich unterworfen.

§ 414. Schweden verlangte ganz Pommern. Da aber Brandenburg unbezweifelt die nächsten Anrechte auf dieses erledigte Reichsland besaß, und Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, der seit 1640 regierte, der Mann war, dieselben geltend zu machen, so gab es wenigstens Hinterpommern auf. Dagegen erhielt es Vorpommern sammt den Inseln Rügen, Usedom, Wollin, mit der wichtigsten Festung und Handelsstadt Stettin. Zur Entschädigung für Hinterpommern erhielt es Wismar, und die Stifter Bremen und Verden (jedoch ohne die Stadt Bremen, welche zur Reichsstadt erklärt ward). Im Unterschiede von Frankreich erhielt Schweden diese Länder so, daß sie Theile des Reiches blieben, Schweden also für dieselben mit in den Reichsverband trat. Doch war damit nichts gewonnen; es beherrschte durch diese

Territorien die wichtigsten deutschen Strommündungen, die Oder, Elbe und Weser. Außerdem wurden ihm 5 Millionen Thaler Entschädigung gezahlt.

§ 415. Die Schweiz und die Niederlande, schon längst vom Reiche factisch geschieden, wurden nun auch förmlich als selbständige europäische Staaten anerkannt. In der Schweiz hatte Deutschland die feste Felsenburg gegen welsche Angriffe, in den Niederlanden die Möglichkeit, groß und herrschend auf der See und in fernen Welttheilen aufzutreten, verloren.

§ 416. Im Innern Deutschlands wurden die einzelnen Reichsstände meist mit säcularisirtem Kirchengut entschädigt. Brandenburg, das Vorpommern an Schweden hatte abtreten müssen, erhielt dafür die Stifter Magdeburg*), Halberstadt, Minden und Camin. Hessen-Cassel, von der klugen Wittwe Wilhelms V. (§ 401), der Landgräfin Amalie Elisabeth, geleitet, erhielt für seine beharrliche Unterstützung der Franzosen und Schweden durch die Begünstigung dieser beiden Mächte Hersfeld und Rinteln, nebst einer Summe von 600,000 Thlr. Mecklenburg erhielt für das abgetretene Wismar Schwerin und Ratzeburg. Auch das braunschweigische Haus bekam einige Entschädigungen durch geistliches Gut. Außerdem ward an Pfalz, wo schon Oxenstierna das Haus Friedrichs V. wieder eingesetzt hatte, die Kurwürde, als die achte, nunmehr zurückgegeben; doch verlor es an Baiern die Oberpfalz mit Cham. Für alles, was im Kriege gegen die Reichsordnung geschehen, ward Straflosigkeit (Amnestie) verkündigt.

§ 417. Hinsichtlich der Religion ward auf den Augsburger Religionsfrieden zurückgegangen, d. h. katholische und evangelische Reichsstände bekamen gleiche Rechte. Religionsfreiheit für die Unterthanen war damit nicht gewährt; diesen blieb gegen Religionsbedrückung ihrer Obern nur das Recht der Auswanderung (§ 368). In den erneuten Religionsfrieden waren aber auch die Calvinisten fortan mit eingeschlossen. Das Restitutionsedikt von 1629 ward aufgehoben, und als maßgebend (als Normaljahr) für den Bestand der ehemaligen Union das Jahr 1619, für die Lutheraner der 1. Januar 1624 angenommen; was bis dahin an Kirchengut bereits säcularisirt gewesen, sollte es bleiben.

§ 418. Waren so für die Religion die Bedingungen einem verständigen Fortschritte günstig und entsprechend, so waren die politischen Grundsätze, welche für die Reichsstände aufgestellt wurden, die letzte Besiegelung der bereits erfolgten innern Auflösung des Reiches. Zwar blieb noch ein Kaiser und eine äußere Form des Reiches. Aber indem jede reichsständische Freiheit von Neuem bestätigt, und dazu das Recht hinzugegeben wurde, daß die Reichsstände unter sich selbst und sogar mit fremden Mächten Bündnisse schließen durften, (unbeschadet der Pflichten gegen Kaiser und Reich ward freilich hinzugefügt), war die thatsächliche Souveränetät aller einzelnen Stände und damit die Unmöglichkeit eines Zusammenhalts des Reiches eingeräumt.

§ 419. Auf anderthalb Jahrhunderte hinaus ward dieser westfälische Friede die Grundlage der Rechtsverhältnisse der europäischen, besonders der deutschen Länder unter sich. Durch ihn war vorläufig Deutschlands Ohnmacht entschieden. Seit Deutschlands Könige einst den stolzen, mit so viel Blut erkauften und behaupteten Titel der römischen Kaiser erworben, hatte das deutsche Reich und das deutsche Volk für die erste unter den Nationen der Christenheit gegolten. Selbst als die innere Auflösung lange begonnen, im 14. und 15. Jahrhundert, hatte doch die aufsteigende Macht des Hauses

---

* Erst 1680 förmlich abgetreten, weil so lange der sächs. Fürst-Administrator lebte.

Oestreich, aus dem bald allein die Kaiser kamen, diesen Schein einer höchsten Macht noch bestehen lassen. Noch zur Reformationszeit fühlten sich die Deutschen in ihrem vollen Werth. Jetzt war Sache und Schein dahin. Im Mittelalter waren von Deutschland die wichtigsten Entscheidungen für Europa ausgegangen: jetzt wirkte jede Bewegung Europa's auf Deutschland zurück, ward auf Deutschlands Boden ausgekämpft und auf Deutschlands Kosten vertragen. Das Reich ward ein Spott der Völker, bald der Deutschen selbst; weder zum Angriff noch zur Vertheidigung geschickt, altersschwer und krankend, ging es dem Grabe zu. Seine Zeit war vorüber, aber noch nicht das durch die Reformation erneuerte Leben der deutschen Nation, so todkrank auch dies im Augenblick war; es suchte sich nur neue Bahnen und Formen, um wieder zum kräftigsten Ausdruck zu kommen.

C. Deutsches Volksleben in dieser Periode.

1. Landsknechte und Soldaten.

§ 420. Die vorliegende Periode schließt mit dem furchtbarsten Kriege, den überhaupt die Weltgeschichte je gesehen. Es wird also angemessen sein, diejenigen näher zu betrachten, die demselben unmittelbar ihre Kräfte liehen. Schon oben (§ 305) ward der Landsknechte erwähnt, die seit dem 15. Jahrhundert begonnen hatten, ein eigenes Waffenhandwerk, gleichsam eine wandernde Kriegerzunft zu bilden. Unter Kaiser Maximilian, der sie besonders begünstigte und beinahe für ihren Schöpfer gilt, und unter Karl V., der ihrer in seinen italienischen Kriegen sich bediente, standen sie in besonderen Ehren. Männer wie der reisige, auch körperlich gewaltige Jürge von Fronsperg (er war so stark von Gliedern, daß er, wenn er den Mittelfinger der rechten Hand ausstreckte, damit den stärksten Mann, so sich steif stellete, vom Platze stoßen, ein rennend Pferd beim Zaume ergreifen und stellen, die großen Büchsen und Mauerbrecher allein von einem Ort zum andern führen konnte), wie der Truchseß von Waldburg (§ 348), Sebastian Schertlin (§ 362) bildeten und übten sie weiter. Auf dem Haupt die Sturmhaube mit einer Feder geschmückt, vor der Brust den Krebs (den Harnisch), an den Beinen gestiefelt (selten noch geharnischt), in der Hand die Lanze oder die Hellebarde, auch wohl schon statt ihrer die schwere Muskete, so stand mit ausgespreizten Füßen der Landsknecht fest in seiner Kriegshaltung; in größeren Massen wußte er bereits, ohne Reih und Glied zu brechen, auf Commandowort seine geschickten Schwenkungen auszuführen, seine Kreise, die von vorgehaltenen Spießen starrten, zu schließen. Sie hatten ihre eigenen Sitten, ihre eigenen Gesetze soldatischer Ehre, ihre eigenen Lieder, ihren freien, kecken und heitern Sinn. Wohl war Rohheit und Beutelust bei ihrem wilden, fahrenden Leben nicht zu vermeiden — aber der frische, ritterliche Geist, wie er im 16. Jahrhundert besonders den Bürger- und Bauernstand erfaßte, herrschte in diesen Schaaren, und sie trugen wesentlich dazu bei, daß noch der Ruf deutscher Tapferkeit im Auslande gefürchtet blieb.

§ 421. Anders war es hundert Jahre später, als der dreißigjährige Krieg begann. Auch jetzt noch hatten die Fürsten keine stehenden Heere.

und da die alten Vasallenaufgebote (§ 145) zum Spott herabgesunken waren, so sahen sich jene allein auf Söldner angewiesen. Der Sold aber stand hoch, und schon ein mäßiges Heer zu unterhalten, ging über die Kräfte des einzelnen Fürsten, selbst des Kaisers hinaus. So kam man auf die schreckliche Idee, die Heere durch sich selbst, durch Contributionen, Brandschatzungen und Plünderungen zu unterhalten, und so traten die Bandenführer auf, ein Christian von Braunschweig, Ernst von Mansfeld, vor Allen Wallenstein. Ein Heer zu stellen, ward nun gewissermaßen eine geschäftliche, oft königlichen Gewinn verheißende Unternehmung. Dem obersten Kriegsführer boten sich bereits namhafte Untergenerale und Obersten; diese warben ihre Regimenter, die Hauptleute ihre Compagnien, niedere Offiziere ihre Fähnlein; jeder auf eigene Kosten, und daher auch genöthigt, sich während des Krieges bezahlt zu machen. Aus aller Herren Ländern strömte nun das kriegs- und beutelustige Gesindel zusammen; von einem Heer zum andern liefen die Soldaten über; wo gerade die meiste Ungebundenheit, die meiste Hoffnung auf Gewinn war, dahin zog sich die Masse. Gustav Adolf brachte dann das erste stehende Heer aus Landeskindern in den Krieg; nach seinem Tode sank auch dies zur Kriegsbande herab, die den andern an Wildheit nichts nachgab. — Die Bewaffnung trug, wie die ganze Zeit, den Charakter des Ueberganges vom Mittelalter zur Neuzeit. An die Stelle der Eisenhaube trat mehr und mehr der Hut, den der Soldat, wenn er Geld hatte, mit Federn schmückte; Brustharnisch, hohe Stiefel blieben; das Feuergewehr ward allgemeiner, auch der Reiter trug seine großen Pistolen am Sattel. Man hatte Küraſſiere (schwer geharnischte Reiter), Dragoner (mit Pike und Muskete bewaffnet und sowohl zu Pferde als zu Fuß kämpfend), Arkebusiere (Scharfschützen) u. s. w.

§ 422. Je länger der Krieg währte, je unregelmäßiger der Sold einging, um so mehr waren die Heere auf Gewaltthat angewiesen. Da verschwand der letzte Rest ritterlicher Landsknechtssitte. Der Soldat sah sich auf's Plündern, auf's „Parteigehen" angewiesen. Mitten im Kriege suchte er sich eine Art wilder Häuslichkeit einzurichten. Das Lager wimmelte von Soldatenweibern, Marketenderinnen, fahrenden Dirnen, Soldatenjungen u. s. w. Es kam so weit, daß man, besonders in der letzten Zeit des Krieges, auf etwa 40,000 Mann kampffähiger Soldaten einen Troß von 180,000 Menschen rechnen konnte. Solch ein Heer war also ein wanderndes Volk, und es war schlimmer als jene Schaaren der Völkerwanderung, weil bei ihm die Gaben einer schon entwickelteren Cultur dem Verbrechen und der Gewalt dienstbar wurden. Das Land ward zur Wüste, wo solch ein Heer zog, noch mehr, wo es lagerte. Weit und breit näherte sich dann dem Lagerwall, der von halbwilden Buben und den Lagerhunden umschwärmt ward, kein lebendes Wesen. Bald genug trieb den Soldaten der Hunger auf Beutezüge; bis in die fernsten Verstecke schweiften die „Parteien", zufrieden, wenn sie ein Dorf oder Gehöft fanden, das frühere Züge verschont hatten. Da suchte der Soldat dann nach Nahrung für sich und sein Roß, nach den vergrabenen und versteckten Zehrpfennigen und Schmucksachen. Um von dem Bewohner dergleichen Geheimnisse zu erpressen, griff er zu den äußersten Erfindungen einer völlig teuflischen Grausamkeit. Zu der Noth, die den Menschen wild machte, gesellte sich dann Habsucht, roher Uebermuth, Zerstörungswuth, viehische Lust und Wüstheit. Glücklich der Mann, der im Kampfe um das Seine erschlagen oder selbst hingemartert

ward; unglücklicher aber das Weib, die Jungfrau, für die es in dieser entsetzlichen Zeit keinen Beschirmer gegen die grimmige Gewalt der Soldaten gab. Und schlimmer als diese in jeder Beziehung waren die abgedankten oder entwichenen Soldaten, Marodöre oder Parteigänger auf eigene Hand, Buschklepper und Schnapphähne, welche, ähnlich den Zigeunerbanden, die auch die Heere begleiteten, ein räuberisches Gesindel bildeten, die Niemandem mehr gehorchten oder zugehörten, und nur auf Plünderung und Beutemachen ausgingen. Unter solchen Drangsalen bildete sich dann hinwiederum in den vielgeplagten Bauern ein nicht minder wilder und grausamer Sinn der Rache aus, so daß Soldaten und Bauern, etwa wie Wolf und Hund, sich als natürliche Feinde ansahen, und daß, wo der Eine oder Andere in der Uebermacht war, keine Schonung des Gegners galt. Die Scenen dieser Greuel liegen uns in den Schriften der Zeitgenossen vor: so erzählt einer derselben, Moscherosch, oder wie er sich nannte, Philander von Sittewald, in seinem „Gesicht vom Soldatenleben“:

„Weil nun von den andern (Gefangenen) keiner was versprechen wollte: da sollte man Jammer gesehen haben, wie grausame Marter einem und dem andern angethan worden. Dem einen wurden beede Händ auff den Rücken gebunden, und mit einer durchlöcherten Ahle ein Roßhaar durch die Zunge gezogen, welches so oft man es nur ein wenig an- oder auff- und ab-gezogen, dem elenden Mänschen solche Marter verursachet, daß er offt den tod geschryen, aber umb jeden Schrey vier Streich mit der Karbatsche auff die Waden halten mußte: ich glaub, der Kerls hätte sich selber entleibet, wo er seiner Hände gebrauchen können, nur des Schmerzes zu entkommen. Einem andern wurde ein Seyl mit vielen Knöpffen um die Stirn gebunden, und mit einem Knebel hinden zu, oder dem Nacken, zusammen geträhet, daß ihm das helle Blut zu der Stirne, zu Mund und Nase, auch zu den Augen außflosse und der arme Mänsch als ein Besessener außsahe. Ich erschracke dieser schröcklichen Plagen und unbarmhertzigen Tyranney, batt den Battrawitz (einen der Soldaten), daß er doch an Gott, und an sein Gewissen dencken wolte, und der armen unschuldigen Leute etwas mit der Marter schonen. Aber er sprach zu mir im Zorne, wenn Du viel Mitleiden haben wilt, so blibstu min Freund nicht lang: der ist des Teuffels, der Mitleyden hat.“

Eine Plünderungsscene wird in dem berühmten Roman Simplicius Simplicissimus von Christof von Grimmelshausen also beschrieben:

„Das erste, was diese Reuber thäten, ward, daß sie ihre Pferde einstelleten und die Hüner und die Schafe wacker nach einander nieder metzigten. Hernach hatte jeglicher seine sonderbare Arbeit zu verrichten, deren jede lauter Untergang und Verderben anzeigete. Dann, ob zwar etliche anfingen zu sieden und zu braten, daß es sahe, als solte ein Panquet gehalten werden, so waren hingegen andere, die durchstürmten das Haus unten und oben; andere machten von Tuch, Kleidungen und allerley Hausrath große Päcke zusammen, als ob sie irgends ein Krempel-Marckt anrichten wollten; was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, ward zerschlagen und zu Grunde gerichtet; etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, etliche schütteten die Federn aus den Betten und fülleten hingegen Speck, andere dürr Fleisch und Geräth hinein, als ob alsdann besser darauff zu schlaffen wäre. Andere schlugen Ofen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie einen ewigen Sommer zu verkündigen; Kupfer- und Zinngeschirr schlugen sie zusammen und packten die gebogene und verderbte Stücke ein, Bettladen, Tische, Stülle und Bänke verbrannten sie, Häfen und Schüsseln mußten endlich alles entzwey. Den Knecht legten sie gebunden auf die Erde, steckten ihm ein Sperrholtz ins Maul, und schüttete ihm einen Melckkübel voll garstiger Mistlachen-Wasser in Leib, das nannten sie einen Schwedischen Trunck, wodurch

sie ihn zwungen, eine Parthei anderwerts zu führen, allda sie Menschen und Viehe hinwegnahmen und in unsern Hof brachten.

Doch genug dieser Gräuel, vor denen das menschliche Gefühl schaudert. Unsägliches hat damals das deutsche Volk erduldet, und daß es alle die Leiden überdauert, ja sich doch endlich mit neuer Seele erhoben hat, das ist allein schon ein Zeichen hoher Lebensfähigkeit.

2. Volksbildung und Volkscharakter vor und nach dem großen Kriege.

§ 423. Die Reformation hatte in alle Gebiete des Lebens und des Geistes befruchtende Keime ausgestreut. Erst durch sie entstand in Deutschland ein geordnetes Schulwesen, indem Luther vor allen Dingen dahin mahnte, daß das eingezogene Kirchengut (§ 352) zur Gründung von Schulen und zur Dotirung von Pfarrstellen verwandt werde. Erst jetzt ward die Fähigkeit, lesen und schreiben zu können, im Volke allgemeiner, ja sie mußte es sein, wenn Bibel, Katechismus und Gesangbuch hinfort die Quelle der religiösen Erkenntniß sein sollten. So entstanden zuerst in Sachsen und in Norddeutschland überhaupt, auf dem Lande und in Städten Volksschulen, in welchen ein bibelgläubiges, ehrenfestes Geschlecht herangebildet ward. Die Sprache selbst bekam in den herrlichen Kirchenliedern einen neuen Schatz und verjüngte sich in Gedanken wie im Ausdruck aus dem Quell der göttlichen Offenbarung. Luther schuf eine neue Periode derselben (das Neuhochdeutsche, vergl. § 90 und § 185), in welcher wir mit allen großen Werken unserer späteren Dichter noch heute stehen. Als eine Probe von seiner und seiner Zeit Sprache stehe hier eine Stelle aus jenem heldenmüthigen Briefe, in welchem er dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen anzeigte, er habe die Wartburg (gegen den Wunsch desselben, der ihn besonders vor Herzog Georg, § 333, gewarnt) verlassen und komme gen Wittenberg, um den Bilderstürmern zu steuern (§ 344):

— — — Von meiner Sach aber, gnedigster Herr, antwort ich also: — — ich hab E. K. F. G. (Euer Kurfürstliche Gnaden) gnug gethan, das ich dies Jar*) gewichen bin, E. K. F. G. zu dienst. Denn der Teufel weis fast wol, daß ich's aus keinem zag gethan habe. Er sahe mein Hertz wol, da ich zu Worms einkam, das, wenn ich hette gewusst, das so viel Teufel auff mich gehalten hetten, als Ziegel auff den Dechern sind, were ich dennoch mitten unter sie gesprungen mit freuden. Nu ist Hertzog Georg noch weit vngleich einem einzigen Teufel. Vnd sintemal der Vater der abgründlichen Barmhertzigkeit vns durchs Evangelium hat gemacht freidige Herrn vber alle Teufel und Tod, vnd vns geben den Reichthumb der Zuversicht, das wir thüren (dürfen) zu jhm sagen: Hertzliebster Vater: kann E. K. F. G. selbs ermessen, das es solchem Vater die höchste schmach ist, so wir nicht sowohl jhm vertrawen solten, daß wir auch Herrn vber Hertzog Georgen zorn sind. Das weis ich ja von mir wol, wenn diese Sach zu Leipzig also stünde, wie zu Wittemberg, so wolte ich doch hinein reuten, wen's (E. K. F. G. verzeihe mir mein nerrisch reden) neun Tage eitel Hertzog Georgen regnete, und ein jeglicher neunfach wüthender, denn dieser ist. Er helt mein Herrn Christum für ein Man aus Stroh geflochten; das kann mein Herr, vnd ich eine zeitlang wohl leiden. Ich will aber E. K. F. G. nicht verbergen, das ich für Hertzog Georgen habe nicht einmal gebeten und geweinet, das jn Gott wolt erleuchten. Ich will auch noch einmal bitten und weinen, darnach nimmermehr. — Solchs sey

*) Das er auf der Wartburg zugebracht 1521—1522.

E. K. F. H. geschrieben der Meinung, das E. K. F. G. wisse, ich kome gen Wittenberg in gar viel einem höhern Schutz denn des Churfürsten. Ich habs auch nicht in sinn, von E. K. F. G. Schutz begeren. Ja, ich halt, ich wolle E. K. G. mehr schützen, denn sie mich schützen könde. Dazu, wenn ich wüsste, das mich E. K. F. G. könde und wolte schützen, so wolt ich nicht kommen. Dieser Sachen sol noch kan kein Schwerd raden oder helffen; Gott mus hie allein schaffen one alles menschliche sorgen vnd zuthun. Darum, wer am meisten gleubt der wird hie am meisten schützen. Es ist ein ander Mann, denn Hertzog Georg, mit dem ich handel, der kennet mich fast wol vnd ich kenne ihn nicht vbel. Wenn E. K. F. G. gleubte, so würde sie Gottes herrlichkeit sehen; weil sie aber noch nicht gleubt, so hat sie auch noch nichts gesehen. Gott sey Lieb und Lob in ewigkeit. Amen.

§ 424. Aber nicht nur das niedere Volk hatte Schulen erhalten; es waren eine Reihe Klöster in lateinische Schulen umgeschaffen und die Städte hatten sich beeilt, aus aufgehobenen Stiftern gleichfalls höhere Bildungsanstalten in's Leben zu rufen. Viele der berühmtesten deutschen Gymnasien, z. B. Schulpforte in Thüringen, das Joachimsthal und das graue Kloster in Berlin, selbst Einrichtungen auf Hochschulen wie das Stift in Tübingen ꝛc. wurzeln in der Reformationszeit. So ward eine gelehrte Bildung ebenfalls allgemein, die in ihrem ersten Aufschwung die Reformation trefflich unterstützte. Mit neuem Glanz blühten die Universitäten auf, so Wittenberg, wo Melanchthon, Deutschlands Lehrer (praeceptor Germaniae) genannt, wirkte; andere wie Jena, Helmstedt, Marburg, Königsberg wurden neu in's Leben gerufen. Durch solche Anstalten erhielt das geistige Leben der Nation einen festeren Grund, als es bisher gehabt. Dazu kam, daß das 16. Jahrhundert nur wenig von Kriegen erschüttert, auch für den Wohlstand und das äußerliche Gedeihen des Volkes höchst ersprießlich war. Die deutsche Reformation war fern davon, die Heiterkeit des Lebens auslöschen zu wollen: vielmehr hatte man für Gesang, Scherz und fröhliche Laune in Luther selbst ein Vorbild. Und so ist dieses Jahrhundert reicher als irgend ein anderes an Lachen und Witz; Fischarts Spottgedichte wie Hans Sachsens Schwänke und Comödien wirkten neben dem Ernst der Zeiten mit zu demselben großen Ziel des religiösen Glaubens und der Bildung. Noch war Stadt und Land voll froher Feste und uralter, eigenthümlicher Sitten. Nimmt man dazu die schöne, würdige, kleidsame Tracht des 16. Jahrhunderts, und daß im Ganzen noch in Bauart und Geräth der alte deutsche Geschmack (§ 190) der herrschende war, so kann man vielleicht, ohne zu fehlen, das 16. Jahrhundert als das eigenste, poetischste hinstellen, das Deutschland je gehabt hat.

§ 425. Hundert Jahre später ist all dieser Reichthum eigenthümlichen Lebens verschwunden. Die anbrechende traurige Zeit meldet sich mit dem beginnenden kirchlichen Hader der verschiedenen Confessionen, welcher, ohne Liebe und ohne Geist geführt, nur gelehrter Rohheit die Thür öffnete; sie erscheint ferner in der Ueberhandnahme des römischen Rechtes, welches an sich eine Wohlthat war, da es das unbestimmtere deutsche unter die Zucht seiner Schärfe nahm, jetzt aber in Pedanterie und endlose Schreibereien ausartete, so daß der gemeine Mann seinem ihm gebührenden und ihm verständlichen Recht entfremdet wurde. Dieselbe gelehrte Schwerfälligkeit reißt überall ein, in die spärlichen Kenntnisse der Heilkunst, in das Studium der Philologie, in die Predigten, ja, es treten begabte Dichter auf, die nur lateinisch singen. Dabei klingt gegen Ende des Jahrhunderts

durch eine Menge Schriften die Ahnung kommender banger Zeiten, wo nicht gar des Weltendes hindurch. — Der große deutsche Krieg tilgte dann Alles bis auf die Wurzel aus; gelehrte Bildung, Wohlhabenheit, Heiterkeit des Lebens, deutschen Trotz und Frohsinn, Scherz, Lachen und Saitenspiel. „Es ist mir in dieser Zeit (nach dem großen Kriege) das Lachen gar zu ernst gespannen" hieß es damals; und wirklich gleicht alles Lachen dieser Zeit nur einem Lachen durch Thränen. Es ging dem deutschen Volke, wie einem Schiffbrüchigen, der nur das nackte Leben gerettet hat, und zunächst auch nichts begehrt, als nur die ärmlichste Nothdurft zu stillen. Jeder höhere Sinn erlosch; es trat eine Stumpfheit gegenüber dem Elend, eine falsche Demuth gegenüber der Macht ein, die bisher dem deutschen Charakter ganz fremd gewesen. Aus dem Gelehrten war ein kriechender Pedant geworden, der mit griechischen und lateinischen Brocken um sich warf und den hohen Gönner in schlechten deutschen oder noch lieber lateinischen Versen bei Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen ansang. An die Stelle der Sitte trat die steife Form und die wechselnde Mode. Im Laufe des Krieges kamen die fremden, besonders die französischen Trachten auf, die lächerlich bebänderten Kleider der Männer, die Reifröcke der Frauen, die Perrücken, die Schnürleiber und andere Erfindungen der Unnatur. Das „à la mode" ward Richtschnur dieser charakterlosen Zeit. Aber zugleich kam, besonders durch das fremde Kriegsvolk, eine Sprachmengerei ohne Gleichen auf. Ein Beispiel davon mag Wallenstein geben, der auch in dieser Beziehung der große Verderber ist. Er meldet den Nürnberger Sieg über Gustav Adolf dem Kaiser also:

— — — So hat sich der König (Gustav Adolf) bei dieser impresa (italienisch: Unternehmung) gewaltig die Hörner abgestoßen, indem er allen zu verstehen gegeben er wolle sich des Lagers bemächtigen, oder kein König sein, er hat auch damit sein Volk über die Maßen discoragiret (französisch), daß er sie so hazardosamente (spanisch) angeführet, daß sie in vorfallenden Occasionen (lateinisch) ihm desto weniger trauen werden, und ob zwar Ew. Maj. Volk valor (ital. span.) und courage (franz.) zuvor überflüssig hat, so hat doch diese Occasion sie mehr assecuriret (lateinisch), indem sie gesehen, wie der König, so alle seine Macht zusammgebracht, repussirt (französisch) ist worden, daß Praedicat (lateinisch) invictissimi nicht ihm, sondern Ew. Majestät gebühret ꝛc.

„Solche Sprachverkätzerung ist anzeigung genug der Vntrew, die du deinem Vatterlande erweisest; deine ehrlichen Vorfahren sind keine solche Mischmäscher gewesen, die jhr fast miteinander jetzt seid", sagte der ehrliche Moscherosch, und ein wackerer Niederdeutscher, der Hamburger Lauremberg, klagt:

Sölk Schipbrok hed de dütsche Sprak erleden,
de Französche hed ehr de Näse affneden.

§ 426. Aus dem Lagerleben vorzüglich kam auch die wüste Fluth des Aberglaubens — der freilich noch nie todt gewesen — wieder über das Volk. Bündnisse mit den höllischen Mächten, um Reichthum zu gewinnen, oft noch zu viel armseligeren Zwecken, wurden allgemein geglaubt. Der Soldat des dreißigjährigen Krieges kannte eine Menge Mittel, um „fest" d. h. unverwundbar zu werden, um treffende Kugeln zu gießen, vergrabene Schätze zu finden, seine wechselreiche Zukunft, Tag und Stunde seines Untergangs, die ihn verderbende oder rächende Person, zu weissagen.

Er behängte sich mit Talismanen und Amuleten, ließ seine Waffen segnen oder geheimnißvoll besprechen u. dergl. — Im friedlichen Leben der Städte und Dörfer hatte es die geheime Kunst mit andern Dingen zu thun. Durch das Bündniß mit dem Bösen übten Zauberer, besonders aber Weiber, Hexen, allerlei Muthwillen und Schaden: verhexten das Vieh, verderbten die Gesundheit Anderer, schufen Ungeziefer u. dergl. — Dennoch, wie der Glaube ging, waren sie selbst meist betrogene Betrüger, keinem schlug die Kunst zum Gewinne aus. Aber entsetzlich waren die Mittel, mit denen man ihnen begegnete. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts kamen die Hexenprozesse auf, und Protestanten wie Katholiken übten in gleicher Weise diese gerichtlichen Grausamkeiten, die ganze Länder verwüsteten. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand schützte vor der Verfolgung; Rathsherren und Gelehrte endeten am Pfahle, obwohl gegen die Frauen am meisten gewüthet ward. Unzählig sind die Opfer, die auf das grausamste in den Flammen endeten, sie reichen in die Hunderttausende. Durch das 16. Jahrhundert, durch das ganze 17. gehen die wüsten Gräuel: erst das Zeitalter Friedrichs des Großen endet in Deutschland die Hexenprozesse. Die Folter, besonders seit Karls V. „hochnothpeinlicher Halsgerichtsordnung" und dem „Hexenhammer" (malleus maleficarum) in Deutschland üblich, ward mit barbarischer Erfindungskraft zu den ausgesuchtesten Martern gesteigert und erpreßte die Geständnisse, die man wollte. — Noch bewegte sich das Leben in den gläubigen Formen der Kirche: noch erklangen die frommen Lieder Paul Gerhards und Johann Heermanns und trösteten das Volk in seiner schweren Leidenszeit. Aber in den vornehmen Kreisen entstand Lauheit gegen die Religion, die so manchem Verbrechen hatte zum Deckmantel dienen müssen; Uebertritte von dem Lutherthum zum Katholicismus wurden häufig. In allen Ständen aber ging selbst neben der kirchlichen Rechtgläubigkeit eine unglaubliche Rohheit, Dumpfheit, Härte des Gemüthes her, überall merkt man die Rückwirkung der Kriegsgräuel. So klagt ein anderer Dichter des 17. Jahrhunderts, Rist:

Ach, Lieb und Treu ist hin, die Gottesfurcht erkaltet,
Der Glaub ist abgethan, Beständigkeit veraltet,

und v. Logau sagt in einem Sinngedicht:

Lutherisch, Päpstisch und Calvinisch, diese glauben alle drey
Sind vorhanden: doch ist Zweifel, wo das Christenthum dann sei?

Was die Vergangenheit Herrliches gehabt, an deutscher Größe im Leben und im Dichten, das schien bis auf die Erinnerung erloschen; nur die Reformation blieb das Ereigniß, das nicht vergessen werden konnte. Sonst trat eine Kluft in die Geschichte des deutschen Volkes, die nicht mehr ausgefüllt werden konnte. In zehn Beziehungen gegen eine mußte es sein Leben von vorn beginnen.

3. Bauern und Bürger.

§ 427. Der Bauernstand, den wir bei Beginn der Reformation in Süd- und Mitteldeutschland so trotzig gegen seine Bedrücker sich erheben sahen (§ 345), war zwar im Bauernkriege niedergeworfen, doch im Laufe des 16. Jahrhunderts wieder erstarkt, wohlhabend und kräftig geworden. Es lag im Interesse von Fürsten und Herren, ihn, als den zahlenden, den Nährstand, zu schonen, und außerdem brachte der lange Frieden in einem

so fruchtbaren Lande wie Deutschland seinen unausbleiblichen Segen. So war der Bauer, der freilich im 16. Jahrhundert erst recht in Abhängigkeit und Leibeigenschaft gerathen war, im Ganzen wohlhabend, mäßig unterrichtet, und von der protestantischen Schul- und Kirchenzucht im Ganzen heilsam gelenkt. Er hatte seinen hübschen Hausrath, seine Sparpfennige in der Truhe, reichliches Vieh auf der Weide und im Stall. Es sind zwei Jahrhunderte vergangen, ehe der Culturzustand der Dörfer die Höhe wieder gewann, die er beim Ausbruch des deutschen Krieges hatte. Der Krieg vernichtete die ganze Blüte; denn, wie schon oben gezeigt, derselbe fiel mit seiner Hauptschwere auf den Bauernstand. Die Dörfer lagen in Asche, der Viehstand ging ein, das Feld verwuchs und ward stellenweis wieder zu Wald, die Leichen blieben unbegraben, die Dorfhunde rotteten sich zusammen wie Heerden Raubthiere — und zu dem Elende des Krieges kamen die unausbleiblichen Plagen des Hungers und der Pest. In der zweiten Hälfte des Krieges weigerte sich ein schwedischer General, sein Heer von Pommern nach Süddeutschland zu führen, weil durch die dazwischen liegende Oede sein Verlust größer sein würde, als durch die blutigste Niederlage. In einzelnen Gegenden, wie in Schlesien, Thüringen, Mecklenburg, hatte der Krieg besonders grausam gehaust. Beim Friedensschluß standen in der Grafschaft Ruppin (32 □Meilen) noch vier Dörfer, in der Priegnitz (§ 105, 57 □Meilen) war nur noch ein einziger Prediger übrig; in der Grafschaft Henneberg (§ 269) waren 75 Procent der Familien, 66 Procent der Wohnungen untergegangen*). Noch heut zu Tage bezeichnen Namen von Feldmarken, einzelne übriggebliebene Gehöfte, hier und da sogar noch Kirchentrümmer die Stätten, wo einst blühende Dörfer gestanden. — Von den meisten war nach dem Kriege nur noch die Kirche, und auch diese oft nur als Ruine vorhanden. Es war die fromme, ausdauernde Landgeistlichkeit, die um diese den Keim einer Gemeinde wieder ansammelte, im Bunde mit der landesherrlichen Verwaltung, die die Gemeinden nicht untergehen lassen durfte, und das geistliche Amt mit aller Macht einer nun ganz unumschränkten Autorität unterstützte. Aber es dauerte lange, ehe die Verwilderung, die vom Heer aus auch in diesen Stand gedrungen war, dem ernsten deutschen Fleiß und der altvererbten Sittigkeit wieder wich.

§ 428. Aus der allgemeinen Verwüstung ragten inselartig die Städte noch hervor, aber in welchem Zustande! Auch dieser war dem der Reformationszeit nicht im entferntesten mehr gleich. — Das deutsche Bürgerthum, einst trutzig und gewaltsam (§ 291), dann in froher Behäbigkeit, Ordnung und Freiheit lebensfroh und kunstliebend (§ 213, 294), blühte auch durch das ganze 16. Jahrhundert fort. Zahllose Luxusgesetze, vom Landesherrn oder Magistrat erlassen, mußten vorschreiben, wie viel Gäste zu Kindtaufen, Hochzeiten und Leichenschmäusen gebeten, wie viel Schüsseln gereicht, wie viel Ellen Tuch für männliche und weibliche Kleidung verschnitten, wie viel Gold- und Silberstücke von Frauen und Jungfrauen getragen werden durften. Der große Krieg hinterließ auch hier nur Elend. Den kleineren Städten erging es meist nicht anders wie den Dörfern. Größere, befestigtere überdauerten wohl. Aber dann waren sie durch Umlagerung so oft geängstigt, durch Kriegscontributionen und Brandschatzungen so erschöpft, durch Hunger und Pest so entvölkert, daß viele Häuser und Straßen in Trümmern liegen blieben, und daß, da die städtischen Steuern fast allein auf den Grundstücken

*) G. Freitag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

lasteten, kaum ein Eigenthümer Lust hatte, wieder aufzubauen. Berlin hatte nach dem Kriege noch 6000 Einwohner, etwa den vierten Theil seiner früheren Zahl; 200 Häuserstellen lagen wüst, die Häuser selbst waren mit Stroh und Schindeln bedeckt, die ungepflasterten Straßen auf beiden Seiten mit Ställen und Zäunen verunziert; in Prenzlau z. B. waren von ehemals 787 Häusern noch 107 bewohnt; und in den meisten Städten (nicht bloß in Brandenburg, sondern in ganz Deutschland) war es nicht besser bestellt. Nach geschlossenem Frieden war der alte Sinn muthiger Selbständigkeit dahin, und auch hier mußten die landesherrlichen Beamten von oben her befehlen, was früher durch die Selbstverwaltung erreicht worden war. Zunftzwang sowie die engherzigen Interessen der unter sich durch Verwandtschaft eng verknüpften, vornehmen städtischen Familien begründeten eine Verdumpfung des Lebens, ein Spießbürgerthum, das sich nur zu oft kleinlich und lächerlich darstellte. Das Wiederaufblühen einer Stadt hing von nun an meist von einem Fürstenhofe ab; und bald sind es nur die Residenzen, die bis in das 19. Jahrhundert allein den Glanz, die Blüte und das Ansehen von echten Städten behaupten. Dann aber war es eben nur der Hof, der das ganze Leben bestimmte. Von ihm ging die Titelsucht auch auf die unabhängigen Bürger über, die Beamten desselben wurden ein einflußreicher Stand, zu dem man sich kriechend drängte. Das Theater, französisch oder italienisch, mit Pomp und Pracht überladen, war neben den Hoffesten die wichtigste Zerstreuung; die frohen Volksfeste verkümmerten. Das geistesarme, steife und langweilige Aussehen solcher Städte erhielt durch die Garnisonen der stehenden kleinen Heere, die nun allgemein wurden, keine besondere Belebung. Die Baukunst verlor ihre deutsche Eigenthümlichkeit. Ueberhaupt wurden nur noch wenige öffentliche Gebäude, Kirchen, Rathhäuser u. dgl. aufgeführt; nur wo die Noth es erheischte, und dann ärmlich genug. Dagegen erhoben sich die fürstlichen Lustschlösser um so zahlreicher und prächtiger; aber auch diese in dem seltsamen (baroken) Zopfstile, der in Italien und Frankreich sich gebildet hatte und von der Geschmacklosigkeit der Zeit Zeugniß gab. Die Bürgerhäuser wurden ärmlich und in nüchternster Gradlinigkeit aufgeführt. So sank die Herrlichkeit der Städte. Manche, die aus dem großen Kriege noch ihre Reichsfreiheit oder wenigstens ihre theilweise Unabhängigkeit gerettet hatten, erlagen bald nachher. So ward Braunschweig 1671 von den welfischen Herzögen, Magdeburg und Königsberg von dem Großen Kurfürsten, Münster von seinem Bischof, Erfurt von dem Erzbischof von Mainz bewältigt; kaum erwehrte sich Bremen der schwedischen und Hamburg der dänischen Bedrängung.

§ 429. Der deutsche Handel (vgl. § 191 ff., § 296 ff.) war gleichfalls dahin. Noch zur Reformationszeit beherrschten deutsche Kaufleute, z. B. die Fugger in Augsburg, mit ihrem Gelde den Weltmarkt und ermöglichten durch ihre Anleihen die Kriege Karls V. Aber bereits begann der Handel Europa's andere Bahnen zu nehmen; seit das Mittelmeer nicht mehr der Kreis des Weltverkehrs war, verloren Italien und Deutschland ihre große Bedeutung für den Handel. Die Stelle des Mittelmeeres nahm mit veränderten Verhältnissen der atlantische Ocean ein, seit Amerika entdeckt (1492) und der Seeweg nach Ostindien gefunden war (1498). Nun wurden Lissabon und Antwerpen die wichtigsten Handelsstationen; nicht einmal für den Zwischenhandel war Deutschland mehr so wichtig, denn die seefahrenden Nationen konnten mit den von Westen kommenden Waaren alle nordischen Küsten erreichen, die bisher ausschließlich von Deutschland, von der Hanse (§ 296 ff.)

versorgt worden waren. Aber Lissabon sank, seit es unter spanische Herrschaft kam, und die Niederlande waren seit ihrer Befreiung von Spanien (§ 376) ein Land für sich, ihr Handel war nicht mehr der Deutschlands, ja, er trat demselben geradezu hindernd in den Weg. Zu gleicher Zeit trat England unter der großen Königin Elisabeth (1558—1603) den Niederländern ebenbürtig zur Seite. Elisabeth nahm den Kaufleuten der deutschen Hanse ihre Vorrechte auf dem Londoner Markt, und bald waren von hier aus die deutschen Nordseestädte Emden, Bremen, Hamburg überflügelt. So sank die deutsche Hanse, einst der Stolz der nordischen Meere, in Unbedeutendheit. Noch zur Reformationszeit hatte ihr Haupt, die Stadt Lübeck, auf den schwedischen Thron einen neuen König, Gustav Wasa, setzen, und unter ihrem Bürgermeister Jürgen Wullenwever, der durch die Macht der Zünfte das aristokratische Regiment der Stadt gebrochen, noch einmal an die Unterwerfung der Dänen, Abschaffung des Sundzolls und Ausschließung der Niederländer von der Ostsee denken können. Aber Wullenwever fiel durch seine eigenen Mitbürger und ward als „erneuerungssüchtiger Bösewicht" von einem fernwohnenden Fürsten, Heinrich dem Jüngern (§ 358), zu Braunschweig enthauptet; und gerade Gustav Wasa entzog sich der drückenden Handelsherrschaft Lübecks, so daß nun auch das Uebergewicht der Hanse in Skandinavien aufhörte. Je mehr dann Schweden um die Ostsee herum sich ausbreitete, um so mehr ging hier der deutsche Einfluß verloren. Wallensteins Gedanke, die Hanse mit neuer Kriegsfertigkeit unter kaiserlicher Leitung wieder aufzurichten, war großartig, aber weder die Zeit noch die Leute waren dazu angethan, ihn auszuführen. — Auch der Binnenhandel erlosch während des Krieges fast ganz. Erst nach dem Friedensschluß erholten sich die Nordseestädte so weit, daß sie mit gewohnter deutscher Emsigkeit wieder unter den handeltreibenden Nationen einen Platz einnahmen, dem aber keine dahinterstehende Macht Schutz gewährte. Auch die Ostseestädte, Stettin, Stralsund, Rostock, Wismar stiegen gar bald wieder in ihrem Verkehr und Reichthum, doch meist unter schwedischem Schirme. — So war der Bauer in seinem Wohlstande und Lebensmuth, der Bürger in seiner Freiheit und Unternehmungslust gebrochen.

4. Adel und Fürsten.

§ 430. Nicht minder erfuhren die höchsten Stände des deutschen Volks eine Umwandlung. Der Adel hatte, seit dem Ausgange der ritterlichen Zeit, seine ausschließliche kriegerische Bedeutung verloren. Durch das Reformations-Jahrhundert hindurch saß er auf seinen Burgen und Landsitzen, deren unnütz gewordene Befestigungen verfielen, nur von Zeit zu Zeit zu den Landtagen seines Fürsten gerufen, von denen er bedeutende ständische Rechte eingeräumt erhalten, oder zu einem Hoffeste geladen, bei dem er in altritterlicher, standesgemäßer Pracht auftreten mußte. Seine Besitzungen an Wald, Weide und Feld trugen nicht viel ein, am wenigsten baares Geld, und doch war schon das Geld eine Macht geworden, die man nicht entbehren konnte. Zum Kriegsdienst stellte er seinem Landesherrn sein Ritterpferd, und einige gewappnete Knechte: diese Leistung aber, einst persönlich dargebracht, war so weit hinter der Zeit zurückgeblieben, daß sie, kümmerlich wie sie war, ihm keine Ehre und dem Landesherrn, der sich auf kriegskundige Söldner angewiesen sah, wenig Nutzen brachte. So erlosch zum Theil der kriegerische Sinn in dem deutschen Adel. Jüngere Söhne zwar zogen noch oft in des Kaisers Dienst und in die Türkenkriege, oder leiteten selber als Hauptleute

und Kriegsoberste die Söldnerschaaren. Auch wandten sich andere schon zum Studium des römischen Rechts wie der politischen Wissenschaften, und suchten an den Höfen der Fürsten, an den Reichsgerichten, bei fremden Gesandtschaften Ehren und einträgliche Aemter. Im Ganzen jedoch war der Stand unwissend, in rohen Unterhaltungen, nur zu oft in Völlerei und Schlemmerei und in wüster Jagdlust den Tag verbringend. Die Gesunkensten des Standes machten noch jetzt die Straßen unsicher oder legten sich als „Krippenreiter" ihren Standesgenossen in Stall und Quartier.

Der große Krieg entadelte auch diesen Stand völlig. Seine Güter waren verwüstet, seine Bauern zusammengeschmolzen und unfähig zu steuern, er selbst entweder im wilden Kriegsdienst und dem Offiziersleben, das dem des gemeinen Soldaten an Rohheit nichts nachgab, verwildert, oder durch zahllos wiederholte Unglücksfälle, Fluchten, Entbehrungen zahm und demüthig gemacht. Damals entschwand der Trotz des alten germanischen Adelssinnes. Es drängten sich nun die Edelleute an die Höfe, selbst an die kleinsten, haschten nach Ehren, Titeln und Aemtern, und suchten durch ceremoniöse Formen die innere Leere, durch Hochmuth gegen Geringe die Niederträchtigkeit der Gesinnung zu überdecken. Paris und Versailles wurden, wie sie eine hohe Schule der Entsittlichung für den französischen Adel waren, nun auch die Lehrstätte des deutschen Junkers. Dorthin zog er, um Modetand, hohle Anmaßung, Ausschweifung, Verachtung alles Einheimischen sich einzutauschen. So verschmolz sich bald lächerliche Form und steife Haltung mit der alten inneren Rohheit, die weder von der Residenz noch vom Edelhof weichen wollte. Auch hier war der tiefe Verfall alles echt deutschen Lebens zu Tage getreten.

§ 431. Die Höfe der Fürsten hielten sich im 16. Jahrhundert noch von fremder Sitte unberührt. An manchen, wie an dem kursächsischen Hofe, am hessischen, württembergischen, an einigen welfischen u. a. m. (§ 367) hatte die Reformation einen ernsten, frommen Sinn heimisch gemacht, und eine kirchliche Gelehrsamkeit, durch welche die Fürsten fast zu Theologen wurden. An anderen verdrängte die große Bewegung der Zeit nicht die Heiterkeit des Lebens, die ja im 16. Jahrhundert alle Stände belebte. Jagden in kolossalem Maßstabe, Schmausereien, die dann meist in ein „unschmeidiges Saufen" und einen „dichten Rausch" ausarteten, Turniere und Ringelrennen (nur in erleichterter Weise), Aufzüge, Betheiligung an Volksfesten, Schlittenfahrten u. s. w. wechselten an den Höfen lebenslustiger Fürsten, wie z. B. Joachims II. von Brandenburg (§ 384). Selten reichten an diesen Höfen die Geldmittel, denn noch hatte man nicht gelernt, durch weise Verwaltung die reichen fürstlichen Einkünfte flüssig zu machen und zusammenzuhalten. So fielen die Fürsten den Wucherern anheim, und Schulden und Verlegenheiten bildeten die Kehrseite zu all dem Glanze. An einigen, besonders an kleineren Höfen, dauerte das patriarchalische Verhältniß zwischen Fürst und Volk ungestört fort. So drohte jene Gräfin von Rudolstadt, um ihr beraubtes Völkchen zu schützen, „Fürstenblut für Ochsenblut" fließen zu lassen, und schreckte durch ihr männliches Auftreten den furchtbaren Alba*). — Der große Krieg brachte sein unsägliches Elend auch über die deutschen Fürsten; oft selber flüchtig, oft genöthigt, Land und Leute mit dem Rücken anzusehen, ohne zu wissen, ob ein Wallenstein, Tilly oder Oxenstierna ihnen erlauben würde, je in ihr altes Erbe zurückzukehren, schützten sie kaum sich selbst und ihre Familien

*) Schillers Werke, Bd. XI.

vor Mangel. So sank auch der fürstliche Sinn, obwohl er in den Entschlossensten dieses Geschlechtes fortlebte, und Bernhard von Weimar z. B. bei einer Audienz vor Ludwig XIII. zum Schrecken der Pariser Hofleute sein Haupt bedeckte, sobald der König von Frankreich nach dem Gruß den Hut wieder aufsetzte. Aber hier Noth, dort Ländergier drängte zu unfürstlichen Schritten. Bei den Unterhandlungen des westfälischen Friedens ward schon Kriecherei vor den Fremden, Bestechung und Intrigue aller Art angewandt, um leidlich günstig wegzukommen. — Als der Friede wieder hergestellt war, ward mehr und mehr der Hof von Versailles das Vorbild der großen und kleinen deutschen Hofhaltungen. Große, pomphafte Festlichkeiten wurden trotz der Armuth der Länder gehalten. Prachtbauten und Gartenanlagen in französischem Geschmack wurden in den Residenzen ausgeführt; Titel, Aemter, Ehren an den herbeiströmenden Adel verschwendet. Häufig wurden die Adelstitel um Geld verliehen, denn die Sucht nach Titeln ward allgemein. Dieser ganze Prunk war um so lächerlicher und drückender, weil er nicht wie in Frankreich auf der Grundlage einer bedeutenden Macht, sondern auf den beschränkten Mitteln deutscher Kleinstaaten beruhte. Daß es einzelne, schöne Ausnahmen gab, versteht sich. Manche Fürsten unterstützten die gesunkene Gelehrsamkeit, so einige aus den anhaltischen, welfischen, hessischen Fürstenhäusern u. s. w.; Andere hoben ihr gesunkenes Land mit väterlicher Sorge, wie Ernst der Fromme von Gotha; Andere nahmen Theil an den Vereinen, die zur Hebung der deutschen Sprache entstanden, seit der Dichter Martin Opitz (1597—1639) wieder einen Wetteifer mit den Fremden, wenigstens eine Nachahmung derselben, in's Leben gerufen. Aber allen diesen wissenschaftlichen wie poetischen Bestrebungen klebte etwas von Kleinlichem, Eitlem, Lächerlichem an, dem auch die Besten sich nicht entziehen konnten.

Fassen wir Alles zusammen: es war auf allen Gebieten des deutschen Lebens der volle Tod eingetreten, die deutsche Reichsgeschichte war am Ende, und die deutsche Geschichte überhaupt schlösse hier oder hätte nur noch eine traurige Nachperiode, wenn nicht zwei große Lebenselemente eingetreten wären:

Das eine war der Geist der Reformation, der anfänglich im 16. Jahrhundert als der allein mächtige den politischen Sinn überragt, fast erdrückt hatte, der dann in den trüben Zeiten des 17. Jahrhunderts sich in dem bibelfesten Stande der Bürger und Bauern als ein Geist der Geduld und des Gottvertrauens, der Redlichkeit und Zucht geltend machte, und diese trüben Zeiten, wenngleich kümmerlich, aufhellte und überdauerte; der aber endlich im 18. Jahrhundert in der ihm eigenthümlichen Forscherlust und Geistesfreiheit sich wieder erhob und die gesammte Nation, wenngleich nicht ohne manche Verirrungen, auf neue, sittlich hohe und geistig bedeutende Lebenswege führte.

Das andere war die angeborene, staatenbildende Kraft des altsächsischen Stammes (§ 99 ff., 196 ff.), die in den von demselben ausgegangenen Colonien östlich der Elbe fortlebte. Die brandenburgischen Marken, jetzt zwar nicht minder gebeugt, wie jedes andere Land, doch bald mit einer Reihe von Fürsten beglückt, die sie zu einem Staate im wahren Sinne des Wortes zusammenbildeten, wurden der feste Stamm, an dem das gesammte sich geistig wieder erneuende Deutschland seinen politischen Halt fand.

Fünfte Periode.

Vom westfälischen Frieden, 1648, bis zur Gegenwart. Bildung der Brandenburgisch-preußischen Großmacht. Blüte des deutschen Geisteslebens. Befreiungskriege.

Deutsche Nationalgeschichte.

A. Sinken der Habsburgischen Monarchie. Emporwachsen Preußens. 1648—1740.

1. Die Weltlage.

§ 432. In dem großen dreißigjährigen Kriege, der zuletzt nicht mehr ein deutscher, sondern ein Weltkrieg gewesen, war die östreichisch-spanische Monarchie unterlegen: die katholische Weltherrschaft derselben bedrohte fortan Europa nicht mehr. Aber an ihre Stelle trat Frankreichs Uebergewicht in Europa, welches vom Cardinal Richelieu (§ 396) begründet, von Cardinal Mazarin weiter befestigt und von dem Könige Ludwig XIV. 1643—1715 zur vollen Geltung gebracht wurde. Es beginnt mit diesen Männern die Zeit der absoluten Monarchie d. h. der Herrschaft des unbeschränkten königlichen Befehls und Willens*), die bald in ganz Europa Nachahmung fand. In dem politischen Verkehr der Staaten (in der Diplomatie) ward statt des ehemaligen Latein die französische Sprache üblich, und ebenso ward das französische Vorbild in den Sitten und Gebräuchen der vornehmen Kreise vorherrschend. Durch die großen Geldmittel des Landes, durch ein starkes, wohlgeübtes stehendes Heer, durch eifrige, wenngleich prahlerische und unfreie Pflege von Kunst und Wissenschaft, durch hervorragende Feldherren und Staatsmänner ward dieser glänzende Vorrang Frankreichs die ganze zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts hindurch behauptet. Man nennt diesen Zeitraum deshalb auch das Zeitalter Ludwigs XIV. (siècle de Louis XIV.).

§ 433. Neben Frankreich war durch Gustav Adolf als zweite Großmacht Schweden getreten, und behauptete diese Stellung gleichfalls bis über das 17. Jahrhundert hinaus. Fast die ganze Ostsee war von schwedischem Gebiet umschlossen (§ 398). Zu den alten Besitzungen waren durch den westfälischen Frieden noch die von Deutschland abgetretenen Gebiete: Vorpommern (mit Stettin, Stralsund, Rügen), Wismar und die Fürstenthümer Bremen und Verden gekommen. Da Schweden durch diese Erwerbungen Mitglied des Reiches geworden, so übte es eine drückende und entscheidende Wirkung in allen Reichsangelegenheiten aus. Zugleich aber erstreckte sich sein Einfluß auch über Dänemark, Rußland und Polen, und vergeblich bemühten sich diese entweder ohnmächtigen oder noch unausgebildeten Staaten, demselben sich zu entziehen. Auf Gustav Adolf war seine Tochter Christine gefolgt, 1632—1654, erst unter der vormundschaftlichen Regierung einiger stolzer

*) Man hat zur kurzen Bezeichnung derselben gewisse Formeln und Redensarten, die man Ludwig XIV. zuschreibt: Car tel est notre plaisir. — L'état c'est moi.

Adelsgeschlechter, dann selbständig, bis sie, der Herrschaft müde, die Krone niederlegte und, ihrem abenteuerlichen Sinne folgend, nach dem Süden ging, nach Rom und Frankreich, um katholisch zu werden. Aber das volle schwedische Uebergewicht erneuete, wie wir unten sehen werden, ihr Nachfolger Karl X. 1654—1660, ein Vetter Christina's, ein deutscher Prinz aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken (§ 248 Anm.). Meist mit Frankreich verbündet, dämpfte diese protestantische Macht nicht minder jedes neue Aufleben deutscher Kraft und Selbständigkeit. Die (protestantischen) Seemächte, Holland und England, hatten theils mit sich selbst zu thun (es fällt in diesen Zeitraum die englische Revolution), theils waren sie gegen das ohnmächtig gewordene Deutschland, welches ihnen nichts nützen konnte, wenig wohlwollend gesinnt. Erst allmählich treten sie mit den deutschen Staaten gegen die drohende Uebermacht Frankreichs in Bündnisse, und erst im folgenden Jahrhunderte (durch den spanischen Erbfolgekrieg) gelingt der gemeinsame Sieg und die Niederwerfung der französischen Vorherrschaft.

§ 434. Oestreich war aus dem westfälischen Frieden zwar überwunden und geschwächt aber doch nicht vernichtet und ohnmächtig hervorgegangen. In Deutschland behielt es den vorwaltenden Einfluß, sowohl durch seine Ländermasse als auch durch die gleichsam zum Recht gewordene Gewohnheit, daß der Herrscher Oestreichs auch zugleich der Kaiser war. Im Innern seines Reiches war die absolute Monarchie nicht minder befestigt als in Frankreich, seit durch den 30jährigen Krieg zugleich mit dem Protestantismus auch die ständischen Rechte des Adels in Oestreich, Böhmen und Ungarn niedergeworfen waren. Die religiöse Einheit im Katholicismus, auch schon die militairische des Heerwesens hatte die fehlende nationale Einheit zu ersetzen. Die Regierungsgrundsätze Ferdinands II. blieben deshalb dieselben bei seinen nächsten Nachfolgern, Ferdinand III., 1637—1657, und Leopold I., 1657—1705, welcher letztere langsam, begeisterungslos, jesuitisch erzogen und gesinnt, eine lange Regierungszeit ohne Heil für das Reich, wenn auch nicht ohne glänzenden Ruhm, den seine Feldherren erwarben, geherrscht hat. Noch immer war Oestreich in seinen äußeren Unternehmungen meist mit Spanien verbunden. Nur war aus dieser angreifenden Doppelmacht jetzt eine nur noch abwehrende geworden. Frankreichs und Ludwigs XIV. Ehrgeiz bedrohte nemlich in gleicher Weise die spanischen Niederlande (das heutige Belgien), das den Habsburgern engbefreundete lothringische Land und Herzogshaus (§ 251) und auch das deutsche Reich längs des ganzen Oberrheines, den Oestreich durch seine Kaiserstellung zu schützen verpflichtet war, und an den damals noch seine vorderen Lande (§ 280), besonders der Breisgau mit dem festen Freiburg, stießen. Aber in beiden verwandten Reichen und Herrscherhäusern zeigten sich die Spuren des Verfalls, sowohl in der Unbedeutendheit der Herrscher als in der zunehmenden geistigen Verdumpfung der Völker.

§ 435. Das deutsche Reich war seit dem westfälischen Frieden nicht nur jedem Angriff bloßgestellt, sondern in seinem eigenen Innern boten sich einem schlauen Angreifer die Mittel dar, es zu bekämpfen. Schon bei der Wahl Leopolds erschöpfte sich Ludwig XIV. in Ränken und Bestechungen, um dem Kurfürsten von Baiern, von dem er sich eine Art Abhängigkeit versprechen durfte, die Kaiserwürde zuzuwenden. Eine Reihe deutscher Fürsten, die damals den rheinischen Bund geschlossen, boten ihm als Werkzeuge ihre Hand, diesmal freilich vergeblich. Doch der Einfluß Frankreichs wuchs beständig. Manche deutsche Fürsten bezogen von Ludwig XIV. förmlich Jahr-

gehälter. Oestreich schützte und schirmte das Reich nur soweit sein eigener Vortheil in Frage kam. Denn da es keine deutsche, sondern nur noch eine europäische Macht war, so lag ihm Deutschland um seiner selbst willen nicht am Herzen. Unter diesen Umständen wäre das durch den 30jährigen Krieg tödtlich zerrüttete Reich einer Auflösung verfallen, wie sie ein Jahrhundert später über Polen kam, hätte nicht im Norden unter der weisen und starken Hand des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, das neue Deutschland, der deutsche Staat, sich zu bilden begonnen, von welchem die nationale Wiedergeburt ausgehen sollte.

Die Raubkriege Ludwigs XIV.

§ 436. Wohin Ludwig an seine Grenzen schaute, überall fand er leichte Wege, Ruhm zu erwerben und Frankreich zu vergrößern. Seinen ersten Krieg — grund- und rechtlos begonnen wie alle folgenden, einen Raubkrieg — richtete er gegen die spanischen Niederlande (1667). Da ihm die sogenannte Tripelallianz (Holland, Schweden, England) entgegentrat, so begnügte er sich im Frieden von Aachen (1668) mit der Abtretung der wichtigen südlichen Festungsgrenze der Niederlande. Bald griff er voll Rache und in Hoffnung eines leichten Erfolges die Republik Holland an (1672), nachdem er ihre bisherigen Bundesgenossen, England und Schweden, auf seine Seite gebracht hatte. Es schien ihm ein rascher Sieg zu gelingen. Mit ihm waren mehrere deutsche Fürsten, und diejenigen, die zu Holland halten wollten, wurden durch Ludwigs Drohungen geschreckt. Der Kaiser Leopold hatte sich heimlich verpflichtet, nicht einzuschreiten. So trat keiner der deutschen Fürsten in's Feld, um den kleinen und doch für Deutschlands Grenzschutz so wichtigen Staat nicht in Frankreichs Hände fallen zu lassen, außer dem Großen Kurfürsten (von Brandenburg) Friedrich Wilhelm. Doch gelang es dem kriegerisch ausgezeichneten Statthalter Hollands, Wilhelm III. von Oranien, die raschen Fortschritte Ludwigs und seiner Generale (Condé, Turenne, Luxembourg, Vauban) zu hemmen. Später trat auch Spanien und das deutsche Reich dem Kriege gegen Frankreich bei, und nun zog sich die ganze Schwere desselben an den Rhein, wo kaum die Wunden des dreißigjährigen Krieges geheilt waren. Ludwig XIV. unterwarf die zehn Städte des Elsaß, über die er bis dahin nur die Reichsvogtei gehabt hatte (§ 413). Turenne verwüstete die Pfalz, und die deutschen Heere erlitten eine Reihe von Niederlagen. Zuletzt behauptete Ludwig XIV. im Frieden zu Nymwegen 1678 abermals günstige Bedingungen, durch welche ihm von Spanien die Franche Comté (§ 252) und eine Reihe Orte an der niederländischen Grenze, vom deutschen Reiche die oben erwähnten 10 Städte im Elsaß und das sehr feste Freiburg im Breisgau abgetreten wurden, auch Lothringen vorläufig in seiner Hand blieb.

§ 437. Durch die Réunionskammern verstand es dann Ludwig XIV. den Raubkrieg auch im Frieden fortzusetzen, indem diese Gerichtshöfe, die man zu Metz und Breisach einrichtete, entscheiden sollten, welches Gebiet jemals zu den in den letzten Friedensschlüssen abgetretenen Ländern gehört hätte, damit dasselbe, als nun zu Frankreich gehörend, eingezogen werde. So wurden mitten im Frieden einzelne Landschaften und Städte (z. B. Vaudemont, Saarlouis, Saarbrücken, Mömpelgard, Luxemburg), und eine Menge von Dörfern, Schlössern, Höfen, Mühlen u. dgl. von Frankreich besetzt. Das deutsche Reich, ohne Zusammenhang, ohne Kraft und Lust sich zu bewegen, hatte nur ohnmächtige Protestationen dagegen. Ja, während so Deutschlands

Grenzen schamlos beraubt wurden, stritten die kurfürstlichen und fürstlichen Abgesandten zu Regensburg auf dem Reichstage, ob erstere auf purpurnem, letztere auf grünem Sammet sitzen sollten, wer mit goldenen Messern und Gabeln und wer nur mit silbernen speisen sollte. Vergebens mahnten die Stimmen vaterlandsliebender Dichter:

Nun ist es Zeit zu wachen,
eh Deutschlands Ehre stirbt
Und in dem weiten Rachen
des Krokodils verdirbt;
Herbei, daß man die Kröten,
die unsern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke
zur Saon' und Seine schicke!*)

Niemand rührte sich. Endlich setzte Ludwig XIV. seinen Räubereien die Krone auf, indem er mitten im Frieden, durch den Verrath des Bischofs Egon von Fürstenberg unterstützt, die alte herrliche Reichsstadt Straßburg dem deutschen Reiche entriß (1681). Vergebens mahnte seitdem der Dom, das Meisterwerk altdeutscher Baukunst, gleichsam trauernd über den Rhein herüber; auch dieser Schlag weckte das todte Reich nicht auf. Zuletzt schloß es einen Frieden, ohne daß Krieg gewesen, bestätigte allen Raub und erlangte dann einige Jahre Schonung. Zu gleicher Zeit bedrohte Dänemark, welches seit 1667 auch Oldenburg unmittelbar regierte (§ 254 Anm.), auf Ludwig XIV. sich verlassend, Holstein und Hamburg mit Annexion, 1686, bis auch hier der Große Kurfürst im Bunde mit Schweden und den braunschweigischen Herzögen diesem Streben ein Ziel setzte.

§ 438. Schon 1688 aber erneuerte Ludwig XIV. den Krieg, indem er nach dem Aussterben des Hauses Pfalz (§ 248 Anm.) bedeutende Theile dieses Landes für seinen Bruder, den Herzog von Orléans, verlangte, der mit Elisabeth Charlotte, der Schwester des kinderlosen Kurfürsten, vermählt war, ungeachtet diese bei ihrer Verheirathung ausdrücklich auf die Erbfolge verzichtet hatte. Außerdem wünschte Ludwig auch den Bruder des Verräthers von Straßburg, Wilhelm von Fürstenberg, in das erledigte Erzbisthum Köln einzusetzen. Aber seit 1689 saß der Oranier Wilhelm III. auch auf dem englischen Königsthron, den er an der Spitze von deutschen Truppen dem letzten Stuart, seinem Schwiegervater Jakob II., entrissen hatte, und schon 1686 hatte auch der Kaiser und die meisten deutschen Fürsten sich zur Wehr gegen französische Uebergriffe im großen Augsburger Bunde vereinigt. Dieser trat jetzt zur Vertheidigung der deutschen Landesgrenze ein. Da kam man am Hofe Ludwigs XIV., des „allerchristlichsten Königs", auf den scheußlichen Gedanken, um dem Feinde den Krieg am Rhein unmöglich zu machen, das ganze gesegnete Land in der Pfalz und am Mittelrhein (§ 248) in eine Wüste zu verwandeln. Hohnlachend sprengte der französische General Melac die prächtigen Thürme des Heidelberger Schlosses und die Stadtmauern; die halbe Stadt ward in Asche gelegt. Dann folgten die Städte und Dörfer an der Bergstraße. Die armen Bewohner wurden, wenn sie das Ihre retten wollten, erschlagen. Ueberall fand man die Leichen elender, erfrorener Menschen. Die Bürger von Mannheim mußten erst mit an der Abtragung ihrer Festungswerke arbeiten, dann äscherte man ihre Stadt ein und trieb sie hungernd und nackt in die Winterkälte hinaus; ein ähnliches

*) Hans Aßmann von Abschatz.

gehälter. Oestreich schützte und schirmte das Reich nur soweit sein eigener Vortheil in Frage kam. Denn da es keine deutsche, sondern nur noch eine europäische Macht war, so lag ihm Deutschland um seiner selbst willen nicht am Herzen. Unter diesen Umständen wäre das durch den 30jährigen Krieg tödtlich zerrüttete Reich einer Auflösung verfallen, wie sie ein Jahrhundert später über Polen kam, hätte nicht im Norden unter der weisen und starken Hand des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, das neue Deutschland, der deutsche Staat, sich zu bilden begonnen, von welchem die nationale Wiedergeburt ausgehen sollte.

Die Raubkriege Ludwigs XIV.

§ 436. Wohin Ludwig an seine Grenzen schaute, überall fand er leichte Wege, Ruhm zu erwerben und Frankreich zu vergrößern. Seinen ersten Krieg — grund- und rechtlos begonnen wie alle folgenden, einen Raubkrieg — richtete er gegen die spanischen Niederlande (1667). Da ihm die sogenannte Tripelallianz (Holland, Schweden, England) entgegentrat, so begnügte er sich im Frieden von Aachen (1668) mit der Abtretung der wichtigen südlichen Festungsgrenze der Niederlande. Bald griff er voll Rache und in Hoffnung eines leichten Erfolges die Republik Holland an (1672), nachdem er ihre bisherigen Bundesgenossen, England und Schweden, auf seine Seite gebracht hatte. Es schien ihm ein rascher Sieg zu gelingen. Mit ihm waren mehrere deutsche Fürsten, und diejenigen, die zu Holland halten wollten, wurden durch Ludwigs Drohungen geschreckt. Der Kaiser Leopold hatte sich heimlich verpflichtet, nicht einzuschreiten. So trat keiner der deutschen Fürsten in's Feld, um den kleinen und doch für Deutschlands Grenzschutz so wichtigen Staat nicht in Frankreichs Hände fallen zu lassen, außer dem Großen Kurfürsten (von Brandenburg) Friedrich Wilhelm. Doch gelang es dem kriegerisch ausgezeichneten Statthalter Hollands, Wilhelm III. von Oranien, die raschen Fortschritte Ludwigs und seiner Generale (Condé, Turenne, Luxembourg, Vauban) zu hemmen. Später trat auch Spanien und das deutsche Reich dem Kriege gegen Frankreich bei, und nun zog sich die ganze Schwere desselben an den Rhein, wo kaum die Wunden des dreißigjährigen Krieges geheilt waren. Ludwig XIV. unterwarf die zehn Städte des Elsaß, über die er bis dahin nur die Reichsvogtei gehabt hatte (§ 413). Turenne verwüstete die Pfalz, und die deutschen Heere erlitten eine Reihe von Niederlagen. Zuletzt behauptete Ludwig XIV. im Frieden zu Nymwegen 1678 abermals günstige Bedingungen, durch welche ihm von Spanien die Franche Comté (§ 252) und eine Reihe Orte an der niederländischen Grenze, vom deutschen Reiche die oben erwähnten 10 Städte im Elsaß und das sehr feste Freiburg im Breisgau abgetreten wurden, auch Lothringen vorläufig in seiner Hand blieb.

§ 437. Durch die Réunionskammern verstand es dann Ludwig XIV. den Raubkrieg auch im Frieden fortzusetzen, indem diese Gerichtshöfe, die man zu Metz und Breisach einrichtete, entscheiden sollten, welches Gebiet jemals zu den in den letzten Friedensschlüssen abgetretenen Ländern gehört hätte, damit dasselbe, als nun zu Frankreich gehörend, eingezogen werde. So wurden mitten im Frieden einzelne Landschaften und Städte (z. B. Vaudemont, Saarlouis, Saarbrücken, Mömpelgard, Luxemburg), und eine Menge von Dörfern, Schlössern, Höfen, Mühlen u. dgl. von Frankreich besetzt. Das deutsche Reich, ohne Zusammenhang, ohne Kraft und Luft sich zu bewegen, hatte nur ohnmächtige Protestationen dagegen. Ja, während so Deutschlands

Grenzen schamlos beraubt wurden, stritten die kurfürstlichen und fürstlichen Abgesandten zu Regensburg auf dem Reichstage, ob erstere auf purpurnem, letztere auf grünem Sammet sitzen sollten, wer mit goldenen Messern und Gabeln und wer nur mit silbernen speisen sollte. Vergebens mahnten die Stimmen vaterlandsliebender Dichter:

Nun ist es Zeit zu wachen,
eh Deutschlands Ehre stirbt
Und in dem weiten Rachen
des Krokodils verdirbt;
Herbei, daß man die Kröten,
die unsern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke
zur Saon' und Seine schicke!*)

Niemand rührte sich. Endlich setzte Ludwig XIV. seinen Räubereien die Krone auf, indem er mitten im Frieden, durch den Verrath des Bischofs Egon von Fürstenberg unterstützt, die alte herrliche Reichsstadt Straßburg dem deutschen Reiche entriß (1681). Vergebens mahnte seitdem der Dom, das Meisterwerk altdeutscher Baukunst, gleichsam trauernd über den Rhein herüber; auch dieser Schlag weckte das todte Reich nicht auf. Zuletzt schloß es einen Frieden, ohne daß Krieg gewesen, bestätigte allen Raub und erlangte dann einige Jahre Schonung. Zu gleicher Zeit bedrohte Dänemark, welches seit 1667 auch Oldenburg unmittelbar regierte (§ 254 Anm.), auf Ludwig XIV. sich verlassend, Holstein und Hamburg mit Annexion, 1686, bis auch hier der Große Kurfürst im Bunde mit Schweden und den braunschweigischen Herzögen diesem Streben ein Ziel setzte.

§ 438. Schon 1688 aber erneuerte Ludwig XIV. den Krieg, indem er nach dem Aussterben des Hauses Pfalz (§ 248 Anm.) bedeutende Theile dieses Landes für seinen Bruder, den Herzog von Orléans, verlangte, der mit Elisabeth Charlotte, der Schwester des kinderlosen Kurfürsten, vermählt war, ungeachtet diese bei ihrer Verheirathung ausdrücklich auf die Erbfolge verzichtet hatte. Außerdem wünschte Ludwig auch den Bruder des Verräthers von Straßburg, Wilhelm von Fürstenberg, in das erledigte Erzbisthum Köln einzusetzen. Aber seit 1689 saß der Oranier Wilhelm III. auch auf dem englischen Königsthron, den er an der Spitze von deutschen Truppen dem letzten Stuart, seinem Schwiegervater Jakob II., entrissen hatte, und schon 1686 hatte auch der Kaiser und die meisten deutschen Fürsten sich zur Wehr gegen französische Uebergriffe im großen Augsburger Bunde vereinigt. Dieser trat jetzt zur Vertheidigung der deutschen Landesgrenze ein. Da kam man am Hofe Ludwigs XIV., des „allerchristlichsten Königs", auf den scheußlichen Gedanken, um dem Feinde den Krieg am Rhein unmöglich zu machen, das ganze gesegnete Land in der Pfalz und am Mittelrhein (§ 248) in eine Wüste zu verwandeln. Hohnlachend sprengte der französische General Melac die prächtigen Thürme des Heidelberger Schlosses und die Stadtmauern; die halbe Stadt ward in Asche gelegt. Dann folgten die Städte und Dörfer an der Bergstraße. Die armen Bewohner wurden, wenn sie das Ihre retten wollten, erschlagen. Ueberall fand man die Leichen elender, erfrorener Menschen. Die Bürger von Mannheim mußten erst mit an der Abtragung ihrer Festungswerke arbeiten, dann äscherte man ihre Stadt ein und trieb sie hungernd und nackt in die Winterkälte hinaus; ein ähnliches

*) Hans Aßmann von Abschatz.

Schicksal traf Frankenthal, Ladenburg, Kreuznach ꝛc. Damals sanken Worms und Speyer, die alten, ehemals herrlichen, kaiserlichen Städte in Asche, sammt ihren Domen, und in Speyer schütteten französische Soldaten hohnlachend die Asche so vieler großer Kaiser in die Winde. Dann kamen die Gegenden von Trier, Köln, Jülich an die Reihe, wo man die Bauern sogar zwang, ihr eigenes Getreide unterzupflügen. — Nach so viel Schmach begann man sich endlich im Reich zu regen. Der Kaiser schloß mit Wilhelm III. von England, mit Spanien, Savoyen, Dänemark und den meisten deutschen Fürsten die große Allianz, deren Seele wieder jener Oranier war. Dennoch hielt sich Ludwig durch seine großen Generale im Uebergewicht. Unter den deutschen Truppen herrschte Uneinigkeit und Thatlosigkeit, obwohl der Reichsfeldherr Ludwig von Baden ein tüchtiger Führer war. Als dann endlich 1697 der Friede zu Ryswick zu Stande kam, mußte das deutsche Reich die Bedingungen annehmen, die ihm die fremden Mächte stellten. Frankreich behielt die „Réunionen" im Elsaß, ebenso Saarlouis: alles Andere, also auch Freiburg, Luxemburg, Breisach, Mömpelgard ꝛc. gab es heraus. Dem Frieden war aber, im Einverständniß des Kaisers mit Ludwig XIV., die sogenannte Ryswiker Clausel angehängt, wonach der kirchliche Zustand bleiben sollte, wie er während der feindlichen Besetzung gewesen; so blieben viele protestantische Gemeinden in der Pfalz ihrer Kirchen beraubt, und der katholische Gottesdienst trat daselbst wieder ein. Ludwig XIV. aber hatte zu solchen, im Ganzen für Deutschland günstigen, Friedensbedingungen sich verstehen müssen, weil seine Cassen erschöpft, seine Augen aber bereits auf die künftige Erwerbung der spanischen Monarchie gerichtet waren. — In allen drei Raubkriegen hatte Deutschland sich völlig ohnmächtig nach außen hin bewiesen, und hatte gezeigt, wie leicht die Beute da ist, wo Gemeinsinn und nationale Ehre erloschen sind.

3. Die Türkenkriege Oestreichs.

§ 439. Glücklicher als am Rhein waren die deutschen Waffen im Osten, gegen den andern Erbfeind, wie man ihn damals nannte, die Türken. Seit diese Constantinopel erobert (§ 240), dann Ungarn überfluthet hatten, dessen letzter König Ludwig gegen sie bei Mohacz gefallen war (§ 281), gehörte ihnen die Hauptstadt des Landes, Ofen-Pesth, und ihre Grenze ging bis gegen Raab und Comorn, so daß König Ferdinand, Kaiser Karls V. Bruder, wenig mehr als den Titel eines Königs von Ungarn von seinem Schwager erbte und bald sogar den Türken einen regelmäßigen Tribut zahlen mußte. Die Türkengefahr war stehend in der ganzen Reformationszeit. Auch das 17. Jahrhundert brachte fortwährende Kriege an der Südostgrenze des Reiches. Ungarn und Siebenbürgen, auf denen gleichfalls die politische und religiöse Bedrückung Oestreichs hart lastete, waren unsichere Besitzthümer des Kaiserstaates. Oft erhoben sich hier Rebellen, die auf türkische Hülfe gestützt, dem Kaiserhause kühn und schlau Trotz boten: so Bethlen Gabor (§ 385) im Anfang, Rakoczy am Ende des 30jährigen Krieges von Siebenbürgen aus. Kaiser Leopold (1657—1705), gelenkt vom Hasse gegen die Protestanten, die in Ungarn zahlreich waren und von Ferdinand III. auf's Neue Religionsfreiheit erhalten hatten, so wie erbittert auf die großen ständischen Vorrechte des magyarischen Adels, unternahm eine ernstliche Unterwerfung Ungarns. So kam dies Land in eine doppelte Bedrängniß: denn um dieselbe Zeit erneuerten die Türken ihre Angriffe. Als im Jahre 1663 ein großes Heer derselben gegen Ungarn und Oestreich heranrückte,

kam, wenngleich langsam und schwerfällig, dem Kaiser ein Reichsheer unter dem Markgrafen Leopold Wilhelm von Baden zu Hilfe; ja damals schickte selbst noch Ludwig XIV. ein Hilfscorps. Auch Schweden und die Fürsten Italiens, der Papst voran, vereinten sich gegen den alten Erbfeind der Christenheit. Diese Truppen siegten unter Montecuccoli bei St. Gotthard an der Raab (1. August 1664) und hinderten das weitere Vordringen der Türken; es war der erste glänzende Sieg seit 300 Jahren über dieses Volk, ein Sieg der gesammten Christenheit, an dem aber die Deutschen den größten Antheil hatten.

§ 440. Dennoch behauptete Kaiser Leopold nicht mehr als einen 20jährigen Waffenstillstand, durch welchen er sogar noch Siebenbürgen in der Hand der Türken ließ. Die Ungarn sahen sich durch denselben nicht geschützt, im Gegentheil sahen sie in der zurückgelassenen östreichischen Besatzung nur das Mittel, ihre ständischen Freiheiten zu unterdrücken. Als nun Leopold nach Entdeckung einer Adelsverschwörung (1670), in welche die edelsten Namen Ungarns verwickelt waren, die alte Verfassung Ungarns für verwirkt erklärte und ähnlich verfuhr, wie einst Ferdinand II. in Böhmen (§ 388); als die Häupter des Adels auf dem Blutgerüst fielen, Hunderte von protestantischen Geistlichen, die von ihrem Glauben nicht lassen wollten, als Ruderknechte auf den Galeeren Neapels oder in der Sumpfluft der niederen Donau dienten, da brach unter einem neuen, kühnen Führer, Emmerich Tököly, eine Empörung aus, die bald das ganze Ungarn ergriff. Zu seinem Schutz lehnte sich Tököly an die Türken, die unter dem Vezier Karamustapha mit einem Heere von 230,000 Mann durch Ungarn auf Wien rückten. Tököly zog voran und bahnte ihnen den Weg. Wien selbst war schlecht gerüstet; doch kamen auf des Kaisers Mahnruf der vaterlandsliebende Kurfürst Johann Georg III. von Sachsen und Max Emanuel von Baiern persönlich mit Hilfsvölkern; auch Friedrich Wilhelm von Brandenburg schickte 8000 Mann. Leopold selbst aber verließ in dieser Noth flüchtend seine Hauptstadt und ging nach Passau, nur auf sich bedacht, vom Spott und Haß seiner (noch im Stillen protestantisch gesinnten) oberöstreichischen Bevölkerung gefolgt. Die Türken erschienen am 7. Juli vor Wien und belagerten es: das letzte Mal, daß dieser Feind deutschen Boden betrat. Aber in der Belagerung zeigte die Stadt äußersten Heldenmuth; Bürger und Studenten wetteiferten mit den Soldaten, und der tapfere Kommandant, Rüdiger von Stahremberg, hielt alle Stürme aus. Auf der andern Seite fehlte es den Türken an Geschick zur Belagerung, und obgleich ihnen von Paris die Pläne der Festungswerke zugegangen waren, so war doch besonders ihre Artillerie, nur von unwissenden Renegaten geleitet, zu ungeschickt, um die nur schwach befestigte Stadt zu nehmen. Acht Wochen hielt diese die Belagerung aus; endlich kam unter Karl von Lothringen das Reichsheer herbei, in welchem nach langer Zeit zum ersten Male die Blüte deutscher fürstlicher und ritterlicher Jugend vereint war. Mit ihm verbündet kam der fromme, edle und heldenmüthige Polenkönig, Johann Sobieski, und am 12. Septbr. stellte sich am Kahlenberge das Christenheer gegen die Türken, von wo aus Raketen, die vom Stephansthurm beantwortet wurden, der bedrängten Stadt das Zeichen der herannahenden Rettung gegeben hatten. Ein herrlicher Sieg ward erfochten, das Lager der Türken mit unermeßlicher Beute erobert, die Stadt befreit; und dennoch besann sich der zurückkehrende Leopold, wieweit es sein Rang und Stand zulasse, seinem Retter dankend entgegen zu gehen. Deutsche Tapferkeit nicht minder als polnische hatte diesen schönen

Sieg errungen; leider blieben die Sieger nicht einig, und der Kurfürst von Sachsen, der sich zurückgesetzt fühlte, zog nach Haus.

§ 441. Aber Oestreich setzte nichts desto weniger die Eroberung zunächst Ungarns fort. 1686 gewann Karl von Lothringen mit einem Heere, in dem Freiwillige aus allen Ländern der Christenheit waren, vor Allem aber 8000 vom Großen Kurfürsten gesandte Brandenburger sich auszeichneten, Ofen wieder, und nachdem der Kaiser durch das Blutgericht von Eperies 1687 den Trotz des magyarischen Adels wie auch die letzte Freiheit der Protestanten gebrochen, war auch Ungarn wieder eng an die Krone Oestreichs gefesselt; und während das deutsche Reich im Westen fortwährende Einbuße litt, gewann Oestreich eine neue Ausdehnung seiner Macht im Osten. Schon jetzt glänzte unter Leopolds Feldherren der Prinz Eugen von Savoyen*). Letzterer war Franzose von Geburt, der Sohn einer von Mazarin's berühmten Nichten, der an Gestalt unansehnlich, von Ludwig XIV. sich vergebens ein Regiment erbeten hatte: von ihm verschmäht und spottweise der kleine Abbé genannt, kam er zum Kaiser, um gegen die Türken zu kämpfen. Bald zeichnete er sich in hervorragender Weise aus, ward General, und offenbarte dann zuerst sein Feldherrngenie in der Schlacht bei Zenta an der Theiß, 11. Sept. 1697. Hier ward ein großes Türkenheer, welches der Sultan persönlich führte, fast ganz vom Schwerte der Oestreicher und der deutschen Verbündeten (Brandenburger, Sachsen) aufgerieben oder in die Wellen des Stromes gesprengt. In Folge dieses Sieges gelangte Oestreich endlich zum glorreichen Frieden von Carlowitz 1699, in welchem die Pforte zugleich von Venedig und von Rußland unter Peter dem Großen bedrängt, ganz Ungarn an Oestreich zurückgab. Bald sollte Ludwig XIV. noch mehr inne werden, welcher Kraft er sich mit Eugen kurzsichtig selber beraubt hatte.

4. Der spanische Erbfolgekrieg, 1701 bis 1713 u. 1714 und das Haus Habsburg bis 1740.

§ 442. In Spanien ging das Haus Habsburg mit Karl II. zu Grabe, und Ludwig XIV. hatte den Plan gebaut, forthin auch hier sein Haus, das bourbonische, auf den Thron zu bringen. Ihm trat entgegen, nach den alten Ueberlieferungen als das nächst verwandte und nächstberechtigte, das östreichisch-habsburgische Haus. Zwar nach den augenblicklichen Verwandtschaftsverhältnissen standen Frankreich und Oestreich ziemlich gleich: Ludwig XIV. war nicht nur selbst der Sohn einer spanischen Prinzessin, sondern hatte auch eine Schwester Karl's II. zur Ehe gehabt. In demselben Verhältniß stand Kaiser Leopold, nur daß den nach Oestreich vermählten Prinzessinnen die Erbansprüche vorbehalten worden waren, die nach Frankreich vermählten dagegen ausdrücklich auf die spanische Krone Verzicht geleistet hatten. Zugleich aber konnte sich Leopold darauf berufen, daß er als von Karls V. Bruder abstammend, den Mannesstamm des Hauses Habsburg fortsetzte. Der staatskluge Wilhelm III. in England hatte eine Theilung vorgeschlagen, aber Karl II., der das große spanische Gebiet nicht zerstückelt wünschte, hatte in einem Testamente den Sohn des Kurfürsten Max Emanuel von Baiern, Joseph Ferdinand, einen Enkel Leopolds und seiner (Karls II.) Schwester, zum Gesammterben eingesetzt. Dieser Prinz aber starb

*) Oder, wie er seinen Namen in drei Sprachen zu unterschreiben pflegte: „Eugenio von Savoye."

schon 1699, und die Frage stand wieder offen, wie vorher*). Nun bemühten sich Oestreich wie Frankreich von Neuem. Leopold suchte seinen zweiten Sohn, Karl, Ludwig seinen zweiten Enkel, Philipp von Anjou, zum Erben einsetzen zu lassen; denn beide hüteten sich, den Schein zu erwecken, als wollten sie die spanischen Länder unmittelbar mit ihrer Krone verbinden. Zuerst schien Oestreich das Ziel zu erreichen, aber der Wunsch Karls II., Spanien ungetheilt beisammen zu sehen, überwog, und als er am 1. Nov. 1700 starb, fand sich durch ein neues Testament Ludwigs XIV. Enkel, Philipp von Anjou, als Erbe der Monarchie eingesetzt, welche Spanien, die (belgischen) Niederlande, Mailand, Sardinien, Neapel und Sicilien, den größten Theil Amerika's, ja selbst weite Gebiete in Asien umfaßte. Ludwig XIV. nahm das Testament an, aber gegen dasselbe trat nun Oestreich auf, Anfangs ohne Verbündete. Nur in Deutschland brachte der Kaiser Preußen, das eben damals als Königreich in die größere Geschichte eintrat (siehe unten), Hannover und Sachsen auf seine Seite, dann zog er das ganze deutsche Reich nach sich. Dagegen wandte sich Kurfürst Max Emanuel von Baiern, durch Ludwig's XIV. Versprechungen gelockt, mit seinem Bruder, dem Erzbischof Joseph Clemens von Köln, auf Frankreichs Seite. In Italien erklärten sich die Herzöge von Savoyen und Mantua für Frankreich. Erst im Herbst traten die Seemächte England und Holland, geschreckt von der zunehmenden Macht Frankreichs, in ein Bündniß mit dem Kaiser. Der Krieg, der nun begann, heißt der spanische Erbfolgekrieg, 1701—1713 und 1714.

§ 443. In demselben treten von Anfang an Prinz Eugen von Savoyen (§ 441) und der staatskluge und ehrgeizige englische General Marlborough hervor, zwei Feldherren ersten Ranges, die durch ihre ungetrübte Einigkeit (das Werk der Bescheidenheit Eugens) Sieg auf Sieg über das durch seine früheren Kriege ohnehin schon erschöpfte Frankreich erkämpften. — Auch der Anführer der Reichstruppen, Markgraf Ludwig von Baden, war ein hervorragender Mann, der mehr durch die Schwerfälligkeit der Reichseinrichtungen als durch seinen Eigensinn und Ehrgeiz gehemmt wurde. Der Krieg ward mit einem glänzenden Zuge Eugens über die Alpen und einem Siege in Norditalien über die Franzosen 1701 eröffnet. Marlborough, der zugleich als Minister auf die Regierung der Königin Anna von England, 1702 bis 1714, Wilhelms III. Nachfolgerin, großen Einfluß übte, landete in den Niederlanden und rückte siegreich gegen die Franzosen vor. Im folgenden Jahre, 1703, aber drangen diese, die gegen die Reichsarmee glücklich gewesen waren, und Breisach, Augsburg, Landau erobert hatten, unter Vendôme von Italien her nach Tirol vor, um sich hier mit Max Emanuel zu vereinen, der von Norden her dies östreichische Erbland besetzte. Da entbrannte ein Aufstand des Tiroler Volkes, der in den engen Pässen und Thälern beiden Feinden ungeheure Verluste bereitete. Kaum rettete der Kurfürst sein Leben aus den furchtbaren Engen. Dagegen erhob sich dann freilich einige Jahre später, als die Oestreicher das Land Baiern hart besetzt hielten, auch hier, von Priestern und einem Ingolstädter Studenten geleitet, ein Volksaufstand, dessen die Oestreicher nur mit Mühe Herr wurden. Es zeigte sich in solchen Bewegungen, daß die alte Kraft, freilich auch der alte Haß der deutschen Stämme unter sich keineswegs erloschen war. Indessen hatten 1704 Eugen

*) Ueber diese Verwandtschaftsverhältnisse siehe die Tabelle § 379, Anmerk.

und Marlborough in Süddeutschland sich vereinigt. Zuerst schlugen Marlborough, dessen Heer meist aus deutschen Truppen bestand, und Ludwig von Baden die Franzosen und Baiern am Schellenberge bei Donauwörth (2. Juli); dann schlugen Marlborough und Eugen den französischen Marschall Tallard bei Höchstädt oder Blindheim (13. Aug. 1704): eine furchtbare Schlacht, in welcher alle Truppentheile an Tapferkeit wetteiferten und durch welche Baiern dauernd in die Hand der Verbündeten fiel und die Franzosen Deutschland räumen mußten. Im folgenden Jahre ging Eugen nach Italien, um den Herzog von Savoyen, der zu den Verbündeten übergetreten war, vor den Franzosen zu schützen. Am 7. Sept. 1706 siegte er bei Turin, das von den Franzosen umlagert wurde. Es waren preußische Truppen unter Leopold von Dessau, die zuerst in Reih und Glied die Linien der feindlichen Verschanzungen erstürmten. Seitdem behaupteten die Verbündeten Italien, und Eugen unterwarf für seinen Kaiser nach einem leichten, siegreichen Zuge das ganze Königreich Neapel. England hatte 1704 Gibraltar erobert, 1706 (23. Mai) hatte Marlborough bei Ramillies in den Niederlanden über die Franzosen gesiegt und 1708 vereinten sich beide Feldherren wieder in den Niederlanden zu gemeinsamer Fortsetzung des Kampfes. Sie siegten bei Oudenarde über Vendôme und den Duc de Bourgogne, und 1709 bei Malplaquet über Villars. Auch die Niederlande waren in ihrer Gewalt und der Weg nach Paris stand den Verbündeten offen. Ludwig XIV., auf's Aeußerste erschöpft (in Frankreich herrschte Hungersnoth und Elend statt des früheren Glanzes), hatte schon seit 1708 Frieden angeboten: er wollte alle Länder der spanischen Erbschaft herausgeben, selbst Spanien und Indien, und nur Neapel und Sicilien für seine Enkel noch beanspruchen; 1709 war er auch dies aufzugeben bereit, ebenso zur Zurückgabe aller Eroberungen in Elsaß und Lothringen an das deutsche Reich. Da überspannten die Verbündeten in thörichtem Uebermuth ihre Forderungen und verlangten, Ludwig XIV. solle seinen Enkel, der den spanischen Thron eingenommen und behauptet hatte, selbst von demselben vertreiben helfen. Es schien, als ob Frankreich, das so lange Uebermuth geboten, nun auch einmal Uebermuth ertragen lernen sollte; da änderte sich rasch die Lage zu Frankreichs Gunsten.

§ 444. In England verlor Marlboroughs Partei den Einfluß auf die Königin und die Regierung, es kam ein anderes Ministerium, welches Marlborough erst heimlich hinderte und ihn endlich ganz abberief; der Krieg wurde nur noch lau und langsam weiter geführt. In Oestreich war der alte Leopold I. 1705 gestorben; ihm war sein Sohn Joseph I. gefolgt, 1705—1711, ein lebhafter, freier denkender Fürst, unter dem besonders Eugen seine großen Eigenschaften ungehindert entfalten konnte. Als dieser aber nach kurzer Regierung ohne männliche Nachkommen starb, folgte ihm sein Bruder Karl VI. 1711—1740: derselbe, welcher der Erbe der spanischen Monarchie werden sollte. Seit er nun auch Erbe von ganz Oestreich war, schien es unzulässig, daß in eines Herrschers Hand eine Macht sich vereinte, wie sie selbst Karl V. nicht besessen: eine solche herstellen zu helfen konnte nicht mehr Absicht der verbündeten Mächte sein. So begannen England und Holland ihre Unterhandlungen, welche 1713 zum Frieden von Utrecht führten, dem sich Preußen, Savoyen und Portugal anschlossen: durch denselben ward Ludwigs XIV. Enkel, Philipp V., auf dem spanischen Throne anerkannt; doch mußte er sammt seinen Nachkommen für ewige Zeiten auf die Krone Frankreichs verzichten. Seitdem herrschte in Spanien eine bourbonische Dynastie, und Spanien und Frankreich treten durch das

ganze 18. Jahrhundert meist verbündet auf. Die Mächte bedachten sich einzeln mit Vortheilen: so erhielt England außer bedeutenden Handelsvortheilen Gibraltar und weite Colonialgebiete in Amerika. — Oestreich versuchte zwar, den Krieg allein weiter zu führen, aber ohne Erfolg. Es schloß 1714 den Frieden zu Rastatt; das deutsche Reich folgte mit dem Frieden von Baden nach. Oestreich gewann bedeutende Vergrößerungen, indem die Niederlande, das Herzogthum Mailand, das Königreich Neapel und die Insel Sardinien ihm zugetheilt wurden. Gegen letztere tauschte es 1720 von Savoyen die Insel Sicilien ein (seitdem wurde Savoyen Königreich Sardinien genannt), gab aber im Jahre 1735 das vereinigte Königreich beider Sicilien an Spanien ab. — Das deutsche Reich erhielt nicht einmal die verlorene Festung Landau zurück, dagegen aber die im Lauf des Krieges abermals eingebüßten Orte Freiburg, Kehl und Alt-Breisach, mit deren Erwerbung die Franzosen bereits auf das rechte Rheinufer den Fuß gesetzt gehabt. Der Kaiser sorgte um die Erwerbungen in Italien mehr, als um eine etwaige Rückerwerbung von Elsaß und Straßburg für das deutsche Reich, wozu sich in den Tagen der Demüthigung Frankreichs die Gelegenheit geboten. Durch den spanischen Erbfolgekrieg hatte nun auch Frankreich (wie einst durch den 30jährigen Krieg Oestreich-Spanien) sein Uebergewicht in Europa eingebüßt. Es trat an dessen Stelle das seitdem ängstlich gehütete europäische Gleichgewicht.

§ 445. Seitdem herrschte Karl VI. über seine weiten Gebiete, die mannigfach an Nationalität, Sitte, Bildung und Verfassung, nur zum kleineren Theil innerhalb der deutschen Reichsgrenze lagen, in althergebrachter Pracht und Großartigkeit der äußeren Haltung. Aber auf Oestreichs geistigem Leben lag es wie ein Bann. Echt deutsche Länder, wie Oestreich, Tirol, Steiermark, waren mit fremden, undeutschen in eine niederziehende Gemeinschaft vereinigt, und seit dem dreißigjährigen Kriege, seit Ferdinands II. und Leopolds jesuitische Grundsätze galten, waren diese von einer trefflichen Bevölkerung bewohnten Gebiete geflissentlich vom Leben des deutschen Vaterlandes getrennt. Was „draußen im Reich" vorging, galt fortan wie in der Fremde geschehen. Freilich war das Haus der Habsburger dadurch, daß ihm stets die Kaiserwürde übertragen ward, mit dem Reiche unauflöslich verbunden, und Wien blieb die glänzende Kaiserstadt, wo der deutsche, italienische, slavische und ungarische Adel sich zusammenfand. Noch gingen die Söhne des deutschen Reichsadels vorzugsweise gern in des Kaisers Dienst, der trotz zerrütteter Finanzen dem Edelgeborenen Ehre, Glanz und Genuß darbot. Aber die Hilfsmittel der schönen, überaus reichbegabten Länder blieben unentwickelt und ungenutzt, keine Anregung vom Throne her weckte die geistige Lebendigkeit des einst so regsamen (§ 279) und jetzt fast schlummernden Volkes. Karl VI., schon von Jugend auf ernst, in sich verschlossen und melancholisch, gab sich ganz dem Einflusse seiner, mit ihm aus Spanien gekommenen Günstlinge hin. — Große Thaten geschahen wenig. Als die Türken einen Krieg mit den Venetianern begannen, 1713, hielt es Prinz Eugen, der nicht nur der erste General, sondern auch der erste Staatsmann Oestreichs war, an der Zeit, die Türken zur Herausgabe ihrer letzten Eroberungen in Ungarn zu zwingen. Durch die Schlachten von Peterwardein 1716 und von Belgard 1717 gelang dies vollständig, und 1718 ward der für Oestreich äußerst günstige Frieden von Passarowitz geschlossen. Die schöne Waffenthat, wie „Prinz Eugenius, der edle Ritter" dem Kaiser „Stadt Festung Belgerad" wiedergewann, war die letzte Glanzthat des nun alternden

Helden und ward von dem deutschen Volke, das freudig Theil nahm, mitgefeiert und mitbesungen. Aber Ehre und Vortheil ward verscherzt, als nach Eugens Tode (1736) der Kaiser noch einmal in Gemeinschaft mit Rußland einen Krieg gegen die Türken unternahm 1736—1739; in dem schimpflichen Frieden von Belgrad ward nicht nur diese wichtige Festung, sondern die ganze von Eugen eroberte wichtige Südgrenze gegen die Türkei aufgegeben.

§ 446. Der Kaiser Karl VI. selbst sah sein Geschlecht erlöschen, bis auf eine Tochter Maria Theresia. Dieser alle seine Gebiete zuzuwenden, auch die, in welchen nach dem salischen Gesetz nur die männliche Erbfolge galt, war später sein unablässiges Bemühen, und so brachte er wirklich die pragmatische Sanktion zu Stande, der alle Mächte Europa's beitraten. Laut derselben sollten seine Erblande, wenn er stürbe, auf Maria Theresia, als Königin von Ungarn, übergehen. Sein Tod trat ein am 20. Okt. 1740.

5. Politische und sittliche Zustände im Reich am Schluß des 17. und am Anfange des 18. Jahrhunderts.

§ 447. Obwohl das deutsche Reich nicht mehr dazu berufen war, eine nach außen hin wichtige Rolle zu spielen, so war doch die Mehrzahl der Deutschen noch immer mit ihrem politischen Leben an dasselbe gebunden. Der westfälische Frieden hatte, wie oben gezeigt, die einzelnen Reichsstände dem Kaiser gegenüber der That nach völlig souverän gemacht. Der Kaiser als solcher hatte kaum mehr als einen Ehrentitel und bezog etwa aus dem ganzen Reiche noch 13,000 Gulden Einnahme. Die gemeinsamen Einrichtungen, mit denen man am Ende des 15. Jahrhunderts eine Art Reichsverfassung hatte aufbauen wollen, waren im gänzlichen Verfall. Das Reichskammergericht, welches von Speyer (nachdem dies im Pfälzer Kriege § 438 verheert worden) nach Wetzlar verlegt war, sollte noch immer ein oberster Gerichtshof für alle Stände, alle Glieder des Reiches sein; aber in einen Wust langsamer Formen gehüllt, verschleppte es alle Processe, ohne zum Spruch zu kommen oder seinem Spruche Ansehen geben zu können. Der Reichshofrath zu Wien, ein anderes Gericht, dessen Räthe vom Kaiser ernannt wurden, und das von den Kaisern in der Absicht hergestellt worden war, neben dem Reichskammergericht den kaiserlichen Einfluß zu wahren, stand in noch schlimmerem Ruf der Trägheit, Schwerfälligkeit und Bestechlichkeit. — Die allgemeinen Reichstage, einst glänzende, ehrwürdige Zusammenkünfte, auf denen der Kaiser und die Reichsfürsten persönlich erschienen (§ 337), wurden seit dem westfälischen Frieden in einen beständigen (permanenten) Reichstag zu Regensburg verwandelt, zu dem aber nur noch die Gesandten der Fürsten kamen, die sich von Haus weitläufige Instructionen senden ließen, zu jedem raschen Entschlusse unfähig und unlustig waren und meist nur über kleinliche Dinge und Formalitäten (§ 437) stritten. — Die Kreiseintheilung (§ 243) bestand zwar noch fort, hatte aber wenig Bedeutung mehr. Oestreich, das einen Kreis für sich bildete, hielt sich ganz abgeschlossen. Aus dem Obersächsischen Kreise wuchs Brandenburg-Preußen zu einer neuen Macht heran, die auch bereits im westfälischen und niedersächsischen Kreise ihrer dortigen Besitzungen wegen eine Hauptrolle spielte. Außerdem bestieg der Kurfürst Friedrich August von Sachsen (August II., der Starke) i. J. 1697 den polnischen Königsthron, und fühlte sich nun

und handelte als europäischer Fürst. Im niedersächsischen Kreise erwarb Ernst August von Hannover, nachdem er die meisten Linien des welfischen Hauses geeinigt hatte, zuerst im Jahre 1692 die neunte Kur, dann ward dessen Sohn Georg als Nachkomme einer Stuart (§ 257 Anm.) i. J. 1714 auf den englischen Königsthron gerufen. So wuchsen diese Fürstenhäuser, die europäische Bedeutung erlangten und eine selbständige Militärmacht entwickelten, über die alten Schranken der Kreise hinaus. Nur im Südwesten des Reichs hatten, bei dem Mangel an großen Territorien, die sogenannten vorderen Kreise (die beiden rheinischen, der schwäbische, der bairische und fränkische) noch einige Bedeutung: sie stellten vor Allem die Reichsarmee, die aber durch ihre buntscheckige Armseligkeit zum Spotte Aller wurde. Die Bedeutung Deutschlands nach außen hin — die politische Macht — beruhte also nur noch in den großen Gebieten, die aber um das Reich sich wenig mehr kümmerten.

§ 448. Aber in allen Gebieten, den großen wie den kleinen, entwickelte sich die fürstliche Gewalt unumschränkt. Auf dem Reichstage von 1654 ward ein Beschluß erlassen, durch welchen die Landstände der einzelnen Herrscher ihr wichtigstes Recht, das der Steuerbewilligung (§ 246) fast ganz verloren. In vielen Gebieten verschwanden dann die Landstände ganz, in andern sanken sie zu willenlosen Werkzeugen fürstlicher Verwaltung herunter. — Indem die meisten deutschen Fürsten, französisch gebildet, französisch redend und denkend, Ludwig XIV. in seiner absoluten Herrschergewalt nachahmten, suchten sie es ihm auch an Pracht des Hoflebens gleichzuthun und häufig an Sittenlosigkeit ihn noch zu übertreffen. Das Beispiel ungeheurer Verschwendung und damit verbundener Bedrückung eines treuen, fleißigen Volkes bietet August II. von Sachsen. Seine Hauptstadt Dresden ward mit Kirchen, Residenzschlössern, Theatern, Kunstsammlungen im glänzendsten Stil von Versailles geschmückt. Monate lang andauernde Feste, Turniere, Comödien, Opern, Maskeraden und dergleichen wurden bei allen erdenklichen Gelegenheiten ersonnen; der König erschien dabei jetzt mit Juwelen, jetzt mit diamantenen Knöpfen am Rock, die man auf Millionen schätzte. Anderswo war es ähnlich: als Georg I. von Hannover seine Tochter Sophia Dorothea an den Sohn des Königs Friedrich I. von Preußen vermählte, bedurfte ihre Reise nach Berlin auf jeder hannöverschen Post jedesmal 520 Pferde; auf preußischem Gebiet kam ihr zum Empfange ein Hofstaat mit 350 Pferden entgegen, so daß der ganze Brautzug nicht weniger als 870 Pferde gebrauchte. Seit die Kurfürsten von Hannover den englischen Thron bestiegen hatten, thaten sie für Hannover, das noch lange ihr begünstigtes Land blieb, viel, bauten prächtige Schlösser in Hannover, gründeten die Universität Göttingen ꝛc. — Traf die fürstliche Verschwendung schon die größeren Länder hart, so fiel sie oft mit empörender Grausamkeit auf die kleineren, z. B. Hessen, Württemberg, wo es die Gewalthaber zum Theil noch schlimmer trieben. Das Volk seufzte unter der Willkür der Beamten, die meist ihre Stellen erkauft hatten, und unter unerschwinglichen Steuern; zugleich verheerte das rücksichtslos gepflegte Wild die Felder des armen Landmanns. — Die geistlichen Höfe gaben gewöhnlich an Verschwendung und Leichtfertigkeit den weltlichen nichts nach.

§ 449. So waren die Zustände durch das verderbliche Vorbild Ludwigs XIV. auch im Innern Deutschlands unendlich traurig geworden. Nur langsam hob sich der Wohlstand des Bürgers und Bauern wieder, dem in dieser schweren Zeit nur die Rolle des Duldens und Zahlens gelassen war. Dafür

aber war bei ihm auch die Theilnahme an dem Gesammtwohl des Reichs und der Nation erloschen, und ihm blieb nur ein strenges und steifes, wenn auch meist ehrenfestes Familienleben, ein starrer, kirchlicher Glauben und eine sehr beschränkte Bildung. Und doch, wie das deutsche Volk durch die Siege Eugens, des Großen Kurfürsten und des alten Dessauer seinen Waffenruhm glorreich wieder aufrichtete, so hatte es auch seine Gelehrten und Denker, die als die ersten Europa's galten: so vor allen Leibniz 1646—1716, der treue Freund und Diener der hannoverschen Welfen. Später folgten Thomasius 1655—1728, der Gründer der Universität Halle und der erste, der die deutsche Sprache in den Universitätsunterricht einführte; dann Wolf 1678—1755, der in Thomasius' Wegen weiter ging und Leibniz' Gedanken auch größeren Kreisen zugänglich machte. Zu gleicher Zeit, während noch in katholischen Gebieten, wie z. B. in Salzburg, die Protestanten unterdrückt und vertrieben wurden, an einzelnen Universitäten, wie Wittenberg, der blinde Hader der Lutherischen gegen die Reformirten fortdauerte, begann ein milderes, werkthätiges, gefühlsinniges Christenthum wieder aufzuleben. Der Hauptträger desselben war Philipp Jacob Spener 1635—1705; beseelt von dieser neuen Liebe war jener große Stifter des Halleschen Waisenhauses, August Hermann Franke († 1727). Durch den Grafen von Zinzendorf, († 1760), den Stifter der Herrnhutergemeinden, gewannen diese (als pietistisch bezeichneten) Grundsätze auch Verbreitung unter den höheren, adligen und fürstlichen Ständen Deutschlands. — In solchen Erscheinungen zeigte es sich, daß die starre Eisrinde, die über dem deutschen Geistesleben lag, bereits sich zu erweichen begann, und ein neuer Frühling bevorstand.

6. Das Heranwachsen Kurbrandenburgs und die ersten Zeiten des Großen Kurfürsten*).

§ 450. Während Oestreich sich geflissentlich vom deutschen Leben schied und im Innern erstarrte; während das deutsche Reich in schwerfälligen, ausgelebten Formen hinter der neu fortschreitenden Entwickelung des Volksgeistes zurückblieb: erhob sich die Triebkraft des deutschen Lebens mit jugendlicher Frische im Nordosten des alten Reiches. Aus den Marken des einst so gewaltigen Sachsenvolkes, aus den Colonien der gesammten norddeutschen Stämme, war hier früh ein festgefugter Staat — Brandenburg — erwachsen. Halb zerrüttet hatten ihn dann die Hohenzollern überkommen, 1415, und mit der beharrlichen Tüchtigkeit ihres Geschlechtes, die in der Geschichte fast ohne Gleichen ist, wieder neu begründet, befestigt und ausgebauet. Wohl war auch hier vorübergehend Stillstand oder Rückschritt eingetreten. Seit Johann Cicero erreichten die Kurfürsten nicht mehr den kühnen Aufschwung, der die ersten Hohenzollernschen Brandenburger, einen Friedrich I. und II. und einen Albrecht Achilles, ausgezeichnet. Doch war Keiner unter ihnen ein nichtiger und werthloser Mann. — Seit der Reformation saßen Hohenzollern auch in dem ehemaligen Ordenslande, dem Herzogthum Preußen, auf dem Thron, und durch diesen waren wieder Erbansprüche auf rheinische Gebiete, auf die Clevischen Länder, vorhanden. Es war

*) Die §§, die sich auf die brandenburgische Geschichte besonders beziehen, sind 195. 263. 268. 272. 274—276. 351. 361. 384. 387. Vergl. dazu die Tafel der Kurfürsten pag. 228.

eine große Fügung, daß beide Gebiete (Cleve 1614, Preußen 1618) an das brandenburgische Haus fielen*), gerade als hier ein Kurfürst herrschte, (Sigismund 1608—1619), der durch seinen Uebertritt zum Calvinischen Bekenntniß sich entschieden an die, Habsburg entgegenwirkenden, europäischen Mächte — Holland, Frankreich, England — anschloß und dadurch selbständige Bahnen gewann, während länger als ein Jahrhundert seine Vorfahren nur zu sehr von den Rücksichten auf die Kaiser sich hatten hemmen lassen.

§ 451. Als Georg Wilhelm 1619—1640 seinem Vater folgte, hatte bereits der brandenburgische Staat eine Ausdehnung, die ihm nicht erlaubte, in dem großen Kriege neutral zu bleiben. Aber der Kurfürst, gelähmt durch die weite Entlegenheit und völlige Verschiedenartigkeit seiner Länder unter einander, durch das Mißtrauen seiner lutherischen Brandenburger gegen ihn, den reformirten Herrscher, und durch die kurzsichtige Selbstsucht der Stände, die auch in äußerster Gefahr kaum die Mittel zu dürftigen Rüstungen bewilligten, ergab sich einer kleinmüthigen Handlungsweise, in der er durch seinen katholischen Rath Adam von Schwarzenberg noch bestärkt ward. So mußte er ruhig dulden, daß nach der Schlacht am weißen Berge das Herzogthum Jägerndorf**) vom Kaiser seinem Oheim und damit dem Hohenzollernschen Hause entrissen wurde (§ 387). Diese zaghafte Haltung schadete seinem Lande mehr, als eine bestimmte Entscheidung nach dieser oder jener Seite hin es hätte thun können. Mansfeld, Wallenstein, die Schweden, zogen nach einander verwüstend durch das Land. Seit Georg Wilhelm dem Prager Separatfrieden (§ 408) beigetreten, hatte er die Letzteren zu Feinden, während er in den Festungen Besatzungen aufnehmen mußte, die dem Kaiser geschworen hatten, und während sein Land von den steten Durchzügen der streitenden Mächte litt. Zuletzt, fast an sich selbst verzweifelnd, verließ er seine zur Wüste gewordenen Marken und ging nach dem weniger vom Kriege berührten Preußen; hier starb er 1640.

§ 452. Ihm folgte sein zwanzigjähriger Sohn Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, wie man später den Begründer der neuen deutschen Großmacht mit Recht genannt hat. Schlimm genug war die Lage des Staates, den er überkam, wenn man überhaupt drei in ihren Verfassungen ganz geschiedene Landestheile (Cleve, Brandenburg, Preußen), die nur gleichsam wie zufällig dasselbe Haupt hatten, einen Staat nennen darf. Das Schlimmste freilich war für jetzt die lastende Kriegsnoth. Friedrich Wilhelm zeigte sich der schweren Zeit gewachsen, so jung er noch war. — Kriegsgefahren, denen die kurfürstlichen Kinder oft von Schloß zu Schloß entfliehen mußten, hatten Friedrich Wilhelms früheste Jugend umstürmt. Als er den Jünglingsjahren nahe kam, schickte ihn sein Vater außer Landes an den holländischen Hof unter die Fürsorge des großen Kriegers und Staatsmannes Friedrich

*) Joachim I. 1499—1535 hatte statt der bisherigen Lehnshoheit Brandenburgs über Pommern durch den Grimnitzer Vertrag 1529 das Anfallsrecht für ersteres erworben, sobald das pommersche Herzogshaus aussterbe. Joachim II. 1535—1571 hatte 1569 von der Krone Polen die Mitbelehnung mit dem Herzogthum Preußen erworben; dann hatte Joachim Friedrich 1598—1608 durch doppelte Verschwägerung die verwandtschaftlichen Bande noch fester geknüpft und so den Anfall vorbereitet, der mit dem Tode Albrecht Friedrichs 1618 eintrat. Im Jahre 1537 hatte Joachim II. auch noch einen gegenseitigen Erbvertrag mit dem schlesischen (Piastischen § 195) Herzogshause von Liegnitz, Brieg und Wohlau abgeschlossen.

**) Georg der Fromme, aus der Anspach-Baireuthschen Linie der Hohenzollern, hatte 1523 das schlesische Herzogthum Jägerndorf (Oderberg, Beuthen) erworben.

Heinrichs (§ 250, Anm.), des Sohnes von Wilhelm von Oranien. Schon war er stark genug, die Versuchungen und Lüste des Haags mit ebenso tapferem Entschluß zu fliehen, wie er die Kriegsgefahren, z. B. in der Belagerung von Breda, suchte. Aber nicht blos seinen Charakter stählte er hier in der Ferne. Er sah unter seinen Augen einen kleinen Staat, von geringem Gebiete, und doch damals unbestritten einer der ersten der Welt; er sah, wie derselbe so mächtig geworden durch religiöse wie staatliche Freiheit, durch Ordnung und Gesetze im Innern, durch den Handel, vor Allem durch Benutzung der See und des Verkehrs, den sie nach außen hin eröffnet; dies war für das scharfe, offene Auge des Jünglings eine nicht verlorene Lehre. Auch an die Küsten seines Preußens spülte die länderverbindende See, und Pommern sammt den Odermündungen mußten ihm nach altem Vertrag bald erblich angehören; auch seinen Marken, sandig, sumpfig, öde wie sie schienen, und die, mit reicheren Ländern z. B. dem unerschöpflichen Oestreich verglichen, in der That nur mit knappen natürlichen Hülfsmitteln ausgerüstet waren, ließ sich durch angespannten Fleiß, durch künstliche Bewegung aller Kräfte Wohlhabenheit und Macht abgewinnen. So kehrte der Prinz, mit großen Anschauungen bereichert, in die väterlichen Lande, zuerst nach Cleve und dann nach Berlin, zurück; er machte die Reise nach Preußen mit, auf der sein Vater starb.

§ 453. Da erkannte der zwanzigjährige Kurfürst schnell, was in dem Kriegsjammer des Landes seine nächste Aufgabe sei; ein stehendes Heer zu schaffen, wodurch bereits Schweden und Oestreich mächtig waren. Ein solches zu besitzen, war das Augenmerk aller bedeutenderen Mächte der Zeit. Die Anfänge dazu waren klein und unansehnlich. Zuerst dienten ihm mit Nutzen Obrist v. Burgsdorf, dann General v. Sparr, später aber ward der Held und Führer seines mehr und mehr wachsenden Heeres der Feldmarschall v. Derfflinger, der, unscheinbarer Herkunft, von der Pike auf im schwedischen Heer seine Schule gemacht hatte. Um sein Werk zu fördern, bedurfte Friedrich Wilhelm auch vor den Schweden Ruhe; 1642 schloß er mit ihnen Waffenstillstand, unbekümmert um des Kaisers Verdruß darüber. So hielt er sich bis zum Schluß des großen Krieges.

§ 454. Beim Frieden bekamen, wie oben (§ 414) gezeigt, die Schweden Vorpommern mit den Inseln, er nur Hinterpommern, während doch (seit im Jahre 1637 der alte Bogislav XIV. gestorben war) ihm das ganze Pommern als Erbe gebührte. Zur Entschädigung erhielt er das Herzogthum Magdeburg mit Halberstadt, die Bisthümer Minden und Cammin: schöne, fruchtbare Gebiete; aber dennoch bedauerte er Stettin, die Odermündungen und die Ostseeküste, weil er die Wichtigkeit einer Seemacht zu würdigen wußte. — Es galt zunächst, dies verwüstete Land emporzubringen. Der Kurfürst setzte dies durch eine — für die damalige Zeit — weisere Art der Besteuerung durch, indem er statt der alten Steuern (§ 428) die leichter zu erschwingende Accise, d. h. eine Abgabe auf Verbrauchsgegenstände, inländische wie ausländische, auflegte; eine Steuer, zu der mithin alle Classen beitrugen. Durch dieselbe steigerte er die Einnahmen seines Staates, die bei seinem Regierungsantritte 400,000 Rthlr. betragen hatten, allmählig auf 1½ Millionen, und das Land erholte sich trotzdem schnell. Der Kurfürst, sparsam und weise in der Benutzung aller Hilfsmittel, hatte bald Geld genug, sein Heer zu mehren, das am Schluß seiner Regierung an 27,000 Mann betrug. Bald auch winkten dem jungen Heere die ersten Lorbeeren, dem Kurfürsten der erste bedeutende Gewinn.

§ 455. In Schweden legte Königin Christine, die Tochter Gustav

Adolfs, die Krone nieder 1654 (§ 433). Ihr Vetter Karl X. Gustav war ihr gefolgt, ward aber nicht anerkannt von König Johann Casimir von Polen, dem Sohne Sigismunds (§ 397), in dem noch ein Zweig des Hauses Wasa fortbestand. Es entbrannte ein Krieg beider Kronen, zwischen denen Friedrich Wilhelm gleichsam mitten inne stand. Er hatte zuerst den Frieden zu vermitteln gesucht; aber die Schweden rückten mit dem Uebermuthe alter Sieger durch seine Länder, Pommern und die Neumark, in Polen ein, Karl Gustav besetzte schnell das ganze polnische Reich und bedrängte dann auch den Kurfürsten, der einstweilen nur sein Herzogthum Preußen zu schützen gesucht hatte, in seiner zweiten Hauptstadt Königsberg. Doch bot er ihm bald Frieden, ja ein Bündniß, da Johann Casimir inzwischen mit kaiserlicher Hilfe sein Land zurückerobert hatte. Dem Kurfürsten zeigte sich jetzt die Gelegenheit, die äußerst drückende polnische Lehnshoheit abzuschütteln, und er trat deshalb gern auf Schwedens Seite. In der dreitägigen Schlacht bei Warschau kämpften die jungen brandenburgischen Truppen mit gleicher Ehre neben den kriegsgewohnten Schweden, und errangen mit ihnen einen herrlichen Sieg 28. bis 30. Juli 1656. Für sein ferneres Bündniß verbürgte ihm Karl Gustav im Vertrage von Labiau 1656 Preußen nebst dem Bisthum Ermeland als ein unabhängiges (souveränes) Herzogthum. Der König von Polen aber, der erst gedroht hatte, er werde den Kurfürsten an einen Ort bringen lassen, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheine, sah sich genöthigt, zu unterhandeln und denselben Preis wie Schweden ihm zu bieten. Der Kurfürst war in den Staatskünsten seiner Zeit zu wohl erfahren, um nicht klug von seiner Mittelstellung Nutzen zu ziehen: er schloß ein Bündniß mit dem Kaiser, dem gerade damals seine Kurstimme, den französischen Umtrieben und Lockungen (§ 435) entgegen, die Kaiserkrone verschaffte, und trat wieder auf Polens Seite, das nun im Vertrag zu Wehlau 1657 ihm hinsichtlich Preußens dasselbe wie Schweden bewilligte. Karl X., nun auch von Holland und Dänemark angegriffen, welches Letztere es auf Bremen und Verden (§ 414) abgesehen hatte, entfaltete zwar die glänzendsten kriegerischen Eigenschaften, trieb die Dänen aus Holstein, Schleswig und Jütland, ging sogar über den gefrorenen Belt von Fünen nach Seeland und zwang sie zu dem ungünstigen Frieden von Roeskilde 1658; als er aber gleich nachher diesen Frieden brach und Dänemark und Kopenhagen ganz erobern wollte, zog Friedrich Wilhelm nebst kaiserlichen Hilfsvölkern gegen ihn nach Holstein, ja bis Jütland und Fünen, wo brandenburgische Truppen die Schlacht von Nyborg 1658 mit entscheiden halfen. Karl X., auf Frankreichs Hilfe fußend, stand noch ungebeugt, als ihn, Febr. 1660, ein früher Tod überraschte. Die vormundschaftliche Regierung seines jungen Sohnes beeilte sich, den schon eingeleiteten Frieden abzuschließen. Dies geschah zu Oliva, einem Kloster bei Danzig (§ 197), am 3. Mai 1660, und in demselben gab Polen auch seine Lehnsherrlichkeit über Preußen auf, das fortan Friedrich Wilhelm als souveräner Fürst besaß.

7. Der große Kurfürst. Die Schlacht bei Fehrbellin 1675.

§ 456. Erst jetzt konnte Friedrich Wilhelm darauf denken, die verschiedenen Länder, die er regierte, in einen Staat zu verschmelzen. Die ständischen Gerechtsame in Cleve und in Brandenburg waren schwerfällig und veraltet, und da der Kurfürst durch die neue Steuer ihrer Bewilligung wenig

bedurfte, so rief er sie fortan nur noch sehr selten zusammen, bis sie allmählich in Vergessenheit geriethen. Schwerer war sein Kampf gegen die preußischen Stände; diese waren gewohnt, gewisser Maßen mitzuregieren und fanden sich der strengen brandenburgischen Zucht und Ordnung wenig geneigt. Das Beispiel der ungezügelten Freiheit polnischer Stände wirkte für sie verführerisch. Dem Großen Kurfürsten gegenüber behaupteten sie von vorne herein, Polen habe die Souveränetät nicht ohne ihre Zustimmung an ihn übertragen können, und beharrten deshalb gegen ihn in trotziger Haltung; ja die heftigste Partei unter ihnen trat mit Polen in verrätherische Unterhandlungen. An der Spitze derselben stand der Schöffenmeister von Königsberg, Hieronymus Roth und der Oberst von Kalkstein. Der Kurfürst aber, als er weder auf dem Wege der Milde noch der Drohung zum Ziele kam, griff zur Gewaltthat. Er ließ Roth einkerkern, der ungebeugt im Gefängniß gestorben ist. Kalkstein, welcher Drohungen gegen das Leben des Kurfürsten ausgestoßen hatte, schon einmal verhaftet, dann aber begnadigt worden war, floh gegen sein gegebenes Wort zu den Polen. In Warschau gab er sich für einen Vertreter der preußischen Stände aus und forderte im Namen derselben, unter heftigen Schmähungen gegen den Kurfürsten, Polen solle seine alten Rechte wieder ergreifen. Da ließ ihn Friedrich Wilhelm durch seinen Gesandten heimlich aufheben, in Teppiche gewickelt aus der Stadt und dann nach Preußen bringen, und in Memel ihm den Kopf abschlagen, 1671. Fortan war jeder Widerstand der Stände gebrochen, Friedrich Wilhelm absoluter Monarch in seinem Staat. Wenn er in dieser Handlungsweise dem großen Vorbild der Zeit, Ludwig XIV., gleicht, so stellte sich auch alsbald der Unterschied des peußischen absoluten Herrscherthums gegen das französische heraus: es diente dem Staat, aber opferte nicht den Staat seiner Eitelkeit und Selbstsucht; und so ward es für denselben, dessen Einheit es begründete, und den es von kleinlichen Einflüssen befreite, segensvoll.

§ 457. Zwölf Jahre erfreute sich Brandenburg des Friedens. Erst 1672 trat der Große Kurfürst in den europäischen Kampf gegen Ludwig XIV. ein, als er, gegen alle Lockungen und Geldversprechungen des Eroberers taub, von allen Fürsten zuerst, Holland zu Hilfe eilte, dessen Werth für die Freiheit Europa's er erkannte. Durch Neid und Mißgunst Seitens Oestreichs gehemmt, von Ludwig XIV. in Cleve und Westfalen mit voller Kraft angegriffen, sah er sich genöthigt, mit Frankreich den Frieden von Vossem abzuschließen, 1673. Doch schon 1674, als das deutsche Reich in den Krieg trat, stand er mit viel zahlreicherem Heere, als er verpflichtet war (mit 20,000 Mann), wieder am Rhein. Da weckte Ludwig XIV. durch seinen Einfluß in Schweden ihm im Rücken einen neuen Feind. Plündernd, brennend und sengend fielen die Schweden von Vorpommern her in Hinterpommern und die Neumark, sowie in die Uckermark, Priegnitz und in's Havelland ein, und schickten sich an, über die Elbe gehend, selbst in die Altmark einzubrechen, 1675.

§ 458. Den Kurfürsten hatte die Kunde dieser Dinge am Main erreicht. Sobald er genügend gerüstet, brach er mit dem Heere auf, ließ das Fußvolk bis auf eine kleine ausgewählte Schaar bald hinter sich, und erschien in Magdeburg am 11. Juni 1675. Hier ließ er die Thore schließen, damit keine Nachricht ihm vorauseile, und rastete zwei Tage. Dann, seine 1200 erlesenen Musketiere, die er vom Fußvolk allein noch bei sich hatte, auf Wagen transportirend, brach er eilig weiter auf. Am 15. nahm er Rathenow, ging über die Havel, und theilte so das von Havelberg bis Brandenburg stehende feindliche Heer

mitten auseinander. Der linke Flügel der Schweden eilte nun, sich aus dem Sumpfgürtel des havelländischen Luch's hinauszuziehen und den Rhin zu überschreiten, der die alte Grenze des Havellandes und der Grafschaft Ruppin bildet und nur wenige gangbare Uebergangstellen läßt. An einer derselben, bei Fehrbellin im Lande Bellin (einem Sand-Plateau voll Kiefernwaldung) zwang sie der Kurfürst zum Stehen und zur Schlacht, am 18./28. Juni 1675. Mit 5000 Reitern, die seiner stürmischen Eile allein noch gefolgt waren, und 13 Geschützen griff er die 11,000 Mann starken Schweden an (4000 zu Roß, 7000 zu Fuß und 38 Geschütze). Gleich Anfangs erspähte sein scharfes Feldherrnauge einen unbesetzten Hügel, der das Schlachtfeld beherrschte; dahin eilte er mit den Kanonen; hier entbrannte der heißeste Kampf. Hier mußte der Kurfürst von seinen treuen Reitern mitten aus den ihn umringenden Feinden herausgehauen werden; hier fiel Emanuel von Froben an der Seite des Kurfürsten, wie erzählt wird, im schönen freiwilligen Opfertod für seinen Herrn; hier entschied sich das Geschick des Tages glorreich für die Brandenburger. — Die junge Macht hatte gesiegt über die Schweden, deren Kriegsruhm seit Gustav Adolf unerschüttert bestanden; der Kurfürst hatte das Schönste vollbracht, was Kriegern zu Theil werden kann: er hatte das Vaterland von fremder Gewalt befreit. Sieben Tage später stand kein Feind mehr auf märkischem Boden. Gegen Schweden ward nun der Reichskrieg erklärt, und auch Dänemark, begierig nach Schwedens deutschen Ländern, Bremen und Verden (§ 414), trat mit dem Großen Kurfürsten in einen Bund.

§ 459. So unterstützt, ging Friedrich Wilhelm zum Angriff gegen die deutsch-schwedischen Lande vor. Schon 1676 ward fast ganz Vorpommern, dann 1677 Stettin erobert; darauf Greifswald und selbst Stralsund (§ 394). Um letztere Stadt zur Uebergabe zu bringen, war man mit dänischer Hilfe nach Rügen übergesetzt, zugleich unterstützt von der kleinen Flotte, die der Kurfürst bereits auf der Ostsee hatte. Kein Fuß breit deutschen Landes war hier mehr schwedisch. Da kam (während Friedrich Wilhelm selbst in Westfalen stand, um sein Cleve gegen die vorrückenden Franzosen zu schirmen) die Nachricht, daß von Livland aus die Schweden in Preußen eingebrochen seien (Dec. 1678). Eilig ließ er, in heftigster Winterkälte, das in Pommern stehende Heer aufbrechen, reiste ihm, obwohl krank, selber nach und hielt im Januar 1679 zu Marienwerder die Musterung über seine 9000 Mann starken Truppen. Schon waren die Schweden im Rückzug. Der Kurfürst ließ aus der ganzen Gegend Schlitten zusammenbringen, durch die er sein Fußvolk fortschaffte, flog ihnen nach, schnitt ihnen, indem er den geraden Weg über das Eis des frischen und kurischen Haffs wagte, den Rückzug ab, ereilte aber nur noch die Trümmer ihres in eiliger Flucht zurückweichenden Heeres. Von 15,000 Schweden rettete sich kaum der zehnte Theil vor der furchtbaren Winterkälte und der heftigen Verfolgung der Brandenburger, die bis in die Nähe von Riga vordrangen.

§ 460. So war der Krieg überall zu Ende geführt. Aber die Verbündeten des Kurfürsten hatten bereits mit Ludwig XIV. ihren Frieden ohne ihn gemacht (zu Nymwegen 1678, § 436). Es war der Neid Oestreichs, das den bisher treu Verbündeten im Stiche ließ. Gegen Ludwig XIV. allein gelassen, der alsbald Cleve, dann Mark, Ravensberg und Minden besetzte, vermochte Friedrich Wilhelm nichts, und Ludwig verlangte die Zurückgabe alles dessen, was den Schweden abgenommen war. Seufzend bequemte sich endlich der Kurfürst, wünschend, daß aus seinen Gebeinen der Rächer erstehen möge,

der die Schmach an dem treulosen Bundesgenossen vergölte. Im Frieden von St. Germain 1679 gab er alles eroberte Land den Schweden zurück, die somit noch ferner deutsches Reichsland behaupteten.

§ 461. Zu dieser Kränkung für den Kurfürsten kam eine neue. Im Jahre seines Sieges von Fehrbellin (1675) war das Herzogshaus von Liegnitz, Brieg, Wohlau ausgestorben und nach dem alten Vertrag von 1537 (§ 450) mußten auch diese Länder an Brandenburg fallen. Aber Oestreich behauptete sie als böhmisches Lehen für sich und zog sie ein, ohne auf die Rechtsansprüche Brandenburgs irgend eine Rücksicht zu nehmen. Man konnte es in Wien unverblümt hören, „es gefalle Kayserlicher Mayestät nicht, daß sich ein neues Vandalenreich an der Ostsee hervorthue." Selbst die Türkenhilfe, die der Kurfürst mehrfach in der nun folgenden Bedrängniß Oestreichs bot (§ 440), ward abgelehnt, weil man bei solcher Gelegenheit eine kriegerische Besetzung dieser Provinzen fürchtete. — Tief verstimmt über seine Bundesgenossen, näherte sich Friedrich Wilhelm in den Jahren nach dem Frieden von St. Germain mehr Ludwig XIV.: ein unnatürliches Verhältniß, das auch nicht lange Bestand hatte. Spanien, das ihm vom letzten Kriege her noch Hilfsgelder schuldete, die es nun nicht zahlen wollte, griff er mit seiner kleinen Flotte zur See an. Friedrich Wilhelm nemlich, überzeugt, wie wichtig eine Seemacht sei, hatte schon vor dem Kriege begonnen, mit Hilfe holländischer Schiffsbaumeister sich eine Flotte zu schaffen; sie bestand damals aus zehn Fregatten, die bereits den Schweden schwer zu schaffen gemacht hatten. Mit dieser Flotte nahm er verschiedene spanische Handelsschiffe als gute Prise; dagegen mißrieth es freilich, die Silberflotte, die alljährlich die Schätze der amerikanischen Bergwerke nach Spanien trug, aufzuheben, und von Stürmen und dem überlegenen Feind gedrängt, mußten die brandenburgischen Schiffe in einem portugiesischen Hafen Zuflucht suchen. — Als aber der Kaiser in den Türkenkriegen doch brandenburgische Hilfe nöthig hatte, um Ungarn ganz wieder zu gewinnen, gewährte er dem Kurfürsten den Kreis Schwiebus als Entschädigung für die schlesischen Ansprüche, und trat außerdem ihm eine Schuldforderung ab, die er an Ostfriesland hatte, wodurch Friedrich Wilhelm in Pfandbesitz von Emden und Gretsyl kam. Von hier aus gingen seine Schiffe nach seinen Colonien. Denn schon früher hatte er einen Strich an der Goldküste von Afrika besetzt, wo das Fort Groß-Friedrichsburg gebaut war, und von den Dänen einen Theil der Insel St. Thomas in Westindien erhandelt. Doch hatten diese an ungünstigen Orten gegründeten, und bald noch vom Neid der Holländer bedrohten Colonien kein Glück, und wurden bereits von seinem zweiten Nachfolger ganz aufgegeben.

§ 462. So war Friedrich Wilhelm rastlos thätig, selbst da, wo seiner geringen Macht die Verhältnisse überwältigend in den Weg traten. Mit Ludwig XIV., diesem so anders gearteten Herrscher, zerfiel er bald wieder. Ludwig hatte 1685 das Edict von Nantes, das den Hugenotten Duldung gewährte, aufgehoben und diese seine andersgläubigen Unterthanen auf jede mögliche Weise gedrängt, um sie zur katholischen Kirche zurückzuführen; denn wie er nur einen Königswillen kannte, so erkannte er auch nur einen Glauben in Frankreich an. Der Große Kurfürst, der sich als der Beschützer aller Protestanten fühlte und auch in allen deutschen Ländern, wo man sie bedrückte, sich ihrer eifrig und wirksam annahm, eröffnete den Flüchtigen die ihren Gewerbfleiß und ihre Geschicklichkeit mitbrachten, seine Länder. Schon darüber zürnte Ludwig; dann aber bot der Kurfürst dem Neffen seiner Frau, Wilhelm III. von Oranien (§ 438), die Hand, um ihm den englischen Thron verschaffen zu

helfen, von welchem jener, im Einverständniß mit dem großen Adel Englands, seinen Schwiegervater, den katholischen Jacob II., herabzustürzen sich anschickte. Ludwig XIV., in dessen Sold und Abhängigkeit Jacob II. stand, faßte wegen dieser Verhandlungen neuen Haß gegen Friedrich Wilhelm. Zwar erlebte letzterer die Ausführung dieser Plane nicht mehr, aber hinterließ sie als erste Aufgabe seinem Sohne Friedrich III.

§ 463. Der Große Kurfürst steht als der einzige, wahrhaft große Herrscher da, den Deutschland im 17. Jahrhundert hervorgebracht. Er hat dem so traurigen westfälischen Frieden seine ersten Segnungen abgewonnen. Denn indem derselbe Deutschlands Reichsform auflöste und aus den Fürsten souveräne Herrscher machte, hat Friedrich Wilhelm auch zuerst als solcher gehandelt, aber zum Heile Deutschlands; er hat die neue Macht aufgebaut, die an die Stelle des verfallenden Kaiserthums hinaufwachsen mußte. Bei seiner geringen Macht hat er durch Bündnisse, die er in und außer Deutschland schloß, das Uebergewicht eines Reiches in Europa zu hindern gewußt, besonders dem übermächtigen Ludwig XIV. entgegengearbeitet. Er war der Erste, der 1672 der Uebermacht Ludwigs XIV. entgegentrat; der Letzte, der 1679 vor ihm vom Kampfplatze wich. In den oft treulosen und gewaltthätigen Staatskünsten seiner Zeit wohl erfahren, hat er seinen Einfluß geltend zu machen verstanden, indem er nicht minder ein kühner Kriegsmann war; mit geringen Mitteln hat er einen großen Staat begründet. — Aber die Heldengestalt des Großen Kurfürsten verwandelt sich in die des sorgenden Hausvaters, wenn wir seine innere Verwaltung betrachten. Weise und sparsam erhöhte er die Hilfsquellen seines Landes, und obwohl er die Steuerkraft desselben stark anspannte, so wuchs doch der Wohlstand der Bevölkerung. Die Aufnahme der französischen Flüchtlinge, denen dann sein Sohn in Berlin eine eigene Colonie einräumte, hob die noch in der Kindheit liegende Industrie. Durch Straßen und Canäle erleichterte und mehrte er den Verkehr. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist der Friedrich-Wilhelms- oder Müllroser-Canal, der Oder und Spree und somit Oder und Elbe verbindet. Und dieser Mann, der das Größte in seinem Geiste umfaßte, dessen Gesandte und dessen Hof bei feierlichen Gelegenheiten der Sitte der Zeit gemäß in glänzendem Prunk auftraten, war daheim einfach, schlicht, bürgerlich und kindlich. Er hat in Potsdam selber die Karpfenteiche gefischt, im Lustgarten von Berlin seine Tulpenzwiebeln begossen, den ersten Blumenkohl in den Marken gezogen, und die eingekauften Singvögel selbst vom Markte im Käfig nach Hause getragen. Als politischer Charakter nicht immer vorwurfsfrei (gleich Gustav Adolf), war er im häuslichen Leben voll tiefer, echter Frömmigkeit. In würdiger, liebevoller Weise stand ihm seine erste Gemahlin Luise Henriette von Oranien zur Seite. Als er starb, hinterließ er in Norddeutschland eine zwar noch nicht zusammenhängende, doch so bedeutende Staatsmacht, — größer als das heutige Baiern, Württemberg und Baden zusammengenommen — daß ihr zum Königreiche nur noch der Name fehlte.

8. Preußen als Königreich. Friedrich I. (1688—1713). Friedrich Wilhelm I. (1713—1740).

§ 464. Dem Großen Kurfürsten folgte sein Sohn Friedrich III. Der Vater hatte die Fähigkeiten desselben gering angeschlagen, — geringer, als sie waren — und zwischen Vater und Sohn war deshalb nicht immer das beste Einvernehmen gewesen. Oestreich hatte den Erbprinzen mehrfach unterstützt

und, früheren Verabredungen gemäß, gab er als Kurfürst an dasselbe den Kreis Schwiebus zurück (1695), verweigerte es aber, dabei zugleich einen förmlichen Verzicht auf die schlesischen Herzogthümer auszustellen, wie man von ihm verlangte. Auch in seiner äußeren Politik war er nicht unbedeutend. Indem er nach des Vaters Plan Wilhelm III. bei seiner Landung in England unterstützte, waren es brandenburgische Truppen, die diesen Befestiger der englischen Freiheit und Macht in seinen Palast nach St. James führten. Als Ludwig XIV. den dritten Raubkrieg (den pfälzischen, § 438) begann, und der Kaiser Leopold (mit dem Türkenkrieg beschäftigt) zögerte, das Reich zu vertheidigen, einigte er, seines Vaters würdig, Sachsen, Hannover, Hessen-Kassel zu einem Bündniß, erschien, wie einst der Große Kurfürst, persönlich am Rhein und leitete die Eroberung von Bonn, in welche Stadt sich die Franzosen geworfen hatten. Gleich seinen Vorfahren sorgte auch er für die Erweiterung seines Staates.*)

§ 465. Seine größte Bedeutung aber hat er dadurch, daß er das Kurfürstenthum Brandenburg zum Königreich Preußen erhob. Es ging, wie gesagt, in diesem Jahrhundert Ludwig's XIV. ein Streben nach Glanz durch die größeren wie kleineren Höfe, für welches kein Regent empfänglicher war, als Friedrich. Damals waren gerade (und zwar mit Friedrichs Unterstützung) die beiden norddeutschen Häuser, Sachsen und Hannover, zu hohen Ehren in Europa gestiegen (§ 447). Gleichen Glanz wünschte unstreitig auch Friedrich für sein Land, das schon vom Vater her, den einst schon Ludwig XIV. aufgefordert hatte, sich zum König zu machen, an königlicher Macht wenigstens den kleineren Königreichen Europa's gleich kam und bereits 2000 □Meilen zählte. Gerade damals waren die Umstände für diesen letzten, langvorbereiteten und ersehnten Schritt sehr günstig. Um's Jahr 1700 erschütterten zwei gewaltige Kriege Europa. Im Norden hatte Rußland unter Peter dem Großen, Polen unter August II. und Dänemark unter Friedrich IV. einen Bund gegen den jungen, heldenmüthigen Karl XII. von Schweden geschlossen, der, mit dem stürmischen Kriegsgeist seiner Ahnen vorbrechend, im sogenannten nordischen Kriege schnell einen Gegner nach dem andern bemüthigte. Im Süden aber bereitete sich der spanische Erbfolgekrieg (§ 442 ff.) vor. Der Kurfürst stand also in der glücklichen Lage, sich von allen Seiten umworben zu sehen. Da, besonders seit Oestreich eifrig um seine Freundschaft und seinen Beistand sich bemühte, beschloß er, mit Zustimmung des Kaisers und seiner Verbündeten sich den Königstitel in seinem außerdeutschen souveränen Lande Preußen beizulegen. (Für seine deutschen Länder war dies, so lange er nicht aus dem Reiche ausschied, unmöglich.) Zwar meinte der, Preußen abgeneigte, Prinz Eugen: „daß die Minister des Henkers werth seien, die kaiserlicher Majestät gerathen, die Annahme der preußischen Königskrone zuzulassen;" doch überwog in Wien der augenblickliche Vortheil. Und so setzte Friedrich am 18. Januar 1701 zu Königsberg mit gewaltigem Pomp sich und seiner Gemahlin die Königskrone auf, und nannte sich fortan Friedrich I., König in Preußen. Dieser Schritt erhielt seine Bedeutung erst von der Zukunft. Er sprach damit, sagt Friedrich der Große, gleichsam zu seinen Nachfolgern: „Ich habe Euch einen Titel er-

*) Quedlinburg erkaufte er von dem verschwenderischen August II. von Kursachsen; aus der Oranischen Erbschaft (§ 250 Anm.) fielen ihm, nach Wilhelms III. Tode, die Grafschaften Lingen (wozu Tecklenburg schon früher erkauft war) und Mörs zu; außerdem erwarb Friedrich III. in der Schweiz aus derselben Erbschaft das Fürstenthum Neufchatel und Valengin.

worben, macht Euch dessen würdig; ich habe den Grund zu Eurer Größe gelegt, Ihr müßt das Werk vollenden."

§ 466. Dem Sinne des Königs entsprach es, den neuen Königstitel auch mit königlicher Pracht zu umgeben. Er machte Berlin zu einer Residenz, die ebenfalls nur nach dem Maße der Zukunft angelegt war. Die Prachtbauten Schlüters erhoben sich, das königliche Schloß, das Zeughaus, Charlottenburg; die lange Brücke ward mit der Reiterstatue des Großen Kurfürsten von der Hand desselben Künstlers geziert. Die Stadt wuchs um einen ganz neuen Theil: die Friedrichsstadt und die schöne Straße „unter den Linden" entstand. Mit ihm wetteiferte seine feine, geistvolle Gemahlin, Sophie Charlotte von Hannover, die Freundin des großen Gelehrten Leibniz (§ 449), in Begünstigung der Wissenschaft und Kunst. Nach des Letzteren Plane ward in Berlin die Akademie der Wissenschaften gegründet (1711). Aber auch unmittelbar wohlthätige Anstalten traten in Preußen in's Leben: so die Universität Halle 1694, neben der an demselben Orte Hermann August Franke's fromme, glaubensvolle Schöpfung, das Waisenhaus, entstand (§ 449). Auch fuhr Friedrich I. fort, im großen Sinne seines Vaters Religionsfreiheit walten zu lassen und überall ein Schirmer der Protestanten zu sein. Ueber seiner Prachtliebe freilich vergaß er die alte weise Sparsamkeit, die fast allen Hohenzollern eigen gewesen; das Land seufzte unter Steuerdruck, und während Brandenburg der Leitung des mit Undank belohnten Eberhard von Dankelmann bis 1697 viel zu danken hatte, gingen seine Finanzen unter dem Einflusse des gewandten aber leichtsinnigen Kolb von Wartenberg dem völligen Zerfall entgegen. Auch waren die letzten Jahre des Königs durch Krankheit und andere herbe Schickungen trübe. Dies war die Kehrseite des Glanzes. Glücklicher Weise erhielt er in seinem Sohn einen Nachfolger, der gerade in dem vom Vater vernachlässigten Finanz- und Verwaltungsfache ein Meister war.

§ 467. Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) war das Gegentheil von seinem Vater: straff, einfach, soldatisch, sparsam und nur dem Praktischen zugewandt, verschmähte er den Glanz, den man damals für einen Fürsten nöthig hielt. Gegenüber der französischen Sittenlosigkeit, wie sie fast alle Höfe beherrschte, wollte er ein guter und strenger deutscher Hausvater, sowohl in seiner Familie als auch in seinem Lande sein; gegenüber französischem Modetand und Prunk sollte deutsche fromme Sitte bei ihm herrschen. Schon in dieser Charakterstärke, mit der er sich dem Strome seiner Zeit entgegenwarf, zeigt sich Friedrich Wilhelm I. groß; er zeigte sich so noch viel mehr in dem Sinn und Geist, wie er die Verwaltung seines Staates ordnete. Alle Zweige derselben liefen seit 1723 in dem Generaldirektorium zusammen: über alle hatte er, gleich einem großen Gutsbesitzer, selber die Uebersicht; in allem schärfte er Sparsamkeit ein. Quidquid vult vehementer vult — Alles sieht er, um Alles kümmert er sich — er ist ärger als Carl XII. und Czar Peter — so lautete über ihn gleich in den ersten Tagen seiner Regierung die Berichte der fremden Gesandten an ihre Höfe. Nach eigenem Vorbilde schuf er einen Beamtenstand, der einfach, knapp gehalten, aber gewissenhaft gleich dem König selbst, die Maschine der Staatsverwaltung bildete, an der selbst Friedrich Wilhelms großer Sohn später wenig mehr zu ändern gefunden hat. Die Wissenschaft, sofern sie nicht unmittelbaren Nutzen zeigte, begünstigte er nicht, wohl aber legte er den Grund für einen regelmäßigen Volksschulunterricht in ganz Preußen. — Nach der Anschauung seiner Zeit suchte er durch strenge Absperrung und hohe Besteuerung fremder Erzeugnisse die In-

dustrie und Productionskraft des eigenen Landes zu heben. So verbot er z. B. Kleider von Tuch, das nicht im Lande gefertigt war, zu tragen, und ging nebst seiner Familie mit eigenem Beispiel voran. Auch den Ackerbau hob er und zog, wie seine Vorfahren, durch Religionsverfolgung vertriebene Fremde in sein Land. So z. B. viele Böhmen; einen besonderen Segen aber brachte ihm die Aufnahme von 17,000 ausgetriebenen Salzburgern, die er in dem von einer furchtbaren Pest verödeten Ostpreußen ansiedelte.

§ 468. Was er that, that er im Bewußtsein des unwidersprechlichen königlichen höchsten Willens. Die absolute Regierungsform, wie sie vom Großen Kurfürsten im heilsamen Gegensatz gegen das ständische Unwesen aufgestellt war, brachte er zur vollsten Geltung; er stabilirte (nach seinem Ausdruck) die Souveränetät und setzte die Krone fest „wie einen Rocher von Bronse." Zu seiner Erholung kannte er nur die Jagd (die er leidenschaftlich liebte), das Malen, das Drechseln und die ungezwungenen einfachen Abendgesellschaften, die unter dem Namen des Tabakscollegiums bekannt sind. Eifrig in seiner landesväterlichen Sorge und fürchterlich in seinem Jähzorn, hat er manchen sein spanisches Rohr fühlen lassen; aber in seinem gesunden Sinn fand er meist das Richtige und Nützliche, obwohl es an einzelnen Seltsamkeiten nicht fehlte. Weniger glücklich war er in seinem Verhalten gegen fremde Mächte. Er schloß sich mit treugemeintem, reichspatriotischem Eifer an Oestreich, und deshalb verstand ihn auch sein Feldmarschall von Grumbkow und der schlaue östreichische Gesandte von Seckendorf ganz zu leiten, und seine Ehrlichkeit wurde durch die diplomatischen Künste der Zeit oft mißbraucht. — Seine ganze, oft einseitige Vorliebe wandte sich dem Heere zu. War doch auch sein Vater, Friedrich I., dem Beispiel des großen Gründers des Staats darin treu geblieben, daß er unablässig das Heer gemehrt, gebessert, geübt hatte. Fürst Leopold von Dessau, in der Volkserinnerung der „alte Dessauer" genannt, war der Meister des Einexercirens und der Vervollkommnung seines Heeres. Unter seiner Führung hatten die Preußen die Schlachten bei Höchstedt und Turin mit entscheiden helfen, und zuerst den neuen Königsnamen geachtet gemacht. Friedrich Wilhelm I. vollends lebte und webte in seinen Soldaten. Wohl hatte seine Vorliebe für seine „blauen Kinder" und für „lange Kerls," denen zu Liebe er selbst seine Sparsamkeit vergaß, etwas Wunderliches; aber sehr richtig war der Gedanke, daß der kleine Staat nur durch ein überlegenes Heer seine Ansprüche an die Zukunft erreichen könne. So mehrte er das Heer bis auf 84,000 Mann, eine große „Wachtparade" für das kleine Land, wie Mancher spottete: aber später in der Hand seines Sohnes das wirksame Mittel zu den größten Dingen. Die preußischen Soldaten galten für die Mustertruppen in Europa; Leopold von Dessau, ein soldatisches Genie, führte die Bewaffnung mit dem Bayonnett ein, gab der Infanterie die bald allgemein übliche Stellung in drei Gliedern, gewöhnte sie besonders durch ununterbrochene Uebung und durch den Gebrauch des eisernen Ladestocks an die größte Schnelligkeit des Ladens und Feuerns, und legte so in sie die Hauptentscheidung der Schlacht. Barbarisch freilich war die Zucht bei den, nur zur kleineren Hälfte aus Landeskindern bestehenden, sonst in aller Herren Ländern zusammengeworbenen Truppen; doch konnte zu einiger Entschuldigung die Roheit der Soldaten selber dienen.

§ 469. Nicht häufig hat Friedrich Wilhelm I. in Kriege eingegriffen. Als er zur Regierung kam, schloß der spanische Erbfolgekrieg, und im Frieden von Utrecht (§ 444), dem er beitrat, erhielt er, noch aus der oranischen Erbschaft, einen Theil des Herzogthums Geldern (§ 361). Doch hat er

später noch zweimal sein Heer benutzt. Zum ersten Male gegen die Schweden. Karl XII., der im Nordischen Kriege seine glänzende Laufbahn begonnen (§ 465), hatte vor Allem August II. seinen schweren Zorn fühlen und das unglückliche Sachsen den Ehrgeiz seines Königs büßen lassen. Im Jahre 1706 war er in Sachsen eingebrochen, hatte es furchtbar ausgesogen und hier mitten in Deutschland von August II. den Frieden zu Altranstedt, 1707, erzwungen. Nebenbei hatte er, dem Beispiel seines großen Vorfahren Gustav Adolfs getreu, den hart gedrückten Protestanten in Schlesien und Oestreich Duldung erzwungen. Darauf hatte er sich in die Oeden Rußlands gestürzt, war bei Pultawa von Peter dem Großen geschlagen, 1709, und vertrotzte danach bei den Türken fünf kostbare Jahre, während welcher seine Feinde, Rußland, Polen, Dänemark, von allen Seiten nach seinen Ländern griffen. Da auch Vorpommern von Rußland und Dänemark bedroht war, hatte die schwedische Regentschaft in des Königs Abwesenheit den König Friedrich Wilhelm 1713 selber aufgefordert, als neutrale Macht das Land zu besetzen. Da aber der Commandant von Stettin die Stadt nicht ohne besonderen Befehl seines Königs hatte herausgeben wollen, hatten Sachsen und Russen sie mit den Waffen erobert, dieselbe aber später gegen 400,000 Thaler Kriegskosten an Friedrich Wilhelm I. abgegeben. Als Karl XII. endlich von den Türken zurückkehrte, 1714, wollte er von diesem ganzen Vertrage und von Rückzahlung jener Summe nichts wissen. So trat denn Friedrich Wilhelm I. den Feinden Karls, obwohl er ihn persönlich hochhielt, bei. Er belagerte ihn zugleich mit den Dänen in Stralsund und nahm die Stadt. Kaum rettete sich Karl XII. selbst. Noch ehe dann Karl XII. vor Friedrichshall 1718 sein trauriges Ende fand, brach Schwedens Macht unter ihm zusammen. Die Preußen besetzten abermals Vorpommern und nahmen auch Rügen und Stralsund. Georg I., seit 1714 König von England, doch in seinem Herzen noch immer eifriger Hannoveraner, kaufte für sein Erbland die durch Dänemark besetzten schwedischen Gebiete von Bremen und Verden, welche er im Frieden von Stockholm 1720 dauernd erwarb. Dänemark dagegen brachte den Theil von Schleswig an sich, der dem Hause Holstein-Gottorp (§ 254, Anm.) gehörte, mit welchem Karl XII. verschwägert war. An Preußen kam durch diesen Frieden Vorpommern bis zur Peene: nur die äußerste Spitze des Landes mit Greifswald, Stralsund und der Insel Rügen blieb noch schwedisch (bis 1815). Friedrich Wilhelm freute sich besonders über die Erwerbung von Stettin, da er durch diese Seestadt „einen Fuß am Meere habe, um am Commercio der ganzen weiten Welt Antheil nehmen zu können." So war denn die eine Macht, die durch den 30jährigen Krieg sich eingedrängt, wieder vom deutschen Boden gestoßen, besonders durch preußische Waffen. Dagegen freilich hatte sich unter Peter des Großen kühner Regierung Rußland erhoben, welches die meist deutsch colonisirten Ostseeländer, Livland, Esthland, Carelien, Ingermannland, durch den Frieden von Nystadt 1721 von Schweden (§ 398) abgetreten erhielt, und auch bereits in Kurland seine Herrschaft vorbereitete. — Rußland ward nun die Großmacht, die an Schwedens Stelle ein drohendes Uebergewicht im Norden Europa's erlangte. Es waren meist Deutsche (oft nur verwegene Abenteurer), die als Generale und Staatsmänner dieselbe begründen halfen.

§ 470. Das anderemal sendete Friedrich Wilhelm I. den Oestreichern ein Hilfscorps an den Rhein im polnischen Thronfolgekrieg (1733 bis 1735). Cardinal Fleury nemlich, Frankreichs Minister, suchte dem Schwieger-

vater seines jungen Königs Ludwigs XV., Stanislaus Leßcynski (den einst Karl XII. zum König von Polen hatte wählen lassen), nach Augusts II. Tode 1733 die polnische Königskrone wieder zu verschaffen. Auf seiner Seite standen die Kurfürsten von Mainz, Köln, Pfalz und Baiern. Dagegen traten Oestreich und Rußland für August III. von Sachsen auf. Ersteres unter der Bedingung, daß Sachsen die pragmatische Sanction (§ 449) anerkenne, letzteres, daß Kurland, bisher ein polnisches Lehen, beim bevorstehenden Aussterben des deutschen Herzogshauses der Kettler an Rußland überlassen werde. Ein russisches Heer rückte vor das (damals polnische) Danzig und zwang es zur Capitulation; ja später rückten 10,000 Mann durch Schlesien, Böhmen in die Oberpfalz an den Rhein. So begann diese neue Großmacht eine Rolle auf deutschem Boden zu spielen. Noch einmal ging auch der greise Eugen von Savoyen mit einem Heere an den Oberrhein. Doch kam es hier zu keiner blutigen Entscheidung. Frankreich trat von seinen Forderungen zurück, aber zur Entschädigung erhielt Stanislaus Leßcynski das Herzogthum Lothringen, das später, bei seinem Tode (1766), laut des abgeschlossenen Vertrags an Frankreich fiel. Der junge Herzog von Lothringen, Franz Stephan, der Gemahl der Kaisertochter Maria Theresia, ward mit Toscana, Parma und Piacenza entschädigt (§ 251, Anm.) Dagegen erkannte Frankreich die pragmatische Sanction an. So ward Lothringen im östreichischen Familieninteresse dem Reiche entrissen. — Dem Könige Friedrich Wilhelm, der hier, wie bei früheren Gelegenheiten, treu zum Kaiser gehalten, und sich vor allen anderen Fürsten patriotisch erwiesen hatte, war schon früher Aussicht auf das durch das Aussterben von Pfalz-Neuburg zur Erledigung kommende Herzogthum Berg (§ 383 ff.) gemacht worden. Aber er sah sich am Ende des Krieges in seiner Hoffnung getäuscht*), ja geflissentlich und schnöde zurückgesetzt. Auch er hoffte, wie der Große Kurfürst, auf einen Rächer und ahnte ihn im Kronprinzen Friedrich, seinem Sohne. — Als er, in seiner gewaltigen körperlichen und geistigen Kraft gebrochen, 31. Mai 1740 starb, hinterließ er diesem ein schlagfertiges Heer von 83,000 Mann, einen Staatsschatz (das ungemünzte Silber nicht gerechnet) von 9 Millionen, einen Staat von 2200 □Meilen und etwa 2½ Mil. Einwohnern. Die Staatseinnahmen hatte Friedrich Wilhelm von 2½ Mill. auf 7½ Mill. Thaler gebracht; Berlin hatte nahe an 100,000 Einwohner.

B. Zeitalter Friedrichs des Großen. 1740—1786.

1. Friedrichs II. Jugend und Regierungsantritt.

§ 471. Beinahe ein Jahrhundert war vergangen seit dem westfälischen Frieden. Der Geist des deutschen Volkes begann in Wissenschaft und Kunst, im Leben und Handeln wieder zu erwachen und zu erwarmen, die Wunden des großen Krieges waren allmählig vernarbt, und was im Westen des Reiches noch seitdem durch Frankreich abgerissen war, dafür war im Norden und Osten vorzüglich durch preußische Waffen beinahe ein Ersatz gewonnen. Gerade hundert Jahre waren vergangen seit dem Regierungsantritt des

*) Der Kaiser wirkte für das Verbleiben bei Kurpfalz und dem daselbst succedirenden Hause Pfalz-Sulzbach.

Großen Kurfürsten, und seine Schöpfung, der brandenburgisch-preußische Staat, war in der kurzen Zeit frisch und kräftig emporgediehen; da folgte auf Preußens Thron der Mann, der zunächst das Werk seines großen Ahnherrn vollenden sollte.

Friedrich der Große ist geboren am 24. Jan. 1712 im Schlosse zu Berlin. Seine Mutter war Sophie Dorothea von Hannover, eine Schwester König Georgs II. von England. Seine ersten Jugendjahre verliefen unter vornehmer weiblicher Erziehung; an seinen militärischen Spielen erfreute sich früh der soldatische Sinn des Vaters. Doch verletzte dessen herbes Wesen, und, wenn er aufbrauste, dessen unbändiger Jähzorn, unter dem selbst die königliche Mutter oft zu leiden hatte, früh das weiche Gemüth der Kinder, besonders Friedrichs und seiner älteren Schwester Wilhelmine. Und als dem lebhaften Knaben der geistlos ertheilte Religionsunterricht wenig behagte, als später Freude an französischer Lectüre und Musik den heranwachsenden Jüngling mehr fesselten, als die Freuden der Jagd, das Exerciren und das Tabakscollegium; da begann der König ihn für einen „Querpfeifer und Poeten", für „effeminirt", für unsoldatisch und des preußischen Thrones nicht werth zu halten. Es folgten nun Mißhandlungen des heftigen Vaters, kecke Verantwortungen und heimliche Spöttereien des Prinzen. Für letzteren war freilich eine bedenkliche Zeit gekommen. Er war von dem sittenlosen sächsischen Hofe, dem er im Jahre 1728 mit dem Vater einen Besuch gemacht, nicht ohne schlechte Eindrücke heimgekehrt, war später durch leichtsinnige Gesellschaft auf weitere Abwege geführt worden. Eine Doppelheirath des Kronprinzen mit der Prinzeß Amalie von England und des Prinzen von Wales mit Prinzeß Wilhelmine, ein Plan, den die Mutter längst, fast von der Wiege der Kinder an, mit Vorliebe gehegt, zerschlug sich an des Vaters Abneigung gegen England und Frankreich, sowie an seiner Abhängigkeit von Oestreich und den Rathschlägen des östreichischen Gesandten von Seckendorf und des preußischen Ministers von Grumbkow (§ 468).

§ 472. Alles zusammen, die Vereitlung dieser Hoffnungen, des Vaters Mißhandlungen und dessen eigener Hohn, „ihm selbst hätte man dergleichen niemals bieten dürfen, er wäre längst auf und davon gegangen", brachte den Kronprinzen zu einem Fluchtversuch, den er während einer Reise des Vaters durch Süddeutschland im Jahre 1730 ausführen wollte. Entdeckt, verhaftet, ward er vom Vater, der seinen falsch geleiteten Sinn brechen wollte, nach Berlin als Gefangener heim geführt, und dann über ihn, als einen Deserteur, ein Kriegsgericht berufen, welches sich jedoch standhaft weigerte, über den Prinzen das Todesurtheil auszusprechen. Doch endete durch Henkersschwert sein Freund und der Helfer seiner Flucht, Lieutenant von Katte, unter dem Fenster von Friedrichs Gefängniß in Küstrin. In dieser Noth bildete in Friedrich sich ein männlich kräftiger, aber auch herber, scharfer, verschlossener Charakter, im schroffen Gegensatz gegen sein zugleich edles, weiches und der Liebe und Freundschaft bedürftiges Herz. Er gab dem strengen Vater nach, wo er konnte, fügte sich später in die, von demselben ihm bestimmte Ehe (mit Elisabeth von Braunschweig-Bevern) und lebte ihm auch da zu Gefallen, wo seine Neigungen ganz andere waren. Der Vater aber ließ den Prinzen erst eine strenge, ihm sehr heilsame Arbeitszeit auf der Domänenkammer zu Küstrin durchmachen, nahm ihn dann, bei der Vermählung der Prinzeß Wilhelmine mit dem Markgrafen von Baireuth, wieder zu Gnaden an, ja schenkte ihm später Schloß Rheinsberg

bei Neu-Ruppin. Hier hielt der Prinz seit 1736 seine eigene Hofhaltung und verlebte seine glücklichsten Tage im Kreise geistvoller Freunde, die gleich ihm Musik, Literatur, Witz und feine Unterhaltung liebten. Der polnische Thronfolgekrieg (§ 470) hatte ihn 1734 auf kurze Zeit zu einem ersten Feldzuge unter dem nun gealterten Prinz Eugen an den Rhein geführt, ließ ihn aber mehr die Schwächen des bereits sinkenden östreichischen Heerwesens erkennen, als daß er ihn militärisch sehr gefördert hätte. Sonst beschäftigte er sich mit eifrigen Studien, die sowohl dem Staatswesen, der Kriegs- und Regierungskunst, wie den schönen Wissenschaften angehörten. Nur die ihn ganz genau kannten, wußten, daß sein Herz auch von kriegerischem Ehrgeiz brannte, und daß er, mehr noch als ein Dichter und Philosoph, ein großer König zu sein wünschte.

§ 473. Als er dem Vater, zu dem in der letzten Zeit das Verhältniß ein fast herzliches geworden war, folgte (31. Mai 1740), glaubten die meisten seiner Unterthanen, es werde nun eine goldene, ungestörte Zeit des Friedens, der Künste und Wissenschaften beginnen. Der junge König schien diese Wege auch wirklich einschlagen zu wollen. Er rief den vom Vater aus Halle verwiesenen Philosophen Wolf (§ 449) nach Preußen zurück, gab die Riesengarde und die wilden Jagdvergnügungen des Vaters auf und zog geistreiche Franzosen an die neu belebte Akademie. Seine ersten Gesetzverfügungen hoben Reste alter Barbareien, z. B. die Folter, auf. Dann ließ er sich in den Hauptstädten der Provinzen huldigen, machte die alte Reiseroute des Vaters an die Hohenzollernschen Höfe in Süddeutschland (§ 276) und ging dann von Straßburg den Rhein hinab nach Cleve. Hierher ließ er Voltaire kommen, den französischen Dichter und Philosophen, der sich schon mit einem königlichen Incognitobesuch in Brüssel geschmeichelt hatte. Dann kehrte er nach Potsdam, wo seit seines Vaters Zeiten die Residenz war, zurück.

§ 474. Schon aber hatte er gegen das Bisthum Lüttich gezeigt, daß er jedes Recht seines Hauses aufrecht zu erhalten entschlossen sei, und heimlich stand er gerüstet, entweder die Ansprüche seines Vaters auf Berg, oder auch, je nach Umständen, andere Ansprüche bei Oestreich geltend zu machen. Da starb Kaiser Karl VI., 20. Okt. 1740, und laut der pragmatischen Sanction (§ 446) folgte ihm in den östreichischen Erblanden seine Tochter Maria Theresia. Nun erschien es Friedrich an der Zeit, seine Rechte auf die schlesischen Herzogthümer (§ 461) zur Sprache zu bringen. Ohne Zweifel freilich gab in seinem Geiste die Lust zu handeln und zu erwerben und langjähriges Unrecht an Oestreich jetzt zu vergelten, noch mehr den Ausschlag, als sein auf alten Verträgen ruhendes Recht. Er ließ sein Heer, das er im Stillen bis auf 100,000 Mann gebracht hatte, plötzlich in Schlesien einrücken, um sich dieses Landes sogleich als eines Pfandes für seine Ansprüche*) zu bemächtigen.

2. Der erste und zweite schlesische Krieg (1740—42. 1744—45). Der östreichische Erbfolgekrieg (1741—1748).

§ 475. Schlesien, das Gebiet des Oderthales, wird im Südwesten durch den Kamm der Sudeten — der im Riesengebirge die höchsten Gipfel

*) Dieselben beruhten in dem Vertrage von 1537 (§ 450), der 1675 zur Geltung hätte kommen müssen (§ 461); und lagen weiter begründet in der Rückgabe der Entschädigung, wie sie durch Friedrich III. geschehen (§ 464) war. Auch die gerechten, wenngleich sehr veralteten Ansprüche seines Hauses auf Jägerndorf (§ 451) machte er geltend.

des deutschen Mittelgebirgs zeigt — von Böhmen und Mähren geschieden, während es im Osten an die weiten Ebenen Polens grenzt. Nur die Oder selbst leitet, ihren Strom aufwärts, zu bequemen Pässen in das östreichische Nachbarland. Der Gebirgsrücken an sich ist wenig unterbrochen, wird begleitet von kurzen, schroffen Thälern, hat wenig Pässe und bildet eine scharfe Scheide gegen Böhmen. So weist schon die Natur das Land auf den preußischen Norden hin, wohin seine Wasserader deutet, während der Charakter der Bevölkerung in verständiger, arbeitsamer, lebhafter und gutmüthiger Art eine in einander übergehende Mischung süddeutschen und norddeutschen Wesens bildet, wie ja auch die schlesische Colonisation fast gleichmäßig allen deutschen Stämmen angehört. — Der Südosten des Landes, Oberschlesien, bis zur Mündung der Neisse abwärts reichend, ist gebirgig, aber mit reichen mineralischen Schätzen (Steinkohlen, Eisen, Galmei 2c.) unter der Erde versehen; hier hat das deutsche Element nicht gänzlich obgesiegt, sondern slavisches ist unter ihm geblieben. In Mittel- und Niederschlesien aber, d. i. in dem hügeligen Vorlande, das an das Riesengebirge nördlich sich lehnt (ein Land voll angenehmer Abwechselung), und in der fruchtbaren Ebene, die von Breslau bis Glogau und Sagan hinab die Oder zu beiden Seiten begleitet, haben die Deutschen durch friedliche Ansiedlung, begünstigt von dem deutschgesinnten, in viele kleine Fürstenzweige zerspaltenen piastischen Herrscherhause, seit dem 13. und 14. Jahrhundert das Uebergewicht erlangt. Herrliche Städte erblühten (§ 199), besonders Breslau, bald Mittelpunkt des östlichen Handels (§ 191), Sitz eines reichen Fürstbisthums (§ 294) und fast Hauptstadt des vielgetheilten Landes. So ward Schlesien mit seiner deutschen Bevölkerung gleichsam wie ein Keil zwischen die slavischen Länder Böhmen und Polen, bis gegen das ebenfalls stammfremde Ungarn hin vorgeschoben. Aber durch diese gefahrvolle Lage war es auch ganz besonders ein Land des Duldens und Leidens geworden. Im 13. Jahrhundert hatten es die Mongolenschwärme (§ 174), im 15. die Hussitenzüge (§ 235) verwüstend heimgesucht. Seit der Zeit König Johanns und Kaiser Karls IV. (§ 270 ff.) war es an Böhmen gekommen, galt aber von da an nur als Nebenland der böhmischen Krone, ging so an das Haus Habsburg über, und war gleich dem Ordenslande Preußen weder als Reichsland gerechnet noch mit eingekreist (§ 244) worden. Doch das Volk fühlte und dachte deutsch, und fast am frühesten, mit warmem Eifer, nahm es die Reformation auf, die von den Fürsten und Edelleuten des Landes gleicherweise begünstigt wurde und fast ohne Widerstand siegte. Aber seit der Mühlberger Schlacht (§ 365), mehr noch seit Rudolf's und Ferdinand's II. jesuitischer Regierung, besonders seit dem Siege am weißen Berge und Friedrichs V. Fall (§ 387), hatten unaussprechliche Bedrückungen begonnen. Die politische wie die religiöse Freiheit des Landes ward gebrochen, und noch unter Leopold I. war der Druck und die Verfolgung der gequälten Protestanten so arg, daß sogar der durch das Land ziehende Karl XII. (§ 469) seine gewichtige Stimme für sie beim Kaiser erheben mußte. Trotz aller Bedrückung, die auch unter Karl VI. nicht aufhörte, blieben aber die Protestanten im Lande zahlreich und mächtig, und sie waren geneigt, jetzt in den einrückenden Preußen eher Befreier als Eroberer und Feinde zu sehen.

§ 476. Friedrich II. hatte fast ohne Schwertschlag, im December 1740, ganz Niederschlesien bis auf die Festungen Glogau, Glatz, Brieg und Neisse besetzt, denn Maria Theresia war auf einen Angriff von dieser Seite her nicht gefaßt und hatte nur geringe Besatzung in diesem Lande. Den Ober-

befehl über die Preußen führte der junge König selber. Breslau, das sich gewisser reichsstädtischer Freiheiten erfreute, ward für neutral erklärt, Brieg und Neisse einstweilen eingeschlossen. Erst nachdem er sich des Landes bemächtigt und in einer öffentlichen Kundmachung seine Anrechte auf dasselbe dargelegt, hatte er in Wien erklären lassen: er wolle Maria Theresia gegen alle Feinde der pragmatischen Sanction schützen, wenn sie seine Rechte auf Schlesien anerkenne. Da dies Anerbieten zurückgewiesen ward, so nahm der Krieg seinen Fortgang, ganz Oberschlesien bis Ratibor und Troppau, ja bis Teschen und bis zum Jablunka-Passe hin ward besetzt. Während so die militärische Lage auf's Günstigste sich zu gestalten schien, ward die politische Lage Friedrichs desto bedenklicher. Rußland, England und Sachsen schienen durch eine bewaffnete Vermittlung Friedrich allenfalls mit Gewalt aus Schlesien wieder entfernen zu wollen. Schon war sogar von einer Theilung Preußens, um den Ehrgeiz des jungen Königs unschädlich zu machen, die Rede. Und nun, im März 1741, war auch endlich die östreichische Armee unter Neipperg so weit, um zu Schlesiens Wiedergewinnung aufzubrechen. Hinter dem Vorhange der Sudeten zog sie sich von Mähren westwärts, bis sie durch die Pässe jenseits Zuckmantel nach Schlesien auf Neisse hin durchbrach und so die weit durch Schlesien ausgebreitete Armee von einander schnitt. Friedrich hatte auf die Kunde von dem Anmarsch des Feindes (der ihn mit seinen Husaren und Freiwilligen bei Baumgarten in die Gefahr persönlicher Gefangennahme gebracht hatte, 27. Februar) Glogau durch den es belagernden Prinzen von Anhalt überfallen und nehmen lassen, 9. März, um keinen Feind in seinem Rücken zu haben und den Prinzen an sich heranziehen zu können, und hatte seine bis an die Grenzen Mährens stehenden Truppen auf Jägerndorf und Neustadt zurückgenommen. Da erfuhr er, Anfangs April, daß Neipperg bereits in Neisse sei und seinen Marsch gegen Ohlau und weiter gegen Breslau richte. Friedrich mußte ihn in nördlicher Richtung zu überholen, dabei seine Truppen zu sammeln und sich dann ihm in den Weg zu stellen suchen. Dieses geschah am 10. April, Mittags, im hohen Schnee, bei dem Dorfe Mollwitz, südlich von Ohlau, westlich von Brieg. Beide Heere ließen sich gegenseitig Zeit bis zur völligen Aufstellung, dann erst stürzte sich die östreichische Reiterei auf die schwächere und ungeübtere preußische, zerstäubte sie und schien den Sieg in einem Anlaufe zu gewinnen, als die preußische Infanterie mit ihrem Geschwindfeuer (5 preußische Schüsse zu 2 östreichischen) sie empfing und gegen die bereits im Rücken Angreifenden Kehrt machte, ohne ihre eigene Ordnung zu lösen. Zuletzt machte sie in geordnetem Vormarsche „wie auf dem Paradeplatze" eine Gesammtattaque, durch die sie, bei sinkender Sonne, die Schlacht gewann. In dem höchsten Schwanken derselben hatte der noch unerfahrene Friedrich durch seinen Feldmarschall Schwerin sich bewegen lassen das Schlachtfeld zu verlassen, um durch herbeizuholende Unterstützung den Rückzug zu decken. Am folgenden Morgen zurückkehrend, fand er den Sieg erkämpft. Nun ward auch Brieg erobert und in Breslau die Huldigung eingenommen.

§ 477. Mit dem Einrücken in Schlesien aber und seinen ersten überraschenden Erfolgen hatte der junge König einen europäischen Krieg entzündet. Denn gleichzeitig und durch Preußens Vorgehen noch mehr ermuthigt, trat auch der Kurfürst von Baiern mit Ansprüchen auf die deutsch-östreichischen Erblande hervor. Dieser, Karl Albert, leitete seinen Stamm von einer Tochter Kaiser Ferdinands I. her und berief sich auf ein Testament desselben, welches nach Aussterben der männlichen Nachkommenschaft

dem Hause Baiern das Successionsrecht zusagte; auch war seine Gemahlin eine Tochter Kaiser Josephs I. Obwohl ein sehr untüchtiger Mann, ohne Geld, ohne Heer und ohne alle nöthigen Vorbereitungen, erhob Karl Albert doch seine Ansprüche, vertrauend auf die Hilfe Frankreichs, die der ränkevolle, sittenlose Hof Ludwigs XV. ihm auch zusicherte, indem der alte, schlaue Kardinal Fleury die günstige Gelegenheit benutzte, um Oestreich, die alte Nebenbuhlermacht Frankreichs, jetzt womöglich ganz zu theilen und zu zersplittern. Zu Nymphenburg, einem baierischen Lustschlosse, wurde zwischen beiden Mächten sowie auch mit dem, Frankreich verbündeten, bourbonischen Spanien ein dahin zielendes Bündniß abgeschlossen, welchem später auch Sachsen sich anschloß, das ebenfalls Erbansprüche auf Oestreich erhob und Erwerbungen in Böhmen, Mähren und Oberschlesien zu machen hoffte, wodurch August III. sein Land mit dem von ihm gleichfalls regierten Polen hätte verbinden können. Dies wenigstens hoffte der gewissenlose, eitle Brühl, der des schwachen Kurfürsten allgewaltiger Minister und Rathgeber war. So begann gleichzeitig mit Friedrichs erstem schlesischen Kriege (1740 bis 1742) von dieser anderen Seite der östreichische Erbfolgekrieg (1741 bis 1748). Für Maria Theresia erklärten sich nur England, Holland und Rußland, ohne jedoch sogleich thatkräftig in den Krieg einzugreifen. —

§ 478. Im September 1741 drangen die Baiern, durch Franzosen verstärkt, die Donau hinab auf Linz; Franzosen (unter Belleisle) nebst Sachsen rückten in Böhmen ein. In dieser Noth zeigte Maria Theresia eine große Seele. Jung und unglücklich, wußte sie in ihren Erblanden eine solche Begeisterung für sich zu entzünden, daß ihr Volk zu allen Opfern bereit war, und daß sie selber größer erscheint, als alle ihre männlichen Ahnen seit zwei Jahrhunderten. Zu dem höchsten Grade steigerte sich diese Begeisterung in Ungarn. Hier, zu Preßburg, empfing die junge Königin die Krone des heiligen Stephan und führte, hoch zu Roß, vom Königshügel die üblichen Schwertstreiche in die vier Winde der Welt. Als sie dann, von Hoheit und Schönheit strahlend, unter die Magnaten des Reiches trat und diese um Hilfe anflehte, riefen sie, ihre Säbel ziehend: Vivat Domina et Rex noster, Maria Theresia! Mit wenigen regulären östreichischen Truppen, daneben aber mit ungarischen, kroatischen und panburischen Kriegsvölkern, eröffnete sie am Schluß des Jahres 1741 den Feldzug und besetzte Oestreich wieder, während Karl Albert statt auf Wien nach Prag gezogen war, welches von den vereinten Baiern, Franzosen und Sachsen auch wirklich genommen wurde. Hier ließ er sich zunächst zum König von Böhmen krönen und ging dann nach Frankfurt, um mit noch größerem Pomp sich zum Kaiser krönen zu lassen. Denn auf Anregen Friedrichs war der Plan entstanden, die Kaiserwürde von Habsburg loszureißen, und wirklich war es dahin gebracht worden, daß Karl Albert als Karl VII. (1742—1745) die Kaiserwürde erhielt. Aber gerade während er in Frankfurt mit Belleisle, der in Allem die Hauptrolle spielte, seine glänzenden Feste feierte, Januar 1742, rückte das östreichische, meist barbarisch wilde Heer in Baiern, ja sogar in seine Hauptstadt München ein.

§ 479. Friedrich II. war, nachdem sich die ersten Friedensunterhandlungen zerschlagen, und er mit Frankreich und Baiern in ein engeres Bündniß getreten, 1742 in Mähren eingerückt, hatte Olmütz genommen und Brünn belagert; seine leichten Truppen schwärmten bis gegen Wien und Preßburg. Aber die kräftige Erhebung und das Vordringen der Oestreicher gegen Baiern zwang ihn zum Rückzuge; er wendete sich nach Böhmen, um seinen Ver-

bündeten dort die Hand zu reichen. Eine östreichische Armee unter dem Schwager Maria Theresia's, Karl von Lothringen, folgte ihm und griff ihn mit weit überlegener Macht unvermuthet zwischen den Orten Chotusitz und Czaslau (17. Mai 1742) an. Aber auch hier bewährte sich die bewunderungswürdige preußische Disciplin und die junge, inzwischen eingeübte preußische Reiterei. Friedrich erfocht einen entschiedenen Sieg, und bald darauf machte Maria Theresia auf Englands Rath vorläufig mit diesem, ihrem gefährlichsten Feinde Friede, indem sie zu Breslau, 28. Juli, ihm Schlesien sammt der Grafschaft Glatz abtrat. So hatte Friedrich erreicht, was er wollte, und kehrte in seine Hauptstadt zurück, wo er mit Jubel und Glanz empfangen wurde.

§ 480. Maria Theresia aber führte den glücklichen Krieg gegen Baiern und Frankreich weiter. Oestreichische Truppen zogen an den Main und Rhein, vereinigten sich hier mit englischen unter König Georg II. selbst und schlugen Franzosen und Baiern bei Dettingen in der Nähe von Hanau (27. Juni 1743). Karl Albert, aus seinem Lande vertrieben, war in der kläglichsten Lage. Darauf schlossen Oestreich, England, Holland und Sardinien ein neues Bündniß zu Worms, in welchem der Königin alle ihre Länder gewährleistet (garantirt) wurden; als Ersatz für Schlesien hoffte sie Baiern zu gewinnen. Auch Sachsen, das sich durch den Breslauer Frieden in seinen Hoffnungen auf Oberschlesien von Friedrich getäuscht sah, ward für den Bund gewonnen. Friedrich II. sah in alle dem mit Recht einen sich vorbereitenden Angriff, um ihm Schlesien wieder zu entreißen, und die Klugheit gebot, Baiern und Frankreich nicht erst ganz niederwerfen zu lassen. Deshalb erklärte er sich für den bedrängten Kaiser, und zog mit 80,000 Mann „kaiserlicher Hilfsvölker" in Böhmen ein (im August 1744), während zu gleicher Zeit die Franzosen wieder vom Rhein her vordrangen. So begann der zweite schlesische Krieg, 1744—1745. Friedrich fand Böhmen fast unbesetzt, nahm Prag und drang bis weit in den Süden vor. Dennoch endete der Feldzug dieses Jahres nicht günstig für ihn. Mangel, die Feindseligkeit der katholischen Bevölkerung und die Zerstörung einiger seiner Magazine zwangen ihn, gegen den Herbst sich nach Schlesien zurückzuziehen. Ja, da die Franzosen ihm von Westen her wenig Hilfe schafften, so konnten die Oestreicher in dies Land nachdringen und im Laufe des Winters einen großen Theil desselben besetzen. Zu ihnen hatten sich die Sachsen gesellt, und Friedrich fand im folgenden Jahre, 1745, einen überlegenen Feind sich gegenüber und sah sich in um so größerer Bedrängniß, als seine Kassen erschöpft waren. Aber die glänzende Schlacht von Hohenfriedberg oder Striegau (4. Juni 1745) rettete ihn. Das preußische Fußvolk wie die Reiterei wetteiferten hier in Heldenthaten; das einzige Regiment Bayreuth unter General Geßler nahm 66 Fahnen. Der Sieg machte es ihm möglich, ganz Schlesien vom Feinde zu reinigen und sogar nach Böhmen einzudringen. Hier stellten sich ihm neue Schwierigkeiten entgegen, und schon war er auf dem Rückwege nach Schlesien, da überfiel ihn der überlegene Feind bei Sor (30. Sept. 1745); aber wieder wandte die preußische Tapferkeit die Ueberraschung in Sieg. Friedrich kehrte jedoch nach Schlesien zurück. Der Feind hielt ihn für so geschwächt, daß Oestreicher und Sachsen einen Angriff auf die Marken zu unternehmen gedachten. Aber bei Hennersdorf (in der Nähe von Görlitz) schlug er die Sachsen und rückte dann auf Dresden zu, während von Magdeburg her elbaufwärts Leopold von Dessau heranzog. Schon unterhandelte England über den Frieden, als dieser, angespornt durch ein scharfes Schreiben

des Königs, Sachsen und Oestreicher auf den übereisten Höhen bei Kesselsdorf (unfern Dresden) angriff und schlug, 15. Dec. 1745. Es war die letzte Heldenthat des „alten Dessauers", der bald darauf starb. Dem Siege folgte der Friede von Dresden auf dem Fuße, 25. Dec. 1745. Er war einfach eine Bestätigung des Breslauer Friedens, nur mit sehr ungünstigen Bedingungen für Sachsen; auch wandte jetzt Friedrich seine Kurstimme dem Gemahl Maria Theresia's, Franz von Lothringen, zu, der bereits als Franz I. zum Kaiser gewählt war.

§ 481. Außerdem aber hatte Friedrich während dieses Krieges noch eine andere, höchst wichtige Erwerbung gemacht. Durch seinen Bundesgenossen, Kaiser Karl VII., erhielt er die Bestätigung einer älteren Anwartschaft des Hauses Brandenburg auf Ostfriesland (§ 461). Als hier 1744 das Haus der Cirksena ausstarb (§ 319), besetzte er dasselbe mit kaiserlicher Bewilligung und zog es zu Preußen. Das Land, sehr günstig am Meere belegen, erfreute sich zwar von nun an Friedrichs besonderer Fürsorge; eine Seemacht aber von hier aus (wie sein Ahn, der Große Kurfürst, es im Auge gehabt) hat Friedrich, der von Landkriegen zu sehr in Anspruch genommen war, nicht gegründet und so die herrlichen Küsten mit dem schönen Seehafen (der Knok) unbenutzt gelassen.

§ 482. Karl VII. Albert war schon im Januar 1745 plötzlich gestorben; sein Sohn, Maximilian Joseph, verzichtete nicht nur darauf, um die Kaiserkrone sich zu erwerben, sondern schloß auch mit Maria Theresia den Frieden von Füssen 22. April 1745. So erhielt der Gemahl der Maria Theresia, Franz I., 1745—1765, die Kurstimmen, und die Kaiserin, wie sie nun hieß, hatte in Deutschland Friede. Zwar dauerte mit Frankreich der Krieg in den östreichischen Niederlanden noch fort, und hier wandte der Marschall von Sachsen, ein unechter Sohn Augusts II. von Polen, das Kriegsglück auf Seite der Franzosen; die Oestreicher unterlagen bei Fontenay und fast die ganzen Niederlande wurden vom Feinde besetzt. Da aber auch Frankreichs Geldmittel völlig erschöpft waren, und erst jetzt recht eigentlich die schmachvolle Regierung Ludwigs XV. in ihren Schwächen hervortrat, so ward zu Aachen 1748 ein für Maria Theresia im Ganzen günstiger Friede geschlossen. Frankreich gab alle seine Eroberungen in den Niederlanden auf. Dagegen verlor Oestreich in Italien die Herzogthümer Parma und Piacenza, die es an einen Sohn des spanischen Philipp V. abtrat. — Maria Theresia war aus diesem so bedrohlichen Kriege ehrenvoll hervorgegangen, nur Schlesien blieb ihr von Friedrich genommen: ein Verlust, den sie nicht verschmerzen konnte.

3. Friedrichs erste Friedenszeit.

§ 483. Schlesien, das auf diese Weise zu Preußen gekommen, umfaßte etwas über 600 □M. und zählte etwa 1½ Million Einwohner.*) Friedrich II. wandte diesem fruchtbaren und schönen Lande, das aber durch Mißregierung tief verfallen war, seine besondere Sorgfalt zu. Bald hob sich der Ackerbau, es entstanden einzelne Fabriken, Webereien und Spinnereien, an denen jetzt Schlesien so reich ist; die Bevölkerung, obwohl durch den Krieg vermindert und beschädigt, mehrte sich rasch und überstieg schon nach zehn Jahren die frühere Höhe. Vor Allem erfreute sich das Land endlich religiöser Duldung, und während der Protestant unter der protestantischen Regierung fest und

*) Während es heute deren mehr als 3½ zählt.

gesichert wohnte, hatte doch auch der Katholik nirgends über Beschränkung zu klagen; ja, als später (seit 1773) der Jesuitenorden aufgehoben und die Jesuiten überall vertrieben wurden, duldete sie allein Friedrich in Schlesien, so ganz hatten sich die Verhältnisse umgewandelt.

§ 484. Derselben Sorgfalt erfreuten sich die andern Provinzen des gesammten Staates. Friedrich verwaltete sein Reich noch wie sein Vater es gethan, gleichsam wie ein großes Gut, wo das Auge des Eigenthümers überall weilen, sein persönlicher Befehl überall hindringen muß. Damals gerade wurde eine verbesserte Rechtspflege eingeführt, und die Würde und Unabhängigkeit der Richter gesichert. Es nützte ihm besonders, daß ihm der Staat in so vortrefflicher Verwaltung von seinem Vater überkommen war; er hatte vielfach nur die alte Ordnung aufrecht zu erhalten. Dazu dienten ihm besonders die Reisen, die er alljährlich durch alle Provinzen unternahm, theils um die Armee-Corps, die in den einzelnen Provinzen standen, zu inspiciren, theils um die bürgerliche (Civil-) Verwaltung zu überwachen. Der gefürchtete, scharfe Blick des Königs bemerkte dann auch den kleinsten Mißstand; Lob und Tadel wurden gleich streng und gerecht abgewogen, und Jedermann konnte ihn mit einer Bittschrift, oft auch mit einem mündlichen Gesuch angehen. Er seinerseits kannte jeden Dorfthurm und jedes adlige Gut an seiner Straße. Daheim setzte er dieselbe nicht zu ermüdende Thätigkeit fort. Nur schwer genügte er sich in seiner unablässigen Arbeit, die er für Königspflicht hielt. Ihm galt als Wahlspruch, der erste Diener seines Staates zu sein. Wenn ein Fehler in seiner Regierung war, so war es höchstens der, daß er schlechterdings Alles selber thun, wenigstens selber leiten wollte, seine Untergebenen fast nur zu Ausführungsmaschinen seiner Weisungen machte. So bedurfte er mehr der Cabinetssecretäre, die seine Ordres nur einfach zu Papier brachten, als der Minister in den verschiedenen Zweigen der Regierung. Von allen Seiten seines doch schon nicht kleinen Landes gingen Eingaben täglich in Masse an ihn ein, die er selbst las, meist selbst mit kurzer, scharfer, oft schlagend witziger Randbemerkung beschied. Eine so ungeheure Thätigkeit war nur bei der sorgsamsten Eintheilung der Zeit möglich; daher der König Sommers schon früh um 4, Winters gegen 5 Uhr an seinem Arbeitstisch war. Streng war Stunde für Stunde eingetheilt, und doch fand er bei so umfassender, aber nicht ängstlicher Thätigkeit Zeit, laut lesend oder die Flöte (sein Lieblingsinstrument) blasend, durch die Zimmerreihe seines Palais zu gehn, Nachmittags nach der kurz gemessenen Mittagstafel, von seinen Windhunden begleitet, in den Anlagen zu promeniren, und Abends ohne peinliche Abmessung der Zeit sich bei der Tafel ungehemmt der Lust geistreicher Unterhaltung, oft bis spät in die Nacht hinein, zu überlassen.

§ 485. Denn neben der Strenge des königlichen Amtes blieb in ihm der Sinn für Wissenschaft, Poesie, geistreichen Verkehr, wie er ihn als Jüngling, als Kronprinz geliebt hatte; nur daß sein Kreis früh zusammenschmolz. Schon während des 2. schlesischen Krieges starb sein Liebling Jordan, Andere folgten nach, und die sie ergänzten, traten nie ganz in die alte Stelle. Friedrich verletzte diese Freunde oft durch seinen beißenden, ungezügelten Witz, ohne sie deshalb in seinem Herzen entbehren zu können, ja empfand oft erst nach ihrem Tode schmerzlich, wie er sie geliebt, auch wie er sie gekränkt. Die Bildung in diesem Kreise wie die Unterhaltung waren französisch. In Frankreich nemlich hatte sich unter Ludwigs XIV. glänzender Regierung eine Literatur entwickelt, die damals, im 18. Jahrhundert, noch ihre Nach-

blüte trieb. Unter ihrem Einflusse war die französische Sprache gewandt, gebildet, klar geworden, was man von der deutschen zu Anfang des 18. Jahrhunderts nicht hatte sagen können. Friedrich kannte unsere Muttersprache nur von der rohen, schwerfälligen Seite, wie er sie denn selbst auch nie richtig gesprochen noch geschrieben hat. Von den Dichtern unseres Volkes kannte er nur die seiner Jugendzeit und seiner ersten Regierungsjahre, einen Gottsched, Gellert — die ihm keinen hohen Begriff von sich beibringen konnten. Dagegen sprach er mit höchster Fertigkeit das reinste Französisch, ja, er hatte die Schwäche, in dieser Sprache nicht nur als Schriftsteller, sondern sogar als Dichter glänzen zu wollen. Diese Vorliebe für das Französische brachte ihn zum innigen Verkehr mit den glänzenden Geistern, die damals in der französischen Literatur voranleuchteten. Zu ihnen gehörte vor allen Voltaire, das Spiegelbild dieser zweifelnden, spottenden, einseitig verständigen Gesinnung, die sich zwar zunächst die Zerstörung alles Aberglaubens vorgesetzt hatte, doch nur zu oft auch das Heiligste mit antastete. Was von der Literatur dieser Zeit erstrebt ward, nannte man Aufklärung, und es war Friedrich wenigstens Ernst damit, die Herrschaft derselben auszubreiten. Strenge Denker, wie Leibniz, hatten in Deutschland ebenfalls die Geister geklärt; in seiner Jugend hatte Friedrich den Halleschen Philosophen Wolf (§ 449) bewundert und geehrt. Doch wandte er sich später von der noch immer schwerfälligen deutschen Gelehrsamkeit ab und lieber jenen glänzenden, witzigen Köpfen der Franzosen zu. Die höchste Freude machte es ihm, als Voltaire sich bereit zeigte, zu ihm nach Potsdam überzusiedeln, 1750. Es traten aber im näheren Verkehr die großen Schattenseiten des berühmten Dichters und sogenannten Philosophen hervor, und Beide schieden, nachdem sie sich das Bitterste gesagt und gethan hatten; doch stellte sich später ein, wenn auch nicht so freundschaftliches Verhältniß wieder her. Andere Franzosen dieser Aufklärungsschule, z. B. La Mettrie, machten seinem Umgange nicht mehr Ehre. Nur der Marquis d'Argens blieb, bis über die Zeiten des Unglücks hinaus, sein Freund und der Vertraute seiner frohen und schweren Stunden. Seine Generale und Staatsmänner, so sehr er sie in ihrer Stellung achtete, hatten an diesem vertraulichen Umgange keinen näheren Theil; nur einzelne Deutsche, zum Theil noch aus dem Rheinsberger Kreise, zählten zu demselben.

§ 486. Da Friedrich mit weiser Sparsamkeit doch den Sinn für königlichen Glanz verband (gleichsam des Vaters und Großvaters Charakter vereinigend), so hatte er, so sehr er auf gefüllte Kassen hielt, doch Geld zu großen Bauten in Berlin wie in Potsdam übrig. Dort erhob sich in dieser ersten Zeit seiner Regierung das neue Opernhaus, die katholische Kirche, der Dom, später die Bibliothek; hier Sanssouci auf seiner lieblichen, im Sommer vom falben Grün der Orangen umkränzten Terrasse, von welcher aus der Blick über die schönen Höhen und Wasserspiegel des Havellaufs schweift; der Sitz eben jener geistgewürzten Stunden wie seiner fleißigen Regierungsthätigkeit.

§ 487. Indessen wurde die Lage Europa's für Friedrich immer bedrohlicher. Maria Theresia hatte in ihrem Herzen nie Schlesien aufgeben können. Seit 1746 hatte sie mit Rußlands Kaiserin, Elisabeth, Peters des Großen lasterhafter Tochter, über die sich Friedrich oft mit schonungslosem Spott geäußert und so ihre anfängliche Freundschaft verscherzt hatte, ein Bündniß geschlossen. Andererseits waren auch mit Frankreich, obwohl dieses seit 1751 in einem erneuten Bunde mit Preußen war, Seitens Oestreichs Anknüpfungen gesucht worden, die durch Fürst Kaunitz, Maria Theresia's

klugen Minister, und bei den Franzosen durch die Marquise von Pompadour, Ludwigs XV. allgewaltige Buhlerin, sowie von ihrer Partei lebhaft betrieben wurden. Kaunitz selber war nach Paris gegangen, und Maria Theresia hatte der Pompadour ein „mehr artiges als prächtiges" Geschenk gesandt. So war eine vollständige Wendung in der europäischen Politik eingetreten, die fast 300jährige Feindschaft beider großen Mächte vergessen worden, und eine Einheit derselben eingetreten, die, so oft sie sich seitdem wiederholt, jedesmal Deutschland schwer geschädigt hat. England wieder, unter König Georg II., war bisher Maria Theresia's Bundesgenosse und Preußen wenig günstig gewesen: Georg liebte seinen Neffen Friedrich nicht, fürchtete für sein Hannover und hatte deshalb seinerseits mit Elisabeth von Rußland ein Bündniß geschlossen, damit dieses Preußen bedrohe, wenn dasselbe einmal etwas Feindliches gegen Georgs Heimats- und Lieblingsland unternehmen sollte. So spielten die Bündnisse in der seltsamsten Art. Für Friedrich war das Ergebniß zunächst dies, daß er allein stand. Da brach in den amerikanischen Colonien die schon lange Zeit glimmende Feindseligkeit zwischen Engländern und Franzosen in einen offenen Krieg aus, 1756. Wollte Frankreich den Kampf nach Europa verpflanzen, so konnte es die östreichischen Niederlande (§ 444) besetzen, die Oestreich als Preis eines Bündnisses bot und gern für Schlesien, das es mit Frankreichs Hilfe wieder zu gewinnen hoffte, hingegeben hätte; dann weiter dringend in Hannover einfallen. Diese Gefahr aber trieb Georg II. auf die Seite Preußens, ohne ihn doch zu einem ehrlichen Freunde und Helfer desselben zu machen; während andererseits nun ein heimliches Bündniß Frankreichs und Oestreichs zu Stande kam. Der Kurfürst von Sachsen (zugleich König von Polen) August III. und sein Minister Brühl wußten um all die feindseligen Pläne gegen Friedrich und schürten sie, ohne sich förmlich zu Theilnehmern der geschlossenen Bündnisse zu machen. Diese aber liefen auf nichts weniger als eine Theilung Preußens und eine Erniedrigung Friedrichs zum Machtbestande der alten Kurfürsten hinaus. Durch den Großfürsten Thronfolger von Rußland, Peter, seinen eifrigen Bewunderer, wußte Friedrich, daß er im Jahre 1757 angegriffen werden sollte; vorläufig jedoch waren die Rüstungen in Oestreich sowohl wie in Rußland noch unvollendet. So entschloß sich Friedrich, zuvorzukommen, vor Allem von Sachsen, als dem Stützpunkt des zu führenden Feldzuges, dann aber auch von Böhmen Besitz zu ergreifen. Er hoffte, auch diesen Krieg ähnlich wie die ersten beiden schlesischen mit wenigen energischen Schlägen zu beenden. Noch einmal ließ er sich durch England bewegen, bei Maria Theresia über den Zweck der schon deutlich hervortretenden Rüstungen Auskunft zu fordern, um wenigstens die Versicherung zu erlangen, daß er weder in diesem noch im folgenden Jahre angegriffen werden würde. Oestreichs Antwort lautete zuerst ausweichend, dann erfolgte eine stolze Zurückweisung; nun beschloß Friedrich II., vollgerüstet wie er war, das Schwert zum Entscheidungskampfe zu ziehen.

4. Der siebenjährige Krieg 1756—1763. a) Die Jahre 1756—1757.

§ 488. Am 29. August 1756 überschritt Friedrich in drei Heersäulen mit 70,000 Mann die sächsische Grenze. Sein Einfall in ein Nachbarland, mitten in Friedenszeit, schien ein arger Bruch des Völkerrechts, und als solchen bemühten sich seine Feinde ihn darzustellen. Das sächsische Heer, 18,000 Mann stark, zog sich in eine feste Stellung bei Pirna. Friedrich

schloß es hier ein und bedrängte es hart, während der Kurfürst August III. mit seinem Minister Brühl auf dem unüberwindlichen Königstein Rettung suchte. Schon jetzt aber vereitelte das zähe Aushalten der sächsischen Armee Friedrichs Plan, Sachsen zu überrennen und Böhmen im ersten Schlage zu nehmen. Um die Sachsen zu befreien, nahte sich von Böhmen her eine östreichische Armee unter Brown. Diese, 33,000 Mann stark, stieß auf das Beobachtungscorps, welches ihr Friedrich unter Keith entgegengestellt und zu dem er sich, während seine Hauptarmee die Sachsen eingeschlossen hielt, mit allen noch entbehrlichen Truppen selbst begab. Bei Lowositz, 1. Oktober 1756, auf dem linken Elbufer am Ausgange des Gebirges nach den Ebenen der Eger hin, traf er den Feind in einer heißen Schlacht; denn auch dieser hielt sich gut und machte der preußischen Cavallerie viel zu schaffen, bis die Infanterie mit stürmender Hand das brennende Lowositz nahm. Friedrich belobte seine wackere Armee in einem besonders ehrenvollen Armeebefehl: „Seit ich, schrieb er an Schwerin, die Ehre habe, die Truppen zu befehligen, habe ich solche Wunder der Tapferkeit nie gesehen." Aber die Oestreicher zogen sich unverfolgt zurück. Ja, Brown drang auf der rechten Seite der Elbe über die Gebirge bis Schandau in der sächsischen Schweiz vor, um hier den Sachsen die Hand zu reichen. Aber diese, schlecht verpflegt und schlecht geführt, gelangten soweit nicht; sie hatten zwar die Elbe überschritten, aber standen hungernd und von Allem entblößt unter dem Lilienstein; und da Brown in seiner gewagten Stellung nicht lange warten konnte und zurückging, capitulirten sie, noch 16—17,000 Mann stark, am 16. Oktober 1756. Friedrich entließ die Officiere auf Ehrenwort und steckte die gemeinen Soldaten unter seine Regimenter — doch hielten diese, voll Haß gegen die Preußen, später nicht lange bei seinen Fahnen aus. Der Kurfürst verließ vertragsmäßig mit Brühl Sachsen und begab sich nach Polen, wo er bis zu Ende des Krieges sich aufgehalten hat, ohne dieses schon völlig zerüttete Reich ebenfalls zum Eingreifen in den Krieg gegen Preußen bewegen zu können. — Friedrich nahm in Sachsen seine Winterquatiere, hob Rekruten aus, benutzte die Hilfsmittel des wohlhabenden Landes zum neuen Feldzuge, und zog aus dem Dresdener Archiv die Urkunden, die er veröffentlichte, um durch dieselben die feindselige Haltung des sächsischen Cabinettes zu beweisen.

§ 489. Aber nun trat zu dem Bunde der beiden Kaiserinnen offen auch Frankreich hinzu. Es nahm rheinische und süddeutsche Fürsten, Köln, Pfalz, Württemberg, Baiern in Sold und riß auch das von ihm beeinflußte Schweden zu einer Kriegserklärung gegen Friedrich fort. Der Theilungsplan gegen Preußen ward nun völlig fertig. Rußland sollte Ostpreußen, Oestreich Schlesien und Theile der Lausitz, Schweden Vorpommern, Sachsen Magdeburg und Halberstadt haben, während man Frankreich in Belgien und Luxemburg entschädigen wollte. Oestreich zog auch das deutsche Reich nach sich; damals eine so verachtete Macht, daß, als später zu Regensburg (§ 437) der Reichsnotar dem preußischen Gesandten von Plotho die Achtserklärung „insinuiren" wollte, dieser ihn kurzweg zur Thüre hinauswarf. Dem verbündeten halben Europa gegenüber stand Friedrich, nur von England unterstützt, das die Truppen von Braunschweig, Hessen-Kassel, Gotha, Lippe in Sold genommen und daraus ein Heer zum Schutze Hannovers aufgestellt hatte; am meisten jedoch angewiesen auf sein eignes Genie, sein ausgezeichnetes Heer von 200,000 Mann, sein herrliches aus dem Adel seines Landes gebildetes Officiercorps, seine bewährten Generale, den greisen Sieger Schwerin, den gewandten von ihm besonders geliebten Winterfeld, den kühnen Keith, den

schlauen Zieten, die deutschen Fürstensöhne Moritz von Anhalt und Ferdinand von Braunschweig-Bevern — nebst vielen anderen Braven. Er selbst ging von Sachsen noch einmal nach Berlin und gab die herrliche Instruktion an seinen Minister Finck, wie es gehalten werden solle, wenn er fiele oder gar, wenn er gefangen genommen würde — wie im letzteren Falle keine Rücksicht auf ihn genommen, keine Provinz abgetreten werden dürfe, und der Krieg zur Rettung des Staates weiter ginge, als sei er nicht mehr da. — Aber auch Oestreich war seit dem Aachener Frieden erstarkt, und Friedrich sah sich einem nach dem von ihm selbst gegebenen Vorbilde gestalteten Heere unter tüchtigen Generalen gegenüber. Aber gleichwohl waren auch jetzt die östreichischen Rüstungen noch unvollendet, und die russischen und französischen Armeen noch fern. Friedrich konnte also noch immer den Plan des vorigen Jahres aufnehmen. Er wollte Oestreich schlagen, dann, meinte er und Winterfeld, würden sich auch bei den Anderen „die stolzen Wellen legen".

§ 490. Am 18. April rückte Friedrich in vier großen Heersäulen, im Ganzen mit 117,000 Mann in Böhmen ein, wo zerstreut, von Mähren bis die Eger hinauf, unter Karl von Lothringen und Brown 133,000 Oestreicher standen. Sein Ziel war Prag, wohin Brown die östreichischen Truppen eiligst concentrirt hatte. Hier trafen am 6. Mai 1757 etwa 64,000 Preußen auf 60,000 Oestreicher. Aber diese Letzteren standen, durch Geschütze gedeckt, auf den Höhen rechts der Moldau, zu denen die Preußen erst über sumpfige Wiesen hinweg gelangen konnten. Hier wurden in ungebrochenen Sturmcolonnen vordringend, die Regimenter der altberühmten preußischen Infanterie von den furchtbaren Feuerschlünden der Oestreicher dahingestreckt. Schon begannen die Soldaten zu weichen, da riß der 73jährige Feldmarschall Schwerin einem fliehenden Fähndrich die Fahne aus der Hand und rief: Heran meine Kinder! gleich darauf sank er, von vier Kartätschenkugeln durchbohrt, zur Erde. Immer neue Bataillone folgten und sanken dahin; fast alle Generale Friedrichs sprangen vom Pferde und führten die Truppen persönlich vorwärts, den Degen in der Faust; endlich durchbrach Friedrich selbst im entscheidenden Momente den Feind, nachdem dessen Reiterei vorher schon in wirre Flucht geworfen war, und nun, nach fürchterlichem Blutbade, wurden die Höhen genommen und der Feind in die Stadt Prag zurückgetrieben; Brown, der unter Karl von Lothringen kommandirt hatte, war ebenfalls von einer Kanonenkugel tödtlich verwundet. — Der König begann die Belagerung der Stadt, in welcher noch an 50,000 Mann Feinde lagen. Schon hatten Mangel und Krankheit und die preußischen Feuerkugeln die Stadt auf's Aeußerste gebracht, als ein östreichisches Entsatzheer unter General Daun von der oberen Elbe sich näherte. Friedrich hoffte das Manöver des vorigen Jahres zu wiederholen (§ 488), indem er sich mit seiner Vorhut unter Braunschweig-Bevern vereinigte und Daun schlüge, um dann Prag um so sicherer zu nehmen. Er traf jedoch den östreichischen General mit weit überlegener Stärke (54,000 Oestreicher gegen 31,000 Mann Preußen) bei Kolin in sehr fester Stellung, 18. Juni 1757; und hier zuerst scheiterte sein Siegeslauf. Durch einen Fehler beim Angriff und weil zum letzten Stoß die Kräfte fehlten, gerieth der Sturm der Preußen auf den linken Flügel des Feindes in Unordnung, nachdem Daun selbst sich schon für geschlagen gehalten. Der Ungestüm der sächsischen Cavallerie vollendete dann die Niederlage.

§ 491. Sie fiel schwer in's Gewicht, denn mit ihr sank Friedrichs Plan zusammen. Vorher hatte er hoffen dürfen, mit wenigen Schlägen

Oestreich niederzuwerfen und den Frieden in Wien zu dictiren; jetzt mußte er auf Vertheidigung und Rettung denken. Vorher waren seine leichten Truppen bis nach Baiern geschweift, und es war Aussicht, als würde dieses und andere Reichsländer zu ihm übertreten; jetzt mußte er eilends die Belagerung Prags aufgeben und nachdem er in Böhmen einige Zeit vergebens gewartet, ob der Feind sich ihm nicht stellen und Gelegenheit zum Siege geben würde, sich nach Sachsen zurückwenden. Nun rückten auch die Russen in die Provinz Preußen ein. Hier kommandirte der greise General Lehwald, den sie mit Uebermacht bei Groß-Jägerndorf schlugen, 30. August 1757. Glücklicher Weise zog jedoch der General Apraxin, da man in Rußland den Tod der Kaiserin Elisabeth (der jedoch nicht eintrat) und die Nachfolge Peters III. erwartete, eilig und fluchtartig zurück. Lehwald konnte sich gegen die Schweden wenden, die in Pommern und die Uckermarck eingerückt waren, die er mit leichter Mühe vertrieb. Aber inzwischen war ein Heer der Oestreicher unter Daun in Schlesien eingerückt, und das Land schien ihnen auf immer wieder zuzufallen. Und vor Allen gefahrdrohend drangen jetzt die Franzosen an. Mit zwei Armeen rückten sie über den Rhein. Die erstere derselben, unter d'Etrées, schlug unweit Hameln bei Hastenbek das englisch-hannöversche Heer unter dem unfähigen Cumberland, Georgs II. Sohne, manövrirte ihn bis in den Winkel zwischen Weser- und Elbe-Mündung, wo er entmuthigt mit d'Etrées' Nachfolger, dem Herzog von Richelieu, die Convention von Kloster Zeven schloß, 8. Sept., und dadurch Hannover, Braunschweig und Friedrichs ganze rechte Flanke preisgab. Die feindlichen Truppen schweiften auch wirklich mit wüsten Plünderungen bis zur Elbe, in das Altmärkische, Halberstädtische und Magdeburgische.

§ 492. Das zweite französische Heer unter dem Prinzen von Soubise hatte die Reichsarmee in Thüringen an sich gezogen und war, über 50,000 Mann stark, gegen die Saale und gegen Sachsen vorgegangen. Friedrich, der sich schon gegen Schlesien hatte wenden wollen, zog nun zuerst gegen diesen Feind, dem sein General Seidlitz durch einen lustigen Reiterüberfall zu Gotha schon einen ersten Schrecken eingejagt hatte. Bei Roßbach, westlich von der Saale, unweit Merseburg, trafen sich dann die Heere, 5. Nov. 1757. Noch um Mittag standen die Zelte der Preußen unberührt, und Friedrich saß ruhig bei Tafel, während die Feinde in weitem Aufmarsch mit klingendem Spiel die 22,000 Preußen auf dem linken Flügel zu umgehen anfingen und nur noch fürchteten, dieselben möchten ihnen durch die Flucht entgehen. Plötzlich fielen die Zelte der Preußen, erdonnerten ihre Kanonen, und in schönster Schlachtordnung stand das Heer; wie ein Wetter brauste die Reiterei in den Feind. Da ergriff diesen ein ungeheurer Schrecken, und für die Preußen war die ganze anderthalbstündige Schlacht bald nur ein fröhliches Jagen auf „Reichsarmee und Franzosen". Hier war Seidlitz der Held des Tages, Friedrich aber ward der bewunderte Liebling Europa's, besonders der Deutschen, die den langjährigen Uebermuth der Fremden so gründlich hier zu Schanden werden sahen.

§ 493. Aber die ernste Arbeit folgte noch. Gegen die in Schlesien eindringenden Oestreicher war bei Moys General Winterfeld, einer der Lieblinge Friedrichs, in unglücklicher Schlacht gefallen. Der Herzog von Braunschweig-Bevern war mit einem wohl ausgeführten Rückzuge vor dem, 80,000 Mann starken, von Daun und Karl von Lothringen kommandirten Feinde bis gegen Breslau zurückgewichen. Die Oestreicher belagerten die Festung Schweidnitz, und Braunschweig-Bevern versäumte es, jetzt, wo der

Feind getheilt war und die ermuthigende Kunde des Roßbacher Sieges eintraf, einen siegreichen Schlag zu führen. Nach dem Falle von Schweidnitz sah er sich dem ganzen wieder vereinigten Heere der Oestreicher hoffnungslos gegenüber; bei einer Recognoscirung gerieth er in Gefangenschaft (man glaubte, er habe sie absichtlich gesucht, um Friedrichs Unwillen zu entgehen), und die Hauptstadt Schlesiens selbst fiel nun in Feindeshand. Doch hielt sich das kleine preußische Heer, 28,000 Mann stark, bei der Stadt, bis Friedrich mit etwa 14,000 Mann herankam und sich mit ihm vereinigte. Unvorsichtig verließ Karl von Lothringen seine feste Stellung und rückte den Preußen bis Leuthen entgegen. Nun galt es, den großen entscheidenden Schlag zu führen. Friedrich wußte, daß er siegen müsse oder verloren sei. Er redete deshalb (was er sonst nicht pflegte) seine Generale in einer besonderen Ansprache an. „Ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen angreifen, wie ich sie finde. Wir müssen den Feind schlagen, oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, so werde ich handeln; bedenken Sie, daß Sie Preußen sind. Ist aber einer unter Ihnen, der sich fürchtet, die letzte Gefahr mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne einen Vorwurf von mir zu hören." Des Königs großes Auge ging fragend in der Versammlung umher: auf allen Gesichtern war die Antwort der erprobten Männer in glänzenden Zügen zu lesen; dann fuhr er im Tone des Königs fort: „Das Regiment Cavallerie, das nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Seitengewehre, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren: in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder." — Der Tag der Schlacht brach an (5. Dec. 1757). Die Soldaten stimmten den Gesangvers an: „Gieb daß ich thu' mit Fleiß, was mir zu thun gebühret." Aus den Schaaren klang es wohlgemuth: Es ist heute wieder der fünfte! und „Roßbach!" hallte die Antwort durch das Heer. Friedrich aber rief seinen treuen Zieten heran und ließ sich einen Officier mit 50 Mann zur Bedeckung geben. „Ich muß mich, sprach er zu diesem, heut mehr aussetzen als gewöhnlich. Falle ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit Seinem Mantel, und sagt Keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort und der Feind — der wird geschlagen." Friedrich benutzte auch hier mit meisterhaftem Blick die Beschaffenheit der Gegend, die er noch dazu ganz genau von früheren Manövern her kannte. Hinter einer Wand niederer Hügel zog er unbemerkt den größten Theil seiner Infanterie zusammen und warf sie dann, in der sogenannten schiefen Schlachtordnung, auf den überraschten linken Flügel der Oestreicher. Als diese noch einmal durch einen großen Reiterangriff den Sieg an sich zu reißen suchten, prallte auch dieser ab an Friedrichs Cavallerie, dann schlug dieser auch den rechten Flügel in der Ebene zu Boden. Der Sieg war erfochten und die kalte Herbstnacht breitete sich über das blutige Schlachtfeld; da erhob ein preußischer Grenadier den Gesang: „Nun danket Alle Gott", und aus tief bewegter Seele fiel sein ganzes Bataillon ein, dann Regiment auf Regiment, auch die Feldmusik begleitete feierlich, und das ganze Heer sang „mit Herz und Mund und Händen das Lied zu Gottes Ehr". — Friedrich, der an demselben Abend zu Lissa nur durch seine große Geistesgegenwart persönlicher Gefangennahme entging, trieb den Feind noch vor Ende des Jahres aus ganz Schlesien, nahm Breslau

wieder, und ging auch jetzt noch ohne Verlust und mit glänzendem Ruhm aus dem Feldzuge dieses Jahres.

5. Der siebenjährige Krieg 1756—1763. b) Die Jahre 1758 u. 1759.

§ 494. Angespornt durch diese Siege Friedrichs, griffen nun, noch vor Ende des Jahres 1757, auch die Engländer den Krieg auf dem Festlande kräftiger an. Der große Minister Pitt setzte im Parlament die Verwerfung der Convention von Kloster Zeven (§ 491) und beim Könige die Rückberufung Cumberlands durch. An die Spitze des englisch-hannöverschen Heeres trat der, von Friedrich dem Großen selbst empfohlene, tüchtige Ferdinand von Braunschweig. Dieser eröffnete schon im Winter 1758 den Feldzug gegen die Franzosen, die, ohne Zügel und Zucht, jetzt unter Clermont standen. Er scheuchte sie in eiliger Flucht aus den Winterquartieren in Hannover und Westfalen bis zum Niederrhein, trieb sie hinüber und lieferte ihnen, im Laufe des Sommers, die siegreiche Schlacht bei Crefeld (23. Juni). Als später ein französisches Heer unter Soubise vom Main her vorrückte, mußte er zurückgehn, doch gelang es ihm, noch den größeren Theil Westfalens, selbst gegen den tüchtigeren General Contades, gedeckt zu halten.

§ 495. Friedrich hatte zuerst Schweidnitz wieder erobert; dann war er, um den Krieg auf einen neuen Boden zu versetzen und, wenn es ihm gelänge Olmütz zu erobern, nach der einen Seite hin Böhmen, nach der anderen Ungarn zu bedrohen, um so vielleicht den Frieden zu erzwingen, selbst angreifend in Mähren eingefallen. Auch Sachsen, wo sein Bruder, Prinz Heinrich, mit nur geringen Streitkräften stand, glaubte er so am besten vor einem Angriffe der Oestreicher zu decken. Die Belagerung von Olmütz hielt ihn jedoch bis in die Sommermonate auf; die Aussichten wurden immer ungünstiger und schwanden zuletzt ganz, seit die Oestreicher unter Laudon einen Munitionstransport, den Zieten heranführen sollte, aufgefangen hatten. Friedrich hob deshalb die Belagerung auf und durch einen bewunderungswürdigen Rückzug brachte er sein Heer durch Böhmen über Königgrätz nach Landshut in Schlesien. Hier trafen ihn neue schlimme Nachrichten. Die Russen unter Fermor waren abermals in Preußen eingerückt, hatten diesmal die ganze Provinz besetzt, diese aber wie ein erobertes Land, in welchem auch schon der russischen Kaiserin gehuldigt war, gnädig behandelt. Dann waren sie mit furchtbaren Verwüstungen durch Pommern und die Neumark vorgedrungen bis zur Oder, und belagerten jetzt das von ihrem Feuer bereits eingeäscherte Küstrin. Da eilte Friedrich zum Schutz und zur Rache herbei. Das verödete Land, der Jammer seiner geplünderten Unterthanen entrüsteten ihn. Er vertraute, durch einen Sieg schnelle Erlösung zu bringen. Er ging unterhalb Küstrin über die Oder und traf mit seinen 32,000 M. den über 50,000 M. starken Feind bei Zorndorf (25. Aug. 1758), noch nach alter, halb-barbarischer Weise in ein großes Schlachtviereck aufgestellt. Es begann eine furchtbare Blutarbeit, da die (zum Theil betrunkenen) Russen nicht vom Platze wichen und reihenweise mit den Kolben niedergeschlagen wurden. Zweimal gab Seidlitz, der Sieger von Roßbach, mit der Reiterei und den hier für ihren heimischen Boden kämpfenden märkischen Infanterie-Regimentern in schwankender Schlacht die Entscheidung. Die Russen zogen sich zurück, aber auch die Preußen hatten schwere Verluste gehabt, und es hatte sich gezeigt, daß die alten Kerntruppen dahin waren. —

§ 496. Nun eilte Friedrich nach Sachsen, wo sein Bruder Heinrich nur mühsam sich der Oestreicher unter Daun und der Reichsarmee erwehrte,

ohne daß er zuvor Schlesien, wo seine Hauptfestung Neisse bedroht wurde, entsetzen konnte. Auf die Nachricht von seinem Annahen legte sich ihm Daun zwischen Bautzen und Görlitz in den Weg. Friedrich aber, der diesen vorsichtigen, zögernden General zu sehr verachtete, bezog unter den Augen desselben beim Dorfe Hochkirch ein sehr ungünstig gelegenes Lager, trotz der Abmahnung aller seiner Generale. Drei Tage stand Friedrich auch unangefochten, bis er am Tage des festgesetzten Abmarsches in der Frühe des 14. Oktobers hier überfallen wurde. In dem brennenden Dorfe selbst erhob sich ein verzweifelter Kampf; die Preußen wurden hinausgeschlagen und verloren eine Menge Geschütze; Friedrich selbst war in Lebensgefahr, an seiner Seite fiel sein Freund Keith und Herzog Franz von Braunschweig; aber dennoch wich der Muth und die Ordnung nicht von dem braven Heere. Schon 11 Tage nachher stand Friedrich, der seinen Bruder Heinrich an sich gezogen, in Schlesien und entsetzte Neisse und Kosel. Auch dieses Jahres Feldzug hatte noch glücklich für Friedrich geendet. Daun aber bekam vom Papste zum Dank für den Sieg bei Hochkirch einen geweihten Hut und Degen.

§ 497. Dennoch waren die Kräfte des Königs erschöpft und die Hilfsgelder der Engländer reichten bei Weitem nicht, ihn aufrecht zu erhalten. Friedensunterhandlungen, die er versuchte, schlugen ihm fehl, und so sah er sich genöthigt, den vierten Feldzug dieses langen Krieges anzutreten. Diesmal, 1759, drohten sich die Russen und Oestreicher in Schlesien zu vereinen, und so ihm diese Provinz ganz zu entreißen. Friedrich, nachdem er im Anfange der Campagne einerseits die russischen Magazine in Polen, anderseits die östreichischen in Böhmen hatte zerstören lassen, stand einstweilen „auf Schildwacht und wartete der Dinge, die da kommen sollten". Gegen die Russen entsandte er Dohna, dann, mit der Vollmacht eines Dictators, Wedell, um sie zurückzuschlagen. Aber die geringen Streitkräfte der Preußen erlagen vor der russischen Uebermacht bei Kay unweit Züllichau (23. Juli), und Friedrich konnte die gefürchtete Vereinigung Laudons und Soltikoffs nicht verhindern. Verbunden war der Feind über 70,000 Mann stark, dem Friedrich, als er Alles an sich raffte — er ließ nur ein kleines Heer unter Prinz Heinrich zurück, um in Sachsen Daun zu beobachten — nur etwa 48,000 entgegenführen konnte. Dennoch griff er ihn in seiner äußerst festen Stellung bei Kunersdorf (12. August 1759) auf dem rechten Oderufer, Frankfurt gegenüber, an, anfangs mit solchem Glücke, daß die Schlacht gewonnen schien; aber als er mit den schon ermüdeten Truppen auch noch den rechten Flügel der Russen werfen wollte, an diesem abprallte, und nun Laudon mit raschem Ueberblicke zum Angriff überging, da erfolgte die schwerste Niederlage, die Friedrich je erlitten hat, das ganze Heer schien aufgelöst, alles Geschütz verloren, Hauptstadt und Monarchie nicht mehr zu retten. Und so wäre es gewesen, wenn die Feinde zum Verfolgen schnell und einig gewesen und, wie Laudon rieth, auf Berlin gerückt wären. So aber trennten sie sich bald, und dieses „Wunder des Hauses Brandenburg" rettete Friedrich den Großen. Die Russen, die den Oestreichern nicht zur Herrschaft über Deutschland helfen wollten, gingen nach Pommern zurück, wo sie Colberg belagerten, das sich aber heldenmüthig hielt. Laudon wandte sich nach Schlesien.

§ 498. Friedrich war in dieser Unglückszeit tief gebeugt, aber mit dem Muthe eines alten Römers entschlossen, einen schmachvollen Ausgang des Krieges nicht zu überleben. In seiner verlassenen Stimmung flüchtete er in seinen Briefen an Freundesbrust, oder tröstete sich an der Poesie, die

ihm auch hier treu blieb. Und noch war das Unglück nicht erschöpft, denn in Sachsen wurde von der Reichsarmee das wichtige Dresden erobert, und der von ihm in den Rücken Dauns entsandte General Fink ward von einem dreifach überlegenen Feinde bei Maxen — unfern Dresden — gezwungen, mit 12,500 Mann zu capituliren (21. Nov.). Nur ein Lichtblick schien in dieses dunkle Jahr. Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte, nachdem er im Anfange des Jahres die Franzosen unter Broglie in der Nähe Frankfurts a. M. bei Bergen (13. April) vergebens angegriffen und durch Hessen hatte zurückweichen müssen, bei Minden am 1. August einen Sieg über Contades erfochten; damit rettete er Hannover, Hessen und Westfalen vor der in Paris schon befohlenen Verwüstung bis auf die Wurzel (§ 438) und rettete Friedrich selbst von vollständiger Erdrückung zwischen seinen Feinden. Ja, er konnte sogar mit dem Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig dem Könige eine Verstärkung schicken, die in Sachsen, wohin derselbe zurückgekehrt war, zu ihm stieß. Die Hälfte Sachsens behauptete Friedrich noch, und behauptete sie selbst durch die allerstrengsten Winterquartiere. Alle Friedensunterhandlungen, die England und Frankreich bereits anbahnten, scheiterten an der Siegestrunkenheit der Oestreicher und Russen, die namentlich seit dem „Finkenfang bei Maxen" über sie gekommen. So endete dies Unglücksjahr für Friedrich.

6. Der siebenjährige Krieg 1756—1763. c) Vom Jahre 1760—1763.

§ 499. Ebenso traurig, wie das Jahr 1759 geschlossen, begann das Jahr 1760. Um Friedrichs Verlegenheit voll zu machen, starb in England Georg II., und sein Nachfolger, unter welchem Pitt vom Ministerium zurücktrat, erneuerte den Subsidientractat nicht wieder. Friedrichs Kasse war so erschöpft, daß er zu den äußersten Mitteln schritt: schlechtes Geld prägen ließ und die benachbarten Reichsländer, besonders Mecklenburg, Anhalt, sowie den fränkischen Kreis mit den härtesten Contributionen drückte. Ebenso wunderlich mußte er sich mit der Einstellung neuer Soldaten (die alten lagen begraben auf den Schlachtfeldern) behelfen. Seit das Glück ihn verlassen zu haben schien, fehlten jene Schaaren von Abenteurern, die von nah und fern in seinen Dienst geströmt waren; das eigene Land gewährte nicht mehr die hinreichende Zahl von Rekruten und Officieren, obwohl einzelne Provinzen, z. B. Pommern, zur Abwehr des nächsten Feindes, aus eigenem Antriebe eine Landmiliz — eine Art Landsturm — gebildet hatten. Seine Werber arbeiteten, nicht immer auf löbliche Weise, durch ganz Deutschland. So ging er mit einem mühsam zusammengestellten Heere in den Kampf dieses Jahres.

§ 500. Es galt das, nun mit doppeltem Eifer angegriffene Schlesien zu vertheidigen. Hier wollten sich abermals Russen und Oestreicher treffen und auf Berlin rücken. Zugleich hielt Daun Friedrich in Sachsen fest. Gegen Laudon, der in Schlesien einrückte, schickte Friedrich seinen persönlichen Freund Fouquet voraus, der aber mit dreifach überlegener Zahl von Laudon bei Landshut angegriffen, sich mit etwa 8000 Mann ergeben mußte (23. Juni 1760), nachdem er selbst im verzweifelten Gefecht, beinahe tödtlich, verwundet worden war. Friedrich, der ihm keine Hilfe hatte bringen können, versuchte Dresden durch einen Sturmangriff wieder zu gewinnen, der aber auch abgeschlagen wurde; es half ihm nichts, daß er die schöne Stadt bombardirte; Daun kam zum Entsatz heran, und sie blieb ihm bis zu Ende des Krieges verloren. Nun wandte er sich wirklich nach Schlesien, wo Glatz verloren gegangen und wo Laudon Breslau beschossen hatte, das jedoch vom General

Tauenzien mit 3000 Mann gegen eine ganze Armee heldenmüthig vertheidigt worden war. Hier wurde auch ein russisches Heer erwartet, das auf dem rechten Ufer der Oder heranrückte.

§ 501. Friedrich war bei seinem Zuge fortwährend von Daun und Lacy begleitet; auf die Nachricht seiner Ankunft zog ihm Laudon entgegen; man hoffte, Czernitscheff, der russische General, werde ebenfalls herbeikommen: so glaubte man Friedrich zwischen drei Heeren sicher zur Uebergabe zu bringen. In dieser Lage war Friedrich bei Liegnitz, als ein frisch gewagter Ueberfall auf Laudons Heer einen der fröhlichsten und schönsten Siege des ganzen Krieges herbeiführte (15. Aug. 1760) und das Glück des Königs wieder herstellte. Denn nun kamen die Russen nicht, und Daun allein wagte keinen Angriff. Dagegen zogen nun Russen unter Todleben und Oestreicher unter Lacy nebst einem Corps Sachsen auf Berlin; ersterer von Frankfurt a. d. O. aus, letztere von der Lausitz her. Berlin hatte schwache Besatzung, doch lagen hier zufällig wackere Generale, unter ihnen Lehwald und Seidlitz, die ihre Wunden ausheilten. Den Russen bot man Widerstand und warf sie bis auf Köpenick zurück, als aber die Oestreicher dazu kamen, fürchtete man, durch längeren Widerstand über die Hauptstadt eine Plünderung zu bringen, und ging auf Spandau rückwärts. So zog der Feind ein (9. Octbr.). Am schlimmsten wurde in den königlichen Schlössern zu Schönhausen und Charlottenburg gehaust; edel benahm sich Esterhazy in Potsdam. Todleben begnügte sich endlich mit 1½ Millionen Kriegssteuern; dann zog der Feind auf die Nachricht, Friedrich eile zum Entsatz herbei, schnell ab, so daß jener sich wieder nach Sachsen wenden konnte.

§ 502. Hier blieb noch ein schweres Werk übrig. Sachsen war fast ganz in Feindeshand gefallen; Daun stand in fester Stellung bei Torgau und war gewillt, in Sachsen zu überwintern. Friedrich, der sich das Land nicht konnte entreißen lassen, beschloß, nach ernster Berathung, ihn anzugreifen. Die Schlacht (3. November 1760) war der letzte jener furchtbaren Sturmangriffe, an denen der siebenjährige Krieg so reich ist, und die blutigste des ganzen Krieges. Friedrich griff die steilen Höhen von Süptitz in der Front an, und zwar durch ein Mißverständniß zu früh, während sein wackerer Zieten, der in dem letzten Nothjahre oft sein Trost gewesen war, mit der andern Hälfte des Heeres den Feind umgehen sollte. Der Abend kam heran und nach furchtbarem Blutbade hatte Friedrich noch nichts gewonnen; eine (glücklicher Weise schon schwache) Kartätschenkugel hatte ihn selbst getroffen. In der Kirche von Elsnig jedoch, wo er übernachtete, erfuhr er, daß Zieten die Schlacht gewonnen habe; am Morgen ritt er hinaus und dankte mit dem jubelnden Heere seinem Retter. Nochmals konnte Friedrich in Sachsen seine Quartiere nehmen. Aber seine Lage heiterte sich noch immer nicht auf, trotz seiner verzweifelten Anstrengungen nach Frieden oder Bundesgenossen.

§ 503. Freilich bewegte nach dem Feldzuge 1760 die Sehnsucht nach Frieden Preußen wie Oestreich, England wie Frankreich, Rußland wie Schweden; selbst Maria Theresia wurde von dem allgemeinen Elend und der eigenen Finanznoth bewegt; nur Kaunitz betrieb den Krieg. Er hätte freilich auf die Zerstückelung Preußens nach diesem Feldzuge verzichten müssen. Aber Oberschlesien und namentlich Glatz wollte er behalten. Auch sollte Friedrich nicht, sobald die markgräfliche Linie, die bisher in Anspach und Baireuth geherrscht, erlöschen würde, diese Länder an Preußen ziehen (§ 276) und so in das Herz Süddeutschlands hineinwachsen. Diese Befürchtung wog noch

schwerer, als der Verlust Schlesiens. Nicht minder gefährlich dünkte ihm die bevorstehende Vereinigung der pfälzischen Kur mit der bairischen. Für diesen Fall wollte er mindestens den Landstrich bis an den Inn den östreichischen Landen hinzugefügt sehen. So kam es zunächst noch zu keinem Frieden. Als der neue Feldzug 1761 begann, blieb Friedrich nichts übrig, als in Schlesien erst lange Zeit durch künstliche Märsche die Vereinigung der Oestreicher (unter Laudon) und der Russen zu hindern, dann, als diese doch bewerkstelligt war, bei Bunzelwitz unweit Schweidnitz ein äußerst künstlich befestigtes Lager zu beziehen, in welchem ihn die Gegner trotz seiner geringen Macht nicht anzugreifen wagten. Doch wandte sich später Laudon plötzlich auf Schweidnitz (1. Okt.) und nahm durch Ueberfall diese Festung; und am Ende des Jahres nahmen die Russen die wieder nach Pommern gegangen waren, endlich auch Colberg (16. December), das sich unter General von der Heyde und mit Beihilfe der tapfern Bürgerschaft so lange und so heldenmüthig vertheidigt hatte. Wieder schloß ein Jahr, und dunkler als je war Friedrichs Lage. Halb Schlesien und halb Pommern waren verloren, kaum behauptete er noch einen Theil Sachsens. Der Krieg mußte sich nun dem Herzen seines Landes nähern. Trotz Friedrichs bewunderungswürdiger Ausdauer und trotz der Uneinigkeit, Schwerfälligkeit und Langsamkeit der Feinde (wodurch allein ein so langer Widerstand möglich wurde) konnte man dem Augenblick entgegensehen, wo er unterliegen mußte. Da entwirrte eine höhere Hand den Knoten seines Geschickes.

§ 504. In den ersten Tagen des Jahres 1762 starb Elisabeth von Rußland. Ihr folgte ihr Neffe, der Großfürst Peter III. (ein Holstein-Gottorpscher Prinz), ein eifriger Freund und blinder Nachahmer Friedrichs, der sofort Waffenstillstand, dann Friede mit dem Könige schloß, durch welchen er alles preußische Gebiet herausgab, das die Russen besetzt hielten. Von Rußland ward auch Schweden, dessen König, Friedrichs II. Schwager, den Krieg ohnehin mit Widerwillen führte, zum Friedensschlusse veranlaßt. Peter III. ging sogar zu einem Bündnisse mit Friedrich über und ließ unter Czernitscheff 10,000 Russen zu ihm stoßen. Schon wollte Friedrich in Verbindung mit diesem die Oestreicher, die auf den Burkersdorfer Höhen standen, angreifen, als wie ein Donnerschlag die Nachricht eintraf, Peter III. sei von seiner Gemahlin Katharina II. entthront, dann bald darauf ermordet worden. Katharina, eine geborne Prinzeß von Anhalt-Zerbst, dankte Friedrich II. zwar ihr Glück und ihre Erhebung, denn er hatte einst ihre Verheirathung mit dem russischen Großfürsten vermittelt; dennoch schien sie jetzt in Elisabeths Wege eintreten zu wollen; wenigstens erhielt Czernitscheff zugleich mit der Nachricht vom Thronwechsel den Befehl, sich von Friedrich zu trennen. Hier zeigte sich die angeborene Ueberlegenheit eines wahrhaft großen Mannes; Friedrich bestimmte ihn, die Nachricht drei Tage lang zu verleugnen, und unterdessen schlug er den Feind, dessen rechter Flügel durch die in Schlachtordnung getretenen Russen (wenngleich sie nicht kämpften) in Schach gehalten war. Diesem Siege folgte die Wiedereroberung von Schweidnitz. Bald aber erneuerte auch Katharina den Frieden mit dem Könige; sie erkannte in ihrer Staatsklugheit, daß ihr bester Verbündeter Preußen sei. Um dieselbe Zeit neigte sich auch Frankreich zum Frieden; es hatte in seinen Colonien gegen England ungeheure Verluste und gegen das englisch-deutsche Hilfsheer unter Ferdinand von Braunschweig trotz vorübergehender Vortheile und mächtig großer Heere auch kein Glück gehabt, so daß zum Heile Friedrichs ihm in dem letzten Jahre von dort her gar

keine Gefahr mehr gedroht hatte. Nach den Vorunterhandlungen zu Fontainebleau 1762 kam später 1763 der definitive Friede zu Stande, der in den französischen Colonien viel veränderte, in Deutschland jedoch Alles beim Alten ließ.

§ 505. So standen schon gegen Ende des Jahres 1762 Oestreich und Sachsen nur noch allein im Kampfe. Auch die Reichsarmee, die mit den Oestreichern zum Entsatz von Dresden herangerückt war, war am 29. Okt. 1762 von Prinz Heinrich bei Freiberg geschlagen, und die Preußen hatten seitdem Streifzüge bis nach Süddeutschland unternommen, schwere Contributionen erpreßt und auch hier den Reichsständen den Frieden um so dringlicher gemacht. Es erfolgte nun auch zwischen den bis zuletzt feindlichen Mächten Oestreich und Preußen, zuerst ein Waffenstillstand, dann aber schon am 15. Februar 1763 der Friede zu Hubertusburg (einem Jagdschloß nicht weit von Leipzig), in welchem der Breslauer und Dresdner Friede abermals bestätigt ward, mithin Friedrich ganz Schlesien und Glatz behielt. Er verpflichtete sich nur, beim Ableben des gegenwärtigen Kaisers seine Kur-Stimme dessen Sohne zu geben.

§ 506. So war der siebenjährige Krieg geendet. Er bestätigte die Wahrheit, „daß das Schicksal der Staaten weniger von ihren Kräften abhängt, als von wenigen großen Menschen, welche dieselben zu gebrauchen, zu vermehren und Nationen eine Seele zu geben wissen." Friedrich hatte sein Land, das damals kaum mehr als 5 Millionen Menschen zählte, fast gegen das ganze verbündete Europa vertheidigt und keinen Fuß breit seines Gebietes verloren. Aber sein Kampf hatte noch eine höhere Bedeutung gehabt als die Selbständigkeit Preußens darzuthun und Deutschland vor dem abermaligen Abreißen von Ländergebieten (Preußen, Pommern und der Rheinlande) zu schützen; es war die Sache des Protestantismus, der Bildung und Freiheit, die Friedrich verfocht; seine Niederlage würde ähnliche Folgen für Deutschland gehabt haben, wie sie die Besiegung der Protestanten im Beginn des dreißigjährigen Krieges (§ 385—395) mit sich gebracht hatte. Mit seinem siegreichen Ausgang aber wirkte der siebenjährige Krieg erhebend auf ganz Deutschland. Friedrich verdankte seinen endlichen Sieg zunächst seiner Kühnheit im Glück, seiner Beharrlichkeit im Unglück, die ihn mit Recht neben die ersten Helden der Geschichte stellt; dann jedoch auch der Zertheiltheit, Langsamkeit und Planlosigkeit der Gegner, unter denen seine Geistesgröße freilich im Volk wie an den Stufen der Throne ihm zahlreiche Freunde gewonnen hatte — und endlich der Vorsehung, die in Rußland einen Thronwechsel herbeiführte, gerade als Friedrich nach menschlicher Berechnung verloren war. Dazu kam dann als innerer Grund: der festgefügte Bau des preußischen Staates, wie er vom Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. selbst aufgeführt war: Des Monarchen Strenge gegen sich selbst, der Unterthanen Treue, der Beamten Pflichtgefühl, der Soldaten Ehre und Muth; dies Alles ohne Gleichen und, in diesem Grade, eine neue Erscheinung in der Geschichte der modernen Völker.

7. Die spätere Friedenszeit.

§ 507. Friedrich hieß nun der Große, nicht nur bei seinem Volk, sondern in ganz Europa. Und er zeigte sich des Namens werth, in der 23jährigen Friedenszeit, die ihm noch beschieden war. Zunächst galt es, die Wunden des Landes zu heilen. Friedrich öffnete sogleich nach dem Frieden seine Magazine und ließ dem Bauer Saatkorn austheilen; auch was von

Artillerie- und Cavallerie-Pferden entbehrlich war, wandte er dem Ackerbau zu. Vor Allem hatten die adligen Güter gelitten. Friedrich, der den Adel, welcher sich in der That äußerst hingebend und aufopfernd erwiesen hatte, für die festeste Säule seines Staates hielt, und der aus ihm fast ausschließlich seine Offiziere nahm, suchte besonders diesem Stande zu helfen. Dabei füllte er sorgsam den Staatsschatz wieder: für sich selber so sparsam, daß er von den 1,200,000 Rthlr., die er zu seinem Privatgebrauch ausgesetzt, nur etwa 200,000 Rthlr. jährlich verwendete, übertrug er dasselbe System des Sparens auf alle Zweige der Staatswirthschaft: so konnte er nicht nur nach und nach hilfsbedürftigen Gemeinden über 24 Millionen als Unterstützung zufließen lassen, sondern hinterließ am Ende seiner Laufbahn 60 bis 70 Millionen Thlr. im Staatsschatz. Zugleich vermehrte er auch noch im Frieden das stehende Heer um ein Bedeutendes; von den 22 Millionen Thlr. Staatseinkünften gebrauchte er für dasselbe allein 13 Mill. jährlich. Es betrug zuletzt 200,000 Mann auf einen Staat von 3600 □M. und etwa 6 Mill. Einw. Festungen wurden ausgebaut und neu begründet. Das Alles ging nur an, indem die Ansprüche des Hofhaltes, die Gehälter der Beamten, der ganze Zuschnitt des bürgerlichen Lebens knapp und sparsam, gleichsam spartanisch war. — Das Heer bestand nur zum Theil aus Landeskindern und zwar nur aus den unteren, ungebildeten Classen; die größere Hälfte war geworben und zwar durch Werber in ganz Deutschland, die sich durch ihre Kniffe und Gewaltsamkeit überall unliebsam machten. Unter dem Gewehr herrschte eine eiserne Disciplin, die selbst durch grausame Strafen, wie das Gassenlaufen, noch geschärft war. Dennoch waren Desertionen häufig, so streng sie auch gestraft wurden. Der Soldat, vom Bürger mehr bemitleidet als geehrt, trug seine knappe, steife Uniform, bei der gleichfalls auf's Aeußerste gespart war; alles ging regel- und schnurrecht nach dem Kommando.

§ 508. Der Bauernstand war unter Friedrich in Preußen — und so im ganzen Deutschland — noch immer mit schweren Lasten und Abgaben, mit Frohnden, Zehnten und dergl. beschwert und stand meist unter der Gerichtsbarkeit seiner Gutsbesitzer. Alles, was für ihn geschehen konnte, war, sein Eigenthum vor dem Auskaufen zu sichern und ihn an den gemeinsamen Rechtswohlthaten Theil nehmen zu lassen, was Friedrich mit höchster Strenge oft bis zur Ungerechtigkeit gegen den andern Theil betrieb.*) Im Ganzen war es immer noch ein armseliger, gedrückter, knechtisch gesinnter Stand. — Das Bürgerthum in den Städten wurde wohlhabender, doch fehlte ihm noch das freie Selbstvertrauen und die kühne Unternehmungslust unserer heutigen Zeit. Die Regierung selbst mußte Alles betreiben, Anlage von Fabriken, Spinnereien, Webereien ꝛc. durch Prämien und Privilegien anregen, oder selbst einzelne Geschäfte als Staatsmonopole treiben. Indessen erwuchs in den größern Städten ein reicher Kaufmannsstand, und schon zeichneten sich z. B. in Berlin auch jüdische Familien durch Glanz und Reichthum, bald sogar durch Bildung aus. Sonst herrschte noch meist der alte, fromme, nüchterne, beschränkte, aber ehrenfeste Bürgersinn; nur einige geweckte Köpfe begannen der neuen Aufklärung nachzustreben und an der aufblühenden deutschen Dichtung Theil zu nehmen.

§ 509. Neun Jahre nach dem Hubertusburger Frieden machte der König eine Eroberung ohne Blut, die fast an Größe und Bedeutung der von Schlesien gleich kam. Es geschah dies in der ersten Theilung Polens.

*) Die bekannte Geschichte von Müller Arnold.

Polen war ein, durch die maßlose Freiheit seines Adels tief herabgekommenes, nicht mehr lebensfähiges Reich. Der Gedanke der Theilung durch die Nachbarn: Rußland, Oestreich und Preußen, war, als Oestreich, ohne mit Polen im Kriege zu sein, polnisches Gebiet als altes Eigenthum occupirte, in einer wie zufälligen Aeußerung Katharina's II. hingeworfen, von Friedrich dann mit Eifer ergriffen und erweitert worden. — Friedrich nemlich hatte nach dem siebenjährigen Kriege, da er die Gefahren des Alleinstehens und ebenso die Unzuverlässigkeit eines englischen Bündnisses hatte kennen lernen, einen Bund mit Katharina II. geschlossen, in welchem sich beide ihren gesammten Länderbesitz gegenseitig verbürgten. Beide Mächte waren in Polen zum Schutz der Dissidenten (der Andersgläubigen, besonders der Protestanten und griechischer Christen) eingeschritten, was allerdings eine Nothwendigkeit war, denn noch 1724 waren in Thorn die grausamsten Protestanten-Verfolgungen gewesen. Dies aber gab Gelegenheit zu fortwährender Einmischung und zu absichtlicher Unterhaltung der innern Verwirrung und Gesetzlosigkeit. Friedrich aber ging auf den Theilungsgedanken so lebhaft ein, weil er nur dadurch der Ueberflügelung der anderen Mächte durch Rußlands stetes Wachsen begegnen zu können glaubte. Denn schon war auch Kurland, ein deutsches Land (§ 286), obwohl noch unter einem eigenen Herzog, ganz von Rußland abhängig. Größere Gefahr drohte für ganz Europa, wenn Katharina II. ihren Lebensplan ausführte, die Türkei und Constantinopel zu unterwerfen, wozu damals in ihrem siegreichen Kriege gegen dieses Land Aussicht war. Ohnehin behandelte Rußland bereits Polen wie ein ihm unterthäniges Land und hatte es im 7jährigen Krieg gradezu als Operationsbasis gegen Norddeutschland benutzt. Es stand die Frage nicht so, ob Polen überhaupt noch bestehen sollte; sein Untergang lag in seinen eigenen Fehlern begründet, und seine Eroberung war längst bei Rußland beschlossen. Für Friedrich blieb nur noch die Frage, ob er die Beute dem mächtigen Nachbar allein überlassen, oder selbst nebst Oestreich daran Theil nehmen und zugleich einen Krieg zwischen Rußland und Oestreich, der leicht auf deutschen Schlachtfeldern ausgefochten werden könnte, verhindern sollte. Besorgnisse vor Rußlands steigender Uebermacht hatten sogar eine Annäherung Friedrichs II. an Kaiser Joseph II. veranlaßt, der ihn 1769 in Neisse und den er 1770 in Neustadt in Mähren besucht hatte, ohne daß jedoch das alte Mistrauen zwischen beiden völlig überwunden worden war. Bei der Theilung Polens, die 1772 geschah, erhielt Rußland den größten Antheil; Oestreich: Galizien und Lodomirien; Preußen: das Bisthum Ermeland, Westpreußen und den Netzedistrikt mit Ausnahme der Städte Danzig und Thorn, 631 □M. mit etwa 600,000 ihrer Abkunft nach meist deutschen Bewohnern.

§ 510. Denn was Friedrich damals gewann, war einst, bis auf den Netzedistrikt, Land des Deutschen Ordens gewesen, durch deutsches Schwert und deutschen Pflug gewonnen (§ 197), dann zur Zeit der deutschen Ohnmacht und Schmach unter Kaiser Friedrich III. dem Orden entrissen worden (§ 288). Friedrich handelte auch hier nur nach der Preußen zugewiesenen Aufgabe: im Osten Deutschlands einzubringen, was im Westen verloren gegangen. Das Land, das ihm zufiel, war ein ödes, verkommenes Land, mit einem zuchtlosen, armen, und übermüthigen Adel und einem völlig verthierten Bauernstande. Städte und städtisches Gewerb gab es kaum dem Namen nach; den Bürgerstand bildeten die Juden, die Handel, Handwerk u. dergl. in ihren Händen hatten. Friedrich unterzog auch dies Land seiner besonderen Sorge. Er ließ einen Kanal von der Brahe (Weichsel) zur Netze ziehen

und machte aus dem elenden Orte Bromberg, das damals 500 Einw. hatte, eine blühende Stadt, die heute über 26,000 zählt. In ähnlicher Weise hoben sich andere Städte mit überraschender Schnelligkeit. In die Provinz sandte er seine einfachen, rechtlichen Beamten, es kam Treue und Beständigkeit in den Verkehr, der Bauer begann ein Dasein, das des Lebens werth war. Noch ehe Friedrich die Augen schloß, war hier eine neue Schöpfung deutschen Geistes und Strebens erblüht, die das Unrecht der Besitzergreifung vergessen ließ. — In derselben Weise colonisirte Friedrich, wo es noch nöthig war, in seinen andern Ländern. Im Oder-, Warthe- und Netzebruch wurden an den bisher von Wasser versumpften Ufern Striche Landes trocken gelegt, die heute zu den reichsten Bauerlanden Norddeutschlands gehören; in Ostfriesland gewann man dem wilden Dollart (§ 316) den Landschaftspolder ab; auch für die Havelgegend ward viel gethan. Noch zwar gab es keine Chausseen in Preußen, wie überhaupt nicht in Deutschland; aber dennoch geschah viel für Belebung und Erleichterung des Verkehrs, besonders wurden Canäle (der Plauensche und der Finow-Canal) angelegt. Was freilich den Handelsverkehr mit dem Ausland betraf, so ging Friedrich noch von den Grundsätzen aus, die einst zu seines Vaters Zeiten ihre Berechtigung gehabt haben mochten: hohe Steuer auf ausländische Produkte zu legen, um dadurch die inländische Fabrikation zu heben. So richtete er eine strenge Zollordnung ein, Regie genannt, die besonders Taback und Kaffee hoch besteuerte. — Je mehr diese Dinge unentbehrliche Bedürfnisse wurden, um so drückender erschien diese Steuer, zumal er sie fast nur von Franzosen, die er ja ohnehin begünstigte, verwalten ließ.

§ 511. Dies waren einzelne Fehler einer sonst musterhaft geordneten Staats-Verwaltung. Noch kurz vor seinem Tode wurde dem großen Könige auch der von ihm befohlene Entwurf eines neuen preußischen Gesetzbuches, „das Allgemeine Landrecht" vorgelegt; die Vollendung desselben erlebte er jedoch nicht mehr. So schaffte Friedrich nach allen Seiten hin. Nur leider gewöhnte sich dabei das Volk, Alles von oben her, vom König fertig zu bekommen, und seine Selbstthätigkeit wurde zu wenig geweckt. Auch lernte eigentlich Niemand, nicht einmal der Thronfolger, der „Prinz von Preußen", mitregieren. Nur im Kriege war eine Reihe ausgezeichneter Generale, die auch einmal gewohnt waren, selbständig handeln zu können, neben dem großen Könige erwachsen: aber fast alle starben schon vor Friedrich dahin. In den Staatsgeschäften war nur Hertzberg, der Unterhändler beim Hubertusburger Frieden, ein Vertrauter Friedrichs, und doch war auch dieser kein Staatsmann ersten Ranges. So ruhte Preußens Größe vorläufig nur auf zwei Augen — denen des Königs; der Staat konnte leicht eine geistlose Maschine werden, wenn dies sein lebendiges Herz einmal aufhörte zu schlagen. Und Friedrich schärfte umsonst seinen Nachfolgern ein, daß sie bei ihrer angefeindeten Stellung in Europa stets schlagfertig sein müßten — toujours en vedette! — wenn er diesen seinen Geist nicht vererben konnte und seinem Volke noch keinen neuen, selbstthätigen einzuhauchen vermocht hatte.

8. Friedrich der Große als Vorbild in Deutschland.

§ 512. Wie Ludwigs XIV. verderbliches Beispiel die Fürsten Europa's und besonders Deutschlands im 17. und im Beginn des 18. Jahrhunderts irre geführt hatte, so war es umgekehrt Friedrichs des Großen glänzendes Vorbild, das jetzt, in der 2. Hälfte desselben, vielfach und zum Heile der Unterthanen Nachahmung fand, ja das nicht bloß durch Deutschland, sondern

fast durch ganz Europa wirkte. Zwar war es nicht bloß die eine Persönlichkeit Friedrichs, die wie mit einem Zauber dies neue Leben hervorrief. Es begannen neue Anschauungen und Ideen sich zu verbreiten, die zwar oft noch unklar oder oberflächlich, manchmal sogar gottlos und gefährlich, doch das gemeinsam hatten, daß sie Menschenwohl und Freiheit und Zerstörung alter drückender Mißbräuche zum Ziele nahmen. In England waren sie zuerst aufgetaucht, in Frankreich bekamen sie durch glänzende Köpfe, wie Voltaire, Montesquieu, Rousseau, Diderot u. A. die schöne Umkleidung und geläufige Fassung, in der sie schnell durch die Welt getragen wurden. Zunächst unter den Hohen der Erde verbreitet, räumten sie hier manchen Wust des Aberglaubens und der Beschränkheit weg, ließen dann aber auch das Heilige, das Sittliche, das Zuchtvolle, das Christenthum selbst auf seinen ewigen Fundamenten erwanken. Unseren großen deutschen Denkern und Dichtern verdanken wir dann später eine ganz andere, mächtigere Vertiefung des geistigen und sittlichen Lebens. Wir haben schon gesehen, wie warm auch Friedrich der Große sich diesen Aufklärungsideen hingab; ja er erschien so recht als der verkörperte Ausdruck derselben, als der Träger seines Zeitalters.

§ 513. So ward die fast 30jährige Friedenszeit, die nach dem so anregenden (§ 506) 7jährigen Krieg in Deutschland eintrat, eine Zeit reichen geistigen Segens. An die Stelle des wüsten Hoflebens im 17. und des sittenlosen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts trat, wenngleich die Leichtfertigkeit blieb, doch meist ein aufgeklärtes, mildmenschliches, für Volkswohl, Volksbildung, für Kunst und Wissenschaft begeistertes Streben. Es trat dies nicht bloß an Höfen hervor, die schon seit lange an Preußen angeschlossen waren; wie z. B. in Braunschweig, wo der freilich verschwenderische Herzog Karl, Friedrichs des Großen Schwager, eine gelehrte Anstalt gründete (das Collegium Carolinum), welche viele der besten deutschen Köpfe aus den Jahren 1740—1760 hier zusammenführte; oder in Anhalt-Dessau, wo unter Basedow's Leitung das berühmte Philantropinum (eine auf neuen, natürlicheren Grundsätzen beruhende Erziehungsanstalt) eingerichtet wurde. Auch der Hof von Holstein-Eutin ward ein nördlicher Sammelplatz gelehrter und feiner Geister. Manche Fürsten ahmten Friedrichs militärische Seite nach, und besonders wenn dies in kleinen Gebieten geschah, so entstand ein eben so steifes wie lächerliches Soldatenspielen. Fürst Wilhelm von Lippe-Schaumburg legte in seinem Ländchen Festung und Kriegsschule an; aber die letztere hat doch einen Scharnhorst gebildet und der Fürst selbst in fernen Ländern für sich und deutsche Waffentüchtigkeit Ruhm erworben. An seinen kleinen Fürstenhof zu Bückeburg ward Herder berufen. Ebenfalls auf Preußens Vorbild blickte man in Weimar, wo die Herzogin Amalie (eine Tochter Karls von Braunschweig) und dann ihr reichbegabter Sohn Karl August ihre kleinen Städtchen Weimar und Jena zu einem Sammelplatze der größten Geister des Jahrhunderts machten. Noch mancher edle Fürst wäre unter den kleinen thüringischen Regenten dieser Zeit aufzuzählen. In Sachsen, wo seit 1764 der minderjährige Friedrich August regierte, der nicht auf den polnischen Thron hatte gelangen können, endete mit jenem vornehmen, dem deutschen Lande verderblichen Titel der Glanz und die Verschwendung, wie sie die beiden Auguste (der II. und III.) und ein Brühl getrieben hatten, und durch welche dem Lande tiefere Schäden gebracht waren, als durch die fast maßlosen Leiden des siebenjährigen Krieges. Es folgten dann, besonders seit der Volljährigkeit des milden Fürsten, glücklichere Zeiten für das schwer heimgesuchte Land. In Württemberg stiftete

Herzog Karl Eugen, der einst gegen Friedrich den Großen gekämpft und in Sittenlosigkeit und Verschwendung mit Ludwig XV. und seinem Versailler Hofe gewetteifert hatte, in späteren Jahren umgewandelt, seine Karlsschule, aus der unser Schiller hervorgegangen ist. Baden erfreute sich unter dem edel gebildeten, humanen und frommen Karl Friedrich eines äußerst glücklichen Zustandes.

§ 514. Selbst die geistlichen Herren wirkten im Sinne der Aufklärung und Verbesserung. Der würdige Fürstenberg in Münster, Erzbischof Clemens Wenzel (ein Bruder des Königs von Sachsen) in Trier, Emmerich Joseph in Kurmainz, Franz Ludwig von Erthal in Würzburg und Bamberg u. A. zählen zu den trefflichsten deutschen Fürsten. Freilich dienten hier die Reformen fast nur dazu, die unbezwinglichen Mißbräuche in ein grelleres Licht zu setzen. Denn im Allgemeinen waren die geistlichen Staaten tief zerrüttet; man zählte wohl auf 1000 Menschen, die etwa die Quadratmeile bewohnten, 50 Geistliche und 260 Bettler. Merkwürdig war es, daß die geistlichen Herren von Köln, Trier, Mainz und Salzburg auch eine kirchlich freisinnige Wendung nahmen, und zu Ems einen Vertrag, die sogenannte Emser Punctation, 1786, stifteten, der darauf hinausgehen sollte, eine von Rom unabhängige deutsche katholische National-Kirche zu begründen; ein Plan, der besonders an dem Widerstand der niederen Geistlichen und Kaiser Josephs II. scheiterte.

§ 515. Nur noch einzelne Staaten blieben zurück; so Baiern, welches besonders durch den fortwährenden Einfluß der Jesuiten gehemmt war, und auch unter Maximilian Joseph, 1745—1777, trotz dessen wohlwollender Gesinnung, nur langsame Forschritte machte. Auch Kurpfalz, unter schwelgerischen und trägen Regenten, blieb vernachlässigt und stand fast fortwährend im Solde Frankreichs. In anderen Ländern drückte noch immer eine grenzenlose Verschwendung auf die Unterthanen. In Salzburg, wo man noch 1732 unter Leopold von Firmian die Protestanten vertrieben, erhoben sich unter einem fast italienischen Himmel Prachtbauten, wie in Florenz; bis hier am Ende des Jahrhunderts gleichfalls eine aufgeklärte Regierung begann. In Cassel, wo nur Friedrichs Soldatenthum Nachahmung fand, thürmte man gleichfalls Werke hohler Pracht weit über die Steuerkraft des armen Landes hinaus. Denn leider bildete zu den Grundsätzen der Aufklärung und Humanität oft genug schnöde Willkür den dunklen Gegensatz. So verkauften damals die Höfe von Cassel, Württemberg u. a. ihre Landeskinder in ganzen Regimentern an England, um im Dienste dieses Landes die Schlachten gegen die für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Nordamerikaner auszufechten. So schützten fast überall noch grausame Jagdgesetze das fürstliche und adlige Vergnügen. Und in manchen kleinen und kleinsten Staaten, die vielleicht kaum mehr als „12 Unterthanen und einen Juden" hatten, geschahen Thaten despotischer Laune, die ungehört verhallten. Es war eine Zeit dämmernden Lichtes, mit dem noch tiefe Schatten der Nacht kämpften. Das Reich als solches, war abgestorben und ohne Einfluß auf das öffentliche Leben. Was auch Gutes und Schönes in einigen Staaten begründet wurde, es fehlte die Gemeinschaft in einem sie alle umfassenden nationalen Bande.

9. Oestreich unter Maria Theresia (1740—1780) und Joseph II. (1780—1790).

§ 516. Oestreich nahm gleichfalls an dem Fortschritte Theil, der sich über das deutsche geistige Gesammtleben verbreitete. Maria Theresia (1740–1780)

von einem festen, fast männlichen Charakter, klarem Verstand und von echter Fürsorge für ihr Volk geleitet, wußte in dem so verfallenen Zustande der östreichischen Länder doch manches zu bessern. Sie erleichterte das Loos des meist noch leibeigenen Bauern. Sie hob durch Ritterakademien die Bildung ihres Adels, der bisher meist nur äußerlichem Glanze und Scheine gelebt hatte; sorgte für den Ackerbau, für Kirche und Schule, trat, so kirchlich katholisch fromm sie war, doch jedem unberechtigten geistlichen Einfluß entgegen, minderte die Zahl der unnützen Feiertage, verbesserte die Gerichte, gestaltete (nach preußischem Muster) das Kriegswesen fast völlig um und hob auf jede Weise die Wohlfahrt ihres Landes. Selbst einige Strahlen der deutschen Literatur fielen jetzt in dieses vom übrigen Deutschland bereits so lange abgeschlossene Land. Auch die Finanzen, schon lange durch Pracht, durch Mangel an Uebersicht und durch die bequeme Großartigkeit des Kaiserhofes zerüttet, wurden vor Allem durch den Gemahl der Maria Theresia, den Kaiser Franz I. (den sie in die innere Regierung sonst wenig eingreifen ließ), in Ordnung gebracht. Das ganze östreichische Reich, das aus so verschiedenartigen Bestandtheilen (§ 445) sich zusammensetzte, ward vorsichtig und planmäßig zu einem einheitlichen Staat herangebildet. — In den meisten dieser Umwandlungen war das preußische Vorbild maßgebend.

§ 517. Als Franz I. 1765 gestorben war, ward zum deutschen Kaiser sein junger Sohn Joseph II. (1765—1790) gewählt und in Frankfurt unter den alten Förmlichkeiten gekrönt. In Oestreich ward er durch seine Mutter Maria Theresia gleichfalls zum Mitregenten angenommen, doch hielt dieselbe bis zu ihrem Tode die Hand fest auf ihrer eigenen Regierung und gewohnten Macht. In Joseph II., feurig, geistvoll, ganz glühend von den Aufklärungs- und Verbesserungsgedanken seiner Zeit, wirkte das Beispiel Friedrichs des Großen, des ehemaligen Feindes, mehr fast als in irgend einem anderen Fürsten des Jahrhunderts. Friedrichs rastlose Thätigkeit, seine Gewissenhaftigkeit, sein strengwilliges Durchgreifen bis in's Kleine — Alles das war ihm Vorbild: nur das er es mit einer Hast that, die ihn oft genug nöthigte, Uebereiltes zurückzunehmen, kaum Begonnenes fallen zu lassen. — Da ihm die Bahn der Reformen in Oestreich noch verschlossen war, so eröffnete er sie sich als Kaiser im Reiche — so weit dort noch sein Arm reichte. Aber des Kaisers Macht war nichtsbedeutend, und er vergeudete deshalb nur sein edles Bestreben an Verbesserung der höchsten Reichsgerichte, des Reichshofrathes zu Wien und des Kammergerichts zu Wetzlar (§ 447), Institute, die ihren Werth längst verloren hatten. Auch richtete er nichts oder doch nur wenig aus.

§ 518. Zugleich aber strebte er, nach außen hin ein eben so rücksichtsloser wie unüberlegter Eroberer, nach einer Vergrößerung Oestreichs, zumal da für Schlesien noch kein Ersatz gewonnen war. Baiern war es, auf welches Oestreich schon mehr als einmal seine Augen geworfen hatte, und das nun zu gewinnen die Umstände günstig schienen. Mit Kurfürst Maximilian Joseph erlosch 1777 hier die alte Wittelsbachische Kurlinie. Es mußte die Pfalz-Sulzbachische (§ 248, Anm.) folgen mit Karl Theodor, dem Landesherrn von Pfalz, Jülich und Berg, der gleichfalls ohne legitime Erben war, und mit dem auch diese Linie erlosch. Karl Theodor hatte also kein besonderes Interesse, die Kurlande zu erhalten. Joseph II., der auf einen Theil Baierns (ganz unbegründete) Erbansprüche erhob, bot ihm einen Handel an; um eine bedeutende Geldsumme wollte er Baiern an sich ziehen; auch an eine Eintauschung Schwabens als Zuwachs der vorderen östreichi-

schen Länder ward gedacht. Frankreichs Zustimmung zu dieser Abrundung und Machterweiterung Oestreichs sollte durch Abtretung des wichtigen Luxemburg erkauft werden. Da dem verschwenderischen, ausschweifenden Pfalzgrafen mehr mit Geld als mit Land gedient war, so war dieser willig, darauf einzugehen, und Joseph besetzte sofort das Land. Dagegen nun wirkte Friedrich II. von Preußen. Nicht nur zum Schirmer des europäischen Gleichgewichts hatte ihn die, durch ihn begründete Stellung Preußens gemacht; auch in Deutschland mußte er, seinen Verhältnissen nach, ängstlich wachen, daß Oestreich nicht zu mächtig wurde. Nach diesen Grundsätzen handelte jetzt Friedrich: er bestimmte den künftigen Erben Karl Theodors, Karl von Pfalz-Zweibrücken, gegen diesen Verkauf zu protestiren, und erklärte sich bereit, diesen bei seinen Rechten zu schützen. Da Joseph II. seinerseits auch nicht weichen wollte, so kam es zum Kriege: zum sogenannten baierischen Erbfolgekriege 1778 bis 1779. Noch einmal rückten die Heere der beiden Mächte auf die alte Scheide der Sudeten gegen Böhmen und Schlesien. Doch fielen weder entscheidende Schlachten noch große Heldenthaten vor; nur zeigten sich hier und da die leichten Reiter der Oestreicher den Preußen überlegen, und schon traten einzelne Mängel des bewunderten preußischen Heerwesens heraus. Aber weder hatte Maria Theresia selbst, noch auch Friedrich d. Gr. in seinen alten Tagen Lust zur Erneuerung nutzloser und schädlicher Haders. Maria Theresia unterhandelte hinter dem Rücken ihres Sohnes mit Friedrich über den Frieden, der dann auch am 15. Mai 1779 zu Teschen geschlossen ward: Oestreich entsagte darin der bairischen Erbfolge, bekam aber doch einen kleinen Theil des Landes, nemlich das Innviertel (§ 503). Leider hatte Friedrich zu diesem Friedensschlusse die Vermittelung Rußlands angerufen, und so dieser Macht neue Gelegenheit gegeben, sich in inneren Angelegenheiten Deutschlands einzumischen. Auch Joseph suchte von nun an die mächtige Gunst Katharina's II.

§ 519. Als Joseph nach seiner Mutter Tode freier Herr seiner Handlungen geworden war, nahm er seine unruhigen Vergrößerungspläne von Neuem auf; er schmälerte die Stifter Salzburg und Passau; brachte seinen Bruder auf den erzbischöflichen Stuhl von Köln und Münster; und ergriff endlich noch einmal den alten Plan, Baiern an Oestreich zu ziehen und zwar wieder im Einverständniß mit demselben Karl Theodor. Er machte diesen willig, Baiern gegen die östreichischen Niederlande auszutauschen, die er ihm als ein Königreich Burgund (§ 252) abtreten wollte. Damit dies nicht geschähe, schlug Friedrich der Große wieder denselben Weg ein wie früher: er veranlaßte Karl von Pfalz-Zweibrücken, den künftigen Erben, zum Protest, und erklärte, mit seiner ganzen Macht ihm beistehen zu wollen. Diesmal kam es nicht zum Kriege, sondern Joseph II. gab rasch seinen Plan wieder auf. Friedrich aber hatte längst eine ihm gefährliche Freundschaft zwischen Rußland und Oestreich entstehen sehen und seinen Bund mit ersterer Macht gelöst. Umsomehr mußte er fortan sich auf Deutschland stützen, Schutz gewährend und Schutz empfangend. Jetzt, um etwa weiteren Uebergriffen Oestreichs wirksamer entgegentreten zu können, noch am Abend seines Lebens, stiftete er den deutschen Fürstenbund, eine Vereinigung mittlerer und kleinerer deutscher Staaten unter Preußens oberster Leitung; demselben traten bei: Hannover, Sachsen, Braunschweig, Baden, Mecklenburg, Weimar, Anhalt, Hessen, Kur-Mainz, Zweibrücken, Anspach ꝛc. Bei der Abschließung desselben zeigte sich sein Minister Hertzberg besonders thätig und geschickt.

§ 520. Maria Theresia war 1780 gestorben. Nun erst konnte Joseph

seinem brennenden Verlangen, zu regieren, zu bessern, zu beglücken freien Lauf lassen. Edel und groß gesinnt, gleicht er darin Friedrich, daß auch er sich nie genug thun konnte, daß er Jedem persönlich zugänglich war, gern persönlich eingriff und half, und noch leben, wie vom alten Fritz, auch von ihm tausend Anekdoten in Büchern wie im Munde des Volkes, das ihm freilich bei seinen Lebzeiten mit nur geringer Liebe gelohnt hat. Aber ihm fehlte der praktische Sinn und die kühle Besonnenheit des alten Meisters auf dem preußischen Throne. Eine Menge unvorbereiteter, übereilter Reformen drängten eine die andere auf dem Fuße. Die Folter hörte auf, eine Zeit lang sogar die Todesstrafe; strenge Rechtgleichheit ward eingeführt; die Leibeigenschaft abgeschafft. In der Kirche häuften sich die Reformen noch mehr; er hob in seinem Lande mehr als die Hälfte der Klöster auf und zog ihr Vermögen für Zwecke des öffentlichen Unterrichts an den Staat; führte deutsche Kirchenlieder und die deutsche Bibel ein: gab Glaubensfreiheit, und Protestanten, Juden, Griechen mit katholischen Unterthanen gleiche Rechte 2c. Umsonst kam der Papst Pius VII. selbst zum Besuch an den Wiener Hof 1782. Joseph II. empfing ihn mit ausgezeichneter Achtung und Höflichkeit, gab ihm aber in keinem Stücke nach.

§ 521. Wie in seinen deutschen Ländern, so ging Joseph auch in den übrigen Erblanden mit seinen stürmischen Verbesserungen vor. Er suchte mit allem Ungestüm aus Oestreich den Einheitsstaat zu machen, wozu Maria Theresia langsam die ersten Schritte gethan. Und hierbei gerade entfremdete er sich die Herzen. In Ungarn beleidigte er durch Aufhebung der Leibeigenschaft den mächtigen Adel, durch Begünstigung der deutschen Sprache die ganze Nation. In den Niederlanden verdarb er es durch seine kirchlichen Neuerungen mit der einflußreichen Geistlichkeit, die das Volk gegen ihn erbitterte, das ohnehin durch Aufhebung mancher seiner alten Freiheiten gekränkt war. Hier brach eine offene Revolution gegen ihn aus, 1788; in Ungarn und Böhmen drohte sie — als der Kaiser schnell und in der Blüte der Mannesjahre starb. Er hatte an einem Kriege der Kaiserin Katharina II. von Rußland gegen die Türkei 1788—1791 Theil genommen, da er auch hier auf Eroberungen hoffte. Der Krieg aber ward östreichischer Seits nicht glücklich geführt, und in der Fieberluft der untern Donaugegend hatte der Kaiser den Keim tödlicher Krankheit eingesogen. Die tiefe Verstimmung über das Scheitern fast aller seiner Pläne und so vieler wohlmeinender Absichten untergrub gleichfalls seine Gesundheit. Nicht lange vor seinem Tode bekannte er, als er das Sacrament in seiner Schloßkapelle nahm, öffentlich und feierlich: er habe nur das Gute gewollt, sollte er gefehlt haben, so hoffe er auf die göttliche Barmherzigkeit und Nachsicht. Mit seinem Tode, 20. Februar 1790, lenkte zwar Oestreich wieder mehr in die alten Bahnen ein, doch waren durch Josephs Neuerungen auch in diesem Staate die Kräfte geweckt und eine völlige Umkehr zum Alten unmöglich geworden.

§ 522. Schon schreckte die große Bewegung der französischen Revolution Europa und machte die bisher freisinnigen Herrscher mißtrauisch gegen jede Neuerung und gegen die Stimme ihrer Völker. Als auf Joseph dessen Bruder Leopold II. folgte, 1790—1792 (sowohl in Oestreich als auf dem deutschen Kaiserthron), verfuhr dieser genußsüchtige aber kluge Herrscher, der bisher als Großherzog von Toskana (§ 251. Anm.) gleichen Grundsätzen wie Joseph gehuldigt, mit äußerster Vorsicht, bezwang die Revolution in den Niederlanden mit Waffengewalt und versöhnte Ungarn. Er brachte ein Stück welscher Listigkeit mit auf den Kaiserthron, die auch in den äußeren Be-

ziehungen des Staates, besonders denen zu Preußen, ihre Anwendung fand. Im Innern schuf er ein wachsames, geheimes Polizeiwesen, führte die Censur wieder ein und wußte jeder revolutionären Spur klug und streng zu begegnen.

10. Die letzten Zeiten Friedrichs des Großen und die Regierung Friedrich Wilhelms II. 1786—1797.

§ 523. Friedrich d. Gr. erfreute sich in seiner langen Regierungszeit der unveränderten Liebe seines Volkes und der Achtung Europa's. Nur ihm selbst blieb nicht verborgen, wie die Zeit sich verwandelte. Er sah in seinem Preußen den alten einfachen, entsagungsvollen Sinn schwinden, der einst die Drangsale des siebenjährigen Krieges überdauert hatte. Er sah, daß Glaube und Religiosität nicht ungerächt von den Hohen dieser Welt verlacht werden, sondern daß auch das Volk dieser Güter sich entäußern könne, und so wünschte er wohl selbst, die schlichte Frömmigkeit des preußischen Volkes sei noch, wie er sie einst 1740 von seinem Vater übererbt erhalten hatte. Auf die neuen großen geistigen Schätze des deutschen Volkes, in denen sich Aufklärung und Tiefe, Freiheit und Sittlichkeit zu verbinden begannen, die zum Theil gerade in seinem Preußen seit Lessing und Kant erwachsen waren — fiel sein, in dieser Beziehung ganz gehaltener Blick nicht. Sein äußeres Leben vereinsamte je länger je mehr; alle seine Freunde gingen vor ihm in's Grab. Einzelne Todesfälle der Seinen, die er am meisten geliebt, waren mit Unglücksfällen des siebenjährigen Krieges zusammengetroffen: so der Tod der Mutter bald nach der Schlacht von Kolin, der seiner Schwester Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth (§ 471), gerade am Unglückstage von Hochkirch. Auch der Marquis d'Argens starb vor ihm, und noch in seinem Todesjahre der alte Waffengefährte Zieten. So vereinsamt, fast menschenfeindlich, und doch mit der alten unveränderten Sorge und Thätigkeit nur für sein Reich und Volk bedacht, schien es ihm wohl, als lebe er seinem Geschlechte zu lange; aber ungebrochen von Seelenschmerzen und Körperkrankheit verharrte er in der strengen Ordnung seiner Thätigkeit bis noch zum Vortage seines Todes. Am 17. August 1786 brach das gewaltige Auge, das so klar seine Zeit, so streng und groß sein Reich beherrscht hatte. Sein Bild strahlt unter den Helden und Lieblingen der deutschen Nation: das Bild des „alten Fritz", wie er dasteht in seinem dreikantigen Hut, einfachen blauen Soldatenrock, hohen über die Knie gehenden Stiefeln; oder wie er hinreitet auf seinem Schimmel, den Krückstock in der Hand, die Gestalt nicht groß, hager, von Alter und Leiden gebeugt, das Angesicht tiefgefurcht und wettergebräunt, aber mit einem wunderbar gewaltigen, großen und hellen Auge, aus dem der Herrschergeist leuchtet. Neben Luther lebt sein Name in unzähligen Geschichten, Anekdoten und Erinnerungen im Munde unseres Volkes bis auf heute fort. — Mit ihm schien Preußens große Zeit dahin.

§ 524. Denn der ihm auf dem Throne folgte, ersetzte ihn bei Weitem nicht. Friedrich Wilhelm II., Friedrichs Brudersohn, hatte die persönlichen Gaben des Muthes, der Ritterlichkeit, der Gutmüthigkeit, auch eines empfänglichen, regsamen Geistes; aber diese Eigenschaften wurden verdunkelt durch schwankendes Wesen, Sinnlichkeit, Hang zum Wunderbaren. Auch hatte der große Friedrich diesen seinen Nachfolger, dessen persönliche Begabung er nicht hoch schätzte, bisher nicht in die Regierungsgeschäfte eingeweiht. Nur der Minister Hertzberg war einigermaßen im Stande, Friedrichs des Großen

Politik fortzusetzen. Noch zwar stand Preußen ehrfurchtgebietend unter den Mächten Europa's da; das zeigte sich gleich im Beginn der Regierung Friedrich Wilhelms II. In Holland lag die republikanische Partei mit dem Erbstatthalter Wilhelm V. von Oranien in Zwiespalt; zuletzt kam es soweit, daß des Prinzen Gemahlin, eine Schwester Friedrich Wilhelms II., als sie eine Reise von Geldern nach dem Haag machen wollte, von der Bürgermiliz eines kleinen holländischen Städtchens angehalten, mehrere Stunden gleichsam gefangen gesetzt und dann zurückgeschickt wurde. Das brachte die Sachen hier zum Bruch und der Erbstatthalter rief seinen Schwager um Hilfe an. Diese wurde nach dem ritterlichen Sinn des Königs, der die Beleidigung der Schwester rächen wollte, sofort gewährt. 20,000 Preußen rückten 1787 unter dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig in das Land ein, bezwangen mit leichtester Mühe die prahlerischen Bürgermilizen der Republikaner und setzten die prinzliche Familie in ihre alte Machtstellung wieder ein. Ja großmüthig, aber nicht zu Preußens Vortheil, verzichtete Friedrich Wilhelm II. sogar auf alle Kriegskosten und andere Vortheile, die er bei dieser Gelegenheit seinem Lande leicht und billiger Weise hätte verschaffen können, z. B. freie Schifffahrt auf dem, von den Niederländern mit Zöllen gesperrten Rheine. Schon durch diesen ersten leichten Feldzug, der unglücklicher Weise den alten Glauben des Heeres an seine Unbesiegbarkeit noch befestigte, wurde der von Friedrich hinterlassene Schatz erschöpft. Weniger ruhmreich fiel der Feldzug in die Champagne 1792 aus, der in Verbindung mit Oestreich, doch wesentlich von preußischen Truppen, unter der Führung desselben Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und in Gegenwart des Königs selbst unternommen wurde (s. unten). Die größten Erfolge dagegen schien man im Osten zu gewinnen — doch waren auch hier die Vortheile mehr glänzend als dauernd.

§ 525. Das polnische Reich hatte, unter den übermüthigen Eingriffen des sich fortwährend vergrößernden Rußlands, sein herabgewürdigtes Dasein nach der ersten Theilung (§ 509) noch eine Zeit lang fortgefristet. Im Jahre 1787 nahm Katharina II. ihre alten Eroberungspläne gegen die Türkei wieder auf und begann einen Krieg, dem sich auch Oestreich unter Joseph II. anschloß (§ 521) und in den sie ihre Creatur, den Polenkönig Stanislaus Poniatowski, mit hineinzog; erstes Ziel sollte der Sturz der Türkei sein, aber der Bund sollte auch über dies Ziel hinaus dauern; daß dann zunächst Preußen bedroht sei, konnte sich Niemand verbergen. Unter ihrem Feldherrn Potemkin machten die russischen Heere in der Moldau und Wallachei die raschesten Fortschritte. Friedrich Wilhelm II. und sein Minister Hertzberg folgten der Politik Friedrichs des Großen, indem sie die Bedrohung des europäischen Gleichgewichts durch die überhandnehmende russische und östreichische Macht abzuwenden und sich gegen eine östliche, slavische Ueberwältigung zu wehren suchten. Preußen verband sich deshalb nicht nur mit England, Holland, Schweden, die gleiche Interessen hatten, sondern auch mit der Pforte selbst und mit Polen, dessen Regierung anders als sein König dachte. Allerdings war Hertzbergs Politik dabei zweideutig; er hoffte wenigstens Danzig und Thorn, vielleicht auch die Gebiete von Posen und Kalisch für Preußen zu gewinnen, wogegen Oestreich, wenn man es zum Nachgeben bringen könnte, Galizien an Polen abgeben und sich dagegen an türkischen Provinzen entschädigen sollte. So lange Joseph II. lebte und seine im Aufstand begriffenen Länder (§ 521) in Hertzbergs Hand zum Werkzeug gegen ihn gemacht werden konnten, waren die Aussichten für Preußen günstig.

Schon faßte dasselbe an der Grenze Belgiens, im Bisthum Lüttich, wo es die Bewohner gegen ihren Bischof unterstützte, festen Fuß; preußische Offiziere organisirten die belgischen Truppen gegen Oestreich. Als aber hier Leopold II. zur Regierung kam (§ 522), suchte er geschmeidig und klug eine Annäherung an Preußen, das noch immer eine sehr kriegerische Haltung bewahrte. Es kam deshalb in Schlesien zum Reichenbacher Congreß, auf welchem zunächst Preußens bisherige Verbündete, die Seemächte England und Holland, sich gegen jede Vergrößerung desselben und für Aufrechterhaltung des früheren Zustandes (des status quo) erklärten — was von Anfang an Oestreichs Wunsch gewesen war; dann stellte sich Letzteres, als ließe es sich von Preußen schrecken, keine Vergrößerung in der Türkei mehr zu begehren. Mit diesem Schein begnügte sich Friedrich Wilhelm II., der, bereits mistrauisch auf Hertzberg und die von diesem unterstützten revolutionären Bewegungen, des Krieges überdrüssig geworden war; außerdem hatte sich Friedrich Wilhelm mit der Türkei in ein Bündniß eingelassen, so daß man derselben keine Abtretung an Oestreich auferlegen konnte; ja auch in ein Bündniß mit Polen, ohne zuvor sich die Abtretung von Danzig und Thorn verbürgen zu lassen. So gewann Leopold II. durch den Reichenbacher Vertrag (27. Juli 1790), was er wollte, nemlich Frieden nach außen und innen. Preußen aber war zum ersten Male in seinen Plänen zurückgewichen.

§ 526. Die Folge des Reichenbacher Congresses war der Rücktritt Hertzbergs von der Regierung und eine größere Hingebung Preußens an Oestreich, welches nicht daran dachte, die Bedingungen des Reichenbacher Vertrages der Türkei gegenüber zu erfüllen, und so Preußen noch mehr bloßstellte. Da aber dem Könige Friedrich Wilhelm jetzt nichts so sehr am Herzen lag, wie der Krieg gegen die Revolution in Frankreich, so gab er auch diesmal nach. Auch Rußland achtete im Türkenkriege nicht mehr auf Preußens Drohung, zumal die Seemächte letzteres im Stich ließen. Die Mächte, die auf Preußen gehofft hatten, die Türkei, Polen, Schweden, sahen sich von ihm preisgegeben und hielten es für treulos. Ja Polen schritt nun, unbekümmert um Preußens Freundschaft, zu einer Umwandlung seiner Verfassung, nahm ein erbliches Königthum und eine den französischen Grundsätzen von 1789 nachgebildete constitutionelle Verfassung an, 1791. Allen diesen Veränderungen gab Friedrich Wilhelm zunächst seine Zustimmung; als aber die Russen, herbeigerufen von einer vaterlandsverrätherischen Partei der Polen selbst (der sog. Targowitzer Conföderation), in das Land einrückten, einigte er sich mit Katharina II. zu einer zweiten Theilung Polens 1793, in welcher er die Woiwodschaften Gnesen, Posen, Kalisch, nebst den Städten Thorn und Danzig erhielt. Aus diesen so erworbenen Gebieten ward eine neue Provinz „Südpreußen" gebildet. Als bald darauf die polnischen Patrioten noch einmal — jetzt zu spät einig und tapfer — sich unter Kosciusko's Führung erhoben, rückten abermals Preußen in das Land, die den schwersten Aufstand, allerdings ohne viel Ehre dabei einzulegen, niederkämpften; als er zu erlöschen begann und nur Warschau noch sich hielt, rückte der russische Feldherr Suworoff heran, nahm Praga und erstürmte Warschau. Dann folgte eine dritte Theilung 1795, welche das polnische Reich von der Karte tilgte, und bei welcher Rußland, wie in allen früheren Theilungen, den Löwenantheil, Preußen einen Strich im Osten seines Landes mit der Hauptstadt Warschau erhielt, aus dem es die Provinzen Neuostpreußen und Neuschlesien bildete. Oestreich, das keinen Schwertstreich gethan, erhielt durch Rußlands Gunst einen fast gleich großen Antheil, West-Galizien.

§ 527. Ohne durch die Klugheit seiner Staatsmänner oder durch die Ueberlegenheit seiner Waffen sich hervorgethan zu haben, war Preußen abermals mit leichter Mühe um mehr als 1000 □M. gewachsen. Aber dies in der zweiten und dritten Theilung Polens Gewonnene stand in einem andern Verhältniß, als das, was Friedrich II. erworben hatte: weder war es deutsches Land, noch auch so leicht von preußischer und deutscher Nationalität zu bewältigen; es waren ungeheure öde Weiten, mit einer, der preußischen feindseligen slavischen und fanatisch-katholischen Bevölkerung, die in deutsches und preußisches Wesen hineinzubilden mindestens ein Jahrhundert des Friedens bedurft hätte, welches dem preußischen Staat aber nicht beschieden war. So blieben sie ein wenig werthvoller und unsicherer Erwerb.

§ 528. Im Innern war die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. eine nicht glücklichere. Zwar ward die lästige Regie (§ 510) aufgehoben, das Schulwesen in allen Zweigen gefördert, selbst der aufblühenden deutschen Literatur Begünstigung zugewandt; aber im Großen und Ganzen sank auch die innere Ordnung des Staates. Der wohlgefüllte Schatz Friedrichs des Großen war durch die unglücklichen äußern Unternehmungen bald erschöpft, und Schulden traten an dessen Stelle. Am Hofe begann ein sittenloses Leben, das sich auf die Residenz fortpflanzte: Leichtsinn und Genußsucht nahmen überhand, und mit diesen Fehlern zugleich eine oberflächliche, prahlerische Ueberhebung, die es vergaß, daß Preußen seine ganze Bedeutung nur Einem großen Herrscher verdankte. Damit stand es im schneidenden Gegensatz, daß Friedrich Wilhelm II. sich Menschen hingab, die, zum Theil Heuchler und Gaukler, sein Gemüth für eine krankhafte Religionsschwärmerei zu gewinnen verstanden, neben der doch die Unsittlichkeit des Lebens fortdauerte. Aus jener ging das sogenannte Wöllnersche Edict hervor, welches die Glaubensüberzeugung der Geistlichen einer vorhergehenden Prüfung unterwarf und sie zu zwingen versuchte, ihre Predigten streng in den Grenzen der alten Rechtgläubigkeit zu halten, auch wenn sie selber anders dächten. Gegen dies, ohnehin leichtfertig gegebene Gesetz empörte sich ebensowohl die selbstselige eitle Oberflächlichkeit und Aufgeklärtheit, die besonders in Berlin ihren Sitz hatte, als auch die ernste, strenge aber freie Forschung, die seit Lessing, Herder, Semmler und Kant gleichfalls besonders in Preußen heimisch war, und der echt protestantische Geist, der nirgend Religiosität in Form des Zwanges billigt. Es war ein Gesetz, das auch alsbald von Friedrich Wilhelms II. Nachfolger, Friedrich Wilhelm III., fromm und christlich gläubig wie er war, für verderblich erkannt und aufgehoben wurde. — Der Urheber desselben, Wöllner, hatte leider mit manchen andern unwürdigen Männern das Herz des weichen Königs zu gewinnen gewußt. In einem Jahrzehnt war die alte, feste und künstliche Gründung Friedrichs des Großen unterhöhlt worden, und, als König Friedrich Wilhelm II. starb, am 26. November 1797, blieb seinem Sohne, Friedrich Wilhelm III., die schwere Aufgabe, das schon lecke Staatsschiff durch die Stürme einer drohenden Zeit zu steuern.

11. Deutsche Dichtung und Wissenschaft.

§ 529. Obwohl, wie oben (§ 513) gezeigt, in allen Theilen Deutschlands ein neues, geistig frisches Leben begonnen hatte und mancher aufgeklärte, wohlwollende Fürst seinen Unterthanen, die durch einen langen Frieden beglückt wurden, Bildung und Gedeihen zu stiften bereit war, erschienen doch die gröbsten Mißbräuche oder Rückschritte neben den erfreulichsten

Entwicklungen. So war Oestreich, nach den kurzen, übereilten Versuchen Josephs, auf die alten Bahnen zurückverfallen und von Deutschland in seinen politischen Interessen und geistigem Leben abgeschlossener denn je. So schien auch Preußen nach kurzem, glanzollen Aufleuchten wieder zu sinken: kurz — die deutsche Nation schien kaum besser berathen, als zur Zeit der Angriffe Ludwigs XIV., jetzt, wo abermals eine große Probezeit zu überstehen war. Und dennoch war es ganz anders geworden in dem deutschen Volk, dennoch konnte man jetzt wieder, und vielleicht mehr als je zuvor, von einer deutschen Nation reden. Wohl waren es die Glanzthaten Prinz Eugens, des Großen Kurfürsten und vor Allem Friedrichs des Großen gewesen, die diese Wirkung gefördert; aber ihnen an die Seite traten jetzt die Thaten der deutschen Geisteshelden, welche dem deutschen Volke ein neues Bewußtsein seiner Zusammengehörigkeit wie seines Adels unter den Nationen der Welt erschufen. Der deutsche Geist, im Protestantismus zu neuer Innigkeit des Gefühls und zu neuer Kraft des Denkens erwacht, hatte in der Ermattung des 17. Jahrhunderts gleichsam über seinen verborgenen Schätzen träumend ausgeruht; jetzt im 18., unter dem Nachhall der Thaten Friedrichs, erhob er sich von Neuem. Aber obwohl zunächst nur von Preußen dem deutschen Nationalgefühl diese Anregung kam — dennoch nahmen an dieser neuen deutschen Geistesentwicklung alle deutschen Stämme Theil, ja es quoll in den kleinen Staaten im Süden und Westen des Vaterlandes eine noch reichere Ader deutschen Geisteslebens als in Preußen selbst; es nahm selbst die Schweiz, dieses in politischer Hinsicht von Deutschland getrennte Glied, an dieser Gesammtentwickelung den lebhaftesten Antheil.

§ 530. Von hier ging schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Dichter und Gelehrter aus, der gleichsam die alte Verbindung der Schweiz mit Deutschland neu befestigte. Haller (geb. 1708, gest. 1777), der Dichter der „Alpen", der, nach Göttingen berufen, lange Zeit eine Zierde dieser blühenden Universität war, welche Deutschland der Vorliebe des hannoverisch-englischen Königshauses für das deutsche Stammland verdankte (gegründet 1737). Hallers Zeitgenosse war Hagedorn in Hamburg (geb. 1708, gest. 1754), der zuerst die schwerfällige deutsche Poesie wieder Anmuth lehrte. So regte sich im äußersten Norden wie im äußersten Süden die deutsche Muse zuerst wieder. In Leipzig, der alten Stadt des obersächsisch-meißenschen Stammes, dem Luther einst die Bildung eines neuen Hochdeutsch entlehnt hatte (§ 423), gab seit 1730 Gottsched (1700—1766) Regeln der Poesie, freilich steif, einseitig und anmaßlich genug, doch läuterte er, besonders durch den Hinweis auf die bessern französischen Dichter, den Geschmack in Deutschland. Gerade als Friedrich der Große den Thron bestieg und die schlesischen Kriege begannen, ließen sich Schweizer Kunstfreunde und Dichter (Bodmer, Breitinger) mit Godsched in einen heftigen Schriftenkampf ein, der zur besseren Erkenntniß des Wesens der Poesie führte. Durch und trotz Gottsched ward Leipzig der Sammelplatz der bedeutendsten Kräfte dieses Jahrzehnts; von hier aus wirkte Gellert 1715—1769, der Dichter volksbeliebter Kirchenlieder wie anmuthiger Fabeln und Erzählungen; ferner jene Männer, die einen jugendlichen Freundeskreis bildend, später meist in Braunschweig am Collegium Carolinum (§ 513) sich wieder zusammenfanden, Gärtner, Ebert, Zachariä u. A., die man von ihrer Zeitschrift als die Mitarbeiter der Bremer Beiträge zu bezeichnen pflegt. Und aus diesem Kreise hob sich der erste neuere große deutsche Dichter Klopstock, geb. 1724 zu Quedlinburg, gest. 1803 zu Hamburg, der Sänger des Messias und herr-

licher Oden. Es lebte in ihm noch der fromme Glaube der Reformation, und in ihm zuerst nahm die deutsche Sprache wieder den erhabenen Schwung, den sie seit Luther vergessen; mit edlem Selbstbewußtsein erhob sich durch ihn wieder die deutsche Muse; in ihm gewann auch die Liebe zum deutschen Vaterlande wieder den frischen, reinen Ausdruck:

Was that Dir, Thor, Dein Vaterland?
Dein spott' ich, glüht das Herz Dir nicht
Bei seines Namens Schall!

Er zuerst hat wieder Großes gehofft von seinem damals noch so zersplitterten, vielfach gedrückten Vaterlande (1773):

Frei, o Deutschland,
Wirst Du dereinst, ein Jahrhundert nur noch
So ist es geschehen!

§ 531. Begeistert wie Klopstock vom Vaterlande sang, hallte es nun auch nach im Kreise der jungen Dichter, die in ihm ihr Vorbild fanden, bei den Sängern des sog. Göttinger Haines: Voß, Hölty, Bürger, den Brüdern Stolberg. Unterdessen hatte Gotthold Ephraim Lessing (1729—1781), der in Leipzig, dann in Berlin und Hamburg, zuletzt in Wolfenbüttel lebte, der deutschen Prosa Kühnheit und Kraft gegeben und die letzten Fesseln französischer Knechtschaft, die die deutsche Poesie noch trug, abgesprengt; er hatte das deutsche Drama geschaffen; er hatte sich in seiner „Minna von Barnhelm" unmittelbar durch Preußens Ruhm und Größe begeistern lassen, und in seinem „Nathan der Weise" in edelster Reinheit Duldung und Geistesfreiheit verkündigt. Zu ihm standen die eigentlich preußischen Dichter in engerer Beziehung: Ewald von Kleist 1715—1759, der Sänger des Frühlings, der in der Schlacht von Kunersdorf den Heldentod starb, und Gleim, der Halberstädter Kanonikus, der Dichter der „Lieder des preußischen Grenadiers", der Herold von Friedrichs Schlachtenruhm im siebenjährigen Kriege. Auch große Gelehrte gingen aus Preußen hervor: so Winckelmann, dessen Sinn nach den antiken Kunstherrlichkeiten des Südens stand, und der dem deutschen Volke, ja der ganzen neueren Zeit der begeisterte Ausleger ihrer Schönheit wurde: so Kant in Königsberg, der ganz neue Bahnen des Denkens und Untersuchens aufschloß, und doch zugleich mit hohem, sittlichem Ernst jener leichtfertigen Aufklärung, wie sie die französischen sogenannten Philosophen verbreitet hatten, für immer in Deutschland die Thüre schloß.

§ 532. Schon in diesem neueren Geiste des kühnen Forschens und Strebens erwachsen, trat dann, ebenfalls ein Ostpreuße, Herder (1744 bis 1803) hervor, der gleichmäßig als Gottesgelehrter, Philosoph und Dichter seine reiche Wirksamkeit entfaltete: der dem deutschen Sinn das Verständniß für die Poesie aller Völker und aller Zeiten erschloß und demselben jenen vorurtheilsfreien Allgemeinblick gab, der uns seitdem vor allen anderen Völkern der Erde eigen ist. — Doch waren es Süddeutsche, Kinder des alten fränkischen (§ 124) und schwäbischen (§ 149) Stammes, die die deutsche Poesie zur Vollendung führen sollten. Schon früher hatte Wieland, 1733 bis 1813, der Dichter des Oberon, geboren zu Biberach in Schwaben, französischen und antiken Vorbildern folgend, mit Heiterkeit, Witz und Anmuth den noch immer schwerfälligen deutschen Geist zu beleben gewußt. Den höchsten Gipfel des Schönen aber gewann Johann Wolfgang Göthe (geb. zu Frankfurt a. M. 28. Aug. 1749, gest. zu Weimar 22. März 1832) gleich

durch seine ersten Werke, Götz von Berlichingen und Werther. Sein herrliches Vorbild riß die ganze damalige dichterische Jugend mit fort, und von ihm geleitet, begann in der sogenannten Sturm- und Drangperiode unserer Literatur (zwischen 1770 und 1785) ein so gewaltiger geistiger Umschwung, wie ihn etwa zwei Jahrzehnte später die französische Revolution auf staatlichem Gebiete hervorbrachte. Göthen strömte die Fülle deutscher Innigkeit in seinen Liedern und Balladen, die ganze Tiefe deutschen Denkens und Sinnens in seinem Faust, der ganze Reichthum freier Lebensanschauung in seinen Romanen (Wilhelm Meisters Lehrjahre, Wahlverwandtschaften 2c.) und in seiner Selbstbiographie (Wahrheit und Dichtung); und als seine italienische Reise ihn mit dem südlichen Himmel und den ehrwürdigen Resten alter Kunst bekannt gemacht hatte, prägte er auch jene klassische Vollendung der Form, die wir bei den Alten bewundern, seinen reifsten Werken (Iphigenia, Tasso, Hermann und Dorothea) auf. Neben diesen weltumfassenden Geist, zu dem bald alle Nationen als zu dem größten Dichter der Neuzeit aufblickten, trat der jüngere Gefährte, Schiller (geb. zu Marbach in Schwaben, 11. Nov. 1759, gest. zu Weimar 9. Mai 1805), der große Tragödien-Dichter der Deutschen, der Sänger der Vaterlandsliebe und der Freiheit, dem „der Geschichte Fluth auf Fluthen schwollen" und dessen gewaltiges Geistesleben unter schwerem äußerem Druck ein stetes Fortschreiten war „in's Ewige des Wahren, Guten, Schönen." Beide Männer, in erhebender Freundschaft zusammenwirkend, lebten in Weimar, wohin auch Herder, Wieland u. A. berufen waren, und das damals unter Karl Augusts großherziger Regierung eine Hauptstadt der deutschen Muse ward. Neben Weimar blühte verschwistert die Universität Jena, wo Fichte, Schelling, Hegel, die großen Philosophen Deutschlands, nach einander gewirkt und gelehrt haben (zwischen 1795—1806.

§ 533. So erreichte die deutsche Literatur am Ende des 18. Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Den Deutschen aber war sie mehr, als andern Völkern die ihre: nicht blos ein gerechter Stolz und eine Freude — sie ersetzte den Deutschen vorläufig das Gesammt-Vaterland, sie bildete sie, freilich erst allmählich, zu einer Nation zusammen, schloß sie in eine geistige Einheit, die über die Grenzen des zerrissenen deutschen Reiches hinausging, und selbst die längst abgetrennten Glieder desselben, die Niederlande und die Schweiz, ja die im fernen Osten, in Siebenbürgen und in den baltischen Provinzen unter fremdem Scepter wohnenden Deutschen, wie die, welche jenseits des Oceans als fleißige Colonisten sich eine neue Heimath gegründet, — zu einem großen Gemeingefühl, „so weit die deutsche Zunge klingt", fest und fester zusammenschmolz. Noch fehlte es dieser vorhandenen geistigen Einheit am rechten Bewußtsein; aber die Zeiten kamen, wo diese Literatur, sowie die halbvergessene Religion der einzige Trost, das letzte Kleinod der Deutschen blieb — der Nibelungenhort, der seiner Zeit erstehen sollte.

C. Kampf gegen die französische Revolution und die Napoleonische Gewaltherrschaft 1792—1815.

1. Die französische Revolution und ihre erste Einwirkung auf Deutschland.

§ 534. Während in Deutschland eine innere Umwälzung der bisherigen Anschauungen fast auf allen Gebieten des geistigen Lebens vor sich ging, war in den Ländern des Westens eine ähnliche Aenderung der politischen Anschauungen erfolgt. Die amerikanischen Colonien hatten sich in längerem Kampfe (1773—1783) ihre Unabhängigkeit vom europäischen Mutterlande, England, erkämpft. Friedrich der Große war der erste europäische Monarch gewesen, der die so entstandenen Freistaaten anerkannt hatte.*) Bei dem Kampfe und bei der Errichtung dieses neuen Gemeinwesens waren neue politische Grundsätze aufgetreten: Grundsätze der Gleichheit aller Staatsbürger unter sich, der Selbstbestimmung des Volkes u. s. w. Am eifrigsten hatte diese Grundsätze Frankreich aufgefaßt, wo die Gemüther bereits für solche Vorstellungen zubereitet (§ 511) waren. Junge, begeisterte Schwärmer, wie La Fayette, waren als Freiwillige in den Kampf gezogen, dem alle Aufgeklärten des Zeitalters mit warmer Theilnahme folgten: zuletzt hatte die allgemeine Stimmung in Frankreich, besonders die des freisinnigen Adels, den König genöthigt, offen die Waffen für die junge Republik zu ergreifen.

§ 535. Auch als der Frieden geschlossen und die staatliche Selbständigkeit der amerikanischen Colonien anerkannt war, wirkten die von dorther entzündeten Gedanken in Europa weiter, und fanden besonders in Frankreich einen fruchtbaren Boden. Die Sünden Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. lasteten schwer auf dem gedrückten Lande und auf Ludwig dem XVI., dem unglücklichen Enkel so schuldbefleckter Vorfahren. Eine unermeßliche Schuldenmasse und in Folge derselben unerschwingliche Steuern, die noch dazu auf einen Stand, den der Bürger und Bauern, nicht auch auf Adel und Geistlichkeit sich vertheilten; außerdem der erschütterte Glaube, die mit Füßen getretene Hingebung des einst treuen Volkes, die nach dem Vorbilde des Hofes einreißende Sittenverderbniß; dies Alles wirkte hier zusammen, eine Revolution vorzubereiten, die das Königspaar, Ludwig XVI. und seine Gemahlin Marie Antoinette, die Tochter Marie Theresiens, wohlwollend und sittenrein wie sie waren, nicht zu beschwören vermochten. Um für die Geldverlegenheiten Abhilfe zu gewinnen und die Steuerlast gleichmäßiger zu vertheilen, berief man 1789 die Stände des Reichs, die états généraux; bald aber gewann unter diesen der dritte Stand, von Männern wie Mirabeau, Sieyes, Lafayette u. A. geleitet, die Oberhand und schwur, nicht auseinander zu gehen, ohne dem Reiche eine Verfassung gegeben zu haben. Ein Volksaufstand in Paris, der die Bastille, das alte Staatsgefängniß Frankreichs, brach (14. Juli), und ein zweiter, in welchem ein wüster Volkshaufe den König und seine Familie von Versailles nach Paris führte (5. und 6. Oktober), kam den Bestrebungen der Nationalversammlung zu Hilfe. Wirklich stellte nun diese Versammlung eine neue, eine monarchisch-constitutionelle Verfassung auf, die freilich schon die

*) Er hoffte davon für Ostfrisland eine bedeutendere Handelsentwicklung.

königlichen Rechte in fast republikanischer Weise auf das geringste Maß herabdrückte. Neben ihr aber stand bereits im Jacobinerklub eine offen-republikanische Partei, gelenkt von Robespierre, Danton, Marat, Camille Desmoulins u. A., der besonders die Commune, d. i. die Stadt Paris mit ihrem sich immer mehr geltend machenden Pöbel, zujauchzte. Durch die wachsend aufrührerische Stimmung in seiner Sicherheit immer mehr bedroht, hatte der König im Juni 1791 einen Fluchtversuch gemacht, der aber mißlungen war.

§ 536. Bald darauf ging die Nationalversammlung auseinander, und eine neue, aus demokratischen Wahlen hervorgegangene trat an ihre Stelle, die legislative, welche die von der ersten Versammlung aufgestellte Verfassung in's Leben führen sollte. In ihr hatte bereits die republikanische Partei, die der sogenannten Girondisten, die Oberhand. Diese trieb die Sache zum Bruch, und verwickelte absichtlich Frankreich in einen Krieg zunächst mit Deutschland, zu dem das lärmende Herausfordern der bei Clemens Wenzel in Trier und Coblenz weilenden Emigranten freilich erwünschten Vorwand bot. Und dieses wie der Krieg selber bot dann den Vorwand zur Bildung eines Lagers von Freiwilligen bei Paris, welche, in Verbindung mit dem Pariser Pöbel, das Königthum stürzten, indem diese Massen am 10. August einen planmäßig angelegten Angriff auf die Tuilerien machten. Da aber um dieselbe Zeit die Preußen in Frankreich eindrangen (siehe unten), und die Anhänger des Königthums sich zu erheben drohten, so riß eine andere Partei, neben der die Girondisten noch als gemäßigt erschienen, die Gewalt an sich. Danton erklärte im Jakobinerklub, der Schrecken müsse Frankreich retten, und ordnete die fürchterlichen Septembermorde an, die man an wehrlosen Eingekerkerten vollführte. Und bald darauf erklärte die dritte neu zusammentretende Versammlung, der National-Convent, Frankreich zur Republik (21. September 1792) und nahm, nachdem der König in dem Temple gefangen gesetzt worden, selbst die Regierung des Staates in die Hand.

§ 537. Im Convent herrschte die Partei des Berges, d. h. die wilden Republikaner von Dantons und Robespierre's Partei. Diese sandten zuerst den König auf's Schaffot, dann die gemäßigten Republikaner, die Girondisten — dann wüthete die Partei unter sich, und nachdem auch Danton auf der Guillotine geendet, herrschte Robespierre mit seinem Anhange wie ein Tyrann in Frankreich. Da gleichzeitig ganz Europa gegen die neue Republik in den Waffen stand, so leiteten die Häupter des Convents und des „Wohlfahrtsausschusses" aus dieser bedrohten Lage Frankreichs die Nothwendigkeit her, daß der Schrecken fortherrschen müsse. — Zu Tausenden wurden die Gegner der Robespierreschen Republik eingekerkert, und Ströme von Blut rannen in Paris, in den größeren Städten Frankreichs, selbst auf dem Lande von den Guillotinen. Endlich stürzte eine etwas gemäßigtere Partei auch Robespierre und seinen Anhang (Juli 1794). Noch ein Jahr dauerte der Convent, dann suchte Frankreich, des Blutrausches müde, Ruhe im Innern und schien diese vorläufig durch Einsetzung einer neuen Regierung, des Directoriums, gefunden zu haben (1795). Schon aber lag die ganze Kraft des Staates in den Heeren und ihren jungen Feldherren. Von dem Suchen nach gesetzmäßiger Freiheit und geordneter Verfassung war man ausgegangen; dann aber hatte man sich in rasender Wuth mehr und mehr überstürzt und endete, wo so maß- und zügellose Bewegungen fast immer enden: im Militär-Despotismus.

§ 538. Staunend hatte Europa diesem furchtbarsten aller Schauspiele, die die Geschichte je geboten, zugeschaut. Auf das Nachbarland Deutschland wirkten diese Begebenheiten zunächst und am mächtigsten. Zuerst, als die neuen Gedanken: verfassungsmäßige Freiheit, Herrschaft des Rechtes statt der Willkür, brüderliche Gleichheit 2c., mit beredten Worten von begabten und begeisterten Menschen vorgetragen, über den Rhein klangen, fanden sie durch ganz Deutschland lebhafte Theilnahme. Damals sang Klopstock:

Hätt' ich hundert Stimmen, ich feierte Galliens Freiheit.

Und Göthe selbst bekannte später:

— — wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
als man hörte vom Rechte der Menschen, das Allen gemein sei,
von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit.

Dann, als die einzelnen Gewaltthaten geschahen, beklagte man diese, hielt sie aber für kaum zu vermeidende Uebel eines Uebergangszustandes; als dann aber die Greuel der Septembermorde, die Hinrichtung eines milden, persönlich tadellosen Königs, die Ströme unschuldigen Blutes zum Himmel schrieen, empörte sich der sittliche Sinn des deutschen Volkes gegen so wahnsinnige Verirrungen; Klopstock bekannte seinen „Irrthum", ja manche wurden ganz irre an der Möglichkeit, daß Völker sich zur Freiheit erheben könnten; Schiller sang:

Wo sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n

und Göthe mahnte

Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! So lasset uns sagen und so es behaupten!

§ 539. Dennoch war Deutschland nicht Eines Sinnes. Auf die großen Staaten, Preußen und Oestreich, die eine Geschichte hatten, auf die sie stolz waren, und bei allen Mißständen doch Verhältnisse nach großartigerem Zuschnitt, wirkte die Revolution wenig. Je näher aber zum Rhein, je kleiner und kleinlicher die Staaten, um so leichter entzündeten sich die Köpfe. Hier gerade hatte man das Elend des verkommenen deutschen Reiches recht vor Augen — und nirgends wieder empfand man es so, wie in den geistlichen Gebieten (§ 514), z. B. in Trier, Köln und Mainz. Die Bevölkerung begann über Steuerdruck, mangelhafte Gerechtigkeitspflege, Jagdunwesen, Lasten der Leibeigenschaft u. dgl. zu klagen. Selbst die ausgelassensten republikanischen Lehren, selbst die jakobinischen Greuel schreckten hier nicht ab, sich den „Neufranken", die mit gleißenden Worten alle Völker als Brüder grüßten, anzuvertrauen. Als nun sogar Oestreichs und Preußens Heere gegen die Republikaner unglücklich kämpften, wich das Vaterlandsgefühl — kaum war ein solches in diesen zuchtlosen Staaten vorhanden — der Lust am Neuen und den Freiheitsverheißungen der Sieger. Und so werden wir Städte, wie Mainz, Köln, Coblenz, uralte heilige Grundfesten des Reiches, leider wie bethört den gleißnerischen Fremden in die Arme eilen sehen — freilich nur, um den verrätherischen Tausch bald um so bitterer zu beklagen.

2. Oestreich und Preußen gegen die Revolution. Feldzug in die Champagne 1792.

§ 540. Als in Paris die jakobinische Partei die Oberhand bekam, und das Ansehen und Leben des Königs selbst bedroht schien, begannen die deutschen Mächte zu überlegen, wie sie dem bösen Beispiel steuern und das monarchische Ansehen stützen möchten. Das bisher herrschende selbstsüchtige Interesse schien dem Eintreten größerer Rücksichten zu weichen, Oestreich und Preußen ihre lange Eifersucht zu vergessen. Diese Anschauungen wenigstens beherrschten den zur Weichheit und Großmuth geneigten Friedrich Wilhelm II. von Preußen. Außerdem hatte die Nationalversammlung Rechte deutscher Fürsten und Herren, die diese noch auf französischem Gebiet von alter Zeit her besaßen, verletzt, und das Reich konnte wohl auf Entschädigung dringen. Vorläufig wenigstens fanden die vor der Revolution aus Frankreich Geflüchteten, die Emigranten, bei deutschen Fürsten, besonders am Rhein, gastliche Aufnahme, und begannen hier, leichtfertig, sittenlos und unverbesserlich übermüthig wie sie waren, Rüstungen gegen ihr Vaterland. Zu Pillnitz bei Dresden kamen dann als Gäste des Kurfürsten schon im Sommer 1791 Kaiser Leopold II. und König Friedrich Wilhelm II. zusammen, um gemeinsame Maßregeln zu nehmen. Auch Graf Artois, der jüngere Bruder Ludwigs XVI., erschien hier, um ihre Theilnahme und ihr Einschreiten anzurufen. Jedoch zögerte der kluge Leopold und hütete sich vor jeder bindenden Zusage. Um so mehr drängte Friedrich Wilhelm II. Doch hätte Leopold wohl noch lange den Krieg vermieden, wenn denselben die republikanische Partei in Frankreich nicht selbst herausgefordert hätte. Die Nationalversammlung setzte den 1. März 1792 als den Termin an, an dem die Emigranten-Corps sich aufgelöst haben müßten, widrigenfalls Frankreich den Krieg erklären werde. Gerade aber an diesem Tage starb Kaiser Leopold. Sein junger Nachfolger, Franz II. (1792—1835), war mehr zum Kriege geneigt, und jetzt gerade gelangte in Frankreich jenes girondistische Ministerium (§ 536) an die Regierung, das am 20. April 1792 dem Kaiser wirklich den Krieg erklärte. Natürlich fehlte es dabei nicht an Phrasen gegen die Feinde der Freiheit, gegen die „horde d'esclaves, de traîtres, de rois conjurés."

§ 541. Aber Frankreich, aufgelöst im Innern, mit zerrüttetem Heer und Finanzwesen, hätte trotz aller Prahlerei einem schnellen Angriff von außen nicht widerstehen können. Nur war die Wehrkraft des deutschen Reichs gleichfalls nichtig, einzelne Staaten, wie das nun vereinte (§ 518) Pfalz und Baiern, suchten schon jetzt bei dem Reichsfeinde Neutralität, und die Großmächte verloren die kostbare Zeit und verdarben ihre Sache bald durch Zwiespältigkeit. Erst im Juli überschritten die Preußen von Luxemburg her die Grenze, während die Oestreicher von den Niederlanden und vom Oberrhein aus sich anschließen sollten. Schon diese Heere erreichten nicht die verabredete Zahl. Verhängnißvoll aber ward im Hauptheer der doppelte Oberbefehl. Friedrich Wilhelm II. war für schnelles Vorgehen; sein Oberfeldherr, der für den besten des Zeitalters galt, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, für langsames, bedächtiges Operiren. Dadurch litten alle Maßregeln an schlimmwirkenden Widersprüchen. Voraus ging dem Heere ein von Emigranten verfaßtes Manifest an die Franzosen, welches drohte, jede Stadt zu zerstören, die sich widersetze, Paris aber in einer für alle Zeiten denkwürdigen Weise zu züchtigen, wenn dem Könige Ludwig XVI. ein Haar gekrümmt werde. Diese hohlen Prahlereien, die damals wirkungs-

los zu Boden fielen, gaben später den französischen Volksrednern und Klubmännern erwünschten Anlaß, den Patriotismus der Franzosen zur Wuth aufzustacheln.

§ 542. Die Preußen nahmen Longwy und Verdun und richteten ihren Marsch auf die Champagne. Vor dieser Provinz lagen die schluchtenreichen Wege des Argonner Waldes. Diese, hatten die Republikaner hochtrabend verkündet, müßten zu den Thermopylen Frankreichs werden. Zwar standen keine Spartaner und kein Leonidas hier; aber unschlüssig ließen die Preußen den beiden französischen Generalen, Dumouriez und Kellermann, Zeit, sich zu vereinen. Letzterer ward dann bei Valmy (am 20. September 1792) in einer unvorsichtig vorgeschobenen Stellung überrascht. Die Schlacht begann. Die Franzosen hatten junge, schlecht geübte Truppen, denen bei der Entfaltung der gefürchteten preußischen Colonnen das Herz schlug; gleich anfangs brachten auffliegende Pulverkarren unter ihnen Verwirrung hervor; ein rascher Angriff hätte den Sieg entschieden. Statt dessen beschränkte sich der Herzog von Braunschweig auf eine nutzlose Kanonade; am Abend gingen die Truppen beiderseits in gedeckte Stellung zurück.

§ 543. Aber für die Preußen ward der Tag zur Niederlage, während dem jungen Feindesheere der Muth wuchs. Dumouriez hielt dann, durch geschickt eingeleitete Unterhandlungen, die Preußen acht Tage auf, bis er verstärkt und unangreifbar war. Nun gingen jene, gleichfalls durch Scheinunterhandlungen sich deckend, an den Rhein zurück; aber die Ungunst des Klima's, furchtbare Regengüsse und heftige Ruhrkrankheiten schadeten ihnen mehr, als die blutigste Niederlage es vermocht hätte. Außerdem war durch die gepflogenen Unterhandlungen bereits der erste Keim des Mißtrauens unter den Verbündeten ausgesäet. Dumouriez warf sich nun auf die Oestreicher in Belgien. In der Schlacht von Jemappes (6. November 1792) begann der republikanische Ungestüm der französischen Truppen sich zu entfalten; die Oestreicher wurden geschlagen und die Niederlande erobert. Ja, noch ehe das Jahr endete, hatten die Franzosen auch die deutschen Städte Lüttich und Aachen besetzt.

§ 544. Während die deutschen Heere im Rückgang auf den Mittelrhein waren, überfiel plötzlich die französische Rheinarmee unter Custine, von den bereits eroberten Städten Speyer und Worms her, die deutsche Bischofsstadt Mainz. Schlecht befestigt, schlecht regiert und in der Stunde der Noth von ihrem Kurfürsten und dessen Beamten feig und kopflos verlassen, ergab sich die Stadt, der Hauptschlüssel der Rheinlande, leicht und willig den Franzosen, die mit den lockendsten Freiheitsverheißungen einzogen (21. Oktober 1792). Auch Frankfurt ward noch 1792 besetzt und gebrandschatzt, aber hier wurden die Neufranken von Preußen und Hessen und der wackeren Bevölkerung selbst noch vor Ablauf des Jahres wieder aus der Stadt geschlagen.

3. Die erste Coalition. Die Kämpfe bis zum Frieden von Basel.

§ 545. Das Haupt des unglücklichen Ludwigs XVI. war auf der Guillotine gefallen (21. Januar 1793). Entrüstet und von der wachsenden Revolution stets mehr bedroht, schlossen fast alle europäischen Mächte — England, Holland, Preußen, Oestreich, das deutsche Reich, Sardinien, Neapel und Spanien — einen Bund gegen Frankreich, die sog. erste Coalition (1793). Nur Katharina II. von Rußland hielt sich, ob-

wohl zum Kriege anreizend, fern, indem sie bei den Verwirrungen des westlichen Europa's um so ungestörter ihre Pläne gegen die Türkei und Polen verfolgen konnte. — Den ungeheuren Rüstungen Europa's hatte Frankreich, von inneren Parteien zerfleischt (§ 537), vom Aufstande fast aller seiner größeren Städte und der Vendée geschwächt, noch immer nichts entgegenzustellen, als ungeordnete Heere und unversuchte jakobinische Generale. Wieder dankte es die Republik mehr der Uneinigkeit, der Unschlüssigkeit, dem gegenseitigen Neid und Mißtrauen der Verbündeten untereinander, als sich selbst, wenn sie auch diesmal siegreich blieb. Zwar begann der Feldzug der Coalition mit glücklichem Vordringen. Die Oestreicher siegten am 18. März bei Neerwinden, eroberten Belgien wieder, und rückten sogar in's nördliche Frankreich ein. Die Preußen nahmen Mainz wieder (23. Juli) und drangen siegreich in der Pfalz und im Elsaß vor. Aber nun ward die Mißstimmung zwischen Oestreich und Preußen (dort genährt von dem Minister Thugut, hier von einer Friedenspartei unter Haugwitz) immer größer. König Friedrich Wilhelm II. wandte sein Auge auf die bevorstehende zweite Theilung Polens (§ 526) und verließ am Ende des Jahres das Heer.

Die Franzosen schlugen noch in demselben Jahre bei Hondscoten die Engländer und bei Wattignies (15. und 16. Oktober) die Oestreicher, während die Preußen unter dem Herzoge von Braunschweig in der Pfalz bei Pirmasens (14. September), an den Weißenburger Linien (13. Okt.) und endlich bei Kaiserslautern (28—30. November) noch siegreich waren. Aber jeder der Bundesgenossen beschuldigte den andern wegen schlechter Unterstützung, und unbefriedigt nahm bald auch Karl Wilhelm Ferdinand seinen Abschied.

§ 546. Im Jahre 1794 brachen die Franzosen von Neuem gegen die Niederlande vor. Am 26. Juni siegte Jourdan bei Fleurus, und in Wien beschloß man nun, nach Thuguts Plane, Belgien aufzugeben, dagegen im Osten bei der bevorstehenden letzten Theilung Polens (§ 526) ein Entschädigungsstück zu gewinnen und im Anschluß an Rußland das eifersüchtig beobachtete Preußen hier zu überflügeln. Preußen, in seinen Finanzen erschöpft, war nur noch im Felde geblieben, indem England den größten Theil der Besoldung seines Heeres übernahm. Dafür aber wollte England dasselbe auch wie sein eigenes behandeln und ihm die Kriegführung besonders in den Niederlanden aufbürden. Noch aber waren die Preußen in der Pfalz auch unter Möllendorf glücklich; noch zweimal in diesem Jahre hatten sie bei Kaiserslautern gesiegt (23. Mai und 18—20. Sept.; im ersten dieser Treffen hatte sich besonders Blücher ausgezeichnet bei Kirweiler); das preußische Selbstgefühl weigerte sich, bloß ein gemiethetes Werkzeug zu sein. So zerfiel allseitig die Coalition. Friedrich Wilhelm II. wünschte sein Heer in Polen allein verwenden zu können, nur widerstrebte er noch einem Separatfrieden, zu dem Frankreich entgegenkommend die Hand bot. Doch gingen nun auch die Preußen auf das rechte Rheinufer zurück, und die Franzosen nahmen das ganze linke Rheinufer in Beschlag.

§ 547. Zu Anfang des Jahres 1795 eroberten sie dann unter Pichegru auch das von den Engländern besetzte Holland und formten daraus die batavische Republik. Preußen aber schloß am 5. April 1795 mit der französischen Republik den Frieden zu Basel, durch welchen die Bestimmung über das linke Rheinufer zwar einem demnächstigen allgemeinen Frieden vorbehalten blieb, doch war es vorläufig in der Hand der Franzosen, und Preußen bereits für seine eigenen dortigen Länder (Mörs, Geldern, Cleve)

unter der Hand eine Entschädigung gelobt. Für diejenigen kleineren deutschen Länder, welche unter Preußens Vermittelung binnen drei Monaten den Frieden nachsuchten (meist norddeutsche), ward Neutralität gewährt. Wohl hatte Friedrich Wilhelm II., dessen Eifer im Anfang der reinste gewesen war, über hinterhaltige Selbstsucht seiner Bundesgenossen zu klagen; doch rächte sich das Zurücktreten von der gemeinsamen deutschen Sache und die nun beginnende ängstliche Friedenspolitik an Preußen später nur allzu bitter. — Oestreich blieb zwar im Krieg, anscheinend für das Interesse Deutschlands. Aber, bei der Unbedeutendheit des Kaisers, von Thugut, einen zweideutigen Menschen, geleitet, weckte es den nicht unbegründeten Verdacht, auch nur auf Eroberungen, bald in Italien, bald im Osten, vor allen Dingen auf die Erwerbung Baierns (§ 518, 519) bedacht zu sein. Erst im Sommer erwachte der Krieg wieder, indem zwei Heere der Franzosen unter fürchterlichen Verwüstungen über Düsseldorf und Mannheim her auf das rechte Rheinufer vordrangen. Diesmal aber waren die Oestreicher im Stande, unter dem tüchtigen General Clairfait sie zurückzuwerfen und mit einem nun eintretenden Waffenstillstand die alten Stellungen zu behaupten.

4. Napoleon Bonaparte. Friede zu Campo Formio.

§ 548. Fünf Armeen stellte im Jahre 1796 die französische Republik gegen ihre noch übrigen Feinde (England, Oestreich, Sardinien) in's Feld. Von diesen sollten zwei, die Maas-Sambre- und die Rhein-Armee, in's Innere Deutschlands vorbrechen, eine dritte von Italien her einen gleichzeitigen Angriff machen und eine endliche Verbindung mit den beiden andern in Süddeutschland suchen. Diese letzte stand bisher unter Massena zwischen den Apenninen und dem Meere (welches von den Engländern behauptet wurde) eng eingeschlossen. Mit dem Frühling des Jahres 1796 trat an ihre Spitze Napoleon Bonaparte (Bouonaparte), geb. 15. August 1769 zu Ajaccio auf Corsika. Damals 27 Jahre alt und schon frühzeitig in den Revolutionskriegen ausgezeichnet, begann der junge, schlanke Mann, mit den schwarzen Augen und langem schwarzen Haar, hier seine gewaltige Laufbahn. Selten oder nie hat die Geschichte in Einem Menschen solch eine Mischung des kältesten Verstandes und der glühendsten Leidenschaft, der glänzendsten wie der furchtbarsten Elemente hervorgebracht. Franzose an militärischem wie politischem Talent, an Gewandtheit, Dinge und Menschen zu behandeln, an Beredtsamkeit wie an Prahlerei und eitler Ruhmesliebe, verräth doch zugleich seine arglistige Falschheit sein italienisches, seine unversöhnliche Rachsucht sein corsisches Blut. Aus der Schule der wildesten Revolution, aus der Freundschaft der Robespierre hervorgegangen, hat er nie in seinem Leben jakobinische, d. h. despotisch-revolutionäre, furchtbare und gewissenlose Mittel gescheut, um zum Ziel zu gelangen; hat er es verstanden, auch bei den schlechtesten Thaten die Phrase der Tugend, Großmuth und Humanität auszuhängen, durch die die feile Menge der Thoren aller Zeiten nur zu leicht geblendet wird. Dennoch gebührt ihm der Ruhm, nicht bloß in hundert Schlachten gesiegt, sondern auch die Revolution geschlossen, neue Ordnungen und Gesetze aufgestellt, und selbst da, wo er nur das Selbstsüchtige, ja das Böse gewollt, nach Gottes höherem Rathschluß das Gute geschafft zu haben; besonders in unserem Vaterlande.

§ 549. Seinen hungernden, zerlumpten, wüsten Soldaten versprach er in vier Wochen Mailand. Und er hielt Wort. Indem er mit Schnelle und Geschick stets seine Truppen in Massen und in Uebermacht auf die, in weit-

läufigen Stellungen verzettelten Oestreicher zu werfen wußte, schlug er den 72jährigen, langsamen Beaulieu rasch aus den Gebirgen hinaus und zwang den König von Sardinien zum Frieden mit der Republik. Dann überschritt er den Po, umging die Linie des Tessin, und nahm bei Lodi die Adda-Brücke, worauf er sich rückwärts wandte und Mailand besetzte. Auch die starke Linie am Mincio wußte er dann geschickt zu überschreiten und zwang ein östreichisches Heer unter Wurmser, nach der Niederlage bei Castiglione und Bassano, sich nach Mantua zu werfen, wo er es den Winter hindurch belagerte. Ein drittes, zum Entsatz heranrückendes Heer unter Alvinzi schlug er bei Arcole (15.—17. November) und bei Rivoli (14. Januar 1797). Von seiner festen Stellung in Oberitalien aus beherrschte General Bonaparte fast ganz Italien, plünderte es aus oder gestaltete es um; er war es allein, der in diesem Jahre die republikanischen Waffen mit Sieg gekrönt hatte.

§ 550. Denn in Deutschland war von den Franzosen erst mit Glück, dann mit entschiedenem Mißgeschick gekämpft worden. Im Frühling hatte der junge Erzherzog Karl, Kaiser Franzens Bruder, der an Clairfait's Stelle Oberbefehlshaber der gesammten östreichischen Armee in Deutschland geworden war, zuerst die Maas-Sambre-Armee unter Jourdan, die bereits den Rhein überschritten, nach einem siegreichen Treffen in der Nähe von Wetzlar wieder über den Strom zurückgeworfen. Dann hatten freilich zwei Heere unter Jourdan und Moreau, die Schwaben und Franken unerhört brandschatzten, ihn bis tief nach Baiern zurückgedrängt. Plötzlich aber mit Verstärkung gegen Jourdan vorbrechend, schlug er diesen bei Amberg, 24. Aug., und dann bei Würzburg, 3. Sept. 1796, so daß derselbe in eiliger Flucht gegen die Lahn hinunter über den Rhein zurückging, überall verfolgt von dem grimmig sich erhebenden Landvolk, das die unaussprechlichen Greuel und Bedrückungen an seinen zuchtlosen Banden rächte. Auch Moreau sah sich nun zum Rückzuge über den Schwarzwald und den Rhein genöthigt.

§ 551. Erzherzog Karl war im folgenden Frühling 1797 dazu bestimmt, Bonaparten in Oberitalien entgegenzutreten. Dieser aber hatte bereits Mantua genommen (2. Februar) und war über die Etsch gegangen. Auch Erzherzog Karl, von vornherein mit zu geringen Streitkräften versehen, mußte ihm weichen. So drang er über den Tagliamento und Isonzo nach Friaul, ging durch die Alpenpässe auf Villach im Drauthale, von hier auf Judenburg, Leoben und Bruck im Murthale und näherte sich dem Semmering: das Herz Oestreichs schien bedroht. Zwar stand vor ihm zur Deckung Wiens der Erzherzog Karl, und von Frankreich her wagten sich dies Jahr keine Heere in's Innere Deutschlands; außerdem erhob sich jetzt in seinem Rücken der treue Tiroler Landsturm und die Bevölkerung Oestreichs und Wiens gerieth in patriotische Bewegung, so daß Bonaparte's Stellung, mit einer Armee von nur 40,000 Mann, gefährdet zu werden begann. Aber seine kecke Haltung und seine Drohung, auf Wien zu marschiren, schreckten den Kaiser und die Hofleute, besonders Thugut und Cobenzl, die ohnehin eine eigene patriotische Bewegung der Bevölkerung für revolutionär und für viel bedenklicher hielten, als die Abtretung einer Provinz. So war zu Leoben ein Präliminarfrieden geschlossen (18. April 1797), dem ein bis zum Herbst dauernder Waffenstillstand folgte. Bonaparte machte indessen dem Seestaate Venedig ein Ende und bildete in Italien die cisalpinische und ligurische Republik, die sich auf's engste an Frankreich schließen mußten.

§ 552. Nach manchem Harren und Schwanken im Laufe des Sommers folgte dann dem Präliminarfrieden der definitive Friede zu Campo Formio

(einem Landhause unfern Udine in Friaul, wo Bonaparte seinen militärischen Hof hielt) am 17. Oktober 1797. Durch denselben trat Oestreich das Herzogthum Mailand (§ 444) an die neugebildete cisalpinische Republik ab; die Niederlande an Frankreich. Dagegen erhielt es Venedig, Istrien und Dalmatien. Während noch zu Leoben öffentlich die Unverletzlichkeit (Integrität) des deutschen Reichsgebietes zum Schein verbürgt worden war, willigte jetzt in einem geheimen Artikel Oestreich ebenfalls (§ 547) in die Abtretung des linken Rheinufers, forderte aber für sich das Erzbisthum Salzburg und einen Theil Baierns; auch sollte Preußen keine Vergrößerungen machen dürfen. So hatte auch der Kaiser seinen Frieden und seine Entschädigung auf Kosten des Reiches hergestellt.

5. Der Congreß zu Rastatt. Die zweite Coalition.

§ 553. Das deutsche Reich war also in der Stunde der Noth von seinen beiden Großmächten verlassen (§ 547, § 552). Keine von beiden hatte der anderen etwas vorzuwerfen; jede war nur auf sich bedacht gewesen. Aber auch die Kleineren hatten nur im Sinne der Furchtsamkeit, der engherzigen Selbstsucht und fast lächerlichen Unbeholfenheit gehandelt, wie solche Fehler aus dem Gefühl der Ohnmacht fast mit Nothwendigkeit entspringen. Nicht blos, daß die erste Kunde vom Vorbrechen der Franzosen über den Rhein bis tief in den Osten des Reiches hin die Fürsten in die Flucht getrieben hatte; manche konnten kaum die Zeit erwarten, dem einst so prahlerisch verdammten revolutionären Feinde knechtische Freundschaft und Unterwerfung entgegenzutragen. So besonders der charakterlose Karl Theodor von Kurpfalz und Baiern (§ 518). Der ganze Jammerstand des Reiches war offenbar geworden, und schon rührten die Franzosen an ihr Jahrhunderte lang erstrebtes Ziel, die Rheingrenze.

§ 554. Um den Frieden auch mit dem deutschen Reiche herzustellen, d. h. um die Abtretungen auf dem linken Rheinufer, die viele deutsche Fürsten betrafen, zu regeln und auszugleichen, war bei dem Frieden zu Campo Formio ein Congreß zu Rastatt festgesetzt, der von französischen wie deutschen Botschaftern beschickt wurde (seit dem 9. Dezember 1797). Erstere gebärdeten sich hier mit dem frechsten Uebermuthe. Bald trat der, schon heimlich mit Preußen und auch mit dem, freilich wieder schwankenden Oestreich verabredete Plan deutlich hervor: zur Entschädigung der weltlichen Fürsten die geistlichen Gebiete einzuziehen (zu säculariſiren). Aber freilich brachte die Durchführung dieses Planes eine Reihe der ärgerlichsten Verhandlungen mit sich, während die Franzosen bereits das linke Rheinufer, als für immer zu Frankreich gehörig, in Departements theilten und es in allen Dingen der neuen Republik einverleibten.

§ 555. Aber der kecke Uebermuth des revolutionären Feindes griff mehr und mehr über alle Schranken. Die festen Punkte auch auf der rechten Rheinseite, Kehl, Mannheim, Castel, Ehrenbreitstein, wurden entweder besetzt, oder ihre Schleifung wurde verlangt. Aus dem Kirchenstaate wurde eine neue Tochterrepublik, die römische (15. Februar 1798), und aus der alten Schweiz die helvetische (12. April) gebildet. Bonaparte unternahm seine abenteuerlich kühne Fahrt nach Aegypten, eroberte auf dem Wege Malta, den Sitz des Johanniterordens (§ 187), und häufte dann durch die Schlachten bei den Pyramiden, bei Nazareth, am Tabor neue Ehren auf sich und seine Armee. In der Unternehmung gegen den Orient sah sich besonders England angegriffen, und sein Minister, der jüngere Pitt, betrieb darum auf's Eifrigste

die Bildung einer neuen Coalition. In Rußland war 1796 Paul I. seiner Mutter Katharina gefolgt, ein leidenschaftlicher, unbeständiger Herrscher, aber gleich seiner Mutter der heftigste Feind der Revolution. So ward Rußland leicht gewonnen, und Paul träumte sich schon als Hersteller der alten Ordnung in Europa. Aber auch Oestreich, in seinen geheimen Hoffnungen, die ihm im Frieden von Campo Formio (§ 552) gemacht waren, getäuscht, neigte sich der Coalition zu. Eine muthwillige Aufreizung des französischen Gesandten Bernadotte, der bei einem östreichischen patriotischen Gedenkfeste vom Gesandtschaftshotel in Wien die dreifarbige Fahne herausfordernd aushängte, und ein darüber entstehender Volksauflauf brachte hier die Sache zum Bruch. Auch Preußen suchte man, obwohl vergeblich, in die Coalition zu ziehen. Dagegen traten Neapel und die Türkei mit ein.

§ 556. So begann im Anfang des Jahres 1799 ein neuer Weltkrieg, der der zweiten Coalition, welcher sich vom Helder bis zur sicilischen Meerenge ausdehnte. Anfangs waren die Verbündeten glücklich. Erzherzog Karl siegte bei Stockach (25. März) und drängte die Franzosen über den Rhein zurück. Ebenso waren die Waffen der Oestreicher in der Schweiz und Italien siegreich. Der Congreß zu Rastatt war, auch nachdem Oestreich die Feindseligkeiten längst eröffnet, in überschwenglicher Geduld gegen alle französischen Anmaßungen noch zusammengeblieben. Erst als östreichische Truppen in der Nähe der Stadt standen, löste er sich auf. Bei ihrer Abreise aber wurden die französischen Gesandten von östreichischen Husaren überfallen, zwei von ihnen mit Säbelhieben getödtet, während nur Einer schwer verwundet entkam. Diese dunkle That, deren Urheberschaft wohl bei östreichischen Diplomaten zu suchen ist, sprengte endlich auch den Congreß. Wie ein Sturm entwickelte sich dann in Italien die siegreiche Kriegführung des gewaltigen, wunderlichen und furchtbaren Suworoff, des russischen Obergenerals. Die Schöpfungen Bonapartes vom Jahre 1796, die Tochterrepubliken Frankreichs, sanken vor ihm in Trümmer. Dann durch den Befehl seines Kaisers nach der Schweiz gerufen, machte er den wunderbarsten Alpenübergang, von dem die Geschichte zu erzählen weiß. Von den jähen Höhen des St. Gotthardt herabgestiegen, fand er Russen und Oestreicher bei Zürich (wo im Frühjahr Erzherzog Karl gesiegt) von Massena geschlagen, so daß der Feind ihm die Ausgänge im Reußthale, dann im Muottathale sperrte und mußte sich auf neuen, furchtbaren Märschen über die Bündtner Alpen in's Vorderrheinthal werfen. Schon aber herrschte innerer Zerfall in der Coalition. Paul I., der eifrig die alten Ordnungen hatte wieder aufrichten wollen, hatte Oestreich im Verdacht, nur nach Vergrößerung in Baiern und Sardinien zu streben; England hatte in Verbindung mit russischen Truppen einen unglücklichen Feldzug in Holland gemacht. So rief Paul I. sein Heer zurück, und die zweite Coalition begann sich zu lösen.

6. Marengo. Friede zu Luneville. Reichsdeputationshauptschluß.

§ 557. Unterdessen war Bonaparte aus Aegypten zurückgekehrt, hatte am 18. Brumaire (9. Nov.) 1799 die bisherige französische Regierung, das Directorium, gestürzt und sich zum ersten Consul wählen lassen. Von nun an herrschte er durch seine militärische Gewalt in Frankreich unumschränkter, als irgend ein anderer Fürst Europa's in seinem Lande. Er bot sogleich in einem Briefe voll schöntönender Worte den Monarchen Englands und Oestreichs die Friedenshand; als diese verschmäht wurde, hatte er den Schein der Gerechtigkeit in einem neuen Feldzuge für sich. — Schon im Frühjahr

drang Moreau siegreich bis nach Baiern vor, während Massena den östreichischen General Melas durch die hartnäckige Vertheidigung von Genua ermüdete. Bonaparte sammelte indessen heimlich an verschiedenen Stellen im östlichen Frankreich ein Heer, vereinte es plötzlich und begann vom Rhonethale aus seinen Uebergang über den großen Bernhard (14.—20. Mai 1800). Glücklich kam er im Thal der Dora Baltea an, am Fort de Bard vorüber, und gelangte in die lombardische Ebene.

§ 558. Das östreichische Heer hatte indessen Genua erobert. Jetzt von Bonaparte plötzlich in der Flanke angegriffen, sah es sich genöthigt, umzukehren. Am 14. Juni 1800 kam es zur blutigen Schlacht von Marengo. Schon glaubte sich der östreichische Feldherr Melas des Sieges sicher, als französischer Seits Desaix, erst unlängst aus Aegypten zurückgekehrt, auf dem Schlachtfelde erschien und durch den ungestümen Angriff seiner Garden den Sieg für die Franzosen mit seinem Leben erkaufte. Ganz Oberitalien war in der Hand der Sieger, denen die Oestreicher nun Waffenstillstand boten; alle Siegesfrüchte des vergangenen Jahres (§ 556) waren verloren. Doch suchte Oestreich, nun noch fester mit England verbündet, nur Zeit zu gewinnen. Als der Waffenstillstand, ohne zum Frieden zu führen, ablief, brachte Moreau den Oestreichern auf dem Plateau zwischen Isar und Inn bei Hohenlinden (3. Dez. 1800) eine vollständige Niederlage bei, in Folge deren er über die Ens bis in's Herz des Kaiserstaates vordrang.

§ 559. Nun war auch Oestreich zum Frieden genöthigt. Bonaparte, bereits in inniger Freundschaft mit dem wankelmüthigen Paul I. von Rußland, war in der Lage, den Frieden dictiren zu können. Kaiser Franz mußte ihn zu Luneville 9. Febr. 1801 zugleich im Namen Oestreichs wie des deutschen Reiches schließen. Es ward darin auf den Frieden von Campo Formio (§ 552) zurückgegangen, als Grenze Oestreichs in Italien wurde die Etsch, als Grenze Deutschlands gegen Frankreich der Rhein anerkannt. Aber auch die Herzöge von Modena und Toscana, Habsburgischen Stammes, sollten in Deutschland, ersterer im Breisgau, letzterer mit Salzburg entschädigt werden. In jeder anderen Beziehung ging man auf die Verhandlungen des Rastatter Congresses (§ 554) zurück. Was die einzelnen weltlichen Fürsten eingebüßt, das sollte durch die Säcularisation der geistlichen Gebiete ersetzt werden. Ein schmählicher Vertrag! Deutschland verlor an 1150 □M. seines besten Gebietes, und an $3\frac{1}{2}$ Million seiner Landeskinder; dagegen ließen sich die Fürsten entschädigen und vergrößern durch Beraubung ihrer Mitstände.

§ 560. Das schwerste Werk blieb jedoch noch übrig: die Ausgleichung und Vertheilung dieses Raubes. Während der Reichstag zu Regensburg klagend und sich windend endlich die sogenannte Reichsdeputation zu diesem Zwecke einsetzte, befanden sich bereits die fürstlichen Unterhändler in Paris, und es ist besser zu schweigen über die verächtlichen Wege, die sie bei Talleyrand und andern einflußreichen Diplomaten, später auch bei Rußland einschlugen, um ihre Habgier zu sättigen. Von den Fremden dictirt, denen sich Preußen und Baiern nur zu willig, Oestreich zögernd und mißvergnügt, hingab, kam dann am 25. Febr. 1803 der sogenannte Reichsdeputationshauptschluß zu Stande. Die geistlichen Gebiete (das einzige Kur-Mainz ausgenommen) verschwanden durch denselben von der Karte Deutschlands; von freien Städten blieben noch sechs: Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg. An Entschädigungen erhielten:

Oestreich die Bisthümer Trient und Brixen und für den Großherzog

von Toskana Salzburg; an den Herzog von Modena trat es den Breisgau sammt der Ortenau ab.

Preußen erhielt (oder hatte vielmehr schon 1802 besetzt) für 48 □M., die es am linken Rheinufer aufgegeben (§ 547) 230 □Meilen, nämlich die Stifter Hildesheim, Paderborn und den größten Theil von Münster, ferner Erfurt und das Eichsfeld und die freien Städte Nordhausen, Mühlhausen und Goslar.

Hannover erhielt Osnabrück.

Baiern bekam für die abgetretene Kurpfalz, für Jülich ꝛc. die Stifter Würzburg, Bamberg, Freisingen, Augsburg, Passau und eine Reihe Reichsstädte; etwa 290 □Meilen für 200 abgegebene. Erst diese Abrundung verlieh dem Staate rechte politische Gestalt und Bedeutung.

Württemberg erhielt für das abgetretene Mömpelgard reiche Entschädigung an Klostergut und an Reichsstädten in Schwaben, durch die gleichfalls sein Gebiet trefflich abgerundet ward. Am reichsten aber entschädigt ward

Baden, dem für 8 verlorene □Meilen an 60 gewährt wurden, theils kurpfälzische, theils bischöfliche Gebiete; das Land dehnte sich jetzt, freilich noch zerstückt, vom Neckar bis zur Schweizergrenze aus.

In diesen drei Staaten schuf sich Bonaparte bereits einen Anhang und eine Stütze gegen Oestreich und Preußen.

In demselben Sinn wurden Hessen-Darmstadt und Nassau bedeutend vergrößert. Unzählige Entschädigungen und Ausgleichungen fanden außerdem in kleinerem Maßstabe statt. Baden, Württemberg, Hessen-Cassel und Salzburg wurden zur Kurwürde erhoben.

7. Beginnende Erniedrigung Deutschlands.

§ 561. Durch die Friedensschlüsse von Basel, Campo Formio und Luneville, endlich durch den, die Schmach besiegelnden Reichsdeputationshauptschluß war die morsche Form des alten deutschen Reichs völlig eingebrochen. Größere Schande, größeres Unglück hatte selbst der westfälische Friede (§ 119) einst nicht gebracht. Keine deutsche Macht, von der größten bis zur kleinsten, war ohne Schuld geblieben. Alle hatten, nach denselben Grundsätzen wie sie die französische Revolution und Bonaparte gelehrt, nach Raub und Gewaltthat ihre Hände ausgestreckt. Und das deutsche Volk? Es sah in stumpfer Theilnahmlosigkeit das Reich gestürzt, das Vaterland zerstückt, die Grenzen geschmälert. Das Unglück, seit Jahrhunderten kein Vaterland gehabt zu haben, ward nun schmerzlich an ihm offenbar. Aber noch schien das Niemand zu fühlen. Es bedurfte noch härterer Schläge, und Bonaparte ward die eherne Geißel in der Hand Gottes, sie reichlich über uns zu verhängen.

§ 562. Denn Bonaparte ging von nun an seinen schonungslosen zertrümmernden Gang weiter. Zwar hatte er auch mit England den Frieden von Amiens geschlossen und schien nun wirklich eine Periode der Ruhe und des Glücks über Frankreich und die Welt bringen zu wollen. Aber die Einigkeit dauerte nicht lange. Man stritt um die Herausgabe Malta's (§ 555), und England, noch unter der Leitung des jüngeren Pitt, sah sich bald geflissentlich herausgefordert. Schon 1803 standen beide Nationen wieder im Kampfe. Bonaparte, der England zur See nicht gewachsen war und es zu Lande nicht erreichen konnte, faßte den Plan, sich durch Wegnahme Hannovers zu entschädigen. Im Sommer 1803 drang ein französisches Heer von nur

12,000 Mann unter General Mortier plötzlich von Holland her in das Kurfürstenthum ein. Auch in diesem Lande, das die reichsten Hülfsmittel und ein Heer von 15,000 Mann schlagfertig hatte, trat dem Feinde nur die Kopflosigkeit des regierenden Adels und die tiefe Verfallenheit aller Zustände entgegen. Man vermied auf's Angelegentlichste jeden Widerstand und „Alles, was Ombrage machen könnte." Der Obergeneral erhielt von der Landesregierung sogar die Weisung: „den Truppen nicht zu gestatten zu feuern und das Bayonnet nur im dringendsten Nothfall mit Moderation zu gebrauchen." Dieselbe Landesregierung gab durch feige Capitulation (3. Juni 1803) das Land mit seinen trefflichen Kriegsvorräthen und Festungen und mit einem Schatz von mehr als einer Million in die Hände der Feinde. Das Heer ward nach Lauenburg (§ 256, Anm.) über die Elbe geführt und hier entwaffnet und aufgelöst. Das tüchtige Volk vom alten Sachsenstamme knirschte, als es die kleinen, bläßlichen Soldaten auf den elenden abgemagerten Pferden einrücken und die schmählichsten Gewaltthaten ausüben sah — und sich sagen mußte, daß es von solch einem Feinde ohne Schwertschlag überwunden sei! — Hannover war ein deutsches und kein englisches Land gewesen, wenngleich der König von England sein Kurfürst war; der Ueberfall war mithin durchaus ungerechtfertigt. Das deutsche Reich aber ließ es wiederum fast theilnahmlos geschehen, daß einer der herrlichsten Zweige ungestraft aus seiner Krone gebrochen wurde; Preußen, durch seine Macht und seine Lage zunächst zum Schutz berufen, hatte zwar erst an England das Erbieten gestellt, Hannover als neutrale Macht zu besetzen und zu schützen; dann aber, als dies abgelehnt worden, ließ es zu, daß ein unternehmender Feind sich zwischen seine westlichen und östlichen Landestheile setzte.

§ 563. Bald folgte eine noch höhnischere Gewaltthat, die einen Schrei des Entsetzens durch ganz Europa wachrief. Gegen die neue Gewalt Bonaparte's hatten in Frankreich republikanische wie royalistische Verschwörungen stattgefunden, die aber leicht unterdrückt worden und nur zur Befestigung seiner Macht gedient hatten. Nun hielt sich zu Ettenheim in Baden, also auf deutschem Reichsgebiet, ein bourbonischer Prinz, der Herzog von Enghien, auf, dessen Mitschuld an jenen Umtrieben durchaus unerwiesen war, an dem aber Bonaparte ein Exempel seiner Rache zu statuiren beschloß. Er ließ deshalb plötzlich und bei Nacht Soldaten über den Rhein gehen, den Herzog in Freundesland und unter deutschem Reichsschutz aufheben (15. März 1804), ihn nach Vincennes bringen, und ihn dort unter dem Gaukelspiel eines gerichtlichen Verfahrens verurtheilen und erschießen. So tief gesunken war Deutschland, daß der Regensburger Reichstag kein tadelndes Wort darüber zu sagen wagte. Rußland, Schweden, England brandmarkten die That: das deutsche Reich blieb in ehrlosem Schweigen!

§ 564. Indessen rührte Bonaparte an das Ziel seiner Wünsche, die Kaiserkrone. Schon 1802 hatte er sich zum Präsidenten auch der italienischen Republik, dann zum lebenslänglichen Consul wählen lassen. Nach dem Grundsatz des allgemeinen Wahlrechts ward er dann endlich, am 18. Mai 1804, zu Pfingsten als Napoleon I., Kaiser der Franzosen, verkündet, und am 2. Dec. von dem zu diesem Zweck nach Paris gerufenen Papste feierlich in der Notredame-Kirche gesalbt. Die meisten europäischen Mächte erkannten ihn ohne Bedenken an. Der deutsche Kaiser Franz II. nahm nur zuvor noch den Titel eines erblichen Kaisers von Oestreich an (als solcher von nun an Franz I. genannt), und schloß sich dann gleichfalls der Anerkennung an.

§ 565. Noch in demselben Jahre kam der neue Gewaltherrscher, der sich in einer unverstandenen Nachäffung Karls des Großen gefiel, nach Aachen, Köln und Mainz, den Stätten altdeutscher Reichsherrlichkeit. Ueberall erschöpfte sich der knechtische Sinn in Huldigungen. Schon strömten die rheinischen Fürsten aufmerksam an seinen Hof. Aber auch in dem noch nicht unterworfenen Theile unseres Volkes fehlte es an jedem Bewußtsein der erlittenen oder drohenden Schmach; noch galt kleinliche Selbstsucht dem bethörten Zeitalter als höchste Weisheit. Es mußten erst noch härtere Schläge fallen, um das entschlummerte Nationalgefühl zu wecken und ein Vaterland wiederherzustellen; es galt, was Göthe schon 1797 vorahnend gesagt hatte:

Denn gelöst sind die Bande der Welt: wer knüpfet sie wieder,
Als allein nur die Noth, die höchste, die uns bevorsteht!

8. Ulm und Austerlitz 1805. Dritte Coalition.

§ 566. Oestreich war durch den Luneviller Frieden und den Reichsdeputationshauptschluß wenig in seinen ursprünglichen Erwartungen befriedigt worden. Rußland hatte, nachdem Paul I. auf entsetzliche Weise unter Mörderhänden gefallen (1801), in dessen jungem Sohne und Nachfolger, Kaiser Alexander, einen Herrscher, der weich und empfindsam, für Begeisterung und edelmüthige Regungen empfänglich, und doch wieder seiner schwankenden Natur nach unselbständig und unzuverlässig war. Dieser war von anfänglicher Bewunderung und Freundschaft für Bonaparte, je mehr er sich bloß als dessen Werkzeug erkannt, zu Abneigung und Feindseligkeit übergegangen. Vor Allem aber wachte England und der unermüdliche Pitt über jeden Fortschritt des verhaßten Gegners. Napoleon hatte bald nach seiner Kaiserkrönung auch die italienische Republik in ein Königreich verwandelt und die eiserne Krone (§ 43) für sich genommen (1805); andere Theile hatte er mit Frankreich vereinigt, andere seinen Verwandten verschenkt. — Bei diesen Stimmungen und diesen Verhältnissen ward es dem englischen Minister nicht schwer, Rußland und Oestreich mit England in eine neue, die dritte, Coalition zu vereinigen. Man hoffte auch Preußen zu gewinnen, welches in seinem Ansehen bereits so gesunken war, daß Alexander auf den übermüthigen Gedanken kam, es mit Gewalt zum Kriege fortreißen zu können. Drohend kehrten sich die russischen Heere gegen die preußische Grenze, und fast gebieterisch verlangte der Czar den Durchmarsch. Noch aber bewahrte Preußen seine Würde. Friedrich Wilhelm III. stellte sein Heer entgegen, um jede Verletzung der Neutralität mit gewaffneter Hand abzuwehren. So wählte Alexander mildere Wege, während Preußens Neutralität bald von Napoleon in schreiendster Weise wirklich verletzt wurde.

§ 567. Die Coalition, der sich auch die Staaten zweiten Ranges, Neapel und Schweden angeschlossen, hatte einen großen Angriff von Italien und Deutschland her auf Frankreich im Sinne. War der Sieg erfochten, so sollten die Napoleonischen Staaten befreit oder aufgelöst, Europa's alte Ordnungen wieder hergestellt werden. Noch aber waren solche Gedanken und Pläne nur im Kopfe der Herrscher und Hofleute, nicht im Herzen der Völker. Man wähnte mit den alten Mißbräuchen, den alten mit Schuld oder Schande bedeckten Persönlichkeiten, mit den alten verbrauchten Mitteln so Gewaltiges zu vollbringen. Die Wiedergeburt war noch nicht geschehen, und darum Sieg und Hoffnung noch ferne. — Napoleon hatte damals von Boulogne aus

einen Angriff auf England gerüstet. Man glaubte ihn deshalb zu einem festländischen Kriege nicht vorbereitet, und hoffte, ihn überraschen zu können. Aber, während jener alle Pläne gegen sich kannte und überwachte, kamen die Maßregeln der Coalition langsam und verworren zur Ausführung. Nur in Italien stand unter Erzherzog Karl eine ausreichende Macht. In Deutschland reichte das Heer, welches unter General Mack gestellt ward, nicht aus, um, wie man beabsichtigte, Baiern zu besetzen, die Napoleon befreundeten Kurfürsten von Württemberg und Baden im Schach zu halten und dem Kaiser selber zu begegnen. Die russischen Heere standen noch fern; erst im Oktober sollte das erste am Inn, das zweite an den Grenzen Mährens anlangen.

§ 568. Bei weitem das Verderblichste war jedoch die schlechte Wahl des Oberbefehlshabers. Mack wiegte sich in den verworrensten Phantasien papierner Kriegspläne. Zwar rückte er in Baiern ein, aber Kurfürst Max Joseph, Karl Theodors Nachfolger in Baiern und Berg*), zog seine Truppen glücklich aus dem Netz, und führte sie, wie auch Württemberg und Baden, später Napoleon zu. Mack dagegen concentrirte seine Truppen, 57,000 Mann, an der oberen Donau um Ulm, und wähnte sich in meisterhafter Stellung des Sieges sicher. — Napoleon aber, der bei seinem englischen Landungsplan sein Heer gerüstet hatte, wandte plötzlich und, statt überrascht selber überraschend, seinen Angriff gegen Deutschland. Seine Heeresabtheilungen, in denen am rechten Platz auch stets der rechte Mann stand, griffen unter seinen berühmten, siegesgewohnten Marschällen wie die eisernen Glieder einer trefflichen Maschine mit vollkommener Präcision in einander; wie auf den Radien eines Kreises bewegten sie sich jeder selbständig nach dem, vom Herrscher bezeichneten Mittelpunkt, auf Ulm zu. Mack war bereits völlig umschlossen, als er den Feind noch fern wähnte. Um das Netz zuzuziehen, war Bernadotte, der aus Hannover herbeikam, auf Napoleons Befehl, unbekümmert um Preußens Neutralität, durch das Anspach'sche gerückt. Als das blinde Siegesvertrauen Mack's dann endlich enttäuscht war, er sich von fast 200,000 Mann umstellt sah — da folgte ebenso schimpfliche Kleinmüthigkeit, und am 17. Okt. 1805 capitulirte er mit 23,000 Mann, die er noch bei sich hatte. In düsterm Schweigen streckten die wackeren Truppen, durch den Wahnsinn und die Ehrlosigkeit ihres Anführers verrathen und verkauft, das Gewehr. — Der Schmach von Ulm folgte ein unglücklicher Feldzug. Die Russen, deren erstes Heer unter Kutusow am Inn angekommen war, gingen nun nach Mähren zurück. Auf dem Marsche bestanden sie jedoch, mit Oestreichern zugleich, ein glückliches Gefecht bei Dürrenstein an der Donau. Napoleons Marschälle, Murat, Lannes, Bertrand, nahmen dann ohne alle Gegenwehr Wien ein. Napoleon drang nach Mähren, wo sich die letzte Entscheidung des Kampfes vorbereitete.

§ 569. Aber unerwartet gestaltete sich die Lage für ihn gefahrvoll. Preußen, durch die Verletzung seiner so eifrig gehüteten Neutralität (§ 558) entrüstet, schien plötzlich der Coalition beitreten zu wollen. Alexander, diese Stimmung benutzend, kam persönlich nach Berlin, und hier ward ein enger Freundschaftsbund zwischen ihm und Friedrich Wilhelm III. geschlossen (siehe unten). Von letzterem gesandt, kam Haugwitz (§ 545) in das Hauptquartier Napoleon's, um ihm unter preußischer Vermittlung einen Frieden vorzulegen, nach welchem er Deutschland räumen sollte; im Falle der Ablehnung wollte

*) Er war aus der Zweibrückischen Linie und ein Bruder jenes Karl, dessen sich Friedrich d. Gr. gegen die östreichischen Eroberungspläne angenommen hatte.

Preußen mit 180,000 Mann der Coalition beitreten. Außerdem aber näherten sich von Italien, Steiermark und Tirol her die Erzherzöge Karl und Johann mit fast 90,000 Mann und bedrohten Napoleon's Rücken. Ein neu verstärktes Russenheer unter Kutusow und Alexander stand ihm entgegen. Englands Admiral Nelson hatte seine Flotte bei Trafalgar (21. Oktober) vernichtet. Alles dies brachte Napoleon in eine sehr mißliche Lage.

§ 570. Aber seine Ueberlegenheit half ihm auch jetzt. Haugwitz, charakterlos, franzosenfreundlich und leichtsinnig, wie er war, ließ sich von Napoleon zu Talleyrand nach Wien complimentiren, ohne nur seinen Auftrag vorzubringen. Die Verbündeten, die um jeden Preis jetzt hätten eine Schlacht vermeiden müssen, wußte Napoleon durch erkünstelte Furcht dazu zu locken. Die Ungeduld Alexanders und der rohe Uebermuth seiner Altrussen ging in die Schlinge. Es war am Jahrestage von Napoleon's Krönung, 2. Decbr. 1805, als bei Austerlitz unweit Brünn die sogenannte Dreikaiserschlacht Napoleon's I. gegen Alexander I. von Rußland und Franz I. von Oestreich geschlagen ward. Die für Napoleon's Glück sprüchwörtlich gewordene „Sonne von Austerlitz" beschien am Abend des blutigen Tages das vollständig aufgelöste Heer seiner Gegner, dessen Reste über einen schmalen Damm zwischen zwei Seen und über das dünne Eis derselben Rettung suchten und meist Untergang fanden.

§ 571. Der Sieg brachte mit schneller Wendung den Frieden. Schon zwei Tage nachher kam der Kaiser Franz persönlich mit Napoleon bei einem Wachtfeuer auf freiem Felde zusammen. Diese demüthigende Begegnung zündete zwar in Franz nur persönliche Abneigung, die er nie verwunden, doch führte sie für jetzt zum Frieden, der zu Preßburg am 26. December geschlossen ward. Durch denselben trat Oestreich Venetien (§ 552) an das Königreich Italien, Tirol und Vorarlberg an Baiern (das dafür Berg an Murat gab), einzelne Stücke des Breisgau's an Württemberg und Baden ab; dafür bekam es als Entschädigung Salzburg*). Der Kaiser Franz mußte die zu Königen erhobenen Herrscher von Baiern und Württemberg, sowie den Großherzog von Baden als völlig souverän anerkennen, und dem französischen Herrscher die Stiftung einer confédération germanique (des späteren Rheinbundes) zugestehen. Am schmählichsten aber ward Haugwitz und in ihm Preußen behandelt. Nach der Austerlitzer Schlacht wagte jener vollends nicht mehr, seinen Auftrag auszurichten, den Napoleon doch kannte und in rachsüchtiger Erinnerung behielt. Gerade an dem Tage, wo er nach seines Königs ursprünglichem Befehl hätte den Krieg erklären müssen (15. December), schloß er den Vertrag zu Schönbrunn, durch welchen Preußen in ein Bündniß mit Frankreich trat, und als Preis dafür Hannover erhielt. Zwei Monate später (15. Febr. 1806) ward dieser Vertrag zu Paris erneuert, aber schon mußte Haugwitz das alt-hohenzollernsche Anspach dafür an Baiern und die Reste von Cleve an Murat's Großherzogthum Berg abtreten. Durch diese Verträge war auch Preußen auf die Bahn des Untergangs geführt.

9. Preußen vom Baseler Frieden bis 1806.

§ 572. Preußen hatte seit dem Baseler Frieden sich auf sich selbst zurückgezogen und war in steter Neutralität beharrt. Eine solche aber stimmte weder mit der Stellung Preußens, noch mit den Erinnerungen aus der Zeit des großen Kurfürsten und des großen Königs. Ersterer hatte

*) Der Kurfürst von Salzburg (§ 559) erhielt das von Baiern abgetretene Würzburg.

ganz entschieden, so klein auch seine Macht noch war, es für seinen Beruf geachtet, für Deutschlands Heil und Grenzen stets im Vordertreffen zu stehen; Letzterer hatte seinem Reiche die Weisung hinterlassen, daß es in allen europäischen Zerwürfnissen den Ausschlag geben müsse*). Beider Mahnungen war damals Preußen uneingedenk und bereitete so sich selbst seinen Sturz.

§ 573. Friedrich Wilhelm II. starb am 16. Nov. 1797. Ihm folgte sein 27jähriger Sohn Friedrich Wilhelm III. (1797—1840). Der junge König, eine edle soldatische Gestalt, knapp und karg in Worten, verschlossen und königlich in seiner Haltung, brachte die edelsten und reinsten Bestrebungen auf den Thron. Aber, wie einst sein Vater selbst, fern von Geschäften und durch beschränkte Menschen erzogen, fehlte ihm damals noch die volle Reife und Festigkeit des Charakters, und vor Allem das Vertrauen in sich selbst, das einem Regenten erst das rechte Gewicht des Handelns giebt. So blieben zum Theil die alten Rathgeber seines Vaters auch seine Leiter, zu seinem und seines Staates Verderben. Manches freilich änderte sich bei Hofe: der König selber war sittenrein, bürgerlich schlicht und ehrbar; neben ihm stand seine junge, schöne, hochbegabte Gemahlin, Luise von Mecklenburg-Strelitz (geb. 10. März 1776, gest. 19. Juli 1810). Schon an Friedrich Wilhelms II. Hof hatte sie edle Sitte, Huld und Anmuth gebracht, einen milden, wohlthätigen Sinn und ein Gemüth, das an der Natur, im Umgang mit Kindern und mit einfachen Menschen aus dem Volke seine Freude fand. Damals bewundert als die Fürstin der Fürstinnen, wie König Friedrich Wilhelm II. sie nannte, und von Dichtern wie Göthe und Jean Paul gefeiert, ahnte wohl kaum Jemand, daß sie auch für schwere Leiden bestimmt sei und einst in dunkler Zeit der „gute Engel der gerechten Sache" sein würde. Eine Reihe schöner und begabter Kinder wuchs um das junge Herrscherpaar heran. Leider aber erstreckte sich die Einwirkung des sittlichen Geistes der Königsfamilie nicht weit auf den Hof und die Residenz. Die allgemeine Leichtfertigkeit der Zeit, Mangel an religiösem Ernst, Genußsucht und Haschen nach äußerem Flitterglanz war an die Stelle des einst so strengen opferwilligen, spartanischen Geistes in Preußen getreten. Die deutsche Literatur, damals (im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts) auf ihrem Gipfel (§ 532), begann weit über ganz Deutschland hin ihre Strahlen zu werfen; so auch auf Berlin. Aber neben der früheren gesellschaftlichen Oberflächlichkeit ward eben dadurch nun auch eine Sucht geistig zu glänzen in Berlin zur Modekrankheit. Für die Zertrümmerung Deutschlands, für die Gefahren, die auch gegen Preußen sich thürmten, lebte bei diesem Geschlecht damals kaum ein Bewußtsein oder irgend eine Theilnahme.

§ 574. Zeigte so das gesellschaftliche Leben in Preußen, besonders in der Hauptstadt, den Stempel verborgener Fäulniß bei äußerem Glanz, so trug ihn das staatliche Leben nicht minder. Manches zwar war durch Friedrich Wilhelms III. redlichen Willen besser geworden. Das Wöllner'sche Religionsedict (§ 528) hatte der junge Herrscher sogleich aufgehoben. Auch waren Ersparungen eingetreten, die Finanzen Preußens wurden gebessert. Neue Bauten, z. B. das Brandenburger Thor (noch unter Friedrich Wilhelm II. 1789—93 erbaut) und andere mehr, zierten die Residenz, Landstraßen begannen damals zuerst durch den preußischen Staat geführt zu werden. Für Wissenschaft und Kunst, sowie für Volksunterricht geschah Manches. Aber die alten Fehler lasteten mit verhängnißvoller Schwere auf

*) Es müsse „l'arbitre des destinées de l'Europe" sein.

dem Staat, dessen allmählig einrostende Maschine noch forttreiben sollte, wie sie von Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen eingerichtet war. Haugwitz, oberflächlich, sittenlos und leichtsinnig, leitete die äußere Politik; neben ihm standen Männer wie Lucchesini und Lombard, von denen der Letztere thatsächlich käuflich war. Am schlimmsten aber stand es im Heere; das damalige Preußen hatte auf etwa 10 Millionen Einwohner ein Heer von 200,000 Mann. Aber dieses Heer, herrlich im Aeußeren, war auf keinem Kriegsschauplatze erprobt, sein Stolz gründete sich auf die verjährten Erinnerungen des 7jährigen Krieges. Noch immer bildeten die gemeinen Soldaten einen tief verachteten, mit empörender Herabwürdigung behandelten Stand. Die Offiziere gehörten mit nur zufälliger Ausnahme dem Adelstande an. Unter ihnen war, wie auch unter den Gemeinen, im Ganzen noch ein guter Kern; doch litten sie an den Fehlern einer Friedensarmee. Die älteren waren meist steif und geistlos, die jüngeren leichtfertig und übermüthig. Fast alle aber waren in dem Dünkel der Unüberwindlichkeit des preußischen Heeres befangen. Der leichte holländische Feldzug (§ 524) hatte sie in demselben bestärkt, die schlimme Warnung des Feldzuges in der Champagne (§ 541) ihn nicht erschüttert, und wirklich hatten auch die Feldzüge in der Pfalz von 1793 und 1794 (§§ 545, 546) das Heer in seiner alten Ueberlegenheit gezeigt.

§ 575. Noch immer war der Staat im Wachsen geblieben. Schon 1791 waren die althohenzollernschen Länder Anspach und Baireuth (§ 274) der Monarchie heimgefallen. Der Friede von Luneville und der Reichsdeputationshauptschluß (§ 560) hatte Preußen abermals um schöne Gebiete, fast um 200 □ Meilen, vergrößert. Dies war erlangt ohne Schwertschlag, ja schon mehr durch die gefährliche Freundschaft eines mächtigen, aufdringlichen Siegers, der bereits ein Jahr darauf Hannover besetzte, und so die westlichen Theile der Monarchie von den östlichen schied. Seitdem hielt man sich in Preußen einerseits nicht frei von Begehrlichkeit nach diesem der Monarchie so wichtig gelegenen Lande: andererseits hatte man doch nicht den Muth, es durch eine offene Allianz mit Napoleon, die dieser lange gesucht hatte, zu erwerben. Dieser haßte und verachtete allmählig die preußische Regierung, die sich ihm fortwährend in solcher Schwäche und Unentschiedenheit zeigte. Preußen hatte sich damals wie auch später vergeblich bemüht, einen Fürstenbund (§ 519) zum Schutze der norddeutschen Neutralität herzustellen. Im Jahre 1805 war Preußen, wie gezeigt, bereits so wenig gefürchtet, daß Alexander glauben konnte, es durch die Drohung eines Angriffs zum Anschluß an die Coalition zwingen zu können. Gleich nachdem dieser Versuch zurückgewiesen, erfolgte der Durchmarsch der Franzosen durch Anspach (§ 568), der den König aufs bitterste verletzte. Bald darauf kam Kaiser Alexander, der zum Heere eilte, persönlich zu Friedrich Wilhelm III. nach Potsdam. Dieser fühlte selbst, daß Preußen nicht länger müßig zusehen dürfe: Die persönliche Freundschaft Friedrich Wilhelms und Alexanders, die schon bei ihrer ersten Begegnung in Memel (1802) begründet war, gab den Ausschlag, ihn völlig für energisches Handeln zu gewinnen. Ehe Alexander abreiste, äußerte er den Wunsch, die Gruft Friedrichs d. Gr. zu sehen; hier besiegelte die feierliche, nächtliche Scene das alte Herzensbündniß der Herrscher. Preußen war zum Kriege entschlossen. Das preußische Heer hätte, bei raschem Vorbringen, Napoleon Verderben bringen müssen. Aber nun die Schlacht von Austerlitz und Haugwitz' unverantwortliche That (§ 571)! Napoleon hatte arglistig sein Werk berechnet. Indem Preußen Hannover annahm, ward es

mit England verfeindet (das auch sofort alle preußischen Handelsschiffe auf der See kaperte); indem es von Napoleon, den es hatte bekämpfen wollen, Geschenke nahm, erschien es jedem Bundesgenossen als unzuverlässig, falsch und zweideutig. Kurz, Napoleon wußte es von allen Seiten allein zu stellen, und knickte erst seine Ehre, ehe er es mit den Waffen brach.

§ 576. Dieses Preußen verhöhnte und reizte nun der Eroberer auf jede Weise. Schon im Feldzuge von 1805 hatten sich Baden, Württemberg, Baiern an ihn angeschlossen. Nach dem Preßburger Frieden traten sie offen in ein Bündniß mit ihm. Die genannten Länder, außerdem Mainz, Darmstadt, Nassau, Würzburg, Berg (wo Napoleon's Schwager, Murat, Großherzog geworden) und einzelne noch kleinere Staaten bildeten am 17. Juli 1806 den sogenannten Rheinbund unter Napoleon's Protectorat. Sie wurden von nun an die gefügigen Werkzeuge des Eroberers. Franz II. legte darauf die deutsche Kaiserkrone nieder (6. Aug. 1806). Ohne Kampf und Ehre, ohne Theilnahme und Bedauern ging damals das tausendjährige Reich Karls des Großen, das längst (§ 177, § 240, § 419) nur noch eine Mumie gewesen, zu Grabe. Ein langes Interregnum sollte folgen, ehe es neu erstand.

§ 577. Preußen beklagte sich über diesen drohenden Machtzuwachs Frankreichs, dessen feindselige Spitze ihm zugekehrt war. Arglistig schlug dagegen Napoleon vor, Preußen möge in Norddeutschland einen ähnlichen Bund deutscher Staaten herstellen, ja die deutsche Kaiserkrone nehmen; heimlich aber wirkte er an den kleinen Fürstenhöfen dagegen, daß sie sich Preußen anschlössen. Und als damals in England Pitt, Napoleon's unversöhnlicher Feind, gestorben, und Fox im Ministerium gefolgt war, der sich zu Frankreich günstiger stellte, besann sich Napoleon keinen Augenblick, Hannover zurückzubieten. Durch Murat wurden die Abteien Elten, Essen und Werden, die zu Preußen gehörten, mit Truppen besetzt und dem Großherzogthum Berg einverleibt. Kurz, Alles ward geflissentlich darauf angelegt, Preußen zu kränken und zu entwürdigen, um es endlich zum Kriege zu reizen.

10. Jena und Auerstädt. Preußens Fall 1806.

§ 578. Längst hatten die Weiterblickenden in Preußen die Unvermeidlichkeit des Krieges und die Nothwendigkeit, daß der König sich mit andern Berathern umgebe, erkannt. Noch im Laufe des Jahres 1806 hatten einige der vorzüglichsten und höchstgestellten Männer, an der Spitze der Freiherr vom Stein (der schon damals mit im Ministerium saß) und des Königs jüngere Brüder, die Prinzen Heinrich und Wilhelm, in einer Eingabe an den König sich dieserhalb mit dringenden Mahnungen an ihn gewandt. Friedrich Wilhelm, gewöhnt an die absolute Weise seiner Vorgänger, hatte diesen Schritt als ein Vorgreifen gegen seine höchste Gewalt angesehen und ungnädig aufgenommen. Jetzt, bei dem wachsenden Uebermuthe Frankreichs empörte sich auch in der Bevölkerung der Residenz wie im Heere der alte stolze preußische Geist, besonders bei den jüngeren Offizieren. Es kam vor, daß einzelne derselben auf der Schwelle des französischen Gesandtschaftshauses ihre Degen wetzten, daß andere ihre Wachtmeister in das Theater schickten, um in Schiller's Wallenstein in das Lied, „Frisch auf Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd" miteinzustimmen.

§ 579. Gegen Ende des Sommers 1806 erkannte auch der König die Unvermeidlichkeit des Krieges, obwohl er, der die Schwächen des damaligen Preußens sehr wohl überblickte, nur mit bangen Vorahnungen zu diesem letzten Entschlusse schritt. Das Heer, noch von 1805 her zum Theil unter

den Waffen, kehrte sich gegen Mittel- und Süddeutschland, wo die neuen Rheinbundstaaten drohten, und wo auch das französische Heer von 1805 fast noch schlagfertig zusammenstand. Friedrich Wilhelm III. verlangte von Napoleon Entfernung dieser Truppen aus Deutschland und Zulassung eines norddeutschen Bundes. Dieses Ultimatum empfing Napoleon erst, als schon so still wie möglich aber mit äußerster Präcision seine Armeecorps sich in Franken sammelten, zum Uebergange nach Thüringen bereit waren, und er selber schon in Bamberg sich befand. An 200,000 Mann, zum Theil Rheinbündler, standen vereinigt. Auch die preußischen Truppen, etwa 150,000 Mann, hatten sich unter der Führung des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, eines 72jährigen Greises, zu dem man, trotz der schlimmen Erinnerungen aus der Champagne (§ 542), wieder seine Zuflucht nehmen zu müssen geglaubt hatte, gegen Mitteldeutschland zusammengezogen. Aber Alles geschah planlos, mit heilloser Verwirrung, und trotzdem bei der Masse mit verblendeter Sicherheit. An Preußen angeschlossen waren nur Kursachsen und Weimar. Oestreich, Rußland, England warteten, im Ganzen nicht mißgünstig aber zum Helfen theils zu geschwächt, theils zu langsam und mißtrauisch, aus der Ferne den Ausgang ab.

§ 580. Die preußischen Heerführer dachten Napeleon die Saalepässe zu sperren und ihm so mit Erfolg entgegentreten zu können. Nach langem Schwanken ging man bis Jena vor, wo unter Fürst Hohenlohe die eine Hälfte des Heeres Stellung nahm, während die andere unter des Herzogs eigener Leitung bei Weimar stand. Erst jetzt kam die förmliche Kriegserklärung. Schon aber hatte Napoleon den Thüringer Wald bei Saalburg überschritten und seine Truppen rückten das Saalthal himunter, wo sie zuerst bei Saalfeld auf die schwache preußische Vorhut unter Prinz Louis Ferdinand stießen. Der Prinz sah sich, ehe man es im Hauptquartier vermuthet hatte, dem andringenden Feindesheere gegenüber; ahnend den Fall der alten preußischen Herrlichkeit und eingedenk, was einem Enkel so großer Ahnen gezieme, fand er hier fechtend den Heldentod (10. Okt.).

§ 581. Es war das Vorzeichen des kommenden, entsetzlichen Unglücks. Im Hauptquartier hatte man erfahren, daß Napoleon's Marschälle bereits über Schleiz und Gera hinausrückten und die Preußen zu umgehen drohten. Es ward deshalb beschlossen, in eine andere Stellung, die hinter der Unstrut genommen werden sollte, zurückzugehen. Aber schon drei Tage nach dem Schlage von Saalfeld stand Napoleon in Jena. In der Nacht zum 14. Okt. brachten seine Truppen die Kanonen, die zum Theil von den Laffeten genommen waren, den sog. Landgrafenberg hinauf, der nördlich von Jena gelegen, das Saalthal beherrscht, und den noch das Hohenlohesche Corps besetzt hielt. Hohenlohe, bereits zum Rückzug kommandirt, ließ den Feind ungehindert festen Fuß fassen. So stand dieser schon den Preußen auf gleichem Boden gegenüber, als am nebeligen Morgen des 14. (des Unglückstages von Hochkirch § 496) der preußische General sich gezwungen sah, nun doch eine Schlacht anzunehmen. Denn durch das Mühlthal wie durch das Rauthal hinauf waren auf das Plateau überlegene Massen gekommen, von welchen die zerstreuten preußischen Abtheilungen vereinzelt gefaßt und trotz der Tapferkeit der Truppen geschlagen wurden. Furchtbar schnell entschied sich hier die Niederlage, ehe noch die nachrückenden Truppen von Rüchels Corps zum Kampfe kommen konnten. Vollständig aufgelöst, floh das Heer auf Weimar zu.

§ 582. Um dieselben Stunden war das vom Herzog von Braunschweig geführte Hauptheer, auf seinem Marsche in die neu beabsichtigte Stellung hin,

bei Auerstädt, drei Stunden unterhalb Jena, gleichfalls auf dem linken Saaleufer, auf die französischen Armeecorps unter Davoust und Bernadotte gestoßen, die von Napoleon abgesandt waren, dem Hohenloheschen Corps bei Jena in den Rücken zu kommen, und die gleichfalls schon die steilen Saalübergänge ohne Hinderniß genommen hatten. Ebenso planlos und vereinzelt wie bei Jena begannen hier die Preußen die Schlacht. Es mehrte die Verwirrung, daß während des Kampfes der Herzog von einer Kartätschenkugel tödtlich geblendet wurde. Vergebens suchte General Blücher durch einen verzweifelten Cavallerie-Angriff das Glück des Tages zu retten. Beide Heere flohen gegeneinander auf Weimar zu. Aber schon am Abend des 14. zogen hier die Franzosen ein.

§ 583. Ein einziger Tag hatte das alte, so sichere Preußen zertrümmert. Das Heer war nur eine aufgelöste Masse, die in wildem Knäuel der Festung Erfurt oder dem Harze und Magdeburg sich zuwälzte. Die Führer verloren die Fassung, der gemeine Mann begann die Fahnen zu verlassen und nach Haus zu gehen, als gäbe es kein Preußen mehr. — Erfurt, wo General Möllendorf lag, eine starke, wohlversehene Festung, die den ersten Halt hätte bilden müssen, fiel auch zuerst durch feige Uebergabe schon am 15. Okt. und gab das schlimme Beispiel den andern. In diesem allgemeinen Schiffbruch raffte Blücher noch einige Reste von Truppen wieder zusammen und führte sie über den Harz, der Altmark und der Elbe zu. Von den Franzosen scharf verfolgt, war es schwer, das Corps bei Sandau, wo man den Fluß passiren wollte, sicher überzusetzen. Hier zeigte Oberst York, der die Nachhut führte, mit seinen Jägern in dem meisterhaften Treffen von Altenzaun*) zum ersten Male wieder, daß der alte preußische Muth noch nicht erloschen sei. Die Hauptmasse des aufgelösten Heeres hatte am Harz vorbei Magdeburg zu gewinnen gesucht, während die Franzosen direkten Weges über Leipzig und Halle auf Berlin rückten. Ersterer Ort ward von ihnen geplündert, bei letzterem schlugen sie die preußische Reserve-Armee, die unter dem Prinzen Eugen von Württemberg stand (17. Okt.) — Als das flüchtende Heer, jetzt unter Hohenlohe's Befehl, unter den Wällen von Magdeburg sich zu sammeln suchte, war es schon von schlimmer Vorbedeutung, daß der Commandant dieser wichtigsten Festung erklärte, er könne nicht für die Verpflegung desselben sorgen. Nun beschloß man, hinter die Oder auf Stettin zurückzugehen, während Napoleons Truppen sich schon Potsdam und Berlin näherten. In Berlin war der alte Heldengeist tapferer Vertheidigung, ja sogar tapferen Ausharrens (§ 501) erloschen. Angesichts des unermeßlichen Unglücks hatte der Commandant der Stadt (Graf Schulenburg-Kehnert) keine andere Mahnung gewußt, als „Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht." Am 25. Oktober capitulirte Spandau, ohne einen Schuß zu thun. Während dann Lannes und Murat rasch aufbrachen, dem Hohenlohe'schen Hauptheer den Weg auf die Oder abzuschneiden, hielt Napoleon am 27. Oktober seinen Einzug in Berlin. Durch das brandenburger Thor (von dem nun der Siegeswagen herabgenommen und gleich dem Degen Friedrichs d. Gr. aus Potsdam als Siegestrophäe nach Paris gesandt ward) nahm er seinen Weg die Linden hinab in's Schloß der preußischen Könige. Vor demselben, im Lustgarten, flammten Nachts die Biwachtfeuer seiner Garden. Gleich darauf (am 28. Oktober) capitulirte bei Prenzlau Fürst Hohenlohe mit seinem Corps, das noch aus 10,000 Mann und 1800 Pferden bestand. Kleinere Bruchstücke des fliehenden Heeres folgten dem entmuthigenden Beispiel.

*) Joh. Gust. Droysen: Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg.

§ 584. Nur Blücher beugte sich der allgemeinen Schande nicht. Auf die Kunde dessen, was bei Prenzlau geschehen, warf er sich mit seinen 14000 Mann nach Mecklenburg, immer von den Franzosen unter Soult, Murat und Bernadotte auf den Fersen verfolgt. York hatte meist die schwere, aber ehrenvolle Aufgabe, das hart bedrängte Corps zu decken. Verzweifelt warf man sich endlich in die alte, noch ziemlich befestigte Reichsstadt Lübeck hinein. Aber fast gleichzeitig drangen die Franzosen nach. Ein wüthendes Gefecht entstand in den Straßen der Stadt, in welchem Blücher persönlich wie ein Rasender kämpfte, York schwer verwundet in Gefangenschaft gerieth. Blücher, der etwa noch 8000 Mann aus der Stadt zog, kapitulirte dann endlich bei Ratkau (7. November) auf ehrenvolle Gefangenschaft. Er durfte unter die Akte seiner Uebergabe schreiben: Ich capitulire, weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe. Er wenigstens hatte die Ehre gerettet.

§ 585. Der tiefgebeugte Monarch hatte sich auf Küstrin geflüchtet, wo er seine Gemahlin wieder traf, die ihn erst am Morgen des Unglückstages von Auerstädt verlassen hatte. Gerade gegen sie, als sei sie die Aufhetzerin zum Kriege, hatte Napoleon in seinen Bulletins sich die gemeinsten, giftigsten Schmähungen erlaubt. Aber gerade erst das Unglück bewährte die christliche Fassung des Herrscherpaares. In dem allgemeinen Abfall zeigten sich doch auch wieder einzelne rührende Beweise von Treue und Männlichkeit. Weiter ging dann die Flucht auf Königsberg. Stein hatte wenigstens die Hauptkassen des Staates zu retten gewußt, und so die Mittel für die Fortführung des Krieges gesichert. — Aber noch hatte das furchtbare Unglück, das über die Monarchie Friedrichs des Großen gekommen war, nicht ausgestürmt, noch hatte die Demüthigung nicht den höchsten Grad erreicht. Es kam die Nachricht, daß auch Magdeburg capitulirt habe. Der 73jährige General von Kleist hatte es überliefert an der Spitze von 19 Generalen*), mit 20,000 Mann, 6563 Pferden, 600 Geschützen, Proviant und Munition im Ueberfluß (8. November). Stettin hatte sich schon am 29. Oktober an 800 Murat'sche Reiter ergeben. Küstrin fiel am 1. November mit gleicher Feigheit; die hannoverschen Festungen Hameln und Nienburg folgten. — Noch hoffte der König, Napoleon zu einem erträglichen Frieden zu bewegen. Aber die Bedingungen des Siegers steigerten sich mit solchem Uebermuth, daß selbst die Unterwerfung keine Rettung mehr schien. Dennoch ward es dem Könige auch jetzt noch schwer, mit den alten Rathgebern und Anschauungen, die ihn in's Unglück geführt, entschlossen zu brechen; noch stand seine Hoffnung auf Rußland und Alexander. Auch ihn sollte erst die Schule der bittersten Erfahrungen läutern, bis er die Mittel zur Rettung erkenne, wo sie waren: in ihm selbst und seinem treuen Volk, dessen hochherzigste Männer bis jetzt noch den Stufen des Thrones ferne standen.

11. Die vierte Coalition. Friede zu Tilsit. 1807.

§ 586. Kaiser Alexander hatte gleich auf die erste Kunde von Preußens Unglück den König seiner wärmsten Freundschaft und Hilfe versichert. Wirklich rückten die Russen in die Provinz Preußen ein. Aber statt, wie die preußischen Vaterlandsfreunde gehofft und gewünscht hatten, die Weichsellinie zu halten, zeigten sich ihre Führer unlustig, etwas für Preußen zu thun, und suchten bald nur die russische Grenze zu decken; während die Truppen schlimmer

*) Die freilich zusammen 1300 Jahre zählten.

12,000 Mann unter General Mortier plötzlich von Holland her in das Kurfürstenthum ein. Auch in diesem Lande, das die reichsten Hülfsmittel und ein Heer von 15,000 Mann schlagfertig hatte, trat dem Feinde nur die Kopflosigkeit des regierenden Adels und die tiefe Verfallenheit aller Zustände entgegen. Man vermied auf's Angelegentlichste jeden Widerstand und „Alles, was Ombrage machen könnte." Der Obergeneral erhielt von der Landesregierung sogar die Weisung: „den Truppen nicht zu gestatten zu feuern und das Bayonnet nur im dringendsten Nothfall mit Moderation zu gebrauchen." Dieselbe Landesregierung gab durch feige Capitulation (3. Juni 1803) das Land mit seinen trefflichen Kriegsvorräthen und Festungen und mit einem Schatz von mehr als einer Million in die Hände der Feinde. Das Heer ward nach Lauenburg (§ 256, Anm.) über die Elbe geführt und hier entwaffnet und aufgelöst. Das tüchtige Volk vom alten Sachsenstamme knirschte, als es die kleinen, bläßlichen Soldaten auf den elenden abgemagerten Pferden einrücken und die schmählichsten Gewaltthaten ausüben sah — und sich sagen mußte, daß es von solch einem Feinde ohne Schwertschlag überwunden sei! — Hannover war ein deutsches und kein englisches Land gewesen, wenngleich der König von England sein Kurfürst war; der Ueberfall war mithin durchaus ungerechtfertigt. Das deutsche Reich aber ließ es wiederum fast theilnahmlos geschehen, daß einer der herrlichsten Zweige ungestraft aus seiner Krone gebrochen wurde; Preußen, durch seine Macht und seine Lage zunächst zum Schutz berufen, hatte zwar erst an England das Erbieten gestellt, Hannover als neutrale Macht zu besetzen und zu schützen; dann aber, als dies abgelehnt worden, ließ es zu, daß ein unternehmender Feind sich zwischen seine westlichen und östlichen Landestheile setzte.

§ 563. Bald folgte eine noch höhnischere Gewaltthat, die einen Schrei des Entsetzens durch ganz Europa wachrief. Gegen die neue Gewalt Bonaparte's hatten in Frankreich republikanische wie royalistische Verschwörungen stattgefunden, die aber leicht unterdrückt worden und nur zur Befestigung seiner Macht gedient hatten. Nun hielt sich zu Ettenheim in Baden, also auf deutschem Reichsgebiet, ein bourbonischer Prinz, der Herzog von Enghien, auf, dessen Mitschuld an jenen Umtrieben durchaus unerwiesen war, an dem aber Bonaparte ein Exempel seiner Rache zu statuiren beschloß. Er ließ deshalb plötzlich und bei Nacht Soldaten über den Rhein gehen, den Herzog in Freundesland und unter deutschem Reichsschutz aufheben (15. März 1804), ihn nach Vincennes bringen, und ihn dort unter dem Gaukelspiel eines gerichtlichen Verfahrens verurtheilen und erschießen. So tief gesunken war Deutschland, daß der Regensburger Reichstag kein tadelndes Wort darüber zu sagen wagte. Rußland, Schweden, England brandmarkten die That: das deutsche Reich blieb in ehrlosem Schweigen!

§ 564. Indessen rührte Bonaparte an das Ziel seiner Wünsche, die Kaiserkrone. Schon 1802 hatte er sich zum Präsidenten auch der italienischen Republik, dann zum lebenslänglichen Consul wählen lassen. Nach dem Grundsatz des allgemeinen Wahlrechts ward er dann endlich, am 18. Mai 1804, zu Pfingsten als Napoleon I., Kaiser der Franzosen, verkündet, und am 2. Dec. von dem zu diesem Zweck nach Paris gerufenen Papste feierlich in der Notredame-Kirche gesalbt. Die meisten europäischen Mächte erkannten ihn ohne Bedenken an. Der deutsche Kaiser Franz II. nahm nur zuvor noch den Titel eines erblichen Kaisers von Oestreich an (als solcher von nun an Franz I. genannt), und schloß sich dann gleichfalls der Anerkennung an.

§ 565. Noch in demselben Jahre kam der neue Gewaltherrscher, der sich in einer unverstandenen Nachäffung Karls des Großen gefiel, nach Aachen, Köln und Mainz, den Stätten altdeutscher Reichsherrlichkeit. Ueberall erschöpfte sich der knechtische Sinn in Huldigungen. Schon strömten die rheinischen Fürsten aufmerksam an seinen Hof. Aber auch in dem noch nicht unterworfenen Theile unseres Volkes fehlte es an jedem Bewußtsein der erlittenen oder drohenden Schmach; noch galt kleinliche Selbstsucht dem bethörten Zeitalter als höchste Weisheit. Es mußten erst noch härtere Schläge fallen, um das entschlummerte Nationalgefühl zu wecken und ein Vaterland wiederherzustellen; es galt, was Göthe schon 1797 vorahnend gesagt hatte:

Denn gelöst sind die Bande der Welt: wer knüpfet sie wieder,
Als allein nur die Noth, die höchste, die uns bevorsteht!

8. Ulm und Austerlitz 1805. Dritte Coalition.

§ 566. Oestreich war durch den Luneviller Frieden und den Reichsdeputationshauptschluß wenig in seinen ursprünglichen Erwartungen befriedigt worden. Rußland hatte, nachdem Paul I. auf entsetzliche Weise unter Mörderhänden gefallen (1801), in dessen jungem Sohne und Nachfolger, Kaiser Alexander, einen Herrscher, der weich und empfindsam, für Begeisterung und edelmüthige Regungen empfänglich, und doch wieder seiner schwankenden Natur nach unselbständig und unzuverlässig war. Dieser war von anfänglicher Bewunderung und Freundschaft für Bonaparte, je mehr er sich bloß als dessen Werkzeug erkannt, zu Abneigung und Feindseligkeit übergegangen. Vor Allem aber wachte England und der unermüdliche Pitt über jeden Fortschritt des verhaßten Gegners. Napoleon hatte bald nach seiner Kaiserkrönung auch die italienische Republik in ein Königreich verwandelt und die eiserne Krone (§ 43) für sich genommen (1805); andere Theile hatte er mit Frankreich vereinigt, andere seinen Verwandten verschenkt. — Bei diesen Stimmungen und diesen Verhältnissen ward es dem englischen Minister nicht schwer, Rußland und Oestreich mit England in eine neue, die dritte, Coalition zu vereinigen. Man hoffte auch Preußen zu gewinnen, welches in seinem Ansehen bereits so gesunken war, daß Alexander auf den übermüthigen Gedanken kam, es mit Gewalt zum Kriege fortreißen zu können. Drohend kehrten sich die russischen Heere gegen die preußische Grenze, und fast gebieterisch verlangte der Czar den Durchmarsch. Noch aber bewahrte Preußen seine Würde. Friedrich Wilhelm III. stellte sein Heer entgegen, um jede Verletzung der Neutralität mit gewaffneter Hand abzuwehren. So wählte Alexander mildere Wege, während Preußens Neutralität bald von Napoleon in schreiendster Weise wirklich verletzt wurde.

§ 567. Die Coalition, der sich auch die Staaten zweiten Ranges, Neapel und Schweden angeschlossen, hatte einen großen Angriff von Italien und Deutschland her auf Frankreich im Sinne. War der Sieg erfochten, so sollten die Napoleonischen Staaten befreit oder aufgelöst, Europa's alte Ordnungen wieder hergestellt werden. Noch aber waren solche Gedanken und Pläne nur im Kopfe der Herrscher und Hofleute, nicht im Herzen der Völker. Man wähnte mit den alten Mißbräuchen, den alten mit Schuld oder Schande bedeckten Persönlichkeiten, mit den alten verbrauchten Mitteln so Gewaltiges zu vollbringen. Die Wiedergeburt war noch nicht geschehen, und darum Sieg und Hoffnung noch ferne. — Napoleon hatte damals von Boulogne aus

einen Angriff auf England gerüstet. Man glaubte ihn deshalb zu einem festländischen Kriege nicht vorbereitet, und hoffte, ihn überraschen zu können. Aber, während jener alle Pläne gegen sich kannte und überwachte, kamen die Maßregeln der Coalition langsam und verworren zur Ausführung. Nur in Italien stand unter Erzherzog Karl eine ausreichende Macht. In Deutschland reichte das Heer, welches unter General Mack gestellt ward, nicht aus, um, wie man beabsichtigte, Baiern zu besetzen, die Napoleon befreundeten Kurfürsten von Württemberg und Baden im Schach zu halten und dem Kaiser selber zu begegnen. Die russischen Heere standen noch fern; erst im Oktober sollte das erste am Inn, das zweite an den Grenzen Mährens anlangen.

§ 568. Bei weitem das Verderblichste war jedoch die schlechte Wahl des Oberbefehlshabers. Mack wiegte sich in den verworrensten Phantasien papierner Kriegspläne. Zwar rückte er in Baiern ein, aber Kurfürst Max Joseph, Karl Theodors Nachfolger in Baiern und Berg*), zog seine Truppen glücklich aus dem Netz, und führte sie, wie auch Württemberg und Baden, später Napoleon zu. Mack dagegen concentrirte seine Truppen, 57,000 Mann, an der oberen Donau um Ulm, und wähnte sich in meisterhafter Stellung des Sieges sicher. — Napoleon aber, der bei seinem englischen Landungsplan sein Heer gerüstet hatte, wandte plötzlich und, statt überrascht selber überraschend, seinen Angriff gegen Deutschland. Seine Heeresabtheilungen, in denen am rechten Platz auch stets der rechte Mann stand, griffen unter seinen berühmten, siegesgewohnten Marschällen wie die eisernen Glieder einer trefflichen Maschine mit vollkommener Präcision in einander; wie auf den Radien eines Kreises bewegten sie sich jeder selbständig nach dem, vom Herrscher bezeichneten Mittelpunkt, auf Ulm zu. Mack war bereits völlig umschlossen, als er den Feind noch fern wähnte. Um das Netz zuzuziehen, war Bernadotte, der aus Hannover herbeikam, auf Napoleons Befehl, unbekümmert um Preußens Neutralität, durch das Anspach'sche gerückt. Als das blinde Siegesvertrauen Mack's dann endlich enttäuscht war, er sich von fast 200,000 Mann umstellt sah — da folgte ebenso schimpfliche Kleinmüthigkeit, und am 17. Okt. 1805 capitulirte er mit 23,000 Mann, die er noch bei sich hatte. In düsterm Schweigen streckten die wackeren Truppen, durch den Wahnsinn und die Ehrlosigkeit ihres Anführers verrathen und verkauft, das Gewehr. — Der Schmach von Ulm folgte ein unglücklicher Feldzug. Die Russen, deren erstes Heer unter Kutusow am Inn angekommen war, gingen nun nach Mähren zurück. Auf dem Marsche bestanden sie jedoch, mit Oestreichern zugleich, ein glückliches Gefecht bei Dürrenstein an der Donau. Napoleons Marschälle, Murat, Lannes, Bertrand, nahmen dann ohne alle Gegenwehr Wien ein. Napoleon drang nach Mähren, wo sich die letzte Entscheidung des Kampfes vorbereitete.

§ 569. Aber unerwartet gestaltete sich die Lage für ihn gefahrvoll. Preußen, durch die Verletzung seiner so eifrig gehüteten Neutralität (§ 558) entrüstet, schien plötzlich der Coalition beitreten zu wollen. Alexander, diese Stimmung benutzend, kam persönlich nach Berlin, und hier ward ein enger Freundschaftsbund zwischen ihm und Friedrich Wilhelm III. geschlossen (siehe unten). Von letzterem gesandt, kam Haugwitz (§ 545) in das Hauptquartier Napoleon's, um ihm unter preußischer Vermittlung einen Frieden vorzulegen, nach welchem er Deutschland räumen sollte; im Falle der Ablehnung wollte

*) Er war aus der Zweibrückischen Linie und ein Bruder jenes Karl, dessen sich Friedrich d. Gr. gegen die östreichischen Eroberungspläne angenommen hatte.

Preußen mit 180,000 Mann der Coalition beitreten. Außerdem aber näherten sich von Italien, Steiermark und Tirol her die Erzherzöge Karl und Johann mit fast 90,000 Mann und bedrohten Napoleon's Rücken. Ein neu verstärktes Russenheer unter Kutusow und Alexander stand ihm entgegen. Englands Admiral Nelson hatte seine Flotte bei Trafalgar (21. Oktober) vernichtet. Alles dies brachte Napoleon in eine sehr mißliche Lage.

§ 570. Aber seine Ueberlegenheit half ihm auch jetzt. Haugwitz, charakterlos, franzosenfreundlich und leichtsinnig, wie er war, ließ sich von Napoleon zu Talleyrand nach Wien complimentiren, ohne nur seinen Auftrag vorzubringen. Die Verbündeten, die um jeden Preis jetzt hätten eine Schlacht vermeiden müssen, wußte Napoleon durch erkünstelte Furcht dazu zu locken. Die Ungeduld Alexanders und der rohe Uebermuth seiner Altrussen ging in die Schlinge. Es war am Jahrestage von Napoleon's Krönung, 2. Decbr. 1805, als bei Austerlitz unweit Brünn die sogenannte Dreikaiserschlacht Napoleon's I. gegen Alexander I. von Rußland und Franz I. von Oestreich geschlagen ward. Die für Napoleon's Glück sprüchwörtlich gewordene „Sonne von Austerlitz" beschien am Abend des blutigen Tages das vollständig aufgelöste Heer seiner Gegner, dessen Reste über einen schmalen Damm zwischen zwei Seen und über das dünne Eis derselben Rettung suchten und meist Untergang fanden.

§ 571. Der Sieg brachte mit schneller Wendung den Frieden. Schon zwei Tage nachher kam der Kaiser Franz persönlich mit Napoleon bei einem Wachtfeuer auf freiem Felde zusammen. Diese demüthigende Begegnung zündete zwar in Franz nur persönliche Abneigung, die er nie verwunden, doch führte sie für jetzt zum Frieden, der zu Preßburg am 26. December geschlossen ward. Durch denselben trat Oestreich Venetien (§ 552) an das Königreich Italien, Tirol und Vorarlberg an Baiern (das dafür Berg an Murat gab), einzelne Stücke des Breisgau's an Württemberg und Baden ab; dafür bekam es als Entschädigung Salzburg*). Der Kaiser Franz mußte die zu Königen erhobenen Herrscher von Baiern und Württemberg, sowie den Großherzog von Baden als völlig souverän anerkennen, und dem französischen Herrscher die Stiftung einer confédération germanique (des späteren Rheinbundes) zugestehen. Am schmählichsten aber ward Haugwitz und in ihm Preußen behandelt. Nach der Austerlitzer Schlacht wagte jener vollends nicht mehr, seinen Auftrag auszurichten, den Napoleon doch kannte und in rachsüchtiger Erinnerung behielt. Gerade an dem Tage, wo er nach seines Königs ursprünglichem Befehl hätte den Krieg erklären müssen (15. December), schloß er den Vertrag zu Schönbrunn, durch welchen Preußen in ein Bündniß mit Frankreich trat, und als Preis dafür Hannover erhielt. Zwei Monate später (15. Febr. 1806) ward dieser Vertrag zu Paris erneuert, aber schon mußte Haugwitz das alt-hohenzollernsche Anspach dafür an Baiern und die Reste von Cleve an Murat's Großherzogthum Berg abtreten. Durch diese Verträge war auch Preußen auf die Bahn des Untergangs geführt.

9. Preußen vom Baseler Frieden bis 1806.

§ 572. Preußen hatte seit dem Baseler Frieden sich auf sich selbst zurückgezogen und war in steter Neutralität beharrt. Eine solche aber stimmte weder mit der Stellung Preußens, noch mit den Erinnerungen aus der Zeit des großen Kurfürsten und des großen Königs. Ersterer hatte

*) Der Kurfürst von Salzburg (§ 559) erhielt das von Baiern abgetretene Würzburg.

ganz entschieden, so klein auch seine Macht noch war, es für seinen Beruf geachtet, für Deutschlands Heil und Grenzen stets im Vordertreffen zu stehen; Letzterer hatte seinem Reiche die Weisung hinterlassen, daß es in allen europäischen Zerwürfnissen den Ausschlag geben müsse*). Beider Mahnungen war damals Preußen uneingedenk und bereitete so sich selbst seinen Sturz.

§ 573. Friedrich Wilhelm II. starb am 16. Nov. 1797. Ihm folgte sein 27jähriger Sohn Friedrich Wilhelm III. (1797—1840). Der junge König, eine edle soldatische Gestalt, knapp und karg in Worten, verschlossen und königlich in seiner Haltung, brachte die edelsten und reinsten Bestrebungen auf den Thron. Aber, wie einst sein Vater selbst, fern von Geschäften und durch beschränkte Menschen erzogen, fehlte ihm damals noch die volle Reife und Festigkeit des Charakters, und vor Allem das Vertrauen in sich selbst, das einem Regenten erst das rechte Gewicht des Handelns giebt. So blieben zum Theil die alten Rathgeber seines Vaters auch seine Leiter, zu seinem und seines Staates Verderben. Manches freilich änderte sich bei Hofe: der König selber war sittenrein, bürgerlich schlicht und ehrbar; neben ihm stand seine junge, schöne, hochbegabte Gemahlin, Luise von Mecklenburg-Strelitz (geb. 10. März 1776, gest. 19. Juli 1810). Schon an Friedrich Wilhelms II. Hof hatte sie edle Sitte, Huld und Anmuth gebracht, einen milden, wohlthätigen Sinn und ein Gemüth, das an der Natur, im Umgang mit Kindern und mit einfachen Menschen aus dem Volke seine Freude fand. Damals bewundert als die Fürstin der Fürstinnen, wie König Friedrich Wilhelm II. sie nannte, und von Dichtern wie Göthe und Jean Paul gefeiert, ahnte wohl kaum Jemand, daß sie auch für schwere Leiden bestimmt sei und einst in dunkler Zeit der „gute Engel der gerechten Sache" sein würde. Eine Reihe schöner und begabter Kinder wuchs um das junge Herrscherpaar heran. Leider aber erstreckte sich die Einwirkung des sittlichen Geistes der Königsfamilie nicht weit auf den Hof und die Residenz. Die allgemeine Leichtfertigkeit der Zeit, Mangel an religiösem Ernst, Genußsucht und Haschen nach äußerem Flitterglanz war an die Stelle des einst so strengen opferwilligen, spartanischen Geistes in Preußen getreten. Die deutsche Literatur, damals (im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts) auf ihrem Gipfel (§ 532), begann weit über ganz Deutschland hin ihre Strahlen zu werfen; so auch auf Berlin. Aber neben der früheren gesellschaftlichen Oberflächlichkeit ward eben dadurch nun auch eine Sucht geistig zu glänzen in Berlin zur Modekrankheit. Für die Zertrümmerung Deutschlands, für die Gefahren, die auch gegen Preußen sich thürmten, lebte bei diesem Geschlecht damals kaum ein Bewußtsein oder irgend eine Theilnahme.

§ 574. Zeigte so das gesellschaftliche Leben in Preußen, besonders in der Hauptstadt, den Stempel verborgener Fäulniß bei äußerem Glanz, so trug ihn das staatliche Leben nicht minder. Manches zwar war durch Friedrich Wilhelms III. redlichen Willen besser geworden. Das Wöllner'sche Religionsedict (§ 528) hatte der junge Herrscher sogleich aufgehoben. Auch waren Ersparungen eingetreten, die Finanzen Preußens wurden gebessert. Neue Bauten, z. B. das Brandenburger Thor (noch unter Friedrich Wilhelm II. 1789—93 erbaut) und andere mehr, zierten die Residenz, Landstraßen begannen damals zuerst durch den preußischen Staat geführt zu werden. Für Wissenschaft und Kunst, sowie für Volksunterricht geschah Manches. Aber die alten Fehler lasteten mit verhängnißvoller Schwere auf

*) Es müsse „l'arbitre des destinées de l'Europe" sein.

dem Staat, dessen allmählig einrostende Maschine noch forttreiben sollte, wie sie von Friedrich Wilhelm I. und Friedrich dem Großen eingerichtet war. Haugwitz, oberflächlich, sittenlos und leichtsinnig, leitete die äußere Politik; neben ihm standen Männer wie Lucchesini und Lombard, von denen der Letztere thatsächlich käuflich war. Am schlimmsten aber stand es im Heere; das damalige Preußen hatte auf etwa 10 Millionen Einwohner ein Heer von 200,000 Mann. Aber dieses Heer, herrlich im Aeußeren, war auf keinem Kriegsschauplatze erprobt, sein Stolz gründete sich auf die verjährten Erinnerungen des 7jährigen Krieges. Noch immer bildeten die gemeinen Soldaten einen tief verachteten, mit empörender Herabwürdigung behandelten Stand. Die Offiziere gehörten mit nur zufälliger Ausnahme dem Adelstande an. Unter ihnen war, wie auch unter den Gemeinen, im Ganzen noch ein guter Kern; doch litten sie an den Fehlern einer Friedensarmee. Die älteren waren meist steif und geistlos, die jüngeren leichtfertig und übermüthig. Fast alle aber waren in dem Dünkel der Unüberwindlichkeit des preußischen Heeres befangen. Der leichte holländische Feldzug (§ 524) hatte sie in demselben bestärkt, die schlimme Warnung des Feldzuges in der Champagne (§ 541) ihn nicht erschüttert, und wirklich hatten auch die Feldzüge in der Pfalz von 1793 und 1794 (§§ 545, 546) das Heer in seiner alten Ueberlegenheit gezeigt.

§ 575. Noch immer war der Staat im Wachsen geblieben. Schon 1791 waren die althohenzollernschen Länder Anspach und Baireuth (§ 274) der Monarchie heimgefallen. Der Friede von Luneville und der Reichsdeputationshauptschluß (§ 560) hatte Preußen abermals um schöne Gebiete, fast um 200 □ Meilen, vergrößert. Dies war erlangt ohne Schwertschlag, ja schon mehr durch die gefährliche Freundschaft eines mächtigen, aufdringlichen Siegers, der bereits ein Jahr darauf Hannover besetzte, und so die westlichen Theile der Monarchie von den östlichen schied. Seitdem hielt man sich in Preußen einerseits nicht frei von Begehrlichkeit nach diesem der Monarchie so wichtig gelegenen Lande: andererseits hatte man doch nicht den Muth, es durch eine offene Allianz mit Napoleon, die dieser lange gesucht hatte, zu erwerben. Dieser haßte und verachtete allmählig die preußische Regierung, die sich ihm fortwährend in solcher Schwäche und Unentschiedenheit zeigte. Preußen hatte sich damals wie auch später vergeblich bemüht, einen Fürstenbund (§ 519) zum Schutze der norddeutschen Neutralität herzustellen. Im Jahre 1805 war Preußen, wie gezeigt, bereits so wenig gefürchtet, daß Alexander glauben konnte, es durch die Drohung eines Angriffs zum Anschluß an die Coalition zwingen zu können. Gleich nachdem dieser Versuch zurückgewiesen, erfolgte der Durchmarsch der Franzosen durch Anspach (§ 568), der den König auf's bitterste verletzte. Bald darauf kam Kaiser Alexander, der zum Heere eilte, persönlich zu Friedrich Wilhelm III. nach Potsdam. Dieser fühlte selbst, daß Preußen nicht länger müßig zusehen dürfe: Die persönliche Freundschaft Friedrich Wilhelms und Alexanders, die schon bei ihrer ersten Begegnung in Memel (1802) begründet war, gab den Ausschlag, ihn völlig für energisches Handeln zu gewinnen. Ehe Alexander abreiste, äußerte er den Wunsch, die Gruft Friedrichs d. Gr. zu sehen; hier besiegelte die feierliche, nächtliche Scene das alte Herzensbündniß der Herrscher. Preußen war zum Kriege entschlossen. Das preußische Heer hätte, bei raschem Vordringen, Napoleon Verderben bringen müssen. Aber nun die Schlacht von Austerlitz und Haugwitz' unverantwortliche That (§ 571)! Napoleon hatte arglistig sein Werk berechnet. Indem Preußen Hannover annahm, ward es

mit England verfeindet (das auch sofort alle preußischen Handelsschiffe auf der See kaperte); indem es von Napoleon, den es hatte bekämpfen wollen, Geschenke nahm, erschien es jedem Bundesgenossen als unzuverlässig, falsch und zweideutig. Kurz, Napoleon wußte es von allen Seiten allein zu stellen, und knickte erst seine Ehre, ehe er es mit den Waffen brach.

§ 576. Dieses Preußen verhöhnte und reizte nun der Eroberer auf jede Weise. Schon im Feldzuge von 1805 hatten sich Baden, Württemberg, Baiern an ihn angeschlossen. Nach dem Preßburger Frieden traten sie offen in ein Bündniß mit ihm. Die genannten Länder, außerdem Mainz, Darmstadt, Nassau, Würzburg, Berg (wo Napoleon's Schwager, Murat, Großherzog geworden) und einzelne noch kleinere Staaten bildeten am 17. Juli 1806 den sogenannten Rheinbund unter Napoleon's Protectorat. Sie wurden von nun an die gefügigen Werkzeuge des Eroberers. Franz II. legte darauf die deutsche Kaiserkrone nieder (6. Aug. 1806). Ohne Kampf und Ehre, ohne Theilnahme und Bedauern ging damals das tausendjährige Reich Karls des Großen, das längst (§ 177, § 240, § 419) nur noch eine Mumie gewesen, zu Grabe. Ein langes Interregnum sollte folgen, ehe es neu erstand.

§ 577. Preußen beklagte sich über diesen drohenden Machtzuwachs Frankreichs, dessen feindselige Spitze ihm zugekehrt war. Arglistig schlug dagegen Napoleon vor, Preußen möge in Norddeutschland einen ähnlichen Bund deutscher Staaten herstellen, ja die deutsche Kaiserkrone nehmen; heimlich aber wirkte er an den kleinen Fürstenhöfen dagegen, daß sie sich Preußen anschlössen. Und als damals in England Pitt, Napoleon's unversöhnlicher Feind, gestorben, und Fox im Ministerium gefolgt war, der sich zu Frankreich günstiger stellte, besann sich Napoleon keinen Augenblick, Hannover zurückzubieten. Durch Murat wurden die Abteien Elten, Essen und Werden, die zu Preußen gehörten, mit Truppen besetzt und dem Großherzogthum Berg einverleibt. Kurz, Alles ward geflissentlich darauf angelegt, Preußen zu kränken und zu entwürdigen, um es endlich zum Kriege zu reizen.

10. Jena und Auerstädt. Preußens Fall 1806.

§ 578. Längst hatten die Weiterblickenden in Preußen die Unvermeidlichkeit des Krieges und die Nothwendigkeit, daß der König sich mit andern Berathern umgebe, erkannt. Noch im Laufe des Jahres 1806 hatten einige der vorzüglichsten und höchstgestellten Männer, an der Spitze der Freiherr vom Stein (der schon damals mit im Ministerium saß) und des Königs jüngere Brüder, die Prinzen Heinrich und Wilhelm, in einer Eingabe an den König sich dieserhalb mit dringenden Mahnungen an ihn gewandt. Friedrich Wilhelm, gewöhnt an die absolute Weise seiner Vorgänger, hatte diesen Schritt als ein Vorgreifen gegen seine höchste Gewalt angesehen und ungnädig aufgenommen. Jetzt, bei dem wachsenden Uebermuthe Frankreichs empörte sich auch in der Bevölkerung der Residenz wie im Heere der alte stolze preußische Geist, besonders bei den jüngeren Offizieren. Es kam vor, daß einzelne derselben auf der Schwelle des französischen Gesandtschaftshauses ihre Degen wetzten, daß andere ihre Wachtmeister in das Theater schickten, um in Schiller's Wallenstein in das Lied, „Frisch auf Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd" miteinzustimmen.

§ 579. Gegen Ende des Sommers 1806 erkannte auch der König die Unvermeidlichkeit des Krieges, obwohl er, der die Schwächen des damaligen Preußens sehr wohl überblickte, nur mit bangen Vorahnungen zu diesem letzten Entschlusse schritt. Das Heer, noch von 1805 her zum Theil unter

den Waffen, kehrte sich gegen Mittel- und Süddeutschland, wo die neuen Rheinbundstaaten drohten, und wo auch das französische Heer von 1805 fast noch schlagfertig zusammenstand. Friedrich Wilhelm III. verlangte von Napoleon Entfernung dieser Truppen aus Deutschland und Zulassung eines norddeutschen Bundes. Dieses Ultimatum empfing Napoleon erst, als schon so still wie möglich aber mit äußerster Präcision seine Armeecorps sich in Franken sammelten, zum Uebergange nach Thüringen bereit waren, und er selber schon in Bamberg sich befand. An 200,000 Mann, zum Theil Rheinbündler, standen vereinigt. Auch die preußischen Truppen, etwa 150,000 Mann, hatten sich unter der Führung des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, eines 72jährigen Greises, zu dem man, trotz der schlimmen Erinnerungen aus der Champagne (§ 542), wieder seine Zuflucht nehmen zu müssen geglaubt hatte, gegen Mitteldeutschland zusammengezogen. Aber Alles geschah planlos, mit heilloser Verwirrung, und trotzdem bei der Masse mit verblendeter Sicherheit. An Preußen angeschlossen waren nur Kursachsen und Weimar. Oestreich, Rußland, England warteten, im Ganzen nicht mißgünstig aber zum Helfen theils zu geschwächt, theils zu langsam und mißtrauisch, aus der Ferne den Ausgang ab.

§ 580. Die preußischen Heerführer dachten Napeleon die Saalepässe zu sperren und ihm so mit Erfolg entgegentreten zu können. Nach langem Schwanken ging man bis Jena vor, wo unter Fürst Hohenlohe die eine Hälfte des Heeres Stellung nahm, während die andere unter des Herzogs eigener Leitung bei Weimar stand. Erst jetzt kam die förmliche Kriegserklärung. Schon aber hatte Napoleon den Thüringer Wald bei Saalburg überschritten und seine Truppen rückten das Saalthal hinunter, wo sie zuerst bei Saalfeld auf die schwache preußische Vorhut unter Prinz Louis Ferdinand stießen. Der Prinz sah sich, ehe man es im Hauptquartier vermuthet hatte, dem andringenden Feindesheere gegenüber; ahnend den Fall der alten preußischen Herrlichkeit und eingedenk, was einem Enkel so großer Ahnen gezieme, fand er hier fechtend den Heldentod (10. Okt.).

§ 581. Es war das Vorzeichen des kommenden, entsetzlichen Unglücks. Im Hauptquartier hatte man erfahren, daß Napoleon's Marschälle bereits über Schleiz und Gera hinausrückten und die Preußen zu umgehen drohten. Es ward deshalb beschlossen, in eine andere Stellung, die hinter der Unstrut genommen werden sollte, zurückzugehen. Aber schon drei Tage nach dem Schlage von Saalfeld stand Napoleon in Jena. In der Nacht zum 14. Okt. brachten seine Truppen die Kanonen, die zum Theil von den Laffeten genommen waren, den sog. Landgrafenberg hinauf, der nördlich von Jena gelegen, das Saalthal beherrscht, und den noch das Hohenlohesche Corps besetzt hielt. Hohenlohe, bereits zum Rückzug kommandirt, ließ den Feind ungehindert festen Fuß fassen. So stand dieser schon den Preußen auf gleichem Boden gegenüber, als am nebeligen Morgen des 14. (des Unglückstages von Hochkirch § 496) der preußische General sich gezwungen sah, nun doch eine Schlacht anzunehmen. Denn durch das Mühlthal wie durch das Rauthal hinauf waren auf das Plateau überlegene Massen gekommen, von welchen die zerstreuten preußischen Abtheilungen vereinzelt gefaßt und trotz der Tapferkeit der Truppen geschlagen wurden. Furchtbar schnell entschied sich hier die Niederlage, ehe noch die nachrückenden Truppen von Rüchels Corps zum Kampfe kommen konnten. Vollständig aufgelöst, floh das Heer auf Weimar zu.

§ 582. Um dieselben Stunden war das vom Herzog von Braunschweig geführte Hauptheer, auf seinem Marsche in die neu beabsichtigte Stellung hin,

bei Auerstädt, drei Stunden unterhalb Jena, gleichfalls auf dem linken Saaleufer, auf die französischen Armeecorps unter Davoust und Bernadotte gestoßen, die von Napoleon abgesandt waren, dem Hohenloheschen Corps bei Jena in den Rücken zu kommen, und die gleichfalls schon die steilen Saalübergänge ohne Hinderniß genommen hatten. Ebenso planlos und vereinzelt wie bei Jena begannen hier die Preußen die Schlacht. Es mehrte die Verwirrung, daß während des Kampfes der Herzog von einer Kartätschenkugel tödtlich geblendet wurde. Vergebens suchte General Blücher durch einen verzweifelten Cavallerie-Angriff das Glück des Tages zu retten. Beide Heere flohen gegeneinander auf Weimar zu. Aber schon am Abend des 14. zogen hier die Franzosen ein.

§ 583. Ein einziger Tag hatte das alte, so sichere Preußen zertrümmert. Das Heer war nur eine aufgelöste Masse, die in wildem Knäuel der Festung Erfurt oder dem Harze und Magdeburg sich zuwälzte. Die Führer verloren die Fassung, der gemeine Mann begann die Fahnen zu verlassen und nach Haus zu gehen, als gäbe es kein Preußen mehr. — Erfurt, wo General Möllendorf lag, eine starke, wohlversehene Festung, die den ersten Halt hätte bilden müssen, fiel auch zuerst durch feige Uebergabe schon am 15. Okt. und gab das schlimme Beispiel den andern. In diesem allgemeinen Schiffbruch raffte Blücher noch einige Reste von Truppen wieder zusammen und führte sie über den Harz, der Altmark und der Elbe zu. Von den Franzosen scharf verfolgt, war es schwer, das Corps bei Sandau, wo man den Fluß passiren wollte, sicher überzusetzen. Hier zeigte Oberst York, der die Nachhut führte, mit seinen Jägern in dem meisterhaften Treffen von Altenzaun*) zum ersten Male wieder, daß der alte preußische Muth noch nicht erloschen sei. Die Hauptmasse des aufgelösten Heeres hatte am Harz vorbei Magdeburg zu gewinnen gesucht, während die Franzosen direkten Weges über Leipzig und Halle auf Berlin rückten. Ersterer Ort ward von ihnen geplündert, bei letzterem schlugen sie die preußische Reserve-Armee, die unter dem Prinzen Eugen von Württemberg stand (17. Okt.) — Als das flüchtende Heer, jetzt unter Hohenlohe's Befehl, unter den Wällen von Magdeburg sich zu sammeln suchte, war es schon von schlimmer Vorbedeutung, daß der Commandant dieser wichtigsten Festung erklärte, er könne nicht für die Verpflegung desselben sorgen. Nun beschloß man, hinter die Oder auf Stettin zurückzugehen, während Napoleons Truppen sich schon Potsdam und Berlin näherten. In Berlin war der alte Heldengeist tapferer Vertheidigung, ja sogar tapferen Ausharrens (§ 501) erloschen. Angesichts des unermeßlichen Unglücks hatte der Commandant der Stadt (Graf Schulenburg-Kehnert) keine andere Mahnung gewußt, als „Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht." Am 25. Oktober capitulirte Spandau, ohne einen Schuß zu thun. Während dann Lannes und Murat rasch aufbrachen, dem Hohenlohe'schen Hauptheer den Weg auf die Oder abzuschneiden, hielt Napoleon am 27. Oktober seinen Einzug in Berlin. Durch das brandenburger Thor (von dem nun der Siegeswagen herabgenommen und gleich dem Degen Friedrichs d. Gr. aus Potsdam als Siegestrophäe nach Paris gesandt ward) nahm er seinen Weg die Linden hinab in's Schloß der preußischen Könige. Vor demselben, im Lustgarten, flammten Nachts die Biwachtfeuer seiner Garden. Gleich darauf (am 28. Oktober) capitulirte bei Prenzlau Fürst Hohenlohe mit seinem Corps, das noch aus 10,000 Mann und 1800 Pferden bestand. Kleinere Bruchstücke des fliehenden Heeres folgten dem entmuthigenden Beispiel.

*) Joh. Gust. Droysen: Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg.

§ 584. Nur Blücher beugte sich der allgemeinen Schande nicht. Auf die Kunde dessen, was bei Prenzlau geschehen, warf er sich mit seinen 14000 Mann nach Mecklenburg, immer von den Franzosen unter Soult, Murat und Bernadotte auf den Fersen verfolgt. York hatte meist die schwere, aber ehrenvolle Aufgabe, das hart bedrängte Corps zu decken. Verzweifelt warf man sich endlich in die alte, noch ziemlich befestigte Reichsstadt Lübeck hinein. Aber fast gleichzeitig drangen die Franzosen nach. Ein wüthendes Gefecht entstand in den Straßen der Stadt, in welchem Blücher persönlich wie ein Rasender kämpfte, York schwer verwundet in Gefangenschaft gerieth. Blücher, der etwa noch 8000 Mann aus der Stadt zog, kapitulirte dann endlich bei Ratkau (7. November) auf ehrenvolle Gefangenschaft. Er durfte unter die Akte seiner Uebergabe schreiben: Ich capitulire, weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe. Er wenigstens hatte die Ehre gerettet.

§ 585. Der tiefgebeugte Monarch hatte sich auf Küstrin geflüchtet, wo er seine Gemahlin wieder traf, die ihn erst am Morgen des Unglückstages von Auerstädt verlassen hatte. Gerade gegen sie, als sei sie die Aufhetzerin zum Kriege, hatte Napoleon in seinen Bulletins sich die gemeinsten, giftigsten Schmähungen erlaubt. Aber gerade erst das Unglück bewährte die christliche Fassung des Herrscherpaares. In dem allgemeinen Abfall zeigten sich doch auch wieder einzelne rührende Beweise von Treue und Männlichkeit. Weiter ging dann die Flucht auf Königsberg. Stein hatte wenigstens die Hauptkassen des Staates zu retten gewußt, und so die Mittel für die Fortführung des Krieges gesichert. — Aber noch hatte das furchtbare Unglück, das über die Monarchie Friedrichs des Großen gekommen war, nicht ausgestürmt, noch hatte die Demüthigung nicht den höchsten Grad erreicht. Es kam die Nachricht, daß auch Magdeburg capitulirt habe. Der 73jährige General von Kleist hatte es überliefert an der Spitze von 19 Generalen*), mit 20,000 Mann, 6563 Pferden, 600 Geschützen, Proviant und Munition im Ueberfluß (8. November). Stettin hatte sich schon am 29. Oktober an 800 Murat'sche Reiter ergeben. Küstrin fiel am 1. November mit gleicher Feigheit; die hannoverschen Festungen Hameln und Nienburg folgten. — Noch hoffte der König, Napoleon zu einem erträglichen Frieden zu bewegen. Aber die Bedingungen des Siegers steigerten sich mit solchem Uebermuth, daß selbst die Unterwerfung keine Rettung mehr schien. Dennoch ward es dem Könige auch jetzt noch schwer, mit den alten Rathgebern und Anschauungen, die ihn in's Unglück geführt, entschlossen zu brechen; noch stand seine Hoffnung auf Rußland und Alexander. Auch ihn sollte erst die Schule der bittersten Erfahrungen läutern, bis er die Mittel zur Rettung erkenne, wo sie waren: in ihm selbst und seinem treuen Volk, dessen hochherzigste Männer bis jetzt noch den Stufen des Thrones ferne standen.

11. Die vierte Coalition. Friede zu Tilsit. 1807.

§ 586. Kaiser Alexander hatte gleich auf die erste Kunde von Preußens Unglück den König seiner wärmsten Freundschaft und Hilfe versichert. Wirklich rückten die Russen in die Provinz Preußen ein. Aber statt, wie die preußischen Vaterlandsfreunde gehofft und gewünscht hatten, die Weichsellinie zu halten, zeigten sich ihre Führer unlustig, etwas für Preußen zu thun, und suchten bald nur die russische Grenze zu decken; während die Truppen schlimmer

*) Die freilich zusammen 1300 Jahre zählten.

wie die Franzosen das unglückliche Land verwüsteten. — Napoleon, nachdem er von Berlin die sogenannte Continentalsperre (die Absperrung aller englischen Schiffe und Waaren von den ihm unterworfenen festländischen Häfen) erlassen hatte und damit den tödlichen Streich gegen England geführt zu haben glaubte, brach nach Posen auf. Beim Annahen der Franzosen hofften die Polen auf die Wiederherstellung ihres Vaterlandes und erhoben sich, von Napoleon ermuntert, zunächst in den preußischen Gebieten des ehemaligen Polens. Als sich der Feind dann über Warschau der russischen Grenze näherte, lieferte Bennigsen (einer der Mörder Pauls § 566) ihm bei Pultusk (26. December 1806) ein unentschiedenes Treffen. Der Winter brachte dann vorläufig den Kampf zum Stillstand.

§ 587. Die preußischen Truppen standen, kaum noch 6000 Mann stark, unter dem tüchtigen General Lestocq. Als die Kriegsbewegungen wieder begannen, nahm das Häuflein durch rechtzeitiges, entschlossenes Eingreifen siegreich Theil an der Schlacht von Preußisch-Eylau, 7. und 8. Febr. 1807. Zum ersten Male erblickte hier Napoleon ein Schlachtfeld, winterlich öde und kalt und mit traurig Sterbenden bedeckt, das er nicht sein nennen konnte. Die Folge dieser Glücksschwankung war eine vielversprechende Anerbietung an Friedrich Wilhelm III., vom russischen Bündniß abzufallen, die dieser in seiner schlichten Rechtlichkeit zurückwies. Hätte nur Alexander dieselbe Treue bewahrt! — Ueberhaupt begann die preußische Ehre sich wieder herzustellen. Schon zu Ende des Jahres 1806 war Thorn unter Lestocq vergeblich zur Uebergabe aufgefordert worden. Ein glänzendes Beispiel altpreußischen Muthes aber gab der 73jährige L'Homme de Courbière in Graudenz, der, als ihn die Franzosen mit Unverschämtheit bedeuten wollten, es gäbe keinen König von Preußen mehr, entschlossen erwiederte: „Nun, so bin ich König von Graudenz," und die Festung bis zum Frieden hielt. Auch Danzig, großartiger versorgt und befestigt, begann eine hartnäckige Vertheidigung. Aus Schlesien, dieser jüngsten der preußischen Provinzen, kam die Kunde von frischer patriotischer Haltung. Zwar waren, als ein Armeekorps unter Jerome Bonaparte hier einrückte, ebenfalls eine Reihe Festungen in schimpflicher Kopflosigkeit übergegangen; so Glogau (3. December), Brieg, selbst Breslau (5. Januar), und am schimpflichsten das feste Schweidnitz (7. Februar). Doch fehlte es nicht an erhebenden Beispielen; erst nach tapferer Vertheidigung fiel Neiße, und die kleinen Festungen Kosel und Glatz hielten sich sogar unter den schwierigsten Verhältnissen bis zum Friedensschlusse. Ueberhaupt aber regte sich die Bevölkerung der Provinz und es fehlte nur an entschlossener Leitung, um schon jetzt Großes zu leisten. — Das erhebendste Beispiel aber des Widerstands gab Colberg in Pommern (§ 503). Hier trat nach altem Recht und Herkommen die tapfere Bürgerschaft selbst mit in die Vertheidigung; an ihrer Spitze Nettelbeck, eine kühne Seemannsnatur, in tausend Abenteuern seiner Jugend und in den Gefahren ferner Meere und Welttheile gehärtet, jugendlich bei 70 Jahren und ein echter Preuße der alten Zeit. Bald leuchteten hier auch die kühnen Husarenstücke des unternehmenden, feurigen Schill, und als die Gefahr näher kam, die kühle Ruhe und schöpferische Kraft Gneisenau's, der zum Commandanten der Feste ernannt war. Ein Theil der Stadt stand in Flammen, die Gefangenen brachen aus dem Stockhause aus, aber unerschüttert ertrug die Stadt das 30stündige Bombardement — bis die Friedenskunde kam.

§ 588. Anfangs des Frühjahres 1807 kam Alexander selbst nach

Preußen, auch jetzt noch voll feurigen Eifers. Bei einer Heerschau umarmte er Friedrich Wilhelm und rief unter Thränen: „Nicht wahr, keiner von uns Beiden fällt allein? Entweder Beide zusammen oder keiner von Beiden!“ Zu Bartenstein ward ein neuer Vertrag, die 4. Coalition, zunächst zwischen Rußland und Preußen, geschlossen. Auf Englands und Schwedens Unterstützung konnte man rechnen, auf Oestreichs künftigen Beitritt hoffte man. Keine Eroberung mehr galt es, sondern Herstellung der durch Bonaparte zertrümmerten Ordnung Europa's, ferner Befreiung Deutschlands, vor Allem Preußens. Mit diesen großen Entschlüssen ging man in den sich erneuernden Kampf. Aber schon am 25. Mai fiel Danzig, nach einem mit ungenügenden Kräften Seitens der Russen gemachten Entsetzungsversuche und nach der tapfersten preußischen Vertheidigung. Mit überlegenen, trefflich geleiteten Kräften begann dann Napoleon den Feldzug. Bei Heilsberg (10. Juni) ward zwar ein erster kecker Angriff der Franzosen von den Russen kaltblütig abgewehrt, wobei abermals der preußische Muth glänzte. Aber der Obergeneral Bennigsen und die Altrussen waren bereits des Krieges „für Preußen“ müde, und es ward immer weiter nach der Grenze hin zurückgewichen. So kam es zur entscheidenden Schlacht bei Friedland an der Alle, 14. Juni, in der Napoleon den Sieg errang. Noch war nicht Alles verloren: wie bei Leoben und Austerlitz war Napoleons Rücken bedroht, da Oestreich ihm nicht sicher war, Schweden und England eine Landung in Pommern, die Blücher vorhatte, begünstigten. Aber Napoleon hatte mit Alexander bereits Unterhandlungen angeknüpft, und, seiner Betheuerungen gegen den Freund vergessend, hatte sich Alexander darauf eingelassen. Am 25. Juni kamen beide Herrscher in einem Zelt, das über einem Floß auf dem Niemen errichtet war, zusammen. Hier lockte Napoleon Alexandern mit der Aussicht auf die Herrschaft Osteuropa's, auf die Erwerbung Finnlands, auf Theilung der Türkei — die alten Ziele russischen Ehrgeizes. Alexander ward Napoleons Bundesgenosse, und dieser, immer darauf bedacht, selbst in Friedensschlüssen neue Feindschaft zu säen, drängte Alexandern einen Theil Neuostpreußen auf, um ihn dadurch, wie er hoffte, mit Friedrich Wilhelm III. zu verfeinden, was ihm freilich trotzdem nicht gelang.

§ 589. Zu Tilsit sahen sich dann auch Napoleon und Friedrich Wilhelm. Jener hatte einen demüthigen Unterwürfigen zu finden geglaubt, er traf einen stolzen, soldatischen Mann, ruhig, einsilbig und zurückhaltend, den das Unglück nicht gebrochen hatte; und neben ihm sah er die schöne und edle Königin Luise, die seinen unedlen Aeußerungen gegenüber die große Seele und königliche Haltung nicht einen Augenblick verleugnete. Hier zu Tilsit ward dann am 7. und 9. Juli der Friede abgeschlossen. Preußen trat die Hälfte seines Gebiets ab, d. i. von 5570 □Meilen mit fast 10 Millionen Einwohnern behielt es noch 2877 mit nicht ganz 5 Mill. Bewohnern. Napoleon sorgte dafür, daß der Stachel der Bitterkeit auch recht empfunden ward; denn auch dies Gnadentheil ließ er dem Könige nur „aus Achtung für seinen Bundesgenossen, den Herrscher aller Reußen.“ In der That ließ er Preußen nur bestehen als Schranke zwischen seinem Machtgebiet und dem russischen. Die Demüthigung kam, die Friedrich der Große so oft erklärt hatte, nicht überleben zu wollen. Alles, was westlich von der Elbe lag, die Festung Magdeburg inbegriffen, ward abgegeben: mithin die Altmark, von wo aus einst der preußische Staat gegründet worden war, die rheinischen und westfälischen Besitzungen, Ostfriesland und das erst eben erworbene Hannover. Im Osten trat Preußen sämmtliche in der 2. und 3. polnischen

Theilung (§ 526) erworbenen Gebiete ab, aus denen Napoleon ein Großherzogthum Warschau schuf, zu dessen Herrscher er den zum König erhobenen Kurfürsten von Sachsen einsetzte.

§ 590. Dies Land nämlich beschloß der Eroberer gegen Preußen zu einer Vormauer zu machen; und so ward es, obwohl es gegen ihn gestritten, auf Kosten Preußens vergrößert und zum Königreich erhoben, womit es zugleich dem Rheinbund beitrat. Ebenso erfuhr auch Sachsen-Weimar, dessen edler Herzog Karl August als preußischer General bis zuletzt ritterlich bei Preußen ausgehalten, am Ende doch Napoleons Gnade; er ließ es bestehen. Den Kurfürsten von Hessen dagegen, der in thörichtem Geiz auch das geringste Opfer gescheut, und zwischen Napoleon und Preußen hin- und hergehandelt hatte, vertrieb er von Land und Leuten, gleichwie das braunschweigische Herzogshaus, an dem er angeblich das Manifest von 1792 (§ 541) rächte. Karl Wilhelm Ferdinand, durch die Wunde von Auerstädt des Augenlichts beraubt, hatte den Sieger gebeten, in seiner Hauptstadt sterben zu dürfen; er hatte es verweigert. Unter fürchterlichsten Qualen war der Fürst bis Altona geflüchtet, wo er endlich „vor der Hirnes Spalte die Ruh im Grabe fand." Aus diesen neu eröffneten und den von Preußen zu Tilsit abgetretenen Gebieten bildete Napoleon ein neues Königreich im nordwestlichen Deutschland, das Königreich Westfalen, das er seinem jüngsten Bruder Hieronymus gab, der seine Residenz in Cassel nahm und gleichfalls dem Rheinbunde beitrat.

Auch Preußen war nun gebrochen. Aber es war auch mit dem Frieden von Tilsit der tiefste Grad der Erniedrigung Deutschlands erreicht. Schon begann die innere Erhebung und Wiedergeburt. Man fing wenigstens an, die Schmach zu fühlen, die das Vaterland getroffen, und selbst über die Grenzen Oestreichs und Preußens hinaus, in das gesammte Deutschland hinein, begann dies Gefühl sich zu verbreiten.

12. Der Rheinbund.

§ 591. Noch aber gebot Napoleon, vor Allem mittels des Rheinbundes, über Deutschland bis an die geschmälerten Grenzen Preußens und Oestreichs. Die Fremdherrschaft war entschieden. Und was das Schlimmste war, noch schien die Mehrzahl der Unterworfenen ihre Ketten nicht mit Knirschen, sondern mit einer Art von niederträchtigem Stolz zu tragen. Noch zählte die französische Herrschaft zahlreiche Freunde. Manche blendete das glänzende Genie Napoleons, so daß sie nur in völliger Hingabe an den „Mann des Jahrhunderts" Heil erblickten. Und einige Vortheile hatte die Masse des Volkes wirklich durch die Fremdherrschaft gewonnen: Im Königreich Westfalen ward Napoleons neues Gesetzbuch, der Code Napoléon, mit seiner allgemeinen Rechtsgleichheit und seinen sonstigen Vorzügen angenommen; es wurden Schwurgerichte eingeführt, die Frohnden und persönlichen Lasten der Bauern hörten auf. In Baiern, wo der wohlwollende König Max Joseph regierte, suchte dessen Minister Montgelas mit einem Eifer und einer Rücksichtslosigkeit, die an Joseph II. (§ 520) erinnerte, den aus vielfachen, bunten Bestandtheilen zusammengesetzten Staat in eine strenge Einheit zusammenzuschmelzen. Neben manchem Willkürlichen geschahen auch hier im Ganzen manche Besserungen, vor Allem schwand das frühere Jesuitenregiment. In Württemberg dagegen gab freilich die persönliche Härte und Willkür König Friedrichs I. ein gehässiges Nachbild Bonaparteſcher Zustände. In Baden regierte noch immer der treffliche Karl Friedrich und suchte jetzt

seinem größeren Gebiete dieselben Segnungen zu schaffen, wie einst seiner kleinen Markgrafschaft. Doch fühlte er bei den stets sich steigernden Anforderungen Napoleons nur zu schmerzlich, daß dies unmöglich sei, und sehnte oft die früheren und bescheidneren, aber glücklicheren Tage zurück. Der stets vermehrte Steuerdruck für Napoleons Interessen, der durch die Continentalsperre gehemmte Handel und die immer wachsende Aushebung zum Militärdienst (die Conscription) machten vor Allem die Staaten des Rheinbundes fühlen, daß die fremden Fesseln auch drückten. Die Heere freilich dieser Staaten waren meist von dem Napoleonischen Rausche bethört. Lange waren sie in ihrer früheren Kleinstaaterei als „Reichsarmee" (§ 492) nur der Spott der Völker gewesen: Napoleon lehrte sie unter seinen Fahnen siegen und erfüllte sie mit militärischem Stolz. Es zeigte sich nun, daß in keinem deutschen Stamme die alten herrlichen Eigenschaften des Kriegsmuthes erloschen waren; nur hob diesen versunkenen Schatz jetzt der Fremde. Und häufig überboten die Rheinbundstruppen (wie es Abtrünnige zu thun pflegen) an Uebermuth und Rohheit gegen die eignen norddeutschen Landsleute noch die Franzosen. Bei allen Mißständen aber hätten — wenn der Mensch von Brot allein lebte — die Zustände in Deutschland unter der Fremdherrschaft damals vielleicht noch erträglich scheinen können.

§ 592. Aber mochte man die Güter des irdischen Lebens gerettet, vielleicht gar gebessert glauben, Keinem konnte es verborgen bleiben, wie es nur in der Willkür des Gewaltigen stand, sie zu erhalten oder zu rauben. Ein Schrei des Entsetzens erhob sich schon 1806 in Deutschland, als auf Befehl Napoleons durch ein Kriegsgericht der Buchhändler Palm aus Nürnberg, ein friedlicher Mann, der eine Schrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung", wie sein Geschäft es mit sich brachte, versendet hatte, auf ausdrücklichen Befehl Napoleons zu Braunau erschossen wurde. Und französische Polizei, französische Späher, oder deutsche Verräther in französischem Sold zeigten bald, daß die entwürdigende Knechtschaft, die Napoleon über Frankreich ausspannte, doppelt schwer auf Deutschland, auf den Rheinbundstaaten lastete. Einige der Rheinbundfürsten lernten nur zu rasch die Gewaltmaßregeln ihrem Gebieter ab, mit denen dieser unbekümmert um bestehende Rechte seine Zwecke verfolgte. Vor Allem aber deutsche Ehre schändend war das Lasterleben, welches Jerome in Cassel begann; hier schien die Freiheit auch die letzte Maske der Scham abzuwerfen. Außerdem hatte Napoleon Jerome eingeschärft, er möge nie vergessen, daß seine ersten Pflichten die gegen ihn und Frankreich seien. — Vor Allem mußten die Rheinbundstaaten mit ihrer jungen kriegsfähigen Mannschaft dem Eroberer dienen. Schon 1808 begann Napoleon einen neuen Krieg auf der Pyrenäischen Halbinsel, der ihm im Laufe der Zeit so verderblich wurde; es waren zu zwei Drittel deutsche Landeskinder, die hier der spanischen Erbitterung entgegengestellt wurden. — Noch zwar gab es in Deutschland auch außerhalb Preußen und Oestreich Seelen, die treu am Vaterlande hingen. Im Königreich Westfalen vergaßen die Braunschweiger nicht so rasch das väterliche Regiment des gemißhandelten Karl Wilhelm Ferdinand, selbst die Hessen hielten am Geschlecht Philipps des Großmüthigen (§ 351) trotz seiner unwürdigen Enkel; in Ostfrisland, in den westfälischen Gebieten blieb die alte Treue gegen Preußen. Dasselbe Gefühl herrschte in Anspach und Baireuth, und auch in Franken und Schwaben fügten sich die ehemals reichsfreien Gebiete nicht so schnell den neuen Napoleonischen Herrschern. Ueberall hier begannen nun die Gemüther zu glühen, geheime Verständnisse wurden unter den Pa-

trioten eifrig erhalten, besonders von Preußen her; es schien nur eines Anstoßes von außen zu bedürfen, und der Aufstand gegen die fremde Gewaltherrschaft brach blos.

§ 593. Doch war die Erlösung noch ferne. Seit sich Alexander mit Napoleon verbündet hatte, schien Europa, mit Ausnahme Englands, in die Knechtschaft der beiden großen Despotien, Frankreichs im Westen, Rußlands im Osten, dahingegeben. Zu Erfurt, auf deutschem Boden, trafen sich im Oktober 1808 mit vielem hohlem Schaugepränge die beiden Herrscher und ihre Trabanten, um den zu Tilsit geschlossenen Bund zu erneuen; auch Rußland trat der Continentalsperre bei. Um diese Zeit hatte Napoleon die Bourbonen in Spanien gestürzt und dort seinen ältesten Bruder Joseph auf den Thron gesetzt; dem Papst nahm er sein weltliches Gebiet; aus Neapel hatte er die eingeborene Dynastie verjagt und ein Königreich für Murat geschaffen, in Norditalien war das Königreich Italien für seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais errichtet; in Holland saß sein Bruder Louis auf dem Königsthron, in Deutschland folgte der Rheinbund seinen Winken; Dänemark war ihm dienstwillig angeschlossen; Schweden, nach der Vertreibung des Königs Gustavs IV., bereit, sich ihm in die Arme zu werfen. — So herrschte er über den weiten Westen Europas. Auf der andern Seite hatte Alexander Finnland von Schweden erobert, und war im Begriff, die alten russischen Pläne auf die Türkei auszuführen. Neben diesen beiden Mächten stand England, in schonungsloser Selbstsucht auf allen Meeren herrschend, in stetem Fortschreiten und Siegen in den Colonien und mit ruhmwürdiger Beharrlichkeit den Kampf gegen Napoleon behauptend. Oestreich aber und Preußen schienen zwischen diesen Colossen fast schon erdrückt.

So war die Lage am Ende des Jahres 1808.

13. Preußens Wiedergeburt. Stein. Scharnhorst.

§ 594. Das furchtbare Unglück begann die alte Lebenskraft in Deutschland allmählig wieder aufzuwecken. Am tiefsten war Preußen gefallen; am schnellsten und herrlichsten ging hier ein innerer Umschwung vor sich. Der Tag von Jena und Auerstädt hatte nicht nur unendliche Schmach über Preußen gebracht; dies Land hatte auch mehr als ein anderes durch Contributionen, Plünderungen, durch den Uebermuth der Sieger gelitten. Die Preußen aber hatten eine ruhmvolle Geschichte aus jüngster Vergangenheit, die den Rheinbundstaaten fehlte, und tiefer brannten hier in den Seelen die Verletzungen, die man dulden mußte. Die Unglücksjahre 1806 und 1807 hatten die früheren Fehler auf's grausamste bloßgelegt, und Friedrich Wilhelm III. hatte jetzt die Erkenntniß und den ernsten Willen, das Werk der Umgestaltung zu beginnen. Noch in der ersten Zeit des Unglücks hatte er Bedenken getragen, dem Manne sich anzuvertrauen, den alle patriotischen Stimmen als den Einzigen bezeichneten, der in dieser äußersten Lage des Staates Rettung bringen könne. Als nach den Unglückstagen zu Tilsit Alles verloren schien, da ward Stein als erster Minister berufen.

§ 595. Heinrich Friedrich Karl, Freiherr vom Stein stammte aus einem Geschlecht des rheinfränkischen Adels, das seit unvordenklichen Zeiten zu Nassau an der Lahn auf seiner Burg zum Stein geblüht hatte. Daselbst war er im Jahre 1757 geboren. Voll von edlem, altem, ritterlichem Stolz, hatte er sich überhaupt erst schwer zu einem Dienst entschlossen; fühlte er doch sich als Reichsfreiherr Fürsten an Unabhängigkeit gleich. Dann hatte er sich für Preußen entschieden, während sonst seine Ahnen lieber in

Oestreich oder an geistlichen Höfen Aemter und Auszeichnung gesucht hatten. Früh hatte sich seine Tüchtigkeit gezeigt: er war schon in den Unterhandlungen über den Fürstenbund (§ 519) thätig; war darauf als Bergrath zu Hagen in der Grafschaft Mark über das Berg- und Hüttenwesen dieser tüchtigen Gegend (§ 253) gesetzt, war dann nach verschiedener anderer Thätigkeit zu Münster beauftragt, dieses durch den Reichsdeputationshauptschluß (§ 560) an Preußen gekommene bischöfliche Gebiet in das Staatsganze einzufügen. Endlich wurde er als Finanzminister in das Generaldirectorium (§ 467) berufen. Ueberall aber bewährte er Scharfblick und praktisches Geschick. Doch mehr als diese Talente adelte ihn sein Charakter. Voll edlen Stolzes, echten Freiheitssinns und unerschütterlicher Wahrhaftigkeit, war ihm, der als Christ in Gottesfurcht sich beugte, jede Menschenfurcht fern. Im festen Vertrauen, daß das Gute doch in der Welt den Sieg behalte, hat er das Böse (als dessen vollendeter Ausdruck ihm je länger je mehr Napoleon erschien) unerschütterlich bekämpft, fröhlichen Muths selbst in dem größten Glückswechsel: „weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein.“ Dieser Feuerseele entsprach auch seine äußere Erscheinung: die gedrungene Gestalt, die breite, gewölbte Stirn, das frei-herrschende Auge, die rasche, leicht zu altdeutscher Heftigkeit sich entflammende Rede. Noch einmal ist in ihm das Bild alten, echten Ritterthums zu Tage getreten.

§ 596. Es zog den König keine persönliche Zuneigung zu dem überlegenen, stolzen Manne. Vor dem Sturz hatte er seine Warnerstimme abgewiesen, noch nach dem Sturz den Unbeugsamen in Ungnade entlassen. Aber die eiserne Noth zwang ihn jetzt, zu dieser letzten Zuflucht zu greifen, und bald lernte Friedrich Wilhelm in seinem geraden Sinn ihn achten, ihm vertrauen, und ergriff nun Steins große Vorschläge ohne Rückhalt, und ohne sich irre machen zu lassen durch eine Partei, die blind an den alten Mißbräuchen und Vorurtheilen hing und Steins schönes Werk zu hemmen und zu verdächtigen suchte. Mit allem Eifer begann jetzt Stein seine Thätigkeit. Es galt zunächst, Hilfsmittel und Geld für den schwergedrückten Staat zu schaffen. Denn noch standen die französischen Truppen 200,000 Mann stark in Preußen, und die Contributionen, Requisitionen, Einquartierungen, Verpflegungsgelder waren kaum mehr zu erschwingen. Und gleichwohl war von Napoleon die eigentliche Abfindungssumme, gegen welche Preußen endlich geräumt werden sollte, noch gar nicht bestimmt — er wollte dadurch eben Preußen in seiner Willkür festhalten. Umsonst hatte sich Prinz Wilhelm, der jüngere Bruder des Königs (vermählt mit der hochherzigen Prinzeß Marianne von Homburg) persönlich nach Paris begeben, um Napoleon zu Milderungen zu bestimmen. Ja, er hatte sich selbst als Geisel ihm angeboten, bis Preußen seinen Anforderungen genüge. Der Sieger hatte den Edelmuth anerkannt, aber ihn natürlich als unpraktisch verworfen: in Erfurt setzte er dann seine Forderung auf 120 Millionen Francs fest.*) — Stein nun half nicht bloß für die augenblickliche Noth durch Ersparungen, Papiergeld, Anleihen, selbst durch Verkauf königlicher Domänen: er erkannte, daß, um dauernde Hülfe zu schaffen, es einer äußern und inneren Umgestaltung des ganzen Staatswesens, einer sittlichen Wiedergeburt des ganzen Volkes bedürfe. Und das war nun sein großes Ziel: er begann den Neubau des Staates von den Fundamenten aus. Der Bauer (§ 283, 508)

*) Er hat, nach seinem eignen Worte, aus Preußen im Ganzen eine Milliarde gezogen.

in den alten Provinzen war durch die Erbunterthänigkeit und durch eine Menge gutsherrlicher Lasten gedrückt. Erstere ward (entsprechend einem schon lang genährten Wunsche des Königs) aufgehoben; letztere sollten allmählig abgelöst werden. Fortan war der Bauer nicht mehr an die Scholle gebunden, sondern konnte sich frei zu jedem Berufe entschließen, und sah mit freudigem Blicke die Möglichkeit vor sich, ein freies, unbelastetes Eigenthum zu besitzen. Der Bürger in den Städten war gleichfalls durch Zunft und Zwang eingeengt, durch polizeiliche Maßregeln von oben her getrieben und von Beamten geleitet, die ihm die Regierung setzte und die häufig nur invalide Militärs oder Staatsdiener waren. Stein verlieh in der neuen Städteordnung (19. November 1808) den Gemeinden wieder Selbstverwaltung und Freiheit in ihrem innersten Leben. Von der Bürgerschaft sollten die Stadtverordneten, aus diesen der Magistrat gewählt werden; nur der Bürgermeister wurde von der Regierung aus drei ihr vorgeschlagenen Candidaten ernannt. An die Stelle des ehemaligen Zunftzwanges trat die Gewerbefreiheit; auch auf dem platten Lande ward freier Marktverkehr gestattet, Mühlenzwang u. dgl. aufgehoben. Der Adel schien zu verlieren: seine Vorrechte gegenüber der Landbevölkerung verschwanden. Jeder erhielt zu jedem Amt, zu dem er die Fähigkeit besaß, nun Zugang; ebenso konnte jeder Bürgerliche Rittergüter erwerben, wie umgekehrt jeder Edelmann bürgerliches Gewerbe treiben konnte. Aber Stein, der selbst ein Edelmann durch und durch war, suchte die Würde dieses Standes in einer hervorragenden sittlichen und patriotischen Haltung, nicht in Vorrechten und Privilegien. — Die oberste Leitung des Staates selbst wurde vereinfacht, indem an die Stelle der ehemaligen Cabinetsregierung der Staatsrath trat. — Vor Allem aber erstrebte Stein Selbstverwaltung der Gemeinden und Betheiligung der Bevölkerung an den inneren Angelegenheiten des Staates. Die zum Theil noch bestehenden alten Provinzialstände sollten zeitgemäß umgebildet werden, indem besonders der größere Grundbesitz in ihnen vertreten wäre; diese sollten über innere Verwaltungsfragen ihrer Provinz berathen und beschließen. Das ganze Werk sollte endlich in Reichsständen, in welchen der gesammte Staat seine Vertretung fände, den passenden Abschluß bekommen und so Preußen in die Reihe der Verfassungsstaaten eintreten.

§ 597. In so großartigen Grundzügen ward die Umgestaltung Preußens entworfen: es erlangte damit größere innere Vortheile, als sie Frankreich durch seine blutige Revolution erworben und nur noch theilweise behauptet hatte. Freilich sind bei der kurzen Dauer der Stein'schen Verwaltung nicht alle Maßregeln (besonders nicht die letzte, die Einführung der Reichsstände) in's Leben getreten. Vieles blieb seinem Nachfolger vorbehalten; doch waren die großen Anregungen gegeben. — Aber Steins Augen gingen über Preußen hinaus und hatten eine Befreiung des ganzen Deutschlands zum Ziele. Er unterhielt deshalb lebhafte Beziehungen zu Oestreich und zu vielen vaterlandsliebenden, einflußreichen Männern im übrigen Deutschland. Es entstand allmählig ein weitverzweigtes Einverständniß, welches, seit Napoleons erste Mißgeschicke in Spanien wieder an eine Möglichkeit der Befreiung denken ließen, sich über ganz Norddeutschland verbreitete. Einer von den Briefen Steins (an Fürst Wittgenstein) fiel der französischen Polizei in die Hände; er ward im Moniteur (der amtlichen Zeitung des Kaiserreichs) abgedruckt als ein Zeichen der feindseligen Gesinnung Preußens. Nun hielt es Stein für gebotene Pflicht gegen seinen König, um diesen nicht Napoleon gegenüber in eine noch bedrängtere Stellung zu bringen, seinen Abschied zu

fordern. Zögernd und ungern fügte sich Friedrich Wilhelm (Nov. 1808). Bald nachher erfolgte von Spanien aus, wo damals Napoleon weilte, die förmliche Aechtung gegen den „nommé Stein, der Unruhe in Deutschland zu erregen suche." Alle Behörden Frankreichs und des Rheinbundes wurden angewiesen, ihn zur Haft zu bringen; seine im Rheinbund gelegenen Güter wurden mit Beschlag belegt. Nun wandte Stein sich flüchtig nach Oestreich und lebte hier, bis der große russische Krieg ihn auf einen neuen Schauplatz des Handelns rief, wo wir ihn wieder sehen werden. Nicht viel länger als ein Jahr hatte er die Regierung in Preußen gelenkt, aber die kurze Zeit hatte auch hingereicht, den Staat neu zu beseelen. Sein Fall war zunächst ein Unglück für Preußen und Deutschland. In ihm verloren alle die bedeutenden Kräfte, die zu einer Erhebung in Norddeutschland reif waren, ihren leitenden Mittelpunkt. Des Rechtes Grundstein, der Deutschen Edelstein hat ihn schon damals dankbar unser Volk genannt.

§ 598. Was Stein dem Staat, das war Scharnhorst dem Heer. Gerhard David Scharnhorst, eines Bauern Sohn, war am 12. Nov. 1755 zu Bordenau im Hannöverschen geboren. Früh hatte ihn eine ausgesprochene Neigung zum Soldatenstande gezogen und der Graf Wilhelm von Lippe-Schaumburg (§ 513), ein Soldatenfreund aus der Schule Friedrichs des Großen, hatte ihn in seine Militäranstalt zu Wilhelmstein aufgenommen. Bald hatte sich der junge Offizier in der hannöverschen Armee ausgezeichnet, besonders 1794 in den Niederlanden gegen die Franzosen, und hatte zugleich durch militärische Schriften solche Aufmerksamkeit erregt, daß er nach Berlin an die Kriegsakademie als Lehrer berufen wurde, womit er zugleich in das preußische Heer als Offizier eintrat. Ruhig, bedachtsam, bescheiden — seine herrlichen Gaben fast unter dem Anschein der Unbedeutendheit verbergend — hatte er von Anfang an das volle Vertrauen des Königs, der ihn nach und nach zum General erhob, indem er ihn zugleich adelte. Dann hatte er den Feldzug von 1806 mitgemacht und schon hier durch seinen Rath sich auch im praktischen Dienst als ausgezeichnet bewährt. Im Feldzuge von 1807 hatte er sich neue Verdienste erworben. In der Schule des Glücks wie der Noth hatte sich in ihm (wie Gneisenau es ausdrückte) „jene kalte Prüfung und Beurtheilung bei höchster Wärme des Gefühls für alles Rechte und Große" entwickelt. Auch ihm fehlte es nicht an Neidern, doch wußte seine stille, ernste Gediegenheit sich unaufhaltsam Bahn zu brechen.

§ 599. Noch im Jahre 1807 erneuerte Friedrich Wilhelm III. sein Heer. Ein Ehrengericht wurde aufgestellt, vor welchem jeder Offizier, der bei einer der vielen Capitulationen betheiligt gewesen, sein persönliches Verhalten rechtfertigen mußte; wer es nicht vollständig konnte, ward ausgeschieden, da ohnehin das Heer, welches durch die Noth des Staates herabgesetzt worden und nach einer ausdrücklichen Vorschrift Napoleons nicht über 42,000 Mann zählen durfte, auch nur noch einer geringeren Zahl von Offizieren bedurfte. Dieses Heer umzubilden, ward Scharnhorsts Aufgabe, als er 1807 zum Kriegsminister berufen ward. Das Werbesystem ward aufgegeben, die Armee nur aus Landeskindern gebildet. Die Behandlung ward menschlich und Ehrgefühl erweckend, die Bewaffnung einfach und praktisch, das Exerciren als Vorübung des Krieges betrieben. Scharnhorst gab dem Heere eine thatsächlich drei- und vierfach größere Stärke, indem man die 42,000 Mann nur immer auf kürzere Zeit einzog, um sie auszubilden. Dann entließ man sie, um eine gleiche Zahl neuer Mannschaft einzuberufen; sie waren dann Reserve-

truppen (Krümper), die jeden Augenblick wieder unter die Fahnen treten konnten. So ward der große Grundsatz, der das preußische Heer erneuerte, die allgemeine Wehrpflicht, und die nicht minder wichtige Einrichtung, die Landwehr, vorbereitet und ermöglicht — jener weltbewegende Grundsatz geschaffen, der der Verweichlichung und Selbstsucht im modernen Staate einen Damm setzte und der, in seinen Erfolgen sich selbst verkündend, allmählich ganz Europa zur Nachahmung Preußens genöthigt und eine neue Epoche der Kriegsgeschichte begonnen hat. Ein neues Heer stand nun da, in welchem wie im Staat nur Verdienst und Auszeichnung, nicht adelige Geburt allein, zu den höchsten Stellen befähigen sollten. Solche geräuschlose Einrichtungen entgingen dem Auge Napoleons, oder er verachtete sie in seinem Stolze. Scharnhorst blieb im Amte und die nächste und edelste Stütze des Königs.

§ 600. An Steins Stelle trat, nachdem eine Zeitlang der schwankende Altenstein Minister gewesen, Hardenberg als Staatskanzler. An Größe des Geistes und Charakters Stein nicht gleich, dagegen gewandter und geschmeidiger als dieser, war er eben deshalb vielleicht noch besser geeignet, das Fahrzeug des Staates durch die Klippen und Stürme der nächstfolgenden Zeiten zu steuern. Vieles von Stein in der inneren Gesetzgebung Begonnene ist erst durch ihn zur Vollendung geführt worden. Neben ihm wirkten eine Reihe der edelsten Männer, wie Schön, Niebuhr, Vincke, Wilhelm von Humboldt, in Steins Geiste fort und ließen seinen Gedanken nicht untergehen.

14. Deutsche Männer zur Zeit der Fremdherrschaft.

§ 601. Was eine Unglückszeit geschienen, ward zu einer Läuterung und Prüfung des deutschen Geistes. Es war vor allen Dingen das gedemüthigte, niedergetretene Preußen, welches zur Wiege der deutschen Erhebung wurde, zuerst der geistigen, dann der mit den Waffen. Erst jetzt geschah eine volle Verschmelzung des alten, straffen preußischen Wesens mit all' den reichen geistigen Schätzen des übrigen Deutschlands, die bisher nur spärlich eine verkümmerte Heimat hier gefunden. Die beiden größten Männer der preußischen Wiedergeburt (Stein und Scharnhorst) waren nicht geborene Preußen: aber wie es mit ihnen geschehen war, so zog Preußen fortan die Kräfte Deutschlands an sich, und indem es ihnen einen würdigen Wirkungskreis gab, erneuete es sich selber durch sie. — Preußen, in welchem der alte Ruhm schmerzlich an die gegenwärtige Schande mahnte, fühlte auch schwerer als das übrige Dentschland die fremden Ketten. Ein ernsterer, im Unglück der Zeiten geläuterter Sinn, voll Frömmigkeit und ausharrenden Muthes, kehrte beim Volke ein, statt der Leichtfertigkeit und Genußsucht, die am Beginn des Jahrhunderts geherrscht hatte. Ein edles Beispiel gab die Königsfamilie. Die nächsten Jahre hindurch blieb sie in Königsberg, in fast bürgerlicher Einfachheit dem ganzen Volke ein Bild opfermuthiger Entsagung. Als sie dann in die Hauptstadt wieder einzog, 1809, zwei Tage vor Weihnachten, war es ein thränenreicher, weihevoller Tag. Die Königin Luise trug bereits den Tod im Herzen; am 19. Juli 1810 starb sie bei einem Besuch in ihrer Heimat Mecklenburg; unverzagt auf den Fall des Bösen, auf bessere Gestirne für ihren Gatten und ihr unglückliches Land hoffend.

§ 602. Der erneute ernste und religiöse Sinn hatte in Königsberg zur Stiftung des Tugendbundes geführt, an dem viele edle Männer Theil nahmen. Derselbe war keine Verschwörung gegen die Fremdherrschaft und wirkte nicht unmittelbar zu einem Aufstand gegen sie. Dem ernsten Sinn des

preußischen Volkes gemäß wollte man nur sich stählen in sittlicher Zucht, um dem Vaterlande bei künftigen Entscheidungen eine Schaar echter und treuer Männer zuführen zu können. Doch ist das Wirken dieses Bundes, der keinen der bedeutenderen Namen mit umfaßte und der schon am letzten Tage des Jahres 1809 auf des Königs Befehl aufgelöst ward, besonders von französischen Schriftstellern überschätzt worden Man könnte vielmehr sagen, das ganze Land war in diesen Unglücksjahren ein einziger Tugendbund, der sich ohne Zeichen und Geheimsprache verstand. Hier genüge es, die großen Häupter der allgemeinen mächtigen Bewegung hervorzuheben.

§ 603. Zunächst die Krieger. Voran glänzt Gebhardt Lebrecht von Blücher, geb. 1742, der schon im großen Unglücksjahre der Stern gewesen, der noch am längsten geleuchtet. Er war Mecklenburger von Geburt, im siebenjährigen Kriege zuerst bei den Schweden (in Vorpommern) in Dienst getreten. Dann von preußischen schwarzen Husaren gefangen, hatte er gern die Uniform gewechselt und war von nun an mit ganzer Seele preußischer Soldat geworden. Als Offizier in dem neu erworbenen Polen stehend (§ 509), traf ihn um eines wilden Streiches willen die Ungnade des großen Königs. Als nemlich eine Reihe von Meuchelmorden an einzelnen Soldaten seines Bataillons verübt worden war, hatte er einen Priester, den er, ohne es ihm beweisen zu können, für den Anstifter hielt, an ein ihm gegrabenes offenes Grab gestellt und mit blinder Ladung auf ihn schießen lassen. Im Avancement übergangen, hatte er sich dann in den kühnsten Ausdrücken beschwert: darauf hatte Friedrich der Große entschieden: Blücher kann sich zum Teufel scheeren. Er hatte nun eine Zeitlang als verschuldeter Edelmann seine Scholle gebaut und an schönen Pferden sein kostspieliges Vergnügen gehabt. Aber eine unwiderstehliche Lust zog den niemals alternden Mann immer wieder zum Soldatenstande. Durch sein kühnes Reiten fiel er Friedrich Wilhelm II. auf, als diesem der Adel seiner Provinz bei dem ersten königlichen Besuche daselbst das Ehrengeleit gab; der rief ihn wieder unter die Husaren. In den französischen Revolutionskriegen Oberst eines Reiterregiments, hatte er bei Freund und Feind einen geehrten Namen gewonnen; le roi rouge nannten ihn damals die französischen Soldaten, die ihn an manchen Stellen, besonders bei Kirweiler (§ 546), kennen gelernt. Als General der Cavallerie, hatte er bei Auerstädt mit verzweifeltem Angriff in Seydlitz' Manier das verlorene Glück des Tages umsonst wieder herzustellen versucht (§ 582). Auf der Flucht war er das Haupt der letzten Braven, mit denen er zu Ratkau bei Lübeck ehrenvoll kapitulirte (§ 584). Als das Heer reorganisirt war, ward er kommandirender General in Pommern. Hier faßte ihn über die Schmach seines Preußens jener finstere Schmerz, der ihn zeitweilig sogar des Verstandes beraubte, so daß er mit gezücktem Säbel und mit dem Ruf: Napoleon! auf die Fliegen an der Wand losging. Haß gegen diesen war seine Seele. Eine Heldengestalt mit prachtvoller Stirn, mit Augen, die, wie Arndt sagt, der Meeresschwermuth glichen, um den Mund die lauernde, übermüthige Husarenlist spielend: harmlos bei Spiel und Scherz, wenig bekümmert um das richtige Mir oder Mich in der Unterhaltung, doch treffend, sogar feurig beredt in seinen Worten, war er recht dazu gemacht der Abgott der Soldaten und der „Marschall Vorwärts" bei der späteren Erhebung zu werden.

§ 604. August Wilhelm Anton Neidhardt von Gneisenau wird stets neben Blücher genannt. Mitten in den Stürmen des 7jährigen Krieges, wenige Tage vor der Schlacht bei Torgau (§ 502) zu Schilda geboren, wo

eben sein Vater als Offizier der Reichsarmee einquartiert gewesen, lebte er harte und gedrückte Kinderjahre in der Zucht fremder Leute, bis sein Großvater sich des Knaben annahm und ihn nach Würzburg überführte. Hier und später auf der Universität zu Erfurt genoß er eine sorgsame und umfassende Bildung. Aber Mangel an Vermögen, der ihm das Weiterstudiren unmöglich machte, sowie angeborene Neigung veranlaßte ihn, zuerst bei den Oestreichern, dann bei den anspach-baireuthischen Truppen Dienste zu nehmen. Mit einem Regiment der letzteren ging er nach Amerika (§ 515), ohne jedoch hier zum Schlagen zu kommen; nach seiner Rückkehr trat er in die preußische Armee. So hatte er seine Jugend in harten Entsagungen, den größten Theil seines Mannesalter in kleinen gedrückten Verhältnissen zugebracht, bis die Unglücksjahre sein glänzendes Talent enthüllten; er ward mit Schill und Nettelbeck der ruhmvolle Vertheidiger Colbergs (§ 587), und von da an genannt als eine der Stützen des preußischen Heeres. Er hatte das Talent Feldzüge und Schlachten zu ordnen, das Blücher, dem Manne des Dreinschlagens und der listigen Husarenstreiche, zwar nicht fehlte, doch nicht in so glänzender Weise verliehen war; beide Männer ergänzten sich daher auf's Trefflichste. Schöner fast noch als jene hohe kriegerische Begabung war seine feine Bildung, seines Wesens „Würd' und Huld und klarer Wille" und „vor seinem Ruhm das eigene Erröthen" — wie sein Biograph*) mit treffenden Zügen das Heldenbild abschließt.

§ 605. Gesondert von ihnen, in seiner Stimmung oft ihnen schroff und feindlich gegenüber, steht Hans David Ludwig von York (geb. 1762). Sohn eines Offiziers des siebenjährigen Krieges, war er von Kind auf zum Soldaten bestimmt und bereits Lieutenant unter dem alten Fritz. Da riß ihn seine Lebhaftigkeit und Ehrliebe in einen verdrießlichen Handel, den der große König falsch auffaßte; auch er bekam den Bescheid: „York kann sich zum Teufel scheeren;" 20jährig, war er kassirt, und die Noth trieb ihn, in holländische Dienste zu treten. Hier hatte er die Seeschlacht an der Doggersbank mitgefochten, und dann am Cap und auf Ceylon abenteuerliche Jahre verlebt. Heimgekehrt, war er unter Friedrich Wilhelm II. wieder in das preußische Heer getreten, und bald Oberst des einzigen leichten Regiments, das im damaligen Heere bestand, des „interessanten" Jägercorps geworden, das er mit eiserner Strenge zuerst zum leichten Tirailleurdienst gewöhnte, in welchem die Franzosen sich so auszeichneten. Bei Jena nicht unmittelbar mit betheiligt, hielt er sein Regiment zusammen und deckte mit ihm in einem prächtigen, exacten Jägergefecht bei Altenzaun (§ 583) den Uebergang Blüchers über die Elbe. Kalt und streng, „scharf wie gehacktes Eisen," voll gewaltiger Leidenschaft des Stolzes, der Heftigkeit, der plötzlichen Entschlossenheit, ist er stets mehr gefürchtet als geliebt worden; er zeigte zumeist noch das alte strenge Wesen der Zeiten Friedrichs des Großen, ohne die Mängel der späteren Tage. Bei der Neubildung des Heeres wies Blücher als auf einen der tüchtigsten Offiziere auf ihn hin; so ward er General, dann Generalgouverneur der Provinz Preußen und kam so in jene Stellung, in welcher er später den ersten Anfang der Erhebung machen sollte.**)

§ 606. Friedrich Wihelm von Bülow ward damals, als Blücher krankte, ihm in Pommern als General zur Seite gestellt. Aus einer alten, weitverzweigten Familie stammend, die manchen seltsamen, scharfgezeichneten

*) Pertz.
**) Droysen, s. o. Seite 334 Anm.

Charakter aufzuweisen hatte, war Bülow der militärische Erzieher des Prinzen Louis Ferdinand (§ 580) gewesen, hatte nach dem Unglücksjahr in den Kämpfen um Danzig, (§ 588) sich, freilich ohne Glück, ausgezeichnet, offenbarte aber schon jetzt durch kühle, heitere Besonnenheit und ruhigen Muth den künftigen Feldherrn. Neben diesen erprobten Männern stand ein reicher Nachwuchs jüngerer Offiziere, unter denen ein Grolmann, Boyen, Clausewitz noch in späten Zeiten Zierden des preußischen Heeres gewesen sind.

§ 607. Aber neben den Männern der That glänzten die Männer der Wissenschaft, die jetzt nicht minder vom Gefühl des Vaterlandes ergriffen wurden. Unter ihnen ist in erster Reihe zu nennen Johann Gottlieb Fichte, der Redner an die deutsche Nation. Eines Webers Sohn, ist er geboren zu Rammenau in der sächsischen Lausitz 1762. Des Knaben, der eine gehörte Predigt aus dem Gedächtniß nachsagen konnte, nahm ein Edelmann sich an, der ihn auf die Schulpforte (§ 424) brachte. Unter manchen Kämpfen und Entsagungen, dann unter dem Drucke der höchsten Noth während seiner Studien- und Candidatenjahre, wuchs in ihm die eiserne, stolze Männlichkeit, die ihn als Geistesverwandten neben Stein stellt. In Königsberg, wohin er gegangen, um den großen Philosophen Kant (§ 531) zu hören, begann sein Ruhm; in der Schweiz, wo er sich mit einer Tochter von Klopstocks Schwester verlobte und später verheirathete, erwuchs sein Glück. Dann nach Jena berufen, damals dem Hauptsitz des deutschen wissenschaftlichen Lebens (§ 532), wirkte seine gewaltige Persönlichkeit eine Anregung unter den Studenten, die bisher unerhört war. Aber seine philosophischen Ansichten hatten damals eine Gestalt gewonnnn, die in vieler Hinsicht vom Christenthum sich entfernte. Eine Beschwerde der kursächsischen Regierung gegen ihn verflocht ihn in eine Untersuchung und einen Streit, wobei Fichte's Stolz es zum völligen Bruch brachte, so gern ihn Karl August und sein Minister Göthe gehalten hätten. Er kam nach Berlin, wo ihn Friedrich Wilhelm III. mit edler Toleranz walten ließ. Schon damals, ehe noch in Berlin eine Universität war, hielt er hier seine Vorträge, zu denen sich die ausgezeichnetsten Männer der Residenz drängten. Nach dem Unglückstage von Jena verließ er Berlin und kehrte erst nach geschlossenem Frieden zurück. Noch stand französische Besatzung in Preußens Hauptstadt. Aber, während bezahlte Horcher seine Vorträge belauschten, mit Trommelschlag die französischen Bataillone unter den Linden vorbeizogen, hielt er im Akademiegebäude seine „Reden an die deutsche Nation" vor einem Kreis ausgewählter Gebildeter, die ihm aber, sprach er, nur das Bild der ganzen deutschen Nation darstellen sollten. Er zeigte dort, wie das deutsche Volk allein noch den Funken selbstsuchtslosen, freien geistigen Lebens bewahrt habe, und sänke es dahin, sei keine Hoffnung mehr für die Welt; so hob er die gedrückten Geister zu neuem Muth und zu neuem Glauben an den ewigen Beruf der deutschen Nation. Napoleon ließ ihn gewähren; er, der die „Ideologen" so tief verachtete, ahnte nicht, welche Macht in Deutschland Ideen üben.

§ 608. Noch mehr große Geister indessen sammelten sich, als Friedrich Wilhelm III. trotz des Druckes der Zeit den großartigen Entschluß faßte, eine Universität in Berlin zu gründen, die die wissenschaftlichen Kräfte Deutschlands so viel wie möglich vereinigen sollte. Zu der geistigen Wiedergeburt, aus welcher allein die Befreiung hervorgehen konnte, bedurfte es auch ganz besonders einer Richtung der großen wissenschaftlichen Kräfte auf das eine vaterländische Ziel. Mit edler Freigebigkeit wies der König

glänzende Mittel an, räumte einen der schönsten Paläste Berlins (das Palais des Prinzen Heinrich) zum Universitätsgebäude ein, und 1810 ward die neue Anstalt begründet, deren Rector zuerst Fichte zweimal hinter einander war. Neben ihm, dem Redner und Philosophen, wirkte damals Schleiermacher in Berlin. Friedrich Schleiermacher (geb. 1768) hatte in der herrnhutischen Erziehungsanstalt zu Niesky seine Bildung erhalten und eine tiefe Frömmigkeit war hier in sein Wesen gepflanzt, die auch blieb, als er später vorübergehend den freisinnigsten Anschauungen in der Theologie sich hingab; bei reichen Kenntnissen und glänzender geistiger Begabung war er berufen, der Religion unter den Gebildeten ihrer Verächter neuen Boden zu gewinnen. Dann Professor in Halle bis zum Unglücksjahr, siedelte er jetzt, in den eigenen wie des Staates Stürmen zu neuem religiösem Ernste gesammelt, wieder nach Berlin über, und ward durch seine männlichen, kraftvollen und tiefsinnigen Predigten eine Stütze in schwerer Zeit und eine der ersten Zierden der neu gegründeten Universität. Außerdem führte die Berliner Universität noch eine Menge ausgezeichneter Gelehrter nach Berlin, wie die Philologen Wolf, Buttmann, Böckh, den Mediciner Hufeland und viele Andere, die meist auch das Ziel der Befreiung des Vaterlandes getreu im Auge behielten.

§ 609. Die Wissenschaft, die Kunst, die Poesie — alles nahm nun wieder einen vaterländischen Charakter an. Man begann die Einseitigkeit des bisherigen Lebens einzusehen. „Seit mehr als 50 Jahren, schrieb Friedrich Schlegel, haben sich die Geister der Deutschen in eine bloß ästhetische Ansicht der Dinge so ganz verloren, bis endlich jeder ernstere Gedanken an Gott und Vaterland, jede Erinnerung des alten Ruhmes und mit ihr der Geist der Stärke und Treue bis auf die letzte Spur erloschen war.“ Die deutsche Alterthumsforschung belebte sich damals durch die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, welche die Sagen und Märchen, die Religion und Sprache, die Rechte und Gewohnheiten der germanischen Urzeit wieder an's Licht zogen. Die Brüder Boisserée wiesen auf die Herrlichkeit der als barbarisch verspotteten gothischen Dome des Mittelalters hin, deren herrlichster Rest, der Kölner Dom, in ihrer Vaterstadt nun auch gleich dem Straßburger auf einem zu Frankreich geraubten Boden stand. Von den beiden Humboldts erhob sich Alexander nach seinen Reisen zu Weltruhme, während Wilhelm, der Freund Schillers, den Sprach- und Geschichtssinn belebte, zugleich aber als Staatsmann in Freundschaft mit Stein für Preußen wirkte. — Die großen Dichter zwar waren schon zum Theil zur Ruhe gegangen; auch der vom deutschen Volke geliebteste, Schiller, war am 9. Mai 1805 gestorben. Einsam ragte noch Göthe's olympisches Haupt, mit immer neuen Ehren der Dichtkunst geschmückt, und selbst von Napoleon mit Achtung begrüßt; aber von den Schmerzen wie von den Hoffnungen seines Volkes hatte er sich abgewandt. Dagegen erwuchs ein jüngeres Geschlecht, in welchem sein hohes dichterisches Verständniß für alles Schöne mit neuerwecktem vaterländischem Sinn sich paarte. Es waren die sogenannten romantischen Dichter. Nicht ohne krankhafte Züge in ihrem Wesen, sind sie doch ausgezeichnet durch das feine Verständniß für unsere altdeutsche Art und Kunst, wie durch ihre frische Begeisterung für unsere nationale mittelalterliche Herrlichkeit. Zu ihnen zählen die Brüder Schlegel, Ludwig Tieck und Novalis (Hardenberg), ferner der einsam stehende Heinrich von Kleist, sowie Brentano und Achim von Arnim, welche Letztere in „des Knaben Wunderhorn“ eine Sammlung altdeutscher Lieder unserem Volke schenkten. Auch im übrigen

Deutschland fehlte es nicht ganz an Vaterlandsgesang; der 20jährige Uhland dichtete um 1811 sein Gedicht „des Sängers Fluch", in welchem zu dem blutigen König, „an Land und Siegen reich", der aber gleichwohl ein „Fluch des Sängerthums" ist — Napoleon zum Vorbild gedient hat. So sproßten immer mächtiger unter der Eisdecke fremder Herrschaft die Keime zu einem Geistesfrühling ohne Gleichen auf. Auch die Jugend fing an schon für künftige Kämpfe sich zu stählen. Gerade unter dem fremden Druck begann Jahn in Berlin das Turnen zu üben, auf daß im gesunden, geschmeidigen Leibe dem Jünglinge auch eine freie, starke Seele gedeihen möge. — Dem deutschen wie einst dem alttestamentlichen Volke Gottes, wandelte sich das Unglück zum Heil, die Strafe zur Buße, die Schande zur Ehre.

15. Oestreichs Erhebung im Jahre 1809.

§ 610. So waren nach den Unglückstagen von Ulm und Austerlitz, von Jena und Auerstädt die Seelen des deutschen Volkes bereits in der Umstimmung, der inneren Läuterung, der neuen, starkmuthigen Erhebung begriffen. In Preußen hatten Stein und Scharnhorst die Mittel zu einem Volkskriege geschaffen, und daß ein solcher zum letzten Ziel, zur höchsten Hoffnung Aller wurde, dafür sorgten die noch immer nicht endenden, wie zur absichtlichen Pein und Vernichtung ersonnenen Erpressungen und Bedrückungen des Feindes. Aber auch Oestreich hielt sich von der großen Bewegung nicht ausgeschlossen, sondern schien vielmehr jetzt der feste Boden werden zu sollen, wo die Wünsche und Hoffnungen aller Vaterlandsfreunde wurzeln und zur That heranwachsen würden. Auch Oestreich war nicht mehr das Oestreich der Thugut und Cobenzl. Die große Wiedergeburt hatte auch hier Volk und Regierung ergriffen. — Graf Philipp Stadion, geb. 1763, aus schwäbischem reichsritterlichem Geschlecht, war dem östreichischen Kaiserstaate geworden, was Stein der preußischen Monarchie. Bald nach dem Frieden von Preßburg (§ 571) zum Minister berufen, in seinem Sinne durch und durch deutsch, hatte auch er erkannt, daß nur durch Mitwirkung des gesammten Volkes ein glücklicher Befreiungskrieg zu kämpfen sei. Auch er hatte die geistigen und sittlichen Kräfte desselben, die seit Josephs II. Tode (§ 521) unterm Bann gehalten waren, entfesselt, den Unterricht gehoben, die Presse befreit, durch Wort und Schrift auf die Vaterlandsliebe einwirken lassen. Auch hier wurde dem Bauernstande Erleichterung, dem Bürger freiere Bewegung, jedem Talent ohne Rücksicht auf Geburt Ermunterung und Beförderung. Der Staat nahm einen Aufschwung, der wieder an Maria Theresia's und Josephs Zeiten erinnerte. Stieß auch Stadion bei seinen freieren Bestrebungen auf den inneren Widerwillen des Kaisers, dennoch wog auch bei diesem der Haß gegen Napoleon jetzt mehr als jede andere Rücksicht. Oestreich war nicht so schwer durch den Eroberer getroffen und wund gelegt, wie Preußen; es kämpfte noch nicht, wie dieses, um Sein oder Nichtsein; aber es rang um die Ehre und alte Macht, und die glänzenden Kaisererinnerungen waren weder im Volk noch in der Wiener Hofburg vergessen. Die Reformen hatten auch das Heer betroffen. Seit 1806 stand Erzherzog Karl, Oestreichs erprobter (§ 550, 567) Feldherr, an der Spitze desselben. Unter seiner Leitung bildete sich das Heer in seinen Offizieren, seiner Bewaffnung, seinem Geist zu einem neuen, tüchtigen Ganzen. Und wie Scharnhorst in Preußen neben das dienende Heer eine Volksbewaffnung stellte, so ward auch in Oestreich eine Landmiliz geschaffen, durch deren Aufgebot das Heer auf 500,000 Mann gebracht werden konnte. — Auch hier

hatten die Regierenden ihr Vertrauen wieder auf ihr Volk gesetzt, und dies Vertrauen ward nicht getäuscht!

§ 611. Nun ging im Jahre 1808 die Kunde von dem gewaltigen Volkskampf, den Spanien gegen die Weltmacht Napoleons begann, und der immer furchtbarer und siegreicher ward, erfrischend und erhebend durch Deutschland. Es ward offenbar, wo und wie der Riese, vor dem Europa bebte, verwundbar sei. „Warum sollen wir uns dem Spanier nicht gleich achten?“ schrieb damals oder etwas später Blücher an einen Freund; ebenso sprach die Stimmung in allen deutschen Männern. Napoleon hatte sein Heer aus Preußen nach Spanien hinüberziehen müssen, so daß nun Oestreich, bisher durch dasselbe in Schach gehalten, aber auch Preußen selbst, wieder freier athmen konnte. Er vermochte weder durch erlogene Siegesnachrichten, noch durch sein hohles Gepränge in Erfurt (§ 593) länger die Augen zu blenden. Aber schlimm war es, daß damals in Preußen gerade Stein gestürzt wurde (§ 597), auf dem vorzugsweise die Hoffnung eines Zusammenwirkens Preußens und Oestreichs beruhte, und dessen ausgesprochenes Ziel es war, „Deutschland durch deutsche Kräfte zu befreien.“ — Eine große Hoffnung schwand mit ihm. Und Napoleon, der noch einmal, wie einst in Tilsit, Alexander in Freundschaft an sich gefesselt hatte, konnte wenigstens seine Stellung einigermaßen wieder gesichert halten und ging nach Spanien, den verhaßten Krieg in Person zu enden.

§ 612. Kaum glaubte er dies durch die Einnahme von Madrid erreicht zu haben, als er Oestreich für die Rüstungen zu strafen unternahm, die es seit 1807 unablässig betrieben. Er drängte es, wie Preußen 1806, geflissentlich zum Kriege. Aber nun trat der veränderte Charakter Oestreichs und seiner Bevölkerung hervor. Eine herrliche Begeisterung ging durch das Land; Freiwillige aller Stände strömten zu den Fahnen, reichlich flossen die freiwilligen Gaben zur Ausstattung, zum Schmuck und zur Pflege der Kämpfenden. Im Hauptquartiere des Erzherzogs befanden sich Männer wie Gentz und Friedrich Schlegel, um mit Schriften, Gedichten und Ansprachen die Sache der Befreiung zu führen, das ganze Deutschland mit aufzurufen und die Volksbegeisterung noch höher anzufachen. Man hoffte auf eine allgemeine vaterländische Erhebung, besonders auf den Anschluß Preußens. Leider waltete hier Steins Entschlossenheit nicht mehr; auch konnte in der That das schwergebeugte Preußen damals ohne Rußlands Hilfe nichts unternehmen. Alexander aber hatte dem Könige dringend zum Frieden gerathen. Doch sah man hier wie im übrigen Deutschland dem beginnenden Kampf mit fieberhafter Spannung zu. Mit furchtbarer Erbitterung begann in dem sonst geduldigen, friedlichen Volke der alte germanische Zorn gegen die übermüthigen Unterdrücker zu glühen.

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß;
Welche Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet sie den Fischen preis;
Schlagt sie todt! das Weltgericht
Fragt Euch nach den Gründen nicht!

sang damals ein deutscher Dichter.*)

§ 613. Ohne den Rheinbund wären dem französischen Kaiser so rasche

*) Der unglückliche Heinrich von Kleist (§ 609), der, den Tag der Freiheit zu sehen, sich selber geraubt hat.

Schläge, wie sie der nun beginnende Krieg nöthig machte, unmöglich gewesen. Es waren deutsche Kräfte, mit denen er die Deutschen zwang! — Leider zögerte Erzherzog Karl, mit dem völlig gerüsteten östreichischen Heere rasch die Rheinbundstaaten, Baiern, Württemberg, Baden, zu überziehen, von ihren Hilfsmitteln Besitz zu ergreifen und am Rhein dem Feinde zu begegnen. Er hatte erst in Böhmen eine feste Stellung nehmen wollen, rückte aber dann zögernd über die bairische Grenze. Dagegen flog Napoleon mit seiner gewohnten Schnelle aus Spanien herbei, raffte französische, aber besonders rheinbündische Streitkräfte an sich und eilte mit ihnen die Donau hinab den Oestreichern entgegen. In den Schlachten in der Nähe von Regensburg (bei Hausen und Tann am 19. April, bei Abensberg und Pfaffenhofen am 20., bei Landshut am 21., Eggmühl 22. und bei Regensburg selbst 23.) glänzte wieder sein Feldherrntalent; jeder Tag war ein Sieg und die gerade jetzt merkwürdiger Weise schlecht geführte, beinahe auseinandergesprengte östreichische Armee zog sich nach Mähren zurück. Napoleon ging auf der rechten Seite der Donau abwärts und stand schon am 13. Mai in Wien.

§ 614. Noch aber war der Kampf nicht zu Ende. In der rechten Flanke des Feindes hatte sich Tirol der fremden Herrschaft entledigt. Von Italien nahte sich ein östreichisches Heer unter Erzherzog Johann, der bisher siegreich gewesen und den Vicekönig, Eugen Beauharnais, bei Sacile (16. April) geschlagen hatte. Der Erzherzog nahm Stellung am nördlichen Donauufer gegenüber von Wien mit einem verstärkten Heer, das den Franzosen beinahe gewachsen war. Napoleon eilte, auch dies zu schlagen und suchte deshalb unterhalb Wien bei der Insel Lobau den Donauübergang zu gewinnen. Aber diesmal traf er in seinem kecken Unternehmen, bei Aspern und Eßlingen (21. und 22. Mai), auf einen Feind, wie er ihn nicht vermuthet hatte. Die Truppen, von ihrem ritterlichen Feldherrn persönlich ermuthigt, waren mit frischester Siegeshoffnung, mit Gesang und Jubel zum Kampf gezogen:

Seht Ihr den Stephan*) herüber winken
Und dort die fränkischen Adler blinken?
Auf, Brüder, stürzt Euch muthig drein,
Die Adler müssen unser sein!

Ueber zwei Brücken hatten die Franzosen auf das Nordufer überzusetzen versucht, und breiteten sich nun fächerförmig aus. Aber überall trafen sie auf kampfbereite östreichische Heersäulen, die ihr Vordringen hemmten. Indessen ließen die Oestreicher große Baumstämme und brennende Kähne den reißenden Fluß hinuntertreiben und zerstörten so die Schiffbrücke. Der blutige Tag endete damit, daß Napoleon mit einem zum Tode matten Heere auf die Insel Lobau zurückgeworfen und zum ersten Male vollständig geschlagen wurde. Trotz der Wachsamkeit der französischen Polizei ging die Jubelkunde dieses Sieges durch ganz Deutschland.

§ 615. Länger als einen Monat bedurfte Napoleon, ehe er sich stark genug fühlte, um von Neuem vorzubrechen. Er that dies am 5. und 6. Juli bei Deutsch-Wagram, etwas unterhalb des Schlachtfeldes von Aspern. Diesmal ward ihm der Sieg. Der Erzherzog Johann, der aus Ungarn heranziehen sollte, hatte an der Raab unglücklich gegen den Vicekönig gekämpft. Seinem Zuspätkommen schrieb Karl den Verlust der Schlacht zu. Denn nach furchtbarem Blutvergießen auf beiden Seiten, nach langem Schwanken

*) § 294. Theodor Körner, Leyer und Schwert.

eines Kampfes von riesenmäßiger Ausdehnung wichen die Oestreicher gegen Mähren rückwärts. Erzherzog Karl, der überhaupt bei diesem Kriege nur mit halber Seele gewesen war, begann zu unterhandeln. Es erfolgte der Waffenstillstand von Znaim (12. Juli). Noch brauchte dieser nicht zum Frieden zu führen. Noch immer standen Streitkräfte genug zu Gebote, und eben damals machte Preußen die ersten Schritte, sich Oestreich anzuschließen. Aber hier herrschte Mißvergnügen über den zögernden Verbündeten, von dem man geglaubt hatte, man würde ihn gleichsam mit Gewalt in den Kampf mit fortreißen können. Auch England war mit der versprochenen Landung in Norddeutschland, die dort den Volksaufstand unterstützen und Preußen ermuthigen sollte, ausgeblieben und machte statt dessen eine unglückliche Unternehmung in den Niederlanden, wo es Antwerpen zu gewinnen hoffte. So überwog in Wien die Friedenspartei, und Kaiser Franz, den Napoleon zuletzt durch die Gefahr der Absetzung geschreckt hatte, schloß den Frieden zu Wien (Schönbrunn) 14. Oktober 1809. Durch denselben gab Oestreich seine ganze adriatische Meeresküste auf; Istrien, Dalmatien, Friaul und Theile Kärnthens wurden unmittelbar an das französische Reich abgetreten. Das westliche Galizien kam an das Herzogthum Warschau, das östliche an Rußland. Denn Kaiser Alexander, der den Krieg hätte hindern können, und durch den Preußen dann auch im Stande gewesen wäre, mit gegen Napoleon aufzutreten, hatte sich durch die Aussicht auf Eroberungen in der Türkei fortreißen lassen, im Bunde mit Napoleon zu verharren und sogar mit ihm Oestreich zu bekriegen; er erhielt dafür seinen Siegesantheil.

§ 616. Die schlimmste Wirkung dieses Krieges war, daß der Kaiser von Oestreich von nun an die Lust zu einem Kampfe gegen Frankreich ganz verloren zu haben schien. Stadion trat von der Leitung des Staates zurück, und der geschmeidige Metternich folgte. Gleich den Rheinbundsfürsten hielt man es nun für den größeren Vortheil, in Freundschaft mit Frankreich zu bleiben. Napoleon aber konnte seinen lang gehegten Wunsch durchsetzen und sich mit einer alten europäischen Dynastie durch Heirath verbinden. Bald nach dem Friedensschluß begann die Werbung um des Kaisers Tochter Marie Louise. Von seiner ersten Gemahlin, Josephine, die ihm keinen Erben geboren, trennte er sich; und schon im Februar 1810 folgte die Verlobung mit der Kaisertochter, dann die Hochzeit im April 1810. Damals waren mit dem Wiener Frieden die Hoffnungen Deutschlands dahin und verzweiflungsvoll gährte es in den Gemüthern. Ja, es war, wie vereitelte oder zeitig entdeckte Anschläge auf Napoleons Leben zeigten*), zu besorgen, daß die verlängerte Knechtschaft den alten, ehrlichen deutschen Sinn untergraben würde, und Fanatismus, heimliche Verschwörung und politischer Mord in Deutschland, wo sie noch nie gediehen waren, jetzt Wurzel schlagen würden.

16. Der Kampf in Tirol 1809.

§ 617. Aber schönere Zeugnisse der allgemein erwachenden Vaterlandsliebe brachte das Jahr 1809, als solche verunglückte Versuche verwerflicher Schwärmerei. Es sind die begleitenden Ereignisse des großen östreichischen Krieges fast ebenso wichtig, wie dieser selbst, da sie die Sinnesänderung und

*) Die beiden preußischen Offiziere am Webicht-Gehölze bei Weimar — Staps aus Naumburg.

den beginnenden Aufschwung des deutschen Volkes beweisen. Tirol, seit Jahrhunderten mit dem Hause Oestreich vereint (§ 277), war durch den Preßburger Frieden (§ 571) 1805 an Baiern abgetreten worden. Die Baiern führten nach französischem Muster manche gute und manche üble Neuerung ein, denen aber das am Alten hangende Bergvolk in gleicher Weise widerstrebte. Ihm mißfiel das bairische Regiment als ein fremdes, aufgedrungenes, besonders aber haßte es die Conscription, da das Land bisher unter Oestreich militärfrei gewesen. Die Priester, die viel, ja fast Alles über die Seelen dieser strenggläubigen Katholiken vermochten, haßten die Baiern als Neuerer, als Bundesgenossen der revolutionären, kirchenfeindlichen Franzosen. So trug das Land voll stillen Unwillens das rheinbündische Joch bis zum Frühling 1809. Heimliche Einverständnisse wurden mit Oestreich und selbst mit dem Erzherzog Johann fortwährend unterhalten, und nie war die Hoffnung auf die Rückkehr zum angestammten Herrscherhause aufgegeben worden.

§ 618. Als der große Krieg von 1809 begann, rief (§ 612) der Kaiser Franz alle seine Völker zu den Waffen. Auch die Tiroler vernahmen diesen Ruf. Ihrem Landesvater so treu wie ihrem Glauben, einfach, des Fremden ungewohnt, lebten und webten sie noch im urdeutschen Selbständigkeits- und Freiheitssinn. Den Stutzen lernt früh dort schon der Knabe führen, mit ihm steigt der Jüngling und der Mann die steilen Alpenwände bis zum Rand des ewigen Schnee's empor, die flüchtige Gemse zu jagen. So findet sich kriegerischer Sinn, Kaltblütigkeit in Gefahr, vor Allem innige Vertrautheit mit den heimischen Bergen und Schluchten in jedem Landeskinde. Da Oestreich auf die Treue Tirols rechnen konnte, eilte es beim Beginn des Krieges, das Land zu besetzen. Kaum ließen sich seine ersten Truppen an den Eingangspässen blicken, so erhob sich das Landvolk und verjagte die bairischen Besatzungen. Bald erklang bis in die fernste Gebirgsschlucht hinein die Sturmglocke. Jede Gemeinde, jedes Thal trat unter die Waffen und kor sich selber, nach altgermanischer Weise, den Führer aus den entschlossensten und erprobtesten Männern. Es waren Jäger, Wirthe, Priester, die die Haufen führten: hier der ehemalige Wildschütz Joseph Speckbacher, dort der Wirth Martin Teimer, hier der eifrige Rothbart, der Capuziner Haspinger, und viele Andere ähnlicher Art. An die Spitze des Ganzen aber war ein Mann getreten, der, wie weiland Saul, eines Kopfes Länge über die Menge ragte, dessen prächtiger, schwarzer Bart bis auf den Gürtel reichte: Andreas Hofer, der Sandwirth von Passeier, ein frommer, schlichter, demüthiger Mann, aber in seiner einfältigen Herzenstreue so recht ein Bild des Volkes, das er zum Kampfe führte; zu einem heiligen Kampfe, für seine Religion und für seinen Kaiser, für seine Berge und für seine Freiheit. Wie in Spanien schwärmte bald das ganze Land von kleinen Banden, die alle nach dem Mittelpunkte, auf Innsbruck los drängten (vom 9. bis 13. April 1809). Hierhin waren die Baiern gewichen. Schon blieb ihrem Anführer nichts Anderes, als Ergebung. Indessen kam aus Italien ein kleines französisches Corps unter einem General zur Hilfe heran. Von den Bauern aus allen Schluchten und von allen Höhen herab beschossen, hatte es doch noch den Brenner überschritten und stand nun am Iselberge nahe vor Innsbruck. Aber hier sah es sich von allen Seiten umringt und mußte sich gleichfalls gefangen geben. Dann zogen unter Glockengeläute und unendlichem Jubel die ersten östreichischen Soldaten unter General Chasteler wieder in die Hauptstadt ein. — Keine Grausamkeit hatte diesen schönen Befreiungskampf befleckt: in ihrem Freudentaumel schien es jetzt den

siegreichen Tirolern, „als ob die Sonne Tag und Nacht scheine," als ob himmlische Engel und Heilige ihnen vorangefochten.

§ 619. Da kam wie ein Donnerschlag die Nachricht von den Unglückstagen bei Regensburg (§ 613). Bei dem nun erfolgenden Rückzuge der östreichischen Hauptarmee blieb Tirol ohne Stütze und Rückhalt. Napoleon behandelte unehrenhafter Weise den Krieg als Meuterei und setzte auf Chastelers Kopf, wie auf den eines Räubers, einen Preis. Weder dieser, noch sonst einer der ihm zur Seite gesetzten östreichischen Truppenführer, wußte den Kampf der Bauern zu würdigen. Die Tiroler waren schon jetzt fast nur sich selbst überlassen; doch beschlossen sie ihre Berge zu vertheidigen. Die Baiern drangen unter Wrede wieder von Salzburg aus vor, nahmen am Himmelfahrtstage (11. Mai) nach hartem Kampfe den Strubpaß und stiegen dann über St. Johann in's Innthal hinab. Ueberall bezeichneten sie den Weg mit grausamer Rache. Beim Flecken Schwaz ward blutig gekämpft; die Baiern brannten den Ort nieder und drangen weiter auf Innsbruck; Chasteler zog ab und Wrede mit seinen Baiern, Lefebvre mit seinen Franzosen, rückten in die Hauptstadt ein. Das Land schien wieder unterworfen. Aber die Grausamkeit hatte das Volk erbittert. Wrede ward mit seinem Corps von Napoleon abberufen; um dieselbe Zeit überstieg schon Hofer mit seinen Südtirolern wieder den Brenner. Noch einmal riefen die Sturmglocken, riefen die Führer zu den Waffen, und wieder ward jeder Paß, jede Felswand, jede enge Straße lebendig. Wieder drängte sich der Kampf um den Iselberg zusammen. Der Feind, an 7000 Baiern, wich endlich mit schwerem Verluste. Dann blieb Tirol mehrere Monate hindurch unbelästigt, so lange die Kriegsunternehmungen bei Wien dauerten.

§ 620. Nach dem Kampf am Iselberg und nach der Schlacht bei Aspern hatte ein kaiserliches Handschreiben den Tirolern die feierliche Versprechung gegeben, daß sie nie mehr vom Körper des östreichischen Kaiserstaates getrennt werden, und daß kein Friede unterzeichnet werden solle, der nicht das Land mit der Monarchie unauflöslich verknüpfe. Auf dieses Kaiserwort hin lebten die Tiroler in gläubigem Vertrauen und in Frieden den Sommer hindurch bis zum Waffenstillstand von Znaim (§ 615). In demselben war Tirols nicht gedacht, und nun rüstete sich der Feind mit Macht, das preisgegebene treue Land zu züchtigen. Lefebvre rückte wieder mit Franzosen, Sachsen und Baiern ein, und nahm ohne Widerstand die Hauptstadt. Aber zum dritten Male, und gewaltiger als zuvor, erhob sich das Tiroler Volk (August 1809). Ein von Süden heranziehendes Corps, das meist aus Sachsen bestand, ward in den engen Schluchten der Eisach, unter Felsen und Baumstämmen, die auf sie herabrollten, fast verschüttet; „den Getroffenen mochte es vorkommen, als ob die Berge über ihnen zusammenstürzten",*) Eine andere Colonne ward im Oberinnthale oberhalb Landeck in ähnlicher Weise vernichtet, nur mit Mühe rettete sich der französische Marschall selber aus „dem verwünschten Lande". Hofer zog als „Oberkommandant von Tirol" in die Hofburg zu Innsbruck ein.

§ 621. Nun aber kam der Friede von Schönbrunn, der Tirol hoffnungslos aufopferte (§ 615). An 50,000 Mann setzte Napoleon gegen die Berge in Bewegung. Bisher hatte man vom Kaiserhofe her den Aufstand mehr ermuntert als beschwichtigt; nun plötzlich rieth man den tapferen Männern, sich willig zu unterwerfen. Wirklich beugte sich nun der größte Theil des

*) Ludwig Häusser, deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen ꝛc.

Volkes der harten Noth. Auch Hofer hatte erst seinem Commando entsagt und den Leuten befohlen, nach Haus zu gehen und die Waffen niederzulegen. Doch in seinem ehrlichen Sinne durch thörichte Schwärmer getäuscht und zu neuem Kampfe ermuntert, ergriff er noch einmal die Waffen. Aber schon unterwarf sich das Land. Nur um sein Passeierthal drängte sich noch Angriff und Vertheidigung (Ende November 1809). Aufgeregt auf's höchste, verwirrt und verzweifelnd, hatte Hofer die Zeit versäumt, wie andere Genossen sich entweder durch die Flucht oder durch willige Unterwerfung zu retten. Auch die Treuesten zerstreuten sich. Speckbacher lag mit gebrochenem Bein den Winter über unter Stroh und Dünger in einem Viehstall verborgen, bis er Gelegenheit zur Flucht fand. Haspinger entkam und war noch 1839 bei der Einweihung des Hoferdenkmals in der Domkirche zu Innsbruck. Auch Hofer selbst hatte sich in das Gebirge gerettet, wo er in einer, den Winter über verlassenen Sennhütte seinen Aufenthalt nahm. Leider fand sich ein Verräther. Ein Trupp Soldaten stieg im Januar des folgenden Jahres auf die beschneiete Alm und führte den Helden gebunden herab. Man behandelte ihn mit viehischer Rohheit, ließ ihn barfuß über Eis und Schnee gehen, zerzauste ihm den Bart, daß das Blut herabfloß; er trug es mit lächelnder Geduld, nach seines Heilands Bilde. Zu Mantua erkannte ein Kriegsgericht über ihn den Tod: und auf den Festungswällen der Stadt, einst seines Kaisers, traf ihn durch die Kugel der Tod — „der Tod, den er so manches Mal vom Iselberg gesandt in's Thal", und dem er mit unverbundenen Augen in's Angesicht schaute: am 20. Februar 1810, 14 Tage vor der Hochzeit der Kaisertochter mit dem stolzen Feinde, in dessen Namen auch diese Blutthat geschah. Tirol war wieder unterworfen. Aber das Märtyrerblut hier war nicht umsonst geflossen. Wie noch immer, entwuchs ihm die Saat des Segens für künftige Zeiten.

17. Dörnberg. Schill. Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels.

§ 622. Die Tiroler Erhebung war nicht die einzige Heldenthat, welche den Kampf Oestreichs im Jahre 1809 begleitete. Auch in Norddeutschland regte es sich. Schon im Jahre 1808 war durch Stein und seine Freunde ein Plan von umfassender Weite angelegt worden. Gleichzeitig mit Oestreichs erwartetem Losschlagen sollte eine Landung der Engländer an der Ems- oder Wesermündung geschehen, zum mindesten mit 50,000 Mann. Dadurch sollte die, ihren alten Fürstenhäusern noch treue Bevölkerung in Hannover, Braunschweig, Hessen zu den Waffen gerufen werden. Preußen, meinte man, würde sich dann sicher anschließen, und so das gesammte Deutschland den Kampf gegen Napoleon aufnehmen. Dies war der Plan, der aber durch Englands Zögern und Selbstsucht, das jene Landung auf Walchern in den Niederlanden, (§ 615) der in Deutschland vorzog, nicht zu Stande kam. Nur einzelne Bewegungen, zwar bald verunglückt, aber doch schön und heroisch, traten statt der allgemeinen Erhebung zu Tage.

§ 623. Dörnberg stammte aus hessischem Adel, hatte sich seines tapferen Volksstammes früh würdig gezeigt, sich in seinen Jugendjahren bei verschiedenen militärischen Ereignissen ausgezeichnet und noch 1806 Blüchers Heldenloos bis zuletzt mit getheilt. Er war dann als Oberst in Jerome's Dienst getreten, trug aber, wie das gesammte Hessenvolk, mit Unwillen das fremde Joch, und war in den oben gedachten Erhebungsplänen fortwährend thätig. Das Land schien zum Aufstand reif, vor Allem auf die Bauern

zählte man.*) Dörnberg faßte den Plan, mit jenen und mit seinem Bataillon, auf das er rechnen zu können glaubte, den König von Westfalen in seiner eigenen Hauptstadt gefangen zu nehmen. Aber die Bauern brachen zu früh los (21. April). Nun mußte Dörnberg Cassel verlassen, doch sah er sich in Kurzem an der Spitze von 8- bis 10,000 Landleuten. Aber des Krieges zu ungewohnt und fast waffenlos, zerstob der Haufen bei den ersten Kartätschenschüssen und Reiterangriffen, die auf ihn geschahen. Im Bauernkittel verkleidet, kam Dörnberg nach vielen Abenteuern zum Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, den er dann tapfer begleitete, bis er später in Rußland und zuletzt in preußischen Militärdiensten eine ehrenvolle Stellung gefunden hat.

§ 624. Schill, ein feuriger, schöner Mann, etwas zu rasch und abenteuerlich, aber ein Held durch und durch, hatte sich, wie oben (§ 587) erzählt, in der Vertheidigung Colbergs ausgezeichnet. Er war damals der Erste, der, als die Franzosen vertragsmäßig endlich 1808 Berlin räumten, mit preußischen Truppen wieder in die Hauptstadt einzog, und als Liebling der Soldaten wie der Bürger voll Begeisterung empfangen ward. Auf ihn wandten sich die Augen selbst bedeutenderer Männer, wie Stein's, Gneisenau's u. A. — die jene oben besprochenen Aufstandspläne leiteten. Er war bereit, loszuschlagen. Zugleich sollte Dörnberg (§ 622) in Hessen, andere jüngere Offiziere in der Altmark gegen Magdeburg losbrechen. Nun begann, im April 1809, Oestreich seinen Krieg, aber Preußen zauderte mit seinem Beitritt. Da faßte Schill den freilich gewaltsamen aber doch hochherzigen Gedanken, das Beispiel zu einem norddeutschen Volkskampfe zu geben und womöglich Preußen und seinen König mit fortzureißen. Am 28. April führte er sein Reiterregiment (etwa 500 M.) wie zum Exerciren vor Berlin hinaus. Draußen erklärte er ihnen, er sei entschlossen, den Kampf gegen den Unterdrücker Deutschlands zu beginnen. Die Reiter, die ihm mit ganzer Seele anhingen, folgten ihm mit begeistertem Zuruf. An zweihundert Mann aus seinem Infanterie-Bataillon mit vier Offizieren eilten ihm später freiwillig nach. Bald mehrte sich seine Zahl; er wandte sich auf Sachsen, erzwang sich den Durchmarsch durch Wittenberg und rückte dann auf Halle, die treue preußische Stadt, die ihn wie einen Befreier empfing. Nun aber traf auch hier lähmend die Kunde der ersten östreichischen Niederlagen ein, auch erfuhr er, daß die Unternehmung in Hessen und der Altmark mißlungen sei. Schill kam in's Schwanken. Er wandte sich nördlich gegen die Elbe, wo er bei Dodendorf (unweit Magdeburg) ein Corps ihm entgegenrückender Westfälinger schlug. Aber es hatte sich schon herausgestellt, daß sein Beispiel bei den kälteren Norddeutschen keine allgemeine Erhebung, wie es in Spanien und Tirol geschehen, hervorrief. König Friedrich Wilhelm mißbilligte scharf und mit Recht die eigenmächtige That. Vor größeren, ihn angreifenden Streitkräften wich Schill durch Mecklenburg zur Ostsee, und warf sich endlich in das nur noch schlecht befestigte Stralsund (§ 394), dessen französische Besatzung er überraschte und gefangen nahm. Er hoffte die Stadt zu einem Saragossa zu machen,**) und verschmähte deshalb die Rathschläge, sich nach Rügen oder auf britische Schiffe zu retten, die man noch zeitig hätte benachrichtigen können. Unterdessen umschlossen ihn westfälische und holländische Truppen; auch dänische eilten in feiger Wohldienerei heran. So sah sich Schill von 6000 Mann

*) Die in Hessen noch immer landwehrfähig waren (§ 622—624).

**) Von der heldenmüthigen Vertheidigung dieser spanischen Stadt gegen die Franzosen sprach gerade damals alle Welt.

umlagert. Der Feind drang durch die schlecht verwahrten Thore, und im letzten erbitterten Kampfe fiel Schill in den Straßen Stralsunds (31. Mai). Sie bestatteten ihn unehrlich „ohne Kanonenmusik und Flintengruß." Schlimmer noch erging es seinen gefangenen Kameraden. Napoleon ließ sie als Hochverräther behandeln. Vierzehn geborene Westfälinger wurden in Braunschweig erschossen, in Wesel elf junge Offiziere*). Die Gemeinen wanderten nach Frankreich, wo sie neben Räubern und Mördern auf die Galeeren geschmiedet wurden, bis später ihre Landsleute sie befreiten.

§ 625. Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels war der Sohn des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, den bei Jena die feindliche Kugel getroffen und dem Napoleon nicht einmal die ruhige Stätte zu sterben gegönnt hatte, um die er ihn gebeten. Das Herzogthum war zum Königreich Westfalen geschlagen und Friedrich Wilhelm seines Rechtes beraubt worden. Aber in ihm lebte das welfische Heldenblut, und seine ganze Seele ging auf Kampf gegen den großen Räuber Deutschlands und seines Erbes. Auch er war in die oben bezeichneten Pläne eingeweiht und warb im östreichischen Schlesien, als Oestreich seinen Krieg begann, auf eigene Hand ein Freicorps, mit dem er sich besonders gegen das Königreich Westfalen richten wollte. Seine Güter in Schlesien (Oels) verpfändete er damals an Preußen, das unter diesem Anschein ihm Geld und Hilfsmittel bot. Das Corps ward erst vollständig, als die Schlachten bei Regensburg längst geschlagen waren; dann ward es dem Befehl des östreichischen Generals Am Ende, der in Sachsen operiren sollte, untergeordnet. Dieser unfähige Anführer hielt die Unternehmung nur auf; unter einem anderen frischeren General, der nach der Schlacht bei Aspern über diese Streitkräfte gesetzt ward, begann ein muthigeres Vordringen gegen Franken in das alte Baireuth'sche hinein, wo der Preußensinn noch nicht erkaltet war. Hier war man im besten Fortschreiten gegen Junot und Jerome, als die Kunde von dem Waffenstillstand zu Znaim eintraf, der auf einmal die Hoffnung niederschlug. Wollte der Herzog als östreichischer Offizier gelten, so war er mit in die Bedingungen desselben eingeschlossen. Aber im Stolz eines gebornen Fürsten und in unersättlicher Kampflust gegen den Eroberer verschmähte er dies, und nahm das Recht eines selbständigen Krieges für sich in Anspruch. Auf seine Aufforderung erklärte sich etwa die Hälfte seines Corps, 1300 Jäger, 650 Reiter, 80 Artilleristen mit 4 Geschützen, bereit, ihm zu folgen, wohin es sei.

§ 626. Die kleine Heldenschaar trug zum Sinnbild den Todtenkopf an dem mit dem Roßbusch bedeckten Tschako, jenes Sinnbild, Pardon weder zu geben noch zu nehmen, wie es seit Alters ein preußisches Reiterregiment führt. Mit ihr unternahm es der Herzog, den Weg sich zu seiner Hauptstadt und weiter bis zum Meere zu brechen. Sie glich einer altgermanischen Gefolgschaft (§ 16), die, wie einst Tacitus von unsern Vorfahren sagte, es für Ehre hielt mit ihrem Fürsten zu fallen, für Schande ihn zu überleben. Es flammte in all' den treuen Seelen dieser wilden, schwarzen Gesellen der urdeutsche reckenhafte Muth, der die Gefahr um der Gefahr willen liebt.

*) „Zwei und Zwei aneinander gefesselt, erwarteten sie stehend und mit unverbundenen Augen die feindlichen Kugeln; sie brachten ihrem König noch ein Hoch und commandirten dann Feuer! Im nächsten Augenblick lagen 10 todt am Boden; der Elfte (nach Einigen Felgentreu, nach Anderen der eine Wedell) war nur am Arm verwundet; er riß die Weste auf, und rief auf sein Herz deutend: „Hierher, Grenadiere!" Einen Moment später hatte auch er ausgelebt."

So stürzte sich die kleine Schaar durch Sachsen, kam nach Halle, wo wieder, wie bei Schills Durchzuge, die treue, altpreußische Bevölkerung aufjubelte, und mancher Musensohn ihr folgte; dann an den Bergen des Harzes vorbei nach Quedlinburg und von da am 28. Juli nach Halberstadt. Hier war gerade durch Zufall auf dem Marsch von Magdeburg her ein westfälisches Regiment einquartiert, das bei der unvermutheten Nachricht, der Feind nahe mitten im Friedenslande, die ziemlich festen Thürme und Thore der Stadt, die sie noch alterthümlich umgeben, zu vertheidigen suchte. Ein heißes Gefecht entspann sich; aber der Herzog sprengte mit Kanonen die Thore, nach nächtlichem Straßenkampf ergab sich der Feind; viele Gefangene — auch sie waren ja Deutsche — schlossen sich dem kecken Zuge an. Am 31. Juli hatte man die ehrwürdigen Thürme von Braunschweig in Sicht. Auf den zu Promenaden umgewandelten Wällen seiner Stadt lagerte der Herzog mit seiner müden Schaar. Und gerade hier sollte er den Entscheidungskampf bestehen. Denn ihm entgegen rückte ein westfälisches Corps Reubel's von 5000 Mann, ihm nach folgte über Wolfenbüttel her der Holländer Gratien mit derselben Meute, die Schill zu Tode gehetzt, in fast gleicher Zahl. Auf den Ersteren stürzte sich der Herzog, am 1. August bei dem Dorfe Oelper, eine halbe Stunde von Braunschweig. Aber trotz des heldenmüthigen Kampfes gelang es ihm nicht, sich durch die Uebermacht Bahn zu brechen; er ward auf Braunschweig zurückgeworfen. Doch sonderbarer Weise zog sich in der folgenden Nacht der unfähige Reubel um Braunschweig herum, zur Verbindung mit Gratien. Der Herzog fand am 2. August die Straße zu seiner Rettung offen. Rasch ging es nun, meist auf requirirten und willig dargebotenen Wagen, über Hannover, Wunsdorf, auf Bremen zu; bei Niendorf ward die Weser erreicht. Bei Hoya nahte der nacheilende Feind, aber ungefährdet von ihm gelang die Einschiffung des ritterlichen Häufleins bei Elsfleth. Dieselben Dänen, die den Schill hatten umgarnen helfen, waren auch hier, am Ausgang der Weser, als dienstwillige Schergen bei der Hand. Aber ihre Kugeln umsausten diesmal wirkungslos und verspottet die deutsche Heldenschaar. So grüßten der Herzog und die Seinen das freie, große Meer und athmeten auf nach 14 Tagen der Mühsal wie der Ehren, in denen sie von der böhmischen Grenze bis zur Nordsee geflogen waren. Brittische Schiffe brachten sie nach Helgoland. Die Wackeren traten fast sämmtlich in die „deutsche Legion," die unter Wellington's Befehl in Spanien neben den Engländern gegen die Franzosen focht, und zeugten auch hier durch ihre Thaten von der unversiegbaren deutschen Tapferkeit.

18. Die letzten Jahre der Knechtschaft 1810—1812.

§ 627. Auch aus den Kämpfen des Jahres 1809 war also Napoleon siegreich hervorgegangen. Die erste Erhebung der deutschen Nation war gescheitert. Trüber und hoffnungsloser ward die Stimmung. Oestreich schien, seit Metternich an Stadions Stelle getreten, die alte diplomatische Klugheit der begeisterten Vaterlandsliebe vorzuziehen, und sich nur Napoleon recht gefällig machen zu wollen. Zwar war, trotz der Verschwägerung, weder bei dem Kaiser noch bei dem hohen Adel irgend eine Hinneigung zu dem übermüthigen Emporkömmling. Aber hätte man auch, wie die eifrigsten Patrioten noch immer wünschten, einen neuen Kampf gegen Napoleon bestehen wollen, so hinderten doch die schwer erschütterten Finanzen des Kaiserstaates an jeder größeren Unternehmung. Gerade jetzt steigerten sich diese Verlegenheiten fast zum Staatsbanquerott.

§ 628. Immer aber stand Oestreich noch eine Stufe günstiger als Preußen. Preußen hatte im Kriegsjahre 1809 genug gethan, um Napoleon (dem natürlich kein Schritt verborgen blieb) zu reizen. Napoleon kannte den heißen Haß, den die preußischen Männer — er nannte sie deshalb die Jacobiner des Nordens — gegen ihn trugen, sein ganzer, schwerer Zorn kehrte sich gegen den kleinen, schon so hart mißhandelten Staat. Das Ministerium Dohna-Altenstein suchte jetzt diesen Zorn durch Nachgiebigkeit zu besänftigen; der Tugendbund (§ 600) wurde aufgelöst, die königliche Familie kehrte von Königsberg, wo sie frei und dem noch immer befreundeten Rußland nahe gewesen, nach Berlin zurück (§ 601), d. h. fast unter die französischen Waffen, die von Magdeburg, Vorpommern und Hamburg aus leicht einen Schlag führen konnten. Ja, die Minister fanden zuletzt selbst den Gedanken nicht zu schrecklich, um Napoleon in seinen Geldforderungen, mit denen er auf Preußen vernichtend drückte (§ 596), zufriedenzustellen, ihm die Provinz Schlesien zu weiterer Verfügung abzutreten! Aber noch an demselben Tage, wo sie dieses Aeußerste dem Könige vorzuschlagen wagten, 14. März 1810, ging ein Bote desselben an Hardenberg ab, den er zur Würde eines Staatskanzlers berief. Hardenberg schaffte Rath in der Noth und nahm nach innen Steins Reformen, nach außen eine ebenso entschlossene wie vorsichtige Politik auf.

§ 629. Der dritte Körper, den Napoleon aus dem zerschlagenen deutschen Reich gebildet, der Rheinbund, befand sich unter Napoleons Protectorat in kaum günstigerer Lage. Das Theilen, Zerreißen und Vertauschen von Ländern ging seit 1809 mit stets erhöhter Willkür weiter. So hatte z. B. Baiern nur einen Theil von Tirol, das ganz unschädlich gemacht werden sollte, zurückerhalten; ein Theil war zum Königreich Italien, ein anderer zu dem mit Frankreich vereinigten Illyrien gekommen. Auch an das Großherzogthum Würzburg, an Württemberg hatte es kleinere Abtretungen machen müssen. Dafür hatte es freilich Salzburg, einen Theil Oberöstreichs und Baireuth erhalten. Aber die Vergrößerungen standen doch nicht im Verhältniß zu den im Kriege von 1809 dargebrachten Opfern und zu den daran geknüpften Hoffnungen. Schon war auch hier Mißvergnügen gesäet. Mit dem neugebildeten Großherzogthum Frankfurt, das der charakterlose Dalberg erhielt, ward in ähnlicher Willkür verfahren; hier ward Napoleons Stiefsohn, Eugen Beauharnais, zum Nachfolger bestimmt. Die ganze Einrichtung ward hier französisch. — Jetzt erst begann auch in den Rheinbundstaaten die Fremdherrschaft recht fühlbar zu werden. Napoleons Kriege heischten immer höhere Steuern, immer empfindlichere Conscriptionen. Dabei wuchs das Mißtrauen gegen die schon murrende Bevölkerung. Nicht bloß, daß der Buchhandel, das Zeitungswesen unter die drückendste polizeiliche Aufsicht gestellt und fast vernichtet wurden; auch kein Briefgeheimniß war mehr heilig; bis in den Schooß der Familien, bis in die Gefängnißzellen drängten sich die Spione. Kein Gericht war mehr unabhängig, kein Rechtsspruch vor willkürlicher Verschärfung sicher. Am schwersten aber lastete auf dem Wohlstand der Bevölkerung die Continentalsperre (§ 586), die mit despotischer Härte beobachtet, mit blutigen Strafen eingeschärft ward. Und doch umging nicht nur der stets sich ausdehnende Schmuggel, auch der schändliche Handel, den Napoleon selbst mit verkauften Ausnahmen, sogenannten Licenzen trieb, das so furchtbar gehandhabte Gesetz. Das letzte moralische Gut unseres Volkes, seine Redlichkeit, begann wankend zu werden.

§ 630. Gerade aber diesen Kampf, den Napoleon durch die Continental-

sperre gegen das ihm unerreichbare England führte, brachte ihn zu immer neuen Gewaltmaßregeln. Holland, bisher als Königreich unter seinem Bruder Louis, ward mit Frankreich vereinigt, nachdem dieser, um seines Volkes Wohlstand nicht ganz und gar den Planen des Eroberers zu opfern, seine Krone freiwillig niedergelegt hatte (8. Juli 1810). Ein Decret Napoleons beschönigte diesen neuen Raub dadurch, daß das Land für eine Anspülung französischer Gewässer (des Rheins und der Maas!) erklärt ward. Dann folgte am 13. Dec. 1810 die Vereinigung fast des ganzen nordwestlichen Deutschlands mit dem französischen Kaiserreiche. Hannover, nach 1806 zuerst unter Napoleonischer Verwaltung, dann im Januar 1810 zum Königreiche Westfalen geschlagen, ward nun wieder zum großen Theil abgerissen. Oldenburg, bisher ein Rheinbundsstaat, mußte von seinem Herzog geräumt werden; die Hansestädte und andere kleinere Gebiete bis Lübeck hin wurden unmittelbar zu Frankreich gezogen. Als Erklärung des neuen Raubes lautete es nur: die Vereinigung sei durch die Umstände geboten: von Hamburg hieß es: diese Stadt, die Napoleons Vorfahr (!), Karl der Große, gegründet, solle ihrer natürlichen Verbindung mit Frankreich nicht länger entzogen werden. Es war, als sollte zur Gewaltthat überall auch noch der Hohn hinzugefügt werden.

§ 631. Napoleon schien auf dem Gipfel seines Glückes. Am 20. März 1811 ward ihm von seiner neuen Gemahlin der langersehnte Erbe geboren, dem schon vor der Geburt der Titel eines Königs von Rom zugetheilt war. Aber Glück, Macht und Glanz waren hohl. Die Völker murrten, sogar die Franzosen waren des Ruhmes satt, der ihren Handel lähmte, ihre Felder verödete, und die Blüte ihrer jungen Mannschaft dahin raffte. Durch Füsiliren, Einkerkern, Confisciren und andere Schreckensmaßregeln glaubte Napoleon, immer mehr zum Verächter der Menschen geworden, sein Joch aufrecht erhalten zu können. — Aber immer schwankender ward seine Macht. Schwedens glaubte er sich versichert durch Bernadotte, der hier von dem kinderlosen Karl XIII. zum Nachfolger angenommen war (1810). Doch hatte er bald Grund, dem schlauen und selbstsüchtigen Gascogner zu mißtrauen. — Schlimmer aber gestalteten sich die Beziehungen zu Rußland. Alexander hatte sich schon zu Erfurt (§ 593) überzeugt, daß Napoleon ihm höchstens Finnland und die Donauprovinzen gönne, Constantinopel aber, den Schlüssel zur Macht des Ostens, so wenig in Rußlands wie in den Händen irgend einer andern Macht sehen wollte. Schon damals erkannte Alexander, daß er bei Napoleons Freundschaft doch schlecht seine Rechnung fände. Dazu kam, daß die Continentalsperre, die er sich hatte aufdringen lassen, auf die Dauer in Rußland unausführbar war, und deshalb schon mit dem Ende des Jahres 1810 durch einen neuen Tarif ihrem Kerne nach aufgegeben wurde. Als eine persönliche Verletzung empfand dann Alexander die Entthronung seines Verwandten (§ 254, Anm.), des Herzogs von Oldenburg. Seit dem Jahre 1811 ward es immer deutlicher, daß ein feindlicher Zusammenstoß der beiden Kolosse, des französischen und russischen Reiches, bevorstehe. Deutschlands Stellung dabei schien nicht zweifelhaft. Der Rheinbund hatte einfach Napoleons Befehl zu folgen. In Oestreich hielt Metternich eine russische Uebermacht in Europa für ebenso bedenklich, wie die Napoleonische. Ein Bündniß Oestreichs mit dem großen Sieger, der sich lebhaft um ein solches bemühte, schien im Osten, in Galizien und den Donauprovinzen, eine Entschädigung für das im Westen Verlorene zu verheißen. Es ward bereitwillig abgeschlossen, und zwar dahin lautend, daß 30,000 Mann unter Marschall

Schwarzenberg für den bevorstehenden Feldzug Napoleon zur Hilfe gestellt wurden.

§ 632. Aber in welche furchtbare Lage kam Preußen! Zwischen Friedrich Wilhelm III. und Alexander war die alte Freundschaft bei der Petersburger Reise des Ersteren erneuert worden, und auch die preußischen Patrioten mußten in Rußland ihren natürlichen Rückhalt sehen. Und nun mit Napoleon gegen Rußland fechten? Mit Napoleon, bei dem es längst beschlossene Sache war, bei der nächsten günstigen Gelegenheit das gehaßte Preußen ganz von der Karte zu tilgen? In dieser Noth riethen die Vaterlandsfreunde zu einem Verzweiflungskampf gegen Napoleon. — Scharnhorst hatte 124,000 Mann bereit, die Festungen waren neu bewaffnet, die Stimmung des Volkes vortrefflich und das Land bot zwischen seinen Flüssen und Sümpfen fast unüberwindlich feste Vertheidigungslager. Müsse man fallen, so wolle man wenigstens mit Ehren fallen. Dazu war auch der König entschlossen; doch suchte man es zum Aeußersten noch nicht kommen zu lassen. Hardenberg bot sogar Napoleon ein Bündniß an. Dieser, der Preußens Rüstungen kannte, antwortete nicht. Von der anderen Seite gab auch Alexander keine bestimmte Zusicherung seines Schutzes. In fieberhafter Aufregung drängte damals Sorge und Hoffnung, Unschlüssigkeit und Verzweiflungsmuth in Preußen durch- und gegeneinander. Ein Netz von Truppen ward indessen von Danzig, Polen, Hamburg, ja vom Rheine her immer dichter und fester um das unglückliche Land gezogen. Konnte man wissen, ob es nicht nächstens nach der beliebten Formel heißen würde: das Haus der Hohenzollern hat aufgehört zu regieren? Endlich trat Napoleon gebieterisch mit seiner Forderung heraus: Preußen solle ein Bündniß mit ihm gegen Rußland schließen, ihm 20,000 Mann Hilfstruppen stellen, den Durchmarsch des Heeres gestatten, die Verpflegung desselben übernehmen, und die Festungen wenigstens zum Theil ihm wieder einräumen. Dieser Vertrag ward am 24. Febr. 1812 geschlossen. Er brach die letzte Hoffnung der preußischen Patrioten, die mit Rußland im Bunde einen Todeskampf für Preußens und Deutschlands Unabhängigkeit erwartet hatten. Alle die jahrelangen Rüstungen waren nun in die Hand des Feindes gegeben. An 300 Offiziere traten aus preußischem Dienste und begaben sich meist nach Rußland, um als „deutsche Legion" gegen den Unterdrücker mitzukämpfen.

§ 633. Mit dem Frühling 1812 begannen ungeheure Truppenmassen, so zahlreich wie sie seit Attila's und Xerxes' Zeiten keinem Feldherrn mehr gefolgt waren, sich durch Deutschland gegen Rußland zu wälzen. Die Schaaren erschienen im schönsten militärischen Glanze und im stolzen Bewußtsein ihrer Unbesieglichkeit. Von den 600,000 Mann, die Napoleon gegen Rußland führte, waren 200,000 Mann Deutsche. Sie haben fast alle für eine fremde Sache auf fremdem Boden den Tod gefunden. — Im Mai kam Napoleon nach Dresden. Hier drängten sich die unterworfenen Könige und Fürsten um ihn, mit seinen Marschällen und Generalen fast auf denselben Rang gestellt. Es war der höchste Sonnenblick seines Glücks. Selbst Franz I. und Friedrich Wilhelm III. konnten es nicht vermeiden, auf kurze Zeit ihn hier zu begrüßen. Von hier kam auch der stolze Tagesbefehl: die Könige, Prinzen, Fürsten und Marschälle sollten sich zu ihren Heeresabtheilungen begeben. Dann folgte Napoleon selbst seinen Truppen, die schon in Polen und Ostpreußen vorgerückt waren. Hier musterte er die gewaltigen Streitkräfte. Während die Rheinbundstruppen ihn, wie die Franzosen, mit dem üblichen Vive l'empereur! empfingen, hielten sich die

Preußen, als er ihre Front entlang ritt, stumm und stolz. Napoleon befremdete dies, doch lobte er ihre exacte soldatische Haltung. Dann ging es über den Niemen nach Rußland.

§ 634. Während die „große Armee" unter Napoleons eigener Leitung gerade auf die Mitte des russischen Reiches, auf Wilna, Smolensk und Moskau vordrang, hatten die Hilfstruppen der Preußen eine Stellung auf dem linken Flügel des Heeres, der unter Macdonald in die Ostseeprovinzen einrückte. Die Oestreicher, unter Fürst Schwarzenberg, standen noch selbständiger auf dem rechten Flügel, der von Galizien aus in das südliche Rußland eindrang. Das preußische Hilfscorps hatte Friedrich Wilhelm nach Napoleons Wunsch unter General Grawert stellen müssen, einen rechtlichen, aber schwachen und fügsamen Mann. Ihm hatte deshalb der König im General York (§ 605) einen Anführer beigegeben, von dem er wußte, daß er der Selbständigkeit und Ehre des preußischen Corps nichts vergeben werde. Schon im Laufe des Sommers nahm Grawert wegen Kränklichkeit längeren Urlaub, und York trat an die Spitze. Der Höchstcommandirende, Marschall Macdonald, war ein sonst edler, freundlich gesinnter Mann, der aber in diesem Falle York, der den Franzosen höchst unbequem war, auf alle mögliche Weise persönlich zu reizen suchte, um ihn so vom Heere zu entfernen. Den mannigfachen Kränkungen setzte York, der die Absicht durchschaute, seine stolze, spöttische Kaltblütigkeit entgegen — und blieb. Den Preußen galt es für eine Ehrensache, da sie einmal den fremden Siegern folgen mußten, sich soldatisch auszuzeichnen, so viel es nur möglich sei. So dankte Macdonald ihnen das siegreiche Gefecht von Bauske, und drang mit ihnen bis unter die Wälle von Riga, wo die Preußen von Neuem sich auszeichneten, vor.

19. Die Convention von Tauroggen. Stein und York in Königsberg.

§ 635. Unterdessen waren die Russen tief und tiefer in ihr ödes unermeßliches Reich zurückgegangen, einer Schlacht ausweichend und den zu sicheren Feind immer weiter sich nachlockend. Dieser Plan, den Feind an der Natur Rußlands untergehen zu lassen, ergab sich aus der Landesbeschaffenheit von selbst und ward von den einsichtigsten russischen wie deutschen Rathgebern Kaiser Alexanders aufrecht erhalten. Aber das Murren gegen den Einfluß der Fremden im russischen Hauptquartier zwang Alexander endlich, den bisherigen Feldherrn Barclay de Tolly, einen (deutschen) Livländer, mit einem Altrussen, Kutusow, zu vertauschen; dieser lieferte zur Vertheidigung der alten Hauptstadt Moskau die furchtbare und unentschiedene Schlacht von Borodino, dann zog auch er sich tiefer in's Innere des Landes zurück. Als Napoleon in Moskau einzog (am 14. Sept. 1812), glaubte er sich des Sieges und eines vortheilhaften Friedens gewiß. Aber gerade jetzt begann das Unheil. Die russische Hauptstadt sank durch russische Hände selbst in Asche, und Napoleon, lange mit Friedenshoffnungen sich täuschend, und bei seinen Verhandlungen absichtlich hingehalten, begann erst da den immer nothwendiger werdenden Rückzug, als der Winter fast schon einbrach (18. und 19. Oct. 1812). Dieser brachte der großen Armee und mit ihr den Deutschen, die Napoleon hatten folgen müssen, Tod und Verderben. Bald nach dem fürchterlichen Uebergang über die Beresina (26.—29. Nov.) verließ Napoleon sein Heer, und floh, tief in Pelze gehüllt, unerkannt durch Deutschland nach Frankreich. Erst gegen Ende des Jahres schwankten die letzten Reste der „großen Armee", Leichen gleich, elendeste Menschen, blaubleiche Gestalten, den

Tod im Herzen, — in Lumpen, in Weiberröcke, in Stroh gehüllt, über die preußische Grenze.

§ 636. Stein war in Petersburg dem Kaiser Alexander nahe gewesen. Daß man hier nicht verzagte, als Moskau niederbrannte, daß man sich von Napoleons Friedenserbietungen nicht fangen ließ, daß Alexander bei dem Wahlspruche ausharrte „er oder ich" — war vorzugsweise das Werk von Steins großem Charakter und rastlosem Eifer. Jetzt, gleichzeitig mit den flüchtigen Resten der großen Armee, eilte er mit dem deutschen Schriftsteller E. M. Arndt von Petersburg über die Schneefelder Livlands und Lithauens der deutschen Grenze zu. Im Namen des russischen Kaisers, meinte er, müsse man jetzt, nöthigenfalls mit Drohung und Gewalt, zum Kampfe gegen den Unterdrücker treiben. Aber schon war von Preußen selbst der Anfang der Erhebung gemacht.

§ 637. York, zäh und streng die gesonderte Stellung seines Hilfscorps behauptend, im Grunde seines Herzens grimmer Feind der Franzosen, war von den Russen wohl erkannt. Schon vor Riga waren ihm von dem russischen Oberbefehlshaber Anträge zu heimlichen Unterhandlungen gemacht, und er zur Trennung von den Franzosen aufgefordert worden, wozu dann später der General Paulucci in sehr zudringlicher Weise ihn zu locken gesucht hatte. York hatte sich gegen die Russen nicht minder klug und an sich haltend benommen, als gegen die Franzosen; er hatte nur eben das Einverständniß nicht ganz abgebrochen. So war er frühzeitig von dem Untergang der großen Armee benachrichtigt. Mit Einbruch des harten Winters begann auch Macdonald seinen Rückzug aus Kurland, die Franzosen voran, die Preußen in zwei Abtheilungen unter Massenbach und York nachfolgend. Schon umschwärmten sie die siegreichen Russen; die Generale Diebitsch und Wittgenstein erneuerten an York die Anträge, sich von den Franzosen, die doch die eigentlichen Feinde seien, zu trennen. Preußen aus der russisch-deutschen Legion, unter ihnen Clausewitz (§ 606), waren selbst die Unterhändler. Jetzt entschloß sich York. Aber vorsichtig, wie er war, wollte er den Vertrag als durch Noth herbeigeführt, erscheinen lassen. Er sah es gern, daß sein Corps durch die Russen abgeschnitten wurde; zürnte, als sich dann wieder die Möglichkeit bot, durchzukommen. So ward seine That doch ein Werk des freiesten Entschlusses. Durch eine in der Poscherun'schen Mühle nahe bei Tauroggen abgeschlossene Convention (30. Dez. 1812) trennte er sein Heer von den Franzosen und traf mit den Russen das Abkommen, daß seinen Truppen in Ostpreußen Quartiere angewiesen würden, in denen sie neutral stehen bleiben sollten, bis der König den Vertrag gebilligt oder verworfen hätte. Jubelnd begrüßten die preußischen Soldaten die nun befreundeten Russen; man fühlte, daß mit dem Neujahrstage 1813 eine große Entscheidung aufleuchtete.

§ 638. York hatte auf seine eigene Verantwortung gehandelt. Er schrieb an seinen König: „Ew. Maj. lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt habe. — Ich schwöre Ew. Maj., daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig, wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde." Aber er hatte auch den Muth, die Mahnung hinzuzufügen: „Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wiederzuerlangen. In dem Ausspruch Ew. Maj. liegt das Schicksal der Welt." — York hatte gethan, was Millionen wünschten, „der Gedanke der Zeit war durch ihn zur That geworden." Seinem ersten Entschlusse mußten bald weitere folgen. Die Russen rückten über die preußische

Grenze, dem Namen nach als Feinde des mit Frankreich verbündeten Preußens, der That nach als Befreier begrüßt und als solche auftretend. Das preußische Corps konnte nicht in müßiger Neutralität zuschauen. York, im vollsten Bewußtsein seiner ungewöhnlichen Lage, in welcher er „dem Könige den Willen frei machen müsse", trat wieder in seine Stelle als General-Gouverneur von Ostpreußen, folgte den Russen und rückte schon am 5. Jan. 1813 unter dem unendlichen Jubel des Volkes in Königsberg ein, woselbst einige Tage nachher auch Stein eintraf.

§ 639. Noch war man ohne Befehle und Willensäußerungen vom Könige. Friedrich Wilhelm III. verfolgte mit Hardenberg unabläßig und seit der Nachricht von Napoleons Niederlage mit steigender Hoffnung den Gedanken, das französische Joch zu brechen. Aber zu erreichen war dies, bei der damaligen Schwäche Preußens, nur im Bunde mit Rußland und, was der König auf's Lebhafteste wünschte, auch mit Oestreich. Yorks That, die dem Könige den Kern seines Heeres rettete, war deshalb an sich willkommen, ja sogar erwartet: aber schwere Verlegenheit bereitete es, daß sie ausgesprochener Weise aus politischen, nicht militärischen Gründen geschehen war. Friedrich Wilhelm, in seiner Hauptstadt mitten zwischen den Franzosen und noch unter dem Druck der Napoleonischen Uebermacht, mußte die Convention Yorks verwerfen und ihn selbst für abgesetzt erklären. Denn schon hallten alle französischen Blätter wieder von Yorks „Verrath", und in Wahrheit war es seine That, die zur Folge hatte, daß Preußen bis zur Oder forthin nicht mehr durch Napoleon zu behaupten war. Es war leicht zu glauben, daß Napoleon, wenngleich er zunächst noch an sich hielt, den König und ganz Preußen für Yorks That büßen lassen werde. Vorsicht war mithin nach allen Seiten geboten. Indem Hardenberg den Kaiser Napoleon zu beruhigen suchte, die Rüstungen, die bereits begannen, als verstärkte Bundeshilfe für ihn darstellte (wie sie Napoleon selbst gefordert), ging Major von Natzmer, Flügeladjutant des Königs, zu Murat nach Königsberg, um ihm die Entsetzung Yorks anzuzeigen und von diesem mit demselben Auftrage angeblich zu York selbst. Natürlich ließen ihn die Russen nicht durch; da legte er die Uniform ab und vollzog nun seinen geheimen Auftrag: er ging nach Wilna zum Kaiser Alexander, um ihm ein Bündniß Friedrich Wilhelms anzutragen, sobald er über die Weichsel vorrücke. — York aber erfuhr seine Absetzung nur durch die Zeitungen, und blieb um so mehr in seinem Kommando, als sein bezeichneter Nachfolger, General Kleist, sich weigerte, dasselbe zu übernehmen. Es fragte sich aber, wer in der Provinz Preußen jetzt die Dinge leiten sollte?

§ 640. Hier in diesem Lande echtdeutscher Schöpfung (§ 187, § 286), wo ein ritterlicher Adel neben einer freien Bürger- und Bauernbevölkerung stand, war unterdessen die erste herrliche Begeisterung erwacht, die dann mit Feuers Schnelle und Gewalt über ganz Preußen, ganz Deutschland ausging. Die Provinz war durch den Durchmarsch 1812 ausgesogen, durch eine vorhergegangene Mißerndte schwer gedrückt, durch das lange Kriegselend verarmt; doch drängte sich Alles zu freiwilligen Gaben, und die streitbare Jugend eilte zu den Waffen. Stein, nur sein großes Ziel vor Augen, machte Miene, als Dictator im Namen Alexanders die Provinz verwalten, Streitkräfte ausheben und die Kassen in Beschlag nehmen zu wollen. Dagegen empörte sich in den geborenen Preußen mit Recht der heimische Stolz und Unabhängigkeitssinn, und es kam zwischen Stein und York zu den heftigsten Auftritten. Doch standen in Schön, dem Oberpräsidenten der Provinz, in

Auerswald, Dohna und anderen Männern wackere Vermittler zwischen ihnen. Und zuletzt wich Stein freiwillig dem edlen Drange jener Provinz, die nicht mehr gezwungen zu werden brauchte; er reiste nach Breslau ab, Doch hatte er zuvor die preußischen Stände berufen, die in der Noth sich ohne des Königs Aufruf, aber als in seinem Namen, versammelten (5.—8 Febr.). Hier ward beschlossen: Alle Kräfte der Provinz zum Kampf bereit zu machen, das ganze Volk unter die Waffen zu rufen, einen Landsturm und eine Landwehr zu bilden, auf eigene Kosten ein National-Cavallerie-Regiment zu stellen, und alle diese Streitmittel in die Hände Yorks, als des General-Gouverneurs der Provinz, niederzulegen. Nun drängte sich die Jugend zu den Waffen. „Da sagten — erzählt Arndt — die sechszehn-, siebenzehnjährigen Jünglinge, die für die Waffenlast kaum reifen Jünglinge, beim Abschied aus den Gymnasien, als sie das Roß tummeln und die Büchse laden lernen wollten, Lieder des Tyrtäus und Stücke aus der Klopstockschen Herrmannsschlacht her, und Männer und Greise, Väter und Mütter standen mit gefalteten Händen dabei und beteten still um Sieg und Segen." Als York mit kräftiger Ansprache von den Ständen schied, scholl ihm ein begeistertes Hoch nach. „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus", war seine Antwort.

20. Berlin und Breslau. Des Königs Aufruf und des Volkes Antwort.

§ 641. In Berlin hatten die flüchtenden französischen Intendanten, Generale und Marschälle, die seit Ende Dezember tief in Pelze gehüllt und gleichsam verstohlen die Stadt passirten, die erste Vermuthung furchtbarer Unglücksfälle der großen Armee wach gerufen, welche dann das 29. Bulletin als Wahrheit erkennen ließ. Sofort regte sich auch hier auf's gewaltigste der lang unterdrückte Sinn der Bevölkerung. „Mit Roß und Mann und Wagen, hat sie der Herr geschlagen", rief man im Volk, und neue Hoffnung wurde wach. — Vorsichtiger mußten, wie gezeigt, der König und Hardenberg verfahren, welche die ganze Lage überschauten. Sie durften nicht allein der Begeisterung folgen, sie hatten besonnen für das Heil von Millionen, für Preußens und Deutschlands Errettung zu sorgen. Noch standen seit dem Durchmarsche von 1812 in Berlin und Spandau französische Besatzungen, etwas ferner drohten die von Hamburg und Magdeburg. Beängstigende Gerüchte verbreiteten sich, als beabsichtige man französischer Seits eine plötzliche Gefangennahme des Königs, um in dessen geliebtem Haupte ein Pfand für die Ruhe des Volkes zu besitzen; man erzählte von verzweifelten Maßregeln, die, solchem Aeußersten zu begegnen, vorbereitet seien.

§ 642. Wie schlugen deshalb auf einmal alle Herzen freier und höher, als es kund ward, der König habe am 22. Januar Potsdam verlassen, um sich nach dem vom Feinde unbesetzten Breslau zu begeben. Nach schon länger gefaßtem Plane hatte Friedrich Wilhelm III. die treue Stadt erwählt, die vor französischem Ueberfall sicher, dagegen den erwarteten Bundesgenossen Rußland und Oestreich nahe war, und die ihn mit offenen Armen empfing (25. Januar). Der König, das wußte man, war nun in seinen Entschlüssen frei. Und bald folgte der ewig denkwürdige Aufruf vom 3. Februar. Er war nicht vom König, sondern von Hardenberg unterzeichnet, und forderte in kurzen einfachen Worten auf, in der gegenwärtigen gefahrvollen Lage des Staates ein freiwilliges Jägercorps und so eine Pflanzschule von künftigen Offizieren zu bilden. In dem Aufruf war der Feind, gegen den es gehen sollte, nicht genannt. Aber das preußische Volk verstand doch seinen König. Sofort erhob sich die gebildete Jugend; die Universitäten schlossen die

Hörsäle, die oberen Klassen der Gymnasien wurden leer, die Turnplätze wurden Waffenplätze. Zuerst von Berlin kamen auf kecker Turnerfahrt acht Jünglinge zu Fuß nach Breslau, mitten durch Eis- aus Schneegestöber, mitten durch das vom Feinde besetzte Land. Dann drängte sich Alles herbei. In Berlin meldeten sich in 3 Tagen 9000 Freiwillige. Der Jugend folgten die Männer, selbst die höchsten Stellen des Staates drohten verwaist zu werden, und bald mußte eine neue Verfügung dem allzu eifrigen Andrange steuern. Es bildeten sich die Freicorps, besonders dazu bestimmt, aus dem nicht-preußischen und rheinbündischen Deutschland vaterlandsliebende, gebildete, kampflustige Jünglinge aufzunehmen. Unter ihnen ist das Lützow'sche das berühmteste geworden, welches, gleich den Helden Braunschweigs von 1809 (§ 626), den Todtenkopf und die schwarze Uniform trug; denn

Noch trauern wir im schwarzen Rächerkleide
Um den gestorbnen Muth:
Doch fragt man euch, was dieses Roth bedeute?
Das deutet Frankenblut! —

sang Theodor Körner, der junge Dichter, durch den die Schaar vor Allen verherrlicht worden ist. — Thränen tiefster Rührung im Auge, sah König Friedrich Wilhelm von seinem Fenster in Breslau herab die unübersehbare Reihe von Wagen aus Berlin anlangen, von denen ihm die Jünglinge, oft noch eher Knaben zu heißen, entgegenjubelten. Dieser Augenblick gab ihm den Glauben an sein Volk wieder, den er im schlimmen Jahre 1806 fast eingebüßt hatte. Noch andere Männer kamen damals nach Breslau; so Stein, Blücher, Scharnhorst, Gneisenau — alle die Adler der sich vorbereitenden Erhebung sammelten sich.

§ 643. Aber derselbe Kampfesgeist zuckte bis in die tiefsten Volksschichten hinunter. Bürger und Bauern in Preußen hatten so Unsägliches an Bedrückung und Mißhandlung erfahren, daß der nordische Ingrimm, langsam aber dann desto gewaltiger wie er ist (§ 11), nun mit aller Furchtbarkeit losbrach. Die Rekruten in ihren blauen Kitteln zogen mit trotzigem preußischem Soldatengesang an französischen Regimentern vorüber, denen es anfing in dem überall glühenden Lande unheimlich zu werden. Indessen näherte sich Kutusow, und, seinem Heere voraus, Kaiser Alexander, durch das von den Franzosen geräumte Großherzogthum Warschau, der Provinz Schlesien und der Stadt Breslau. Schon war zwischen den beiden Monarchen der alte Freundschaftsbund erneut; zu Kalisch war (am 28. Februar) ein Vertrag abgeschlossen, dessen Ziel Wiederherstellung der Unabhängigkeit Europa's war. Preußen sollte auf seinen Machtstand von 1806 zurückgeführt werden. Rußland nahm schon jetzt Polen (auch das ehemals preußische) in Besitz. Die Macht, welche Rußland zu Preußens Hilfe herbeiführte, war in der That unbedeutend, denn es hatte in dem Feldzuge von 1812 gleichfalls furchtbar gelitten. Preußen bot Rußland mehr, als Rußland Preußen; aber die deutsche Begeisterung rechnete damals nicht. Am 15. März holte Friedrich Wilhelm seinen hohen Gast in Breslau ein, unter dem Schall der Glocken, unter dem Jauchzen und Weinen eines von den heiligsten Gefühlen der Vaterlandsliebe bewegten Volkes. Zwei Tage darauf, am 17. März 1813, erschien der Aufruf Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk." „So wenig, heißt es darin, für mein treues Volk als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. — Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren geduldet habt, Ihr wißt, was Euer

trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den Großen Kurfürsten, an den großen Friedrich! — — Selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen: erinnert Euch der heldenmüthigen Schweizer und Niederländer! — — Es ist der letzte, entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unseren Wohlstand. Keinen anderen Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser Wille werden unserer Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit!"

§ 644. An demselben Tage verkündigte der König seinem Volke die Errichtung der Landwehr und des Landsturms (§ 599), nun für das gesammte Preußen. Als Ehrenzeichen für die Tapfern dieses heiligen Krieges ward vom Könige am 10. März, dem Geburtstage der verewigten Königin Luise, der Orden des „eisernen Kreuzes" gestiftet. — Ein von einem Deutschen verfaßter Aufruf Kutusows, in Kalisch am 25. März 1813 erlassen, schloß sich der königlichen Ansprache an. Der russische Feldherr, im Begriff die deutsche Grenze zu überschreiten, redete darin das gesammte deutsche Volk an. Die Russen, hieß es, kommen als Befreier, um die Uebermacht eines ehrgeizigen Eroberers zu brechen, damit fortan Völker und Fürsten frei in ihren Grenzen und nach ihren eignen Gesetzen leben können; alle deutschen Männer werden aufgeboten, sich der heiligen Sache des Vaterlandes und der Menschheit anzuschließen, deutsche Fürsten, welche noch ferner der Fahne des Landesfeindes folgen sollten, mit Verlust ihrer Herrschaft bedroht; freie Verfassungen als Frucht der zu bestehenden Kämpfe verheißen.

Mit herzlichen Worten hatte sich — zum ersten Mal in der deutschen Geschichte — ein König an sein Volk gewandt, und indem er es zur Mitwirkung an seinem Werke aufforderte, es mündig gesprochen. In unvergleichlich herrlicher Weise antwortete das preußische Volk diesem Vertrauen. Wie Alles zu den Waffen eilte, sahen wir schon seit dem 3. Februar. Jetzt wurden größere Anstrengungen von dem Volke verlangt; das Königreich Preußen, damals an Einwohnern nicht mehr als 5 Millionen zählend, stellte bis zum Sommer 1813 ein Heer von 271,000 Streitern, also von 18 Seelen einen Mann zu den Waffen. Gleiches hat nie ein Volk geleistet.

§ 645. Vier Heere sammelten sich: unter York in Ostpreußen, unter Bülow in Westpreußen, zwei andere in Pommern und Schlesien. Die Franzosen hielten noch die Festungen, namentlich Danzig, besetzt; an 20,000 M. standen noch in der Hauptstadt. Aber York und Bülow rückten bereits in Verbindung mit dem russischen General Wittgenstein auf Berlin. Schon am 20. Februar 1813 streiften die ersten Kosaken bis in die Straßen hinein. Am 4. März verließen dann die Franzosen freiwillig die immer drohender werdende Stadt, und zogen sich auf Magdeburg zurück. An demselben Tage rückte die Vorhut Wittgensteins ein. Am 17. März hielt dann York, der nun durch ein Kriegsgericht vollständig gerechtfertigt und vom König in alle seine Würden wieder eingesetzt war, unter unermeßlichem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug mit 18,000 Mann preußischer, erprobter Kerntruppen.

Noch fehlte es an Bekleidung, Verpflegung, Bewaffnung. Aber es begann jetzt ein rührender Wetteifer in freiwilligen Gaben. Auch der Aermste brachte sein Scherflein. Wo in dem ausgesogenen Lande Geld fehlte, griff man zu

anderen Mitteln. Eheleute und Verlobte brachten die goldenen Trauringe und erhielten eiserne dafür zurück: „Gold gab ich für Eisen" lautete die schöne Inschrift. Jenes arme Fräulein (Ferdinanda von Schmettau) brachte den einzigen Schmuck, den sie besaß: ihr schönes Haupthaar. Das Weib ließ den Gatten, die Verlobte den Bräutigam, die Mutter den Sohn willig ziehen: Schmach hätte den Zurückbleibenden getroffen. An der Spitze der Frauenvereine, die sich zur Unterstützung der Kämpfenden, zur Pflege der Verwundeten, zur Sammlung von Liebesgaben bildeten, stand die edle Prinzeß Wilhelm, Marianne von Hessen-Homburg, nebst acht anderen Prinzessinen des königlichen Hauses. — Der christliche Sinn, die einst verspottete und vergessene Religion, war mit heiliger Macht in allen Seelen wieder aufgelebt. Unter Glockenklang, mit feierlich-kirchlicher Segnung, zogen die Schaaren aus in den „heiligen Krieg." Denn

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!

Solch eine Feier fand in Breslau in Gegenwart Alexanders und Friedrich Wilhelms statt. Zu Rogau am Zobtenberge ward das Lützow'sche Freicorps eingesegnet, dem Theodor Körner das kirchliche Weihelied gedichtet:

Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Muth zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Doch was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht;
Dem Herrn allein die Ehre!

Und in Berlin geschah am 27. März vor dem Schlosse unter freiem Himmel die Einweihung des York'schen Corps. Ueber dem Dome brach die Sonne durch das Wintergewölk, als der Prediger den Segen sprach. Dann nahm York selbst das Wort: „Ein unglückliches Vaterland sieht mich nicht wieder!" war der Schluß der Rede. „Und das soll ein Wort sein!" scholl's aus den Reihen der Soldaten als Antwort.

§ 646. Schon aber war die Begeisterung nicht mehr in Preußens Grenzen eingeschränkt; es war eine deutsche Erhebung. Die deutsche Dichtung, seit Schillers Tode fast verstummt, wurde noch einmal in neuen, frischen Klängen laut. Theodor Körner, geb. 1791, Sohn des würdigen Freundes Schillers, griff kühn in die Saiten. „Leier und Schwert" durfte er seine Lieder nennen, denn er kämpfte selber mit im heiligen Kampfe, und hat freudig sein junges, edles Leben hingegeben. Seine Kunst, wie er in dem herrlichen Abschiedsbriefe an seinen Vater geschrieben, seufzte nach ihrem Vaterlande. Der erst 22jährige Jüngling hatte richtig den großen Mangel erkannt, an dem unsere Poesie bisher gekrankt hatte. Seiner Zeit, seinem Volke rief er zu:

Rühmet nicht des Wissens Bronnen,
Nicht der Künste friedensreichen Strand!
Für die Knechte giebt es keine Sonnen,
Und die Kunst verlangt ein Vaterland.

In seinem „Aufruf", gleichsam die Antwort des deutschen Volkes auf Friedrich Wilhelms Aufruf vom 17. März, wandte er sich an die deutsche Nation:

Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif: ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte liegt im Schwerte:
Drück Dir den Speer in's treue Herz hinein:
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch die Erde,
Dein deutsches Land mit Deinem Blute rein!

— — — — — — — — — — — — — — —

Zerbrich den Pflugschar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse Deine Höfe, Deine Hallen,
Vor dessen Antlitz Deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn! —

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen,
Drauf wackres Volk, drauf, ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt Dein Herz, hoch wachsen Deine Eichen,
Was kümmern Dich die Hügel Deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!

Er trat seitdem in die Lützow'sche Freischaar, in welcher neben ihm Jahn, der Meister der deutschen Turnkunst (§ 609), und Friesen, der Spiegel der deutschen Jugend dieser Zeit, und mancher andere treffliche Jüngling diente. Die Todesahnung, die durch seine Lieder klingt, ist Wahrheit geworden; er wie Friesen fehlten im Siegesheimzug. Körner fiel bei Gadebusch in Mecklenburg am 26. August 1813, und Friesen durch welsche Tücke beim Winterfeldzug in Frankreich.

§ 647. Neben diesem, dem jugendlich herrlichen, sang der männliche tapfere Ernst Moritz Arndt (geb. 1769, † 1860), Steins treuer Begleiter in Rußland. Sein Lied fragte nach des Deutschen Vaterlande und gab die Antwort:

Das ganze Deutschland soll es sein! —

Den Kriegern schrieb er in Luthers markiger Sprache einen Katechismus „für den deutschen Wehrmann."

„Und es sind viele Laster schändlich zu nennen, doch das schändlichste von allen ist ein knechtischer Sinn.
Denn wer die Freiheit verlor, der verlor jede Tugend, und dem zerbrochenen Muth hängen die Schanden sich an."

Jedem deutschen Manne aber sang er:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestünde bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

Dann Friedrich Rückert (geb. 1789, † 1866) der, noch ein Jüngling, im großen Sturm sich zurief:

Wie kühne Krieger jetzt, mit Gluthblick trutzend,
In Reih'n sich stellend, heben ihre Schäfte,
So stell' auch Krieger, zwar nur nachgeäffte,
Geharnischte Sonette ein Paar Dutzend.

und der die Preußen mahnte, Friedrichs des Großen Degen aus dem Dom der Invaliden zu Paris heim zu holen. Er lieh dem heiligen Schwur, der in aller Kämpfer Herzen lebte, Worte:

Wir schlingen uns're Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir den Blick und schwören,
Ihr Alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn ihr wollt, so hört auch ihr's, ihr Todten:
Wir schwören, steh'n zu wollen den Geboten
Des Lands, des Mark wir tragen in den Röhren,
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht eh'r zu senken, als vom Feind zerschroten.
Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen, und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,
Noch heimgeh'n, eh' der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile, oder ihn bestatte.

Endlich der weiche, melodische Schenkendorf (geb. 1783, † 1819), der obwohl mit gelähmtem Arm, doch wie Körner auch mit in den heiligen Kampf gezogen:

Vaterland, in tausend Jahren,
Kam Dir solch ein Frühling kaum!
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum!

Diese Lieder*), Volkslieder im höheren Sinn, gingen, gleich den kampfreudigen Gesängen der Reformationszeit, zündend durch das ganze deutsche Land. Man besann sich, was man seit 600 Jahren schien vergessen zu haben, daß es ein unveräußerliches deutsches Reich, ein deutsches Volk gebe. So erklärten schon im Februar 1814 Männer aus den Rheinbundsstaaten, unter ihnen die edelsten Namen, daß sie Deutsche sein, und die gemeinsame Sache des Vaterlandes gegen die Bedrücker ergreifen wollten.

21. Beginn des Befreiungskrieges. Groß-Görschen (2. Mai) und Bautzen (20. und 21. Mai).

§ 648. Indessen begannen die kriegerischen Bewegungen in Norddeutschland. Als in Preußen die erste Begeisterung erwachte, regte sich auch Hamburg mit, die alte deutsche Stadt, die, seit 1810 zum französischen Reich gezogen (§ 630), gleichfalls unglaubliche Bedrückungen erfahren hatte. Die Franzosen, nachdem die gewöhnlichen grausamen Strafmittel nicht mehr anschlagen wollten, zogen ab. Wenige Tage nachher (18. März) rückte eine Kosakenschaar unter dem kecken Reiteranführer Tettenborn in die Stadt ein, die sie mit endlosem Freudenjubel empfing und sich nun für immer von den fremden Drängern befreit wähnte. Bald setzten russische Truppen unter Dörnberg (§ 623) auch über die Elbe. Am 2. April kam es zu einem Kampf vor und in Lüneburg, in welchem der französische General Morand fiel, die Stadt genommen wurde, und schöne Thaten der Tapferkeit geschahen. So brachte ein Dienstmädchen aus der Stadt, Johanna Stegen, als das heldenmüthige preußische Bataillon von Borke, welches an dem Treffen mit Theil nahm und zumeist in und vor der Stadt den Sieg

*) Mit ihnen schließt zugleich der kurze Ueberblick über die Entwickelung unserer Sprache, welcher im Büchlein beiläufig mit gegeben ist. Vergl. §§ 89 u. 90, 183 und 184, 307, 309, 320, 422, 423, 437, 530, 538 ꝛc.

entschied, sich verschossen hatte, mitten im heftigsten Kugelregen den Kriegern neue Munition.

§ 649. Durch ganz Norddeutschland, durch Hannover, Westfalen, Oldenburg, Bremen, Ostfriesland, bis an die Grenzen Hollands waren die Geister wacker. Es war ein verhängnißvoller Fehler, daß die Verbündeten versäumten, sogleich den Krieg über die Elbe zu tragen. Von der begeisterten zornglühenden Bevölkerung unterstützt, hätten sie Jerome verjagen, die Rheinbundsfürsten einschüchtern und den Krieg am Rheine beginnen können. Aber theils war Preußen noch zu wenig gerüstet, und Rußlands thatsächliche Schwäche begann sich zu offenbaren; theils lag auch ein gewisses Zaudern im Charakter beider Herrscher dieser Länder. Kurz, diese doch einmal aufgeregten Gegenden wurden dem Feinde wieder preisgegeben, und die Schergen der Napoleonischen Gewalt, der Marschall Davoust und der fürchterliche Vandamme, waren bereits im Anzuge, um mit den gewohnten Schreckensmaßregeln den Abfall zu züchtigen und ihr wüstes Regiment noch einmal wieder aufzurichten. Auch die Rheinbundsfürsten, durch die alte Mitschuld an Napoleon gefesselt, eilten verrätherisch wieder unter seine Fahnen. So begann dann der Krieg in der Mitte Deutschlands statt an der Grenze, und auch in dieser erhebendsten Zeit blieb dem deutschen Vaterlande das Jammerloos nicht erspart, Deutsche gegen Deutsche kämpfen zu sehen. — Besonders traurig gestalteten sich die Verhältnisse im Königreiche Sachsen, wo König und Volk bisher willig sich dem Eroberer hingegeben hatten. Die Aufrufe der Verbündeten, die Gährung der großen Zeit, ergriffen auch hier die Gemüther. Selbst im Heere hoffte General Thielemann durch einen eigenmächtigen Schritt den Uebergang zu den Verbündeten durchzusetzen und den König mit fortreißen zu können. Aber alle Versuche, Sachsen und dessen König für die gemeinsame Sache zu gewinnen, scheiterten. Letzterer, Friedrich August (§ 513), in seinem Privatcharakter edel und von seinem Volke geliebt, doch großen Zeiten und Entschlüssen nicht gewachsen, entfloh aus seiner Hauptstadt nach dem Voigtlande, dann gar nach Regensburg und Prag, und suchte Baiern und Oestreich im Bunde mit Sachsen zu einer Neutralität zu gewinnen. Freundschaftlichen Einladungen der verbündeten Monarchen wich er aus. Napoleon hingegen stellte ihm später sofort die Wahl, innerhalb 6 Stunden sich für ihn zu entscheiden, oder er habe aufgehört zu regieren. Willig kehrte er nun zur Sache „seines großen Alliirten" zurück.

§ 650. Unterdessen waren die Verbündeten feierlich in Dresden eingezogen (24. April), wo Davoust noch, zurückweichend, die schöne Elbbrücke gesprengt hatte. Aber nicht einmal der Festungen Wittenberg und Torgau gelang es Herr zu werden. Das Zögern lag besonders mit am Oberbefehl, den der Altrusse Kutusow führte, welcher für Rußland genug geschehen glaubte, wenn Polen besetzt und erobert werde, und nur widerwillig in Deutschland vorging. Zum Glück für die deutsche Sache starb er (29. April); dennoch gingen die Fortschritte der Verbündeten nur langsam. Die preußischen Truppen und Generale glühten vor Ungeduld. York war, wie oben (§ 645) gezeigt, von Berlin gegen die Elbe hin aufgebrochen. Aber auch er stand unter einem russischen General, unter Wittgenstein. Gleichwohl entschied seine kühle Besonnenheit und der stürmische Ungestüm seiner 12,000 Preußen das erste siegreiche Gefecht dieses Krieges. Bei Möckern, in der Nähe von Burg, stieß man auf die Truppen des Vicekönigs, die von Magdeburg aus auf das rechte Elbufer übergesetzt waren. Vor dem Anprall der preußischen Reiter, vor dem Grimm der pommerschen und märkischen Infanteristen zer-

stoben hier die französischen Bataillone; der neue Schlachteneifer gab sich hier zum ersten Male kund. Wittgenstein ging nun freilich über die Elbe, kleine preußische Reitercorps schweiften bis Thüringen, doch war immer noch zu wenig geschehen, um Napoleon gehörig begegnen zu können.

§ 651. Napoleon hatte mit gewohnter Schnelligkeit und Kraft ein neues Heer geschaffen. Aus dem erschöpften Frankreich bewilligte ihm der Senat eine neue Conscription von 35,000 Mann. Dazu zog er die Rheinbundskräfte an sich und stand bereits Ende April den Verbündeten an der Saale gegenüber. Freilich hatte er nur erst 120—130,000 Mann zusammen, darunter kaum 5000 Reiter. Doch hatten die Verbündeten ihm erst etwa 50,000 Russen und 40,000 Preußen entgegenzustellen. Der Oberbefehl bei ihnen war noch immer russisch; auf Kutusow war Wittgenstein gefolgt. Bei Merseburg erkämpfte ein Theil des französischen Heeres gegen Truppen Yorks, die unter Obristlieutenant v. Lobethal einen heldenmüthigen Widerstand leisteten (29. April), in einem blutigen Treffen den Saale-Uebergang, während andere Heeresmassen von Weißenfels her in die Ebene bei Lützen zogen, wo einst Gustav Adolf gefallen (§ 404). Hier auf weitem, ebenem, zum Theil sumpfigem Boden, der von großen Gräben, unter diesen dem Floßgraben, durchschnitten wird, trafen sich die Heere zu der ersten größeren Schlacht dieses Jahres (2. Mai 1813). Napoleons Armee war Corps hinter Corps in ziemlich sorglosem Vormarsch auf Leipzig, wo er den Feind suchte, als die Verbündeten ihm in die rechte Flanke fielen. Die Schlacht, von Scharnhorst entworfen, stand also für den Sieg günstig, zumal die Alliirten, wenn auch an Zahl schwächer, doch an Kanonen und Reiterei ein großes Uebergewicht hatten. Man schlug sich mit äußerster Erbitterung, besonders um das Dorf Groß-Görschen, wo zuletzt die Preußen sich siegreich behaupteten. Aber durch Lässigkeit war die russische Reserve gar nicht herangezogen, die Reiterei fast gar nicht verwandt worden. Die ganze Wucht des Kampfes hatte auf den Preußen gelegen. Der entscheidende Moment zum Siege ward durch Wittgensteins Schuld versäumt, und Napoleon gewann Zeit, allmählich mit seiner ganzen Uebermacht die Stellung der Verbündeten zu umklammern. So schloß der Tag; die Preußen glaubten, am folgenden Tage werde man die Schlacht erneuern. Aber in der Nacht noch weckte Alexander den König Friedrich Wilhelm und überzeugte ihn, sehr wider Willen, von der Nothwendigkeit des Rückzuges. Die Schlacht war keine Niederlage, denn in der Nacht hatten sich auch die Franzosen zurückgezogen. Ueberaus herrlich hatte die junge preußische Armee sich bewährt; die schönsten Thaten der Vaterlandsliebe und des Heldenmuthes waren geschehen; selbst die Todten lagen da mit verklärtem Angesicht. Napoleon behielt nichts als ein blutiges, schwer erkauftes Schlachtfeld. Dennoch kam die Wirkung der Schlacht einer Niederlage gleich. Denn nun erst konnte Napoleon des Rheinbundes wieder sicher sein; stand doch in den Augen seiner Bewunderer seine Unüberwindlichkeit von Neuem fest.

§ 652. Sachsen war durch diesen Sieg für Napoleon gewonnen, für die Verbündeten vorläufig verloren. Sie gingen hinter die Elbe zurück. Napoleon zog in Dresden ein. Die Stimmung des deutschen Heeres war gedrückt, doch nicht entmuthigt. Die Führer erkannten die Nothwendigkeit einer neuen Schlacht, damit die Hoffnung, die Begeisterung nicht erkalte. Man wählte hinter den steilen Thalrändern der oberen Spree bei Bautzen eine feste Stellung, um Napoleons Vordringen aufzuhalten, der an 130,000 Mann gegen 90,000 Alliirte heranführte. Mit äußerster Hartnäckigkeit und

Erbitterung von beiden Seiten ward hier am 20. und 21. Mai gekämpft. Napoleon gewann auch diese Schlacht, zumal auf Seiten der Verbündeten ihm falsche Dispositionen Kaiser Alexanders willkommene Blößen boten. Aber wieder hatten die Verbündeten, besonders die schon sehr zusammengeschmolzenen Preußen, mit höchstem Heldenmuthe gestritten. Der größere Verlust war auf Seiten Napoleons; keine Gefangenen, keine Fahnen, keine Kanonen waren in seinen Händen. Die Schlacht konnte mit Recht nur für eine abgebrochene, keine verlorene gelten. Doch blieb das verbündete Heer im Rückzuge, und immer düsterer ward die Stimmung aller Patrioten:

Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer,
Jetzt zittert das Erdreich um uns her:
Wir woll'n uns die Noth nicht verhehlen.

So sang damals Körner*). Schon stand der Feind in Schlesien, näherte sich Liegnitz und Breslau. Dennoch war die Armee der Preußen, nach Gneisenau's Ausdruck, „geschlossen und ungebrochen in ihrem Muth, obgleich unzufrieden mit den rückgängigen Bewegungen." Ja, Napoleon hatte sich, wie schon so oft (§ 569), in eine sehr gefährliche Lage vorgewagt. Das glückliche Reitergefecht Blüchers bei Hainau (26. Mai) brachte den Franzosen bedeutende Verluste bei, russische und preußische Verstärkungen traten ein, und Blücher wie Gneisenau waren überzeugt, man müsse siegen, wenn bei dem frischen Muthe der Truppen dem bereits sehr geschwächten Feinde eine neue Schlacht geliefert würde. Oestreich, hoffte man, werde sich dann für die Alliirten erklären. — Die Russen aber dachten entschieden an einen Rückzug über die Oder, ja nach Polen hinein. In diesem Falle wollten die Preußen sich von ihnen trennen und gegen das Gebirge und die Grafschaft Glatz hin sich ziehen. Es fragte sich, was dann aus dem so glorreich begonnenen Kriege werden solle.

§ 653. Da war es gerade Napoleon, der einen Waffenstillstand anbot. Auch er hatte in dem blutigen Kampfe viel gelitten, auch seine und seiner Verbündeten Rüstungen waren noch unvollendet. Besonders aber hoffte er auf neue Siege seiner Staatsklugheit. Noch am ersten Schlachttage von Bautzen hatte er einen Botschafter an Alexander gesendet, um an ihm die alten Künste von Tilsit (§ 588) wieder zu versuchen, um ihn durch lockende Verheißungen von Preußen loszureißen. Alexander aber war treu geblieben, der Gesandte nicht einmal vorgelassen worden. Auch Napoleons Hoffnungen richteten sich nun auf Oestreich, das er möglicher Weise gewinnen konnte; dann war der endliche Sieg nicht mehr zweifelhaft. So bot er selbst Alexander Waffenstillstand, den jedoch dieser nur in Gemeinschaft mit Preußen annahm, am 4. Juni zu Pleißwitz bei Jauer. Zwei Scheidungslinien und zwischen beiden ein neutraler Strich Landes sollten die feindlichen Heere trennen. Die Dauer desselben war vorläufig auf 7 Wochen festgesetzt, doch ist er bis zum 16. August später verlängert worden. — So ruhten nun die Waffen wieder, aber wie waren seit dem großen Frühlinge die Hoffnungen gesunken! Dennoch blieb das Gottvertrauen, der gefaßte Muth und die

*) Mit Bezug auf das schöne Lied von Lange: „Es heult der Sturm, es braust das Meer", vom Jahre 1812.

Siegesgewißheit im Volke unerschütterlich. Wieder sang die Sängerstimme dieser großen Zeit:

Herz, laß Dich nicht zerspalten,
Durch Feindes List und Spott:
Gott wird es wohl verwalten,
Er ist der Freiheit Gott!

22. Verhandlungen und Rüstungen während des Waffenstillstandes. Bildung der 5. Coalition.

§ 654. Das war die einzige Furcht in allen Gemüthern, der Waffenstillstand könne den Frieden, der Frieden eine nur halb gebrochene Knechtschaft bringen. „Krieg! schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, vom Niemen bis zur Elbe; Krieg rief der Edelmann und der Landbewohner, der verarmt war, Krieg der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspann und Fuhren todt trieb, Krieg der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften, Krieg der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte, Krieg die Wittwe, die ihren einzigen Sohn in's Feld schickte, Krieg die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Thränen des Stolzes und des Schmerzes entließ".*) Aber indem das Volk so treu und fest aushielt, war auch die Regierung nicht unthätig. Erst jetzt wurde das preußische Heer vollständig, und es trugen nun die Scharnhorst'schen Maßregeln (§ 599) herrliche Früchte. Aus allen alten Provinzen traten die Landwehren zusammen und bildeten die Verstärkungsmassen für die Linienregimenter. Außerdem ward erst jetzt die vollständige Herbeischaffung des Kriegsmaterials möglich. Auch kamen neue russische Heerhaufen aus der Tiefe des ungeheuren Reiches langsam nachgerückt. Wenn also einerseits Napoleon sich stärkte, sein geschwächtes Heer nach und nach wieder auf 350,000 Mann brachte, so wuchs dagegen auch das Heer der Verbündeten. Aber gleichzeitig strengte die Diplomatie alle ihre Kräfte an, um durch Bündnisse oder Neutralität den Krieg im Voraus zu entscheiden.

§ 655. Oestreich hatte bis jetzt am Kampfe keinen Antheil genommen; ihm galt er nicht, wie Preußen, als Kampf der Rettung und Befreiung, nicht als ein heiliger Krieg. Zwar regte sich auch hier im Volke deutscher Sinn, und selbst bei den Brüdern des Kaisers eine nationale Gesinnung. Doch fehlte diesmal, nach den bitteren Enttäuschungen, der alte Schwung vom Jahre 1809. Zwar hegte Kaiser Franz I. gegen Napoleon, mochte er auch jetzt sein Schwiegersohn sein, immer die alte Abneigung. Aber jener Sturm des freien starken Geistes, wie er Preußen und Norddeutschland durchbrauste, schreckte seine Seele; er sah in ihm Jakobinerthum und Revolution. Metternich war ein persönlicher Bewunderer Napoleons, und fürchtete, wenn dieser gestürzt würde, die Uebermacht Rußlands. Er sah von Anfang an, daß Oestreich im großen Kampf den Ausschlag geben, daß es deshalb von beiden Seiten umworben sein würde. Aus dieser Zwischenstellung den größtmöglichen Vortheil zu ziehen, war von vornherein seine Absicht. So wand sich Oestreich bei der Verlegenheit Napoleons zuerst aus dem Bunde von 1812 (§ 631) los, bot sich dann zum Vermittler, ja stellte sich endlich drohend als bewaffneter Vermittler neben und über Napoleon. Die Gelegenheit war ausgezeichnet günstig, jetzt nicht bloß die großen Ein-

*) E. M. Arndt; bei Häusser, Deutsche Geschichte ꝛc. IV.

bußen der früheren Jahre wieder einzubringen, sondern zu höchstem Ansehen emporzusteigen. Kaiser Franz kam nach Böhmen, und die verbündeten Monarchen versäumten nicht, ihn zu begrüßen, und versuchten, durch die Aussicht auf vollständige Wiederherstellung seiner alten Macht ihn zu gewinnen. Nach der unglücklichen Schlacht bei Lützen war Scharnhorst, obwohl selbst verwundet, zu diesem Zweck nach Prag, von Prag nach Wien und wieder zurückgeeilt. Anstrengung, Aufregung und seine rücksichtslose Thätigkeit hatten die erst unbedeutende Wunde verschlimmert, und so war der edle Mann am 28. Juni seiner Krankheit erlegen; ein heiliges Sühnopfer, zur Auslöschung alles alten gegenseitigen Grolles und Neides. In denselben Tagen schickte Franz I. den Grafen Metternich nach Dresden zu Napoleon. Schwerlich forderte dieser damals mehr, als für Oestreich eine theilweise Wiederherstellung und die Auflösung des Herzogthums Warschau, im übrigen Verzichtleistung Napoleons auf die norddeutschen Annexionen vom Jahre 1810 und die Herstellung Preußens bis zur Elbe. Aber Napoleon gab auch diesen bescheidenen Anforderungen, die Deutschlands Knechtschaft besiegelt hätten, kein Gehör — und konnte es nicht. Denn der Bau seiner Gewaltherrschaft war so unnatürlich und künstlich, daß er fürchten mußte, er werde unter ihm zusammenbrechen, sobald nur an irgend einer Stelle gerüttelt und geändert würde, und er Beweise von Schwäche und Unsicherheit gäbe. Man vereinigte sich nur zu einem Friedenscongreß in Prag, den außer Frankreich und Oestreich auch Rußland und Preußen beschickten. Die Gesandten aber der beiden letzteren Mächte hielten sich von vornherein so abgeschlossen, daß, bei Napoleons fortgesetztem Trotz, an keine friedliche Einigung zu denken war.

§ 656. Gleichzeitig mit den Prager Verhandlungen fand ein anderer Congreß zu Reichenbach in Schlesien statt, wo Alexander und Friedrich Wilhelm weilten. Hier trat zunächst England, das ja in ununterbrochenem Kriege gegen Napoleon geblieben, und dessen Heere von Spanien aus bereits den Pyrenäen sich näherten, den Alliirten bei. Der Unterhändler dieses Staates war Graf Münster, der Hausminister der hannövrisch-englischen Königsfamilie. Als Preis des Bundes wurden für dieselbe sehr günstige Bedingungen zugesagt: Hannover sollte nicht nur in seinen alten Grenzen hergestellt, sondern auch vergrößert werden, und zwar durch ehemals preußische Gebiete (Hildesheim, Ostfrisland). So theuer mußte der Preis einer Hilfe erkauft werden, die im ganzen Kriege an Preußen kaum 8 Mill. Gulden zur Unterstützung gewährte! — Hier erklärte auch Oestreich in denselben Tagen, als Metternich in Dresden bei Napoleon verweilte, es werde dem Bunde beitreten, falls Napoleon die ihm gestellten Vermittlungsvorschläge abweise. Auch Bernadotte, Kronprinz von Schweden, schloß sich an, wogegen ihm das bisher dänische Königreich Norwegen zugesichert ward. Sie Alle bedachten sich mit kühlem Sinn; nur Preußen, das doch Alles an diesen Krieg gesetzt, das die größte Heeresmacht gestellt, mit Feldherren, die fast alle späteren Siege erkämpft haben, und mit einem Volke voll der reinsten Begeisterung — nur Preußen, damals noch immer nach seinem bisherigen Unglück beurtheilt, konnte wenig daran denken, sich im Voraus Vortheile zusichern zu lassen. Darum hat es wohl viel Ehre, aber damals keinen entsprechenden Lohn seiner Mühen geerntet. Wohl mochte in dieser bedrängten Zeit in Friedrich Wilhelms frommer Seele jenes Wort laut werden, das als Inschrift sein Grab bezeichnet: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott." Da verkündeten die Feuerzeichen (10.—11. August), die von Prag her über die Berge flammten, daß — zum Heile Deutschlands — Napoleons Stolz Oest-

reichs vermittelnde Hand zurückgewiesen, und daß nun auch Kaiser Franz mit in das große Bündniß gegen ihn eingetreten sei.

§ 657. So stand vor Ablauf des Waffenstillstandes die fünfte Coalition drohend und geschlossen Napoleon gegenüber, der sie leicht hätte vermeiden können, wenn er rechtzeitig nachzugeben verstanden hätte. Der mächtigen Coalition entsprachen die neu aufgestellten gewaltigen Heeresmassen. Man zählte an 270,000 M. Preußen, 260,000 M. Oestreicher, 250,000 M. Russen, die nun in's Feld traten. Doch waren diese Massen beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten weder gleich zusammen noch auch alle schlagfertig. Die schwedische Hilfe war gering, und England hatte seine Streitkräfte unter Wellington auf spanischem Boden stehen, wo der Sieg leicht ward, seit Napoleon alle nur verfügbaren Streitkräfte nach Deutschland gezogen. Immerhin standen an 530,000 M. gegen Napoleon, der etwa 440,000 entgegenstellen konnte. Dieses Uebergewicht der Alliirten an Truppenzahl ward aber dadurch ausgeglichen, daß bei ihnen die Vielköpfigkeit und Schwerfälligkeit eines Bundeskrieges herrschte, während auf der andern Seite Napoleon allein gebot. Die Alliirten hatten drei Armeen gebildet, und zwar:

a) eine Nordarmee unter des Kronprinzen von Schweden Führung. Das Heer bestand wesentlich aus Preußen, Linientruppen wie Landwehren, und die trefflichen preußischen Generale, der geniale Bülow (§ 606) und der zähe, feste Tauenzien, waren hier beide gegen Gneisenau's Warnung einem fremden Befehlshaber untergeordnet, der ihnen, wo nicht an militärischer Tüchtigkeit, so doch an Eifer und gutem Willen nachstand. Denn Bernadotte war von Anfang an ein Hemmniß der deutschen Sache. Er führte den Krieg nur mit halber Seele, um seine schwedischen Interessen zu sichern. Auch wollte er es mit den Franzosen nicht verderben. Hob er sich doch gar im Laufe des Krieges zu dem kühnen Gedanken empor, vielleicht an Napoleons Statt Kaiser der Franzosen werden zu können! — Die Nordarmee war 120- bis 150,000 Mann stark.

b) die schlesische Armee. In ihr bildeten russische Truppen unter den Generalen Sacken und Langeron die Mehrzahl, obgleich von den Preußen auch Yorks Corps (38,000 Mann) sich hier befand. Der Befehl aber war preußisch, und zwar war in Blücher (§ 603), dem Gneisenau zur Seite stand, endlich der rechte Mann gefunden. Wenn Yorks starrer Charakter oft auch harte Reibungen mit dem „genialen" Generalstab herbeiführte, so ergänzten sich doch gerade wieder beide Feldherren in glänzender Weise. Dies Heer zählte an 100,000 Mann.

c) die böhmische oder Hauptarmee. Zu ihr hatten sich die Monarchen begeben, die in Gemeinschaft mit dem östreichischen Feldmarschall Schwarzenberg, einem edlen Manne und geschickten Diplomaten, doch als Feldherr von keiner hervorragenden Bedeutung, das Obercommando führten. Bei ihr befanden sich die östreichischen Truppen ungetrennt (etwa 120,000 Mann), außerdem aber Preußen und Russen, besonders die Garden beider Mächte. Sie zählte über 200,000 Mann und hatte ihre Stellung nördlich von Prag gegen die sächsische Grenze, besonders gegen die Pässe des Mittel- und Erzgebirges hin.

Ein großer Halbkreis also, in dessen weitester Peripherie die Städte Berlin, Breslau und Prag lagen, umgab von Norden, Osten und Süden her Napoleon, der in Dresden, gleichsam dem Centrum desselben, den Angriff erwarten zu wollen schien. Dieser war, nach dem ursprünglichen Plane, der böhmischen Armee zugetheilt; die beiden andern sollten sich mehr ab-

wartend verhalten. Aber bei angreifendem Vorgehen Napoleons gegen eine der drei Armeen sollten jedesmal die beiden anderen sofort seinen Rücken bedrohen.

23. Deutsche Siege.

Großbeeren (23. Aug.), Hagelberg (27. Aug.), Katzbach (26. August), Dresden (26. und 27. Aug.), Culm (29. und 30. Aug.), Dennewitz (6. Sept.).

§ 658. Kaum war der Waffenstillstand abgelaufen, so begannen die Feindseligkeiten von allen Seiten. Ueber das Elb- und Erzgebirge begann die Haupt-Armee gegen Dresden vorzugehen. Am frühesten aber war Blücher auf, um mit der letzten Stunde der Waffenruhe schon den neutralen Strich (§ 653), der zwischen beiden Feindesheeren gelassen war, besetzt zu haben. Die Nordarmee erwartete den Angriff, den, wie man richtig vermuthet hatte, Napoleon mit aller Macht gegen Berlin führen würde. Hierher wandten sich denn auch die Corps von Oudinot, Reynier und Bertrand, unterstützt von Arrighi's Reiterei.

Südlich von Berlin bilden die Notte, die zur Spree und dem Müggelsee geht, und die Nuthe, die bei Potsdam in die Havel fällt, nach Osten und Westen hin einen breiten Sumpfgürtel mit sehr schwierigen Uebergängen. Diese zu halten und zu schützen war die Absicht der preußischen Generale Bülow und Tauenzien. Der Kronprinz aber, als Höchstkommandirender, war der Meinung, es sei besser, die Schlacht auf den Höhen dicht an der Südseite Berlins (Kreuzberg, Hasenhaide) anzunehmen; ja später ging er in der Vorsicht noch einen Schritt weiter, indem er eine Brücke unterhalb Berlins, bei Moabit, über die Spree schlagen ließ, und Berlin der zügellosen Rache des auf's höchste erbitterten Feindes preisgeben wollte. „Was ist Berlin?" — sagte er auf Bülows dringende Vorstellungen dagegen — „was ist Berlin? — eine Stadt." — Aber es war die Hauptstadt Preußens, das Herz der ganzen deutschen Erhebung, und Bülow hatte wohl Recht, wenn er zornig erklärte, seine Knochen sollten vor Berlin bleichen, aber nie würde man ihn über die Brücke bei Moabit bringen. So sah sich der Kronprinz, als die französischen Marschälle mit etwa 80,000 M. anrückten, doch genöthigt, wenigstens die Miene anzunehmen, als wolle er die oben bezeichnete günstige Stellung im Süden der Stadt halten. Aber er zögerte gleichwohl so zweideutig, daß der Feind Zeit gewann, den Sumpfgürtel zu überschreiten; ja er wollte Tauenzien schon mit seinem Corps bis dicht vor Berlin zurücknehmen. Da folgten die preußischen Generale dem Vaterlandsgefühl mehr, als verrätherischem Oberbefehl. Tauenzien blieb stehen, und Bülow, der den Feind vor sich hatte, beschloß ihn anzugreifen. Die Franzosen kamen am 23. August in drei Heerhaufen und passirten den Wald, an dessen Nordende das Dorf Großbeeren, 2 Meilen von Berlin, lag. War dieses gewonnen, so hatten sie nur noch offene, sandige Ebene bis Berlin vor sich, wo sie unter den günstigsten Bedingungen eine Schlacht liefern konnten. Aber sie hatten sich getheilt; rechts zog Bertrand und traf auf Tauenzien; in der Mitte Reynier auf Großbeeren, links zog Oudinot. Die Entscheidung lag bei Großbeeren, das die Sachsen von Reyniers Corps glücklich nahmen. Aber nun drang Bülow mit aller Entschlossenheit vor, seine pommersche Landwehr drehte die Gewehre, die bei dem schrecklichen Regenwetter versagten, um, und schlug mit den Kolben drein; das Dorf ward nach furchtbarer Blutarbeit genommen, Reynier's Corps zerstreut. Oudinots Hilfe kam zu spät. Der Kronprinz hatte nichts gethan, Bülow zu unterstützen; Preußen allein und zwar in nicht überlegener Zahl,

hatten die Schlacht gewonnen und die Hauptstadt gerettet. Doch verschmähte jener es nicht, sich mit den fremden Lorbeern zu schmücken. Oudinot wich zurück, und Bernadotte ließ ihn unverfolgt abziehen. Nun hob sich in der Hauptstadt der gesunkene Muth wieder, und die thätige Hilfe zeigte sich in den langen Wagenreihen, die den Kämpfern Erquickung zuführten und die Verwundeten mit in die pflegenden Quartiere zurücknahmen.

§ 659. Zur Unterstützung Oudinots hatte Napoleon von Magdeburg her den General Girard mit etwa 12,000 Mann gleichfalls gegen Berlin vorgehen lassen. Auf dem Wege erreichte diesen die Kunde der Niederlage von Großbeeren. Als er unschlüssig stehen blieb, warf sich mit etwa gleichen Kräften in seinen Rücken das preußische Corps des Generals von Hirschfeld, das zu der Nordarmee gehörte, und fast nur aus kurmärkischer Landwehr bestand. So kam es zum Treffen bei Hagelberg (27. Aug.). Bei der Ungeübtheit der Truppen schwankte zuerst der Sieg; bis zuletzt, kein Commandowort mehr abwartend, die preußischen Bataillone zum Theil mit geschultertem Gewehr, ohne einen Schuß zu thun, die Stellungen des Feindes stürmten, ihn, von Tschernitscheffs Kosaken unterstützt, in das Dorf warfen, und dort ein ganzes Bataillon an der Kirchhofsmauer mit den Kolben zusammenschlugen, dann fast die ganze Division vernichteten, so daß alle Gassen, der Amtshof, der Teich von Leichen erfüllt waren; nur etwa 1800 Mann retteten sich. Nirgends hat der Ingrimm und der persönliche Zorn des gemeinen Mannes in Preußen so furchtbar gewirkt, als in diesem Treffen, dessen Erfolge die von Großbeeren noch übertrafen. — Von Hamburg her zog Davoust (§ 649) durch Mecklenburg gegen die Nordarmee in denselben Tagen heran, von einem Corps unter Wallmoden beobachtet. Als er aber von den Niederlagen bei Großbeeren und Hagelberg vernahm, ging er zurück, um noch länger die Geißel der unglücklichen Stadt zu sein. Mit einer kleinen Abtheilung seiner Truppen bestand das Lützow'sche Freicorps bei Gadebusch ein kurzes Treffen, in welchem der Sänger des Krieges, Theodor Körner, den Heldentod starb.

§ 660. Drei Tage nach dem Siege bei Großbeeren erfocht Blücher mit der schlesischen Armee den Sieg an der Katzbach (26. August). Von dem Kamm des Riesengebirges kommen eine Reihe reißender Bergwasser, die schnellen Laufes und, wenn Regengüsse sie schwellen, mit furchtbarer Wildheit zur Oder hinabstürzen. Zwischen ihnen bleiben, als Vorstufe der höheren Gebirge, breite Plateau's, die mit schroffen Rändern zu jenen Flüssen abfallen. Ueber diese Plateau's zog sich die Hauptstraße von Breslau auf Dresden, die Städte Liegnitz, Löwenberg, Görlitz u. A. berührend. Blücher hatte sich bereits in den Besitz des ganzen Striches bis Liegnitz hin zu setzen gewußt; er ging dann sogleich mit seiner Armee zum Angriff auf Ney, der ihm entgegenstand, über und drängte ihn bis an den Bober zurück. Napoleon aber, der berechnete, daß er noch einige Tage vor einem Angriffe der böhmischen Armee sicher sei, eilte selbst mit bedeutender Verstärkung hierher, weil er Blücher zu einer Schlacht zu locken hoffte. Er hatte an 150,000 Mann beisammen. Dem vorgeschriebenen Plane gemäß aber wich Blücher jetzt einer Schlacht aus, und ging bis hinter die Katzbach zurück. Seine Operationen veranlaßten eine Reihe schwieriger Vor- und Rückmärsche, unter denen bei dem fürchterlichen Regenwetter die Soldaten schwer litten und über die besonders im York'schen Hauptquartier bitter gemurrt wurde. Aber der Erfolg rechtfertigte den schwierigen Plan. Zunächst ging, nach zweitägigem Verweilen beim Heer, Napoleon mit seiner Garde zurück, weil er

nun Dresden decken mußte (siehe unten). Es blieben unter Macdonalds (§ 634) Oberbefehl die Corps von Ney, Lauriston und die Reiterei von Sebastiani zurück, etwa 80,000 Mann. Macdonald blieb im Vorrücken, traf aber unerwartet auf den nun gleichfalls wieder vorrückenden Blücher. Während letzterer zum Angriff übergehen wollte, erhielt er die Nachricht, daß der Feind unvorsichtig über die steilen Einschnitte der Katzbach und Wüthenden Neisse vordränge. Alsbald nahmen die Preußen auf dem Plateau östlich von diesen Flüssen eine feste Stellung, und während der strömende Regen kaum für die Feldherren selbst eine Uebersicht der Schlachtentwickelung gestattete, geriethen hier die Armeen Regiment gegen Regiment, ja Mann gegen Mann an einander. Bald entschied auch hier der Gewehrkolben, der Ingrimm und die körperliche Stärke der preußischen Truppen. In wilder Flucht von den engen Hohlwegen abgedrängt, wälzte sich der feindliche Knäuel von Infanterie, Reiterei und Kanonen durcheinander zu dem steilen Bergabfall längs der Wüthenden Neisse, in deren hochgeschwollene Fluthen er hinuntergestürzt wurde. Der Sieg wurde vollständig, ja glänzender und erfolgreicher, als er sich im Anfange übersehen ließ. Von den Russen hatte Sacken die Preußen trefflich unterstützt: auf den Befehl zum Angriff hatte er erwiedert: Melden Sie dem General „Hurrah!" Aus Gefälligkeit gegen ihn ward auch die Schlacht „an der Katzbach" (26. Aug.) genannt, wo seine Stellung gewesen. Langeron, in ungemein fester Position, hatte mitzuschlagen kurzab verweigert. Der Sieg war nahe der alten Wahlstatt erfochten worden, wo deutsche Tapferkeit einst die Mongolenhorden bestanden (§ 174). Von ihr trägt Blücher seinen Namen „Fürst Blücher von Wahlstatt." — Die herrliche Waffenthat stellte zwischen den Feldherren, besonders zwischen Blücher und York, ein besseres Einvernehmen her, und schnell und energisch folgte man dem Feinde gegen die Lausitz und Sachsen hin.

§ 661. Aber hier bei Dresden hatte in denselben Tagen die Haupt-Armee nicht mit gleichem Erfolg gerungen. Auf der Südseite Dresdens liegt eine weite Ebene, die einerseits von dem bei Pirna (§ 488) aus dem Gebirge brechenden Strome, andrerseits in großem Halbkreise von den Ausläufern des Erzgebirges umgrenzt wird. Hier münden die Landstraßen, die von Böhmen her das Erzgebirge übersteigen. Auf denselben war die böhmische Armee nach Sachsen eingerückt, während Napoleon sich noch bei dem schlesischen Heere befand (§ 660) und hier den Angriff der Alliirten noch nicht so bald erwartete. Diese suchten den Feind bei Leipzig, zogen also links hinter Dresden aus den Bergen und erschwerten und verspäteten so ihren Angriff. Doch war auch der Feind überrascht, und bei schneller Entschlossenheit hätte Schwarzenberg vielleicht Dresden nehmen können, ehe noch Napoleon von seinem erfolglosen Vorgehen gegen Blücher zurück war. Aber man ließ ihm zögernd Zeit, herbeizukommen und alle seine Streitkräfte in Dresden zu vereinen. Am 26. August erfolgte, immer noch mit überlegenen Truppen, der Angriff der Verbündeten, der jedoch schon jetzt blutig abgewiesen wurde. Am folgenden Tage aber drängte Napoleon den rechten Flügel der Feinde von der Hauptstraße bei Pirna ab; Vandamme ging mit einem andern Corps beim Königstein über die Elbe und schien die Hauptstraße nach Böhmen besetzen zu wollen. So sahen sich die Verbündeten zu einem äußerst schwierigen Rückzuge genöthigt, und mußten auf schlechten Nebenwegen entweder jene Hauptstraße (von Pirna nach Teplitz) zu gewinnen suchen oder direct den unwegsamen Gebirgsrücken überschreiten. Die Schlacht hatte, verglichen mit den Gefechten bei Großbeeren, Hagelberg und an der Katzbach,

eine riesenmäßige Ausdehnung gehabt; und nun war sie, die Hauptschlacht, verloren worden! Die einzige Tröstung blieben jene jetzt eben eintreffenden Siegesnachrichten. Doch drohte die Gefahr völliger Vernichtung für die große Armee, wenn Napoleon sie mit gewohnter Schnelle verfolgte. War es doch zweifelhaft, ob nicht der Rückzug für den größten Theil derselben bereits abgeschnitten sei.

§ 662. Zum Glück unterblieb diese rasche Verfolgung. Vielleicht drückte den französischen Kaiser körperliches Unwohlsein, vielleicht lähmte hier die Nachricht von den Niederlagen seiner Marschälle den Muth ebenso, wie sie denselben bei den Verbündeten wieder hob. Er selbst kehrte von Pirna nach Dresden zurück, und zwei bereits zur Verfolgung auf der Hauptstraße beorderte Armeecorps wurden zur Umkehr angewiesen. Nur das dritte und vorderste unter Vandamme blieb im Vorrücken, ohne zu wissen, daß keine Unterstützung folge. So stieß, schon im Herabsteigen von den Höhen begriffen, Vandamme bei Culm (am 29. August) auf die russischen Generale Ostermann und den Prinzen Eugen von Württemberg, die meist russische Garden führten. Es kam Alles darauf an, daß diese den Ausgang des Passes behaupteten, denn die Hauptarmee war auf ihrem Rückzuge noch tief in den Gebirgen. Dem Könige Friedrich Wilhelm III. gebührt der Ruhm, mit aller Macht zur Vertheidigung ermuntert zu haben; 15,000 Russen hielten hier den ganzen Tag den Kampf gegen einen doppelt starken Feind aus; die Tapferkeit der Garden unter Ostermann, dem in diesem Gefecht der linke Arm durch eine Kanonenkugel weggerissen ward, sowie die Geschicklichkeit und Besonnenheit Eugens von Württemberg entschied die glückliche Vertheidigung, bis allmählich die Unterstützungen herannahten, die Kaiser Alexander auf's Schlachtfeld dirigirt, namentlich die östreichischen Divisionen Colloredo und Bianchi. — Am folgenden Tage aber (30. Aug.) griff Vandamme wieder an, im Glauben, nun würden die erwarteten französischen Corps ihm folgen; ohne zu ahnen, daß jetzt er es sei, der einen doppelt starken Feind vor sich habe. Da erschien in seinem Rücken unerwartet ein preußisches Corps. General Kleist, der mit seinen Truppen bisher noch zurückgewesen, war schon am 29. Aug. vom König beordert worden, in das Teplitzer Thal zu eilen. Da alle Wege dorthin verfahren waren, so warf er sich mit großer Kühnheit auf die Hauptstraße und marschirte nach Nollendorf in den Rücken Vandamme's, war aber nun der Meinung, er müsse sich durch das feindliche Corps durchschlagen. Indessen kam ihm dasselbe schon von Culm her entgegengebraust, wo es an diesem 2. Tage entschieden geworfen war, und suchte sich selber den Rückweg und die Rettung zu erkämpfen. So war der Zusammenstoß verzweiflungsvoll. Aber, zwischen die zwei Heere eingekeilt, unterlag Vandamme; fast sein ganzes Corps ward gefangen, er selbst mit. Der verhaßte Peiniger Norddeutschlands war einen Augenblick sogar persönlichen Mißhandlungen ausgesetzt. Kleist aber hatte, ohne es zu ahnen, den Sieg entschieden, nach welchem ihm später sein König den Zunamen von Nollendorf gab.

§ 663. So war Napoleon zwar selbst siegreich, in seinen Generalen aber unglücklich gewesen. Erst mit dem Anfang September machte er Miene, der Hauptarmee nach Böhmen zu folgen. Sein Sieg bei Dresden hatte doch den Erfolg gehabt, daß bei der Nordarmee und bei der schlesischen das rasche Vordringen unterblieb, und daß das Hauptquartier Schwarzenbergs und der verbündeten Monarchen einigermaßen entmuthigt wurde. Von hier aus verlangte man sogar, als Napoleon gegen Böhmen sich wenden zu wollen schien, daß sich Blücher, der wieder in siegreichem Vorgehen gegen die Elbe hin war,

mit dem größten Theile der schlesischen Armee über das Gebirge zur böhmischen ziehen und diese verstärken solle. Bei Blücher aber wußte man, wie verkehrt solch eine Maßregel sein würde; hatte man doch Napoleon wie in einer Zwickmühle: also daß, wenn er gegen eine der drei Armeen sich wendete, die andern beiden nur beharrlich gegen ihn vorgehen durften, und sein Rücken war bedroht und sein Plan gehindert. Blücher, ebenso schlau als tapfer, wußte dem Befehl auszuweichen, indem er sich auf den, den Monarchen wahrscheinlich noch nicht bekannten Sieg von Dennewitz berief, und auf die durch denselben gänzlich veränderte Lage.

§ 664. Denn ein neuer, herrlicher Sieg war von den Preußen erfochten. Die Nordarmee hatte seit dem Siege von Großbeeren fast müßig gestanden. Die preußischen Generale waren aufs Aeußerste entrüstet über das zweideutige Zögern Bernadotte's, unter dessen Befehl sie beide sich gebannt sahen. In vierzehn Tagen waren sie so weit vorgerückt, wie ein rüstiger Fußgänger in einem starken Tagemarsch wandert, als ein neues französisches Heer von dem festen Lager bei Wittenberg aus unvermuthet ihnen entgegenkam. Diesmal hatte Napoleon das Amt, „die Kosakenschwärme und schlechten Landwehren zu schlagen, und darnach Berlin zu nehmen, seinem Marschall Ney, dem „Tapfersten der Tapferen", aufgetragen. Unter ihm standen wieder Oudinot, Reynier, Bertrand und Arrighi mit etwa 70,000 Mann. Am 6. September ward zuerst Tauenzien bei Jüterbogk in einen gefährlichen Kampf gegen die Uebermacht verwickelt: er behauptete sich in den Weinbergen und längs der alten Stadtmauer mit Muth und Beharrlichkeit. Umsonst ließ Bülow den Kronprinzen, der nur 2 Stunden entfernt stand, zum Vorrücken drängen; dieser zögerte wie gewöhnlich. Bülow selbst aber brach von der rechten Seite, wo er stand, mit seinem Korps zur Hilfe auf, und übernahm nun die ganze Hitze der Schlacht, die sich in den Dörfern südlich von Jüterbogk, deren Mittelpunkt das Dorf Dennewitz war, entwickelte. Die Preußen nahmen die Dörfer mit stürmender Hand: am Abend war der schöne Sieg entschieden, ohne daß Bernadotte eine Hand dazu gerührt hatte. Ja, die preußische Brigade Borstell war gegen des Kronprinzen Befehl im letzten, entscheidenden Augenblick als Reserve ihren Landsleuten zugezogen, und hatte den noch einmal gefährdeten Sieg behauptet. Nur Preußen, etwa 50,000 M., hatten denselben gegen eine entschiedene Uebermacht erfochten: Bülow, der deshalb den Namen von Dennewitz trägt, ihn errungen. Ney selbst bekannte seinem Herrn, daß er vollständig geschlagen sei. Napoleon ließ unkluger Weise die Sachsen, die (hier zum letzten Male) unter seinen Fahnen und zwar mit aller Tapferkeit gekämpft, die Schuld der Niederlage entgelten und wandte damit auch dieses Volk völlig von sich ab, das nun einsehen lernte, wie des Fremden Freundschaft lohnt.

§ 665. Fünf Siege waren in 14 Tagen erfochten worden; die Verluste von Dresden waren durch sie in glänzender Weise ausgeglichen. Der Weg zur Elbe lag der Nordarmee offen; aber auch jetzt bewegte sich Bernadotte mit der möglichsten Langsamkeit. Schon traten Bülow und Tauenzien mit Blücher in Verbindung, in der ernstesten Absicht, sich von dem Verräther, wie sie ihn unverhohlen bezeichneten, zu trennen. Blücher näherte sich von Schlesien durch die Lausitz der Elbe; eine Vereinigung beider Armeen und darnach der Uebergang über diesen Fluß war leicht zu bewerkstelligen; alsdann aber war der Rücken Napoleons bedroht, und seine Stellung in Dresden mußte unhaltbar werden. Umsonst wandte dieser sich erst gegen Blücher nach Bautzen — Blücher vermied, wie vor dem Siege an der Katzbach,

vorsichtig eine Schlacht; — dann gegen die böhmische Armee, — diese stand zu überlegen im Teplitzer Thal, er durfte, die Gebirge in seinem Rücken, keinen Angriff gegen sie wagen; dann noch einmal gegen Blücher — die gewünschte Schlacht ward ihm nicht zu Theil.

24. Die Leipziger Schlacht.

§ 666. Bereits begann der Kreis um Napoleon, dessen Mittelpunkt noch immer Dresden war, sich enger zu schließen; auch rückten durch Schlesien nach Böhmen eben die russischen Reserven unter Bennigsen, an 57,000 M. stark, herbei. — Blüchers Marsch nach Böhmen (§ 663) ward also unnöthig; dagegen betrieb er nun mit aller Macht den Uebergang über die Elbe. Sein Heer zog sich deshalb rechts die Schwarze Elster entlang, die zwischen Torgau und Wittenberg mündet. Dieser Stelle gegenüber liegt das Dörfchen Wartenburg auf dem linken Elbufer, an einem todten Arm des Flusses, der hier die Sehne des im starken Knie sich beugenden Stromes bildet. Gerade an diesem Knie hatte Blücher ungehindert zwei Schiffbrücken schlagen können, und das Yorksche Corps ging hier über (am 3. Oktober). Aber auf der Westseite, in den Weidendickichten und Sumpfstrecken vor dem Dorfe, längs der ganzen Sehne des todten Elbarmes, entspann sich erst der mörderische Kampf; neben und hinter dem Dorfe standen unter Bertrand Italiener, Franzosen und Rheinbundstruppen, besonders Württemberger, die den Uebergang theuer verkauften. Nur Yorks zähe Beharrrlichkeit, seine Kunst, vorsichtig ein Treffen zu nähren bis zum letzten entscheidenden Stoß, brachte auch hier den Sieg und dem Feldherrn später die Ehre des Namens York von Wartenburg. Der Uebergang aber nöthigte nun auch den noch immer widerstrebenden Bernadotte, über die Elbe nachzufolgen. Dies geschah der Mündung der Mulde gegenüber bei Roslau und Acken. Die schlesische und Nordarmee waren somit vereinigt, und standen im Rücken Napoleons.

§ 667. Auch im Hauptquartier hatte man erkannt, wie ungemein günstig durch die Siege der schlesischen und Nordarmee die Lage der Verbündeten sich gestaltet, und es war nun auch hier wieder beschlossen worden, angriffsweise vorzugehen. Als Zielpunkt sämmtlicher Armeen ward Leipzig ausersehen, Napoleon durfte deshalb seine Stellung in Dresden nicht länger behaupten, um nicht durch die überlegensten Streitkräfte von Frankreich abgeschnitten zu werden. Denn schon kamen die Nachrichten, daß auch Baiern mit Oestreich unterhandle, und dieser große Rheinbundsstaat im Begriff sei, in's feindliche Lager überzugehen. Schon begannen fern in seinem Rücken die Streifparthien der Verbündeten immer kühner zu werden, und Tschernitscheff jagte zum ersten Male Jerome aus seiner Residenz Cassel (1. Okt.). Mit einer Handvoll Kosaken war das Königreich Westfalen umgestürzt worden, und mochte immerhin der Bruder Napoleons noch einmal zurückkehren, seines Weilens war nicht lange mehr. Am 7. Oktober brach Napoleon von Dresden auf und zog der Mulde zu. Es galt Blüchers Heere, der zu beiden Seiten dieses Flusses von Düben abwärts stand. Der aber wich, sobald er die Absicht Napoleons erkannte, ihn mit überlegener Kraft anzugreifen und zu schlagen, mit derselben Vorsicht und Geschicklichkeit aus, wie früher. Und zwar wandte er sich westlich der Saale zu, um durch diesen Marsch auch Bernadotte und die Nordarmee sich nachzuziehen. Sein Plan gelang, und beide vereinigte Armeen nahmen hinter der Saale von Merseburg bis Alsleben hin ihre Stellung, der Kronprinz am weitesten nördlich und der Elbe am nächsten. Der Gegner war Napoleon entschlüpft. Nun machte dieser

das Scheinmanöver, als wolle er an die Elbe gehen und Berlin selbst bedrohen. Und Bernadotte, der, als Berlin wirklich in Gefahr gewesen, es hatte preisgeben wollen (§ 660), nahm dies als Vorwand, um nicht an der letzten Entscheidung gegen Napoleon mitzuwirken, über die Elbe zurückzuweichen; ja er würde sich nach den Marken aufgemacht haben, hätte Blücher ihn nicht wider Willen gehalten. Napoleon aber, getäuscht durch den Abzug eines kleinen Corps unter Tauenzien, wandte sich nun dem böhmischen Heere nach Leipzig hin entgegen, um hier rasch die Oestreicher, die aus dem Erzgebirge hervorrückten, ebenfalls zu schlagen.

§ 668. In der weiten, von Dörfern dicht bedeckten Ebene um Leipzig sammelten sich nun von allen Seiten die Heere zum letzten großen Entscheidungskampfe. Westlich von der Stadt fließt die Pleiße, die unmittelbar nordwestlich von derselben in die Elster fällt. Beide Flüsse bilden vor ihrer Vereinigung auf eine geraume Strecke hin zu einander die Schenkel eines spitzen Winkels und schließen einen sumpfigen Landstrich ein. Von Leipzig aus führt über die Elster die große Straße nach Lindenau und dann weiter nach Lützen und Weißenfels. Südlich von der Stadt und östlich von der Pleiße liegen eine Menge Dörfer, unter denen Wachau, Liebertwolkwitz und das etwas näher an Leipzig gelegene Probstheyda für die Schlacht von besonderer Wichtigkeit wurden. Von der Ostseite her kommt im Bogen die Partha an die Stadt heran und fällt nördlich von derselben, nahe bei Gohlis, in die Elster. Napoleon hielt in einem engen Kreise die Dörfer nördlich, östlich und südlich von Leipzig besetzt. Die verbündeten Oberbefehlshaber suchten eilig die schlesische und die Nordarmee heranzuziehen. Erstere stand noch in und bei Halle; unverweilt kam sie herbei, während der Kronprinz mit der Nordarmee unter vielen Ausflüchten zögerte.

§ 669. Am 16. Oktober stand vom Blücher'schen Corps York mit etwa 21,000 Mann um Mittag nahe vor dem, vom Feinde besetzten Dorfe Möckern an der Nordwestseite der Stadt, während sich Schwarzenberg stark genug glaubte, von Süden her anzugreifen. Noch war die große Lücke im Osten, in welche Bennigsens Reserven und Bernadottes Nordarmee einrücken sollten, nicht geschlossen und die östreichischen Generale Colloredo und Bubna nicht heran, noch hatte Napoleon die Möglichkeit, mit dicht zusammengezogenen und deshalb überlegenen Truppen im Süden der Stadt an diesem Tage einen Sieg zu gewinnen, denn hier standen seinen 135,000 Mann etwa nur 133,000 Mann Alliirte gegenüber. Um so mehr wuchs diese Möglichkeit, als Schwarzenberg ein sehr starkes östreichisches Corps in den Winkel zwischen Elster und Pleiße geworfen hatte, wo es in einer unmöglichen Stellung gegen das Dorf Konnewitz, das von Poniatowski tapfer vertheidigt wurde, nichts ausrichten und auch den Haupttruppen nur schwer zu Hilfe ziehen konnte. Seit dem Morgen begann ein so furchtbares Kanonenfeuer der gegen einander ringenden Heere, wie die ältesten Krieger nie zuvor gehört. Von Oestreichern, Preußen und Russen ward bei Wachau und Liebertwolkwitz mit äußerstem, wetteiferndem Heldenmuthe gestritten. Der erstere Ort ward dreimal erobert und wieder verloren. Gegen Mittag schien sich der Sieg für Napoleon zu entscheiden. Um den letzten Schlag zu führen, formirte er einen furchtbaren Reiterangriff von fast 8000 Mann, von dessen Annahen die Erde erbebte. Aber gerade dieser Schlag mißlang, tapfer hielten die Verbündeten Stand, und jetzt eben kamen ihnen die ersten Verstärkungen. Napoleon dagegen erwartete vergebens seine Marschälle Marmont und Ney, die bereits von der bei Möckern angreifenden schlesischen Armee festgehalten

wurden. Auch ein späterer Infanterie-Angriff scheiterte an den immer mehr anwachsenden Truppenmassen der Alliirten. So endigte dies Gefecht von Wachau ohne Sieg für Napoleon.

§ 670. Zur gleichen Stunde aber erlitten seine Marschälle eine Niederlage bei Möckern gegen York, der eben dadurch von der alliirten Armee bei Wachau ein mögliches Unheil abwandte. Napoleon erwartete die schlesische Armee so bald von dieser Seite nicht. Doch zog Blücher bereits von Halle heran, und während er selbst mit Sacken und Langeron sich mehr links wandte, zog York mit seinen Preußen auf der geraden Straße über Schkeuditz auf Leipzig zu. Im Dorfe Möckern, unweit der Stadt, traf er auf Marmonts Corps, das eben von Napoleon Befehl erhalten, auf Wachau zu rücken; es zählte etwa 20,000 Mann. York, nur an Reiterei überlegen, griff es an, und es entspann sich nun um Möckern eines der heftigsten Dorfgefechte dieses Krieges: jedes Haus und jede Mauer ward zur Burg sowohl für die Stürmenden wie die Vertheidigenden; lange schwankte auch hier der Kampf; endlich entschied ein Reiterangriff Yorks auf die Anhöhen lins vom Dorf. Zwar war das wackere preußische Corps fast um die Hälfte zusammengeschmolzen: aber es hatte hier und zugleich in Wachau den Sieg entschieden, und nur Bernadotte's Zurückbleiben verschuldete es, daß nicht vielleicht schon an diesem Tage Leipzig von der Nordseite her genommen wurde.

§ 671. Am 17. Oktober — es war ein Sonntag — ruhte die Kriegsarbeit. Napoleon mußte eigentlich erkennen, daß die Schlacht schon gegen ihn entschieden sei; denn jede Stunde führte neue alliirte Truppen in den furchtbaren Kreis, der sich dicht und dichter um ihn und die Stadt Leipzig schloß. Hatte er am 16. mit gleichen Kräften nicht Herr werden können, wie sollte er es jetzt gegen so überlegene? — Aber er hatte manchen Sieg in seinem Leben durch dreiste Unterhandlungen mitten in aufwachsenden Gefahren erfochten (§ 551, § 570, § 588), er hoffte auch jetzt auf ein ähnliches Glück. Er sandte den gefangenen östreichischen General Merveldt an seinen Schwiegervater und bot nun die Zugeständnisse, die er in Dresden und Prag trotzig verschmäht hatte (§ 655). Er hoffte den Kaiser Franz durch Erinnerung an die Verwandtschaft und durch andere Lockungen von der Allianz zu trennen. Umsonst! — man würdigte ihn jetzt nicht einmal mehr einer Antwort. So ging der kostbare Tag für ihn verloren, während nun auch Blücher (der Einzige, der nicht ruhen konnte) vom Nordosten her näher an Leipzig herandrang, und selbst Bernadotte bereits im Anmarsch war.

§ 672. Napoleon hatte am 18. Oktober, als dem entscheidenden Tage der Völkerschlacht von Leipzig, noch etwa 150,000 Mann gegen einen Feind, der auf 300,000 Mann angewachsen war. Schon Abends vorher, als die Antwort aus dem Lager Oestreichs ausblieb, hatte er die ersten leisen Anordnungen zum Rückzuge getroffen. Aber rechtzeitig zu weichen, gab Verblendung oder Trotz dem eisernen Manne nicht zu. Seine Stellung hatte er zusammengezogen. Sie ging jetzt von der Pleiße auf Probstheyda, das in der Spitze des von seinen Truppen gebildeten Winkels lag, und im Bogen von da an das Nordende von Leipzig zurück. Gegen ihn drangen jetzt die Alliirten von allen Seiten an: wie ein Pelotonfeuer ohne Pausen, ununterbrochen, rollte seit früh Morgens der Donner der schweren Geschütze. Wie einst auf den catalaunischen Gefilden (§ 32), standen von hüben und drüben „die Völker der ganzen Welt" zum furchtbaren Entscheidungskampf gegen einander! Während zwischen Elster und Pleiße abermals ein östreichisches Armeecorps unter dem Prinzen von Hessen-Homburg ohne besondere Erfolge

gegen Poniatowski andrang, wüthete der Hauptkampf weiter rechts um Probstheyda und Liebertwolkwitz. Oestreicher, Russen und Preußen an Tapferkeit unter sich wie mit dem, gleichfalls heldenmüthig ringenden Feinde wetteifernd, stürmten hier unter den Augen der Monarchen und unter den Generalen Barclai, Kleist und Wittgenstein gegen Napoleons Spitze, der gleichfalls nicht weit von dort bei einer von Kanonenkugeln durchlöcherten Windmühle und bei einem Wachtfeuer, das hier und da von einschlagenden Geschossen mit Erde überschüttet wurde, die Seinen leitete. Bei dem wiederholten Vordringen und Zurückweichen häuften sich hier die Leichen wie zu Wällen auf. Brach die große Armee hier durch, so war Napoleon verloren; aber eben deshalb kämpften auch hier seine Garden der schönsten Tage ihres Ruhmes würdig. Probstheyda ward von ihnen behauptet, während etwa seit Mittag Bennigsen über die Dörfer Holzhausen, Zuckelhausen, Baalsdorf bis nahe vor Leipzig drang. Noch etwas später kamen Theile der Nordarmee unter Bülow über Taucha und Paunsdorf heran. In demselben Augenblick ging ein Theil der sächsischen Artillerie und Infanterie (etwa 3500 Mann) aus der Schlachtlinie des Feindes zu den Oestreichern über: von Napoleon mit schlechtem Dank für ihren Kampf unter seinen Fahnen belohnt (§ 664), suchten sie nun ihre deutschen Brüder auf, um sich mit ihnen zu vereinen. Auch etwa 600 Württemberger unter Normann waren schon etwas früher übergetreten. Bernadotte, der von Norden her einrücken sollte, hatte nicht bloß selbst so lange wie möglich gezögert, sondern sogar noch preußische und russische Generale zurückzuhalten versucht. Von den Verbündeten endlich auf's Ernsteste gedrängt, erklärte er, nicht vorgehen zu können, ohne daß ihm von der schlesischen Armee 30,000 Mann abgegeben würden. Und nun gab Blücher ein Beispiel schöner Entsagung: er, der älteste und siegreichste General der verbündeten Armee, stellte sich freiwillig unter den Fremdling, um ihm auch den letzten Vorwand des Zögerns zu nehmen und die allgemeine Sache zu fördern: dann aber ging er nicht auf dem Umwege über die Brücke von Taucha, wie der Kronprinz vorgeschrieben, sondern quer durch die Partha auf den Feind, obgleich sein Fußvolk bis an den Gürtel in's Wasser sank — und griff das von Marmont tapfer vertheidigte Dorf Schönfeld an. Hier wie in den brennenden Dörfern rechts und links wüthete der fürchterlichste Kampf bis zum Abend. Zur Seite Blüchers ging Bülow von Paunsdorf her vor, und von hier, der Nordostseite her, ward bis dicht an Leipzig vorgedrungen. Kaum erreichte Napoleon, daß sein nun von Nord und Süd eingedrücktes Dreieck nicht durchbrochen und ihm aus seiner Spitze in Probstheyda nicht der Rückzug abgeschnitten wurde. Als der Abend auf ein Schlachtfeld herabsank, auf dem viele tausend Todte und Verwundete lagen, furchtbare Opfer des Ehrgeizes eines Einzigen, war der Sturz eben dieses Gewaltigen entschieden. Da sanken, wird erzählt, bei der Siegeskunde, die Schwarzenberg überbrachte, die Monarchen auf ihrem Hügel auf die Knie, dem Herrn zu danken, der den Tag der Befreiung verliehen. Und wohl mochten sie danken: denn hätte Er nicht das Herz des Gewaltigen verstockt und seine Augen verblendet, und auf der andern Seite die Herzen der Völker mit seinem Geist geweckt — wie hätten sie diesen Tag gesehen! — Das Dunkel brach herein. Da saß der gestürzte Imperator „in seinem Bivouak auf einem hölzernen Stuhle in Schlaf versunken. Seine Hände ruhten nachlässig gefaltet im Schooß; er glich in diesem Augenblicke jedem andern, unter der Bürde des Mißgeschicks erliegenden Menschenkinde. Die Generale standen, verdüstert und verstummt, um das Feuer, und die zurückziehenden Truppen

rauschten in einiger Entfernung vorüber.“*) Es war später Abend, als er nach Leipzig zurückkehrte. Der Rückzug hatte bereits begonnen und ward durch die mondhelle Nacht fortgesetzt.

§ 673. Am Morgen des 19. Oktober aber begann von allen Seiten der Angriff der Verbündeten auf Leipzig. Napoleon kämpfte nur noch um seinen Abzug. Aber immer näher klangen die Hörner der Bülow'schen Jäger, und am Grimmaischen Thore ward zuerst von dem Königsberger Landwehr-Bataillone unter Major Friccius der Eingang erkämpft. Noch wand sich durch die von Geschütz und Fuhrwerk aller Art verfahrenen Straßen langsam, in peinlichem Drängen, der Rückzug des Feindes. Nun mehrte sich, als die Eindringenden ihm in die Flanke feuerten, die Verwirrung in's Entsetzlichste. Kaum bahnte man für den Kaiser selbst noch einen Weg. Dann ward aus Furcht und Irrthum die Elsterbrücke zu früh in die Luft gesprengt, und so der letzte Rest der Zurückgebliebenen in Feindeshand geliefert. Selbst einige Marschälle fehlten: Macdonald hatte sich schwimmend durch die Elster gerettet; unglücklicher als er, war der Pole Poniatowski, erst auf dem Schlachtfelde von Napoleon zum Marschall ernannt, mit seinem Pferde gesunken und von den Fluthen fortgerissen worden; Reynier, Lauriston waren gefangen. Mittags war die Stadt in den Händen der Verbündeten, und Alexander zog mit Friedrich Wilhelm ein, empfangen vom Jubel der Einwohner. Der König von Sachsen, durch Napoleon bis fast zuletzt mit Siegeshoffnungen getröstet, ward als Gefangener der Monarchen nach Berlin geführt. Der Jubel des großen Siegestages ging über ganz Deutschland. Aber theuer war die Freiheit erkauft. Die vielen Tausende, die in der Schlacht nur die Wunde, nicht der Tod getroffen, sie zehrte das Lazarethfieber, Hunger und Elend und schlechte Pflege — denn wo waren die helfenden Hände für so unermeßliche Noth? — langsam und jammervoll auf. Und doch durfte Arndt mit Recht von der Siegeskunde singen:

Das war ein Klang, der das Herz erfreut,
Das klang wie himmlische Cymbeln hell:
Habt Dank der Müh von dem blutigen Streit!
Laß Wittwen und Bräute die Todten klagen,
Wir singen noch fröhlich in spätesten Tagen
Die Leipziger Schlacht!

25. Bis zum Rhein.

§ 674. Napoleon setzte mit dem Rest seines Heeres (ungefähr 100,000 M.) seine Flucht gegen den Rhein hin ziemlich unbelästigt fort, denn die verbündete Armee folgte langsam. Nur das York'sche Corps war über Merseburg dem Feinde zur Verfolgung in die Flanken geworfen und ereilte ihn zum ersten Mal bei Freiburg beim Unstrut-Uebergange, dann am Hörselberge nahe bei Eisenach, doch beide Male, ohne ihn zu hemmen oder ihm großen Abbruch zu thun. Nicht eher als am Main trat ihm ein bedeutenderes Hinderniß entgegen. Baiern war, seit Napoleons Sache in Deutschland sich zu Ende neigte, mit Oestreich in Unterhandlungen getreten: und schon am 8. Okt. hatte es mit diesem den Vertrag von Ried geschlossen, demzufolge es sich von Napoleon und dem Rheinbund trennte und der Sache der Verbündeten beitrat: dafür gewährleistete ihm Oestreich (ohne die vertragsmäßige Rücksprache mit den übrigen Verbündeten zu nehmen) den durch Napoleon geschaffenen

*) Häusser, nach Odeleben.

Besitzstand seiner Gebiete; natürlich mit Ausnahme Tirols, wofür anderweitige Entschädigung eintreten sollte. Jetzt bemühte sich die bairische Regierung, den langjährigen Schimpf willig getragener Fremdherrschaft durch einen letzten Streich gegen den früheren Herrn und Verbündeten auszulöschen. Bei Hanau suchte General Wrede ihn aufzuhalten. Aber noch einmal ermannte sich Napoleon und brach durch den Feind mit letzter Kraft, wenngleich mit schwerem Verluste (30. und 31. Oktober). So kam er glücklich über den Rhein. Langsam und auf verschiedenen Wegen folgte bis an das Ostufer desselben die alliirte Armee. Wären sie jetzt, wie Gneisenau rieth, unverweilt nach Frankreich hineingegangen — Napoleon, der wie im Jahr zuvor ohne Armee hineingekommen war, hätte ihnen keine Truppen entgegenzustellen gehabt, und sie hätten bis Paris hin ihre Quartiere im Voraus bestimmen können.

§ 675. Gleich nach der Leipziger Schlacht war Bülow gegen Norddeutschland aufgebrochen, um die ehemals preußischen Lande westlich von der Elbe wieder zu besetzen. Das Königreich Westfalen brach nun in Stücken, denn schon am 26. Oktober war König Jerome zum zweiten Male, nun auf Nimmerwiedersehen, von Kassel entwichen. Noch im Laufe desselben Jahres kehrten der Kurfürst von Hessen, der Herzog von Oldenburg und der Herzog von Braunschweig, Friedrich Wilhelm, der Held vom Jahre 1809, unter dem Jubel ihrer Bevölkerungen in ihre Hauptstädte zurück. Bülow eroberte jetzt das Mindensche, Münsterländische, ja auch das treue Ostfriesland wieder. — Dagegen hielten sich noch einige von den Franzosen besetzte Festungen; Danzig ward von dem französischen General Rapp bis zum ersten Januar 1814 vertheidigt. In Hamburg blieb der schreckliche Davoust, der, um im Winter keine Noth zu leiden, 25,000 arme Einwohner in Hunger und Kälte hinausgetrieben, bis er bereits die Fahne der Bourbonen aufpflanzen konnte, und dann mit leichter Capitulation davonkam (31. Mai 1814). Die anderen Festungen fielen sämmtlich im Frühling 1814. Bernadotte wandte sich gleich nach der Leipziger Schlacht gegen den dänischen König, besetzte Holstein und Schleswig und erzwang sich den Frieden von Kiel (15. Januar 1814), durch welchen ihm Norwegen gegen Vorpommern und Rügen abgetreten wurde (§ 256, Anm.).

§ 676. Der Rhein trennte für jetzt Frankreich von seinen Feinden. So tief erloschen war im Bewußtsein der Deutschen die Erinnerung an ihre alten Reichsgrenzen, daß man kaum weiter als bis zum Rhein gedacht hatte, wenn von der Befreiung Deutschlands die Rede gewesen. Erst Ernst Moritz Arndt belehrte damals wieder nachdrücklich die Deutschen, daß „der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" sei. Auch im Innern gestalteten sich die Verhältnisse nicht nach dem Wunsch der Vaterlandsfreunde. Männer wie Stein, Blücher, Gneisenau hatten gewünscht, daß die ehemaligen Rheinbundsfürsten mit nichten im bequemen Genusse alles dessen blieben, was sie von dem Unterdrücker als schlimmen Sold erhalten hatten. Am wenigsten erkannten sie ihnen ein Recht zu auf die volle Souveränetät, die sie weder im alten Reiche, noch thatsächlich Napoleon gegenüber je besessen hatten. Stein dachte an eine Vertheilung Deutschlands unter Oestreichs und Preußens Oberhoheit, deren Scheidelinie der Main bilden sollte. War schon dieser Gedanke kein glücklicher, so hingen vollends Andere mit Unklarheit und Schwärmerei nur hohlen, mittelalterlichen Träumen nach. Wahre politische Einsicht war überhaupt noch selten. Wie aber auch Gedanken, Hoffnungen und Wünsche hin und wieder schwankten, ein deutsches Reich war

bereits durch die Regierung, durch den Kaiser, der dasselbe einst kleinmüthig aufgelöst hatte, unmöglich gemacht. Oestreich hatte bereits allen ehemaligen Rheinbundsfürsten die breiten Flügel zum Schutz eröffnet: hatte allen die Souveränetät, die sie Napoleon verdankten, gewährleistet, und so blieben Baiern, Württemberg, Baden, Nassau, Darmstadt ꝛc. im uneingeschränkten Besitze des Erworbenen. Zwar wurde für diese gesammten Länder eine Central-Verwaltung hergestellt, um auch ihre Kräfte zum Kampf, zur Ausrüstung und Verpflegung der Heere in Anspruch zu nehmen; aber noch traf Stein, in dessen Hände dieselbe gelegt war, vielfach auf Unlust und Widersinn gegen die allgemeine Sache.

§ 677. Also fern noch waren die Früchte des Sieges. Frankfurt a. M. aber, die alte Wahl- und Krönungsstadt unserer Kaiser, ward jetzt der Mittelpunkt des glänzenden Zusammentreffens der drei großen Monarchen; ferner vieler Fürsten, die herbeieilten, das Ihrige zu sichern; viele Generale, die damals, im guten Recht ihrer Thaten, gegen ehedem vaterlandsverrätherische Fürsten eine Sprache führten, die diese sonst zu hören nicht gewohnt waren; vor Allen der Diplomaten, die nun den weiteren Gang der Angelegenheiten bestimmen sollten. Durch Napoleons Unterhändler, St. Aignan, bot man ihm auch jetzt noch die günstigsten, für Deutschland verderblichsten Bedingungen: Frankreich, hieß es, sollte in seinen natürlichen Grenzen, den Pyrenäen, Alpen und dem Rhein (!), stark, groß und seiner würdig bestehen bleiben. Deutschlands Recht ward also trotz so vieler mit deutschem Blut erkaufter Siege preisgegeben. Glücklicher Weise verharrte Napoleon in seiner Verblendung, indem er noch Holland und Italien zu behaupten wünschte. Da überwog dann endlich die Stimme der Patrioten, vor Allem Steins und Blüchers, die auf Fortführung des Krieges drangen. Durch Stein ward Alexander gewonnen, durch diesen Friedrich Wilhelm III. — Oestreich, das erreicht hatte, was es wollte, war zwar am wenigsten zu weiterem Kriege willig, aber fügte sich, und so stand am Ende des Jahres 1813 der Plan fest, den Rhein zu überschreiten, und den Krieg weiter fort nach Frankreich selbst hineinzutragen.

26. Bis Paris.

§ 678. Zum ersten Male seit 600 Jahren wieder erhob sich das gesammte Deutschland zu einer einigen That: zum Angriff auf Frankreich. Aber die glorreiche Zeit der Befreiungskriege war schon jetzt zu Ende, und die Gesammtthat Deutschlands entsprach wenig den wirklichen Kräften einer so großen Nation. Die Mängel jeder Macht, die nicht durch eine feste Verfassung geeinigt, traten erschreckend hervor: neben der erhebenden, neu erwachten Hingebung und Vaterlandsliebe herrschten Kleinlichkeit, Selbstsucht, Ränke aller Art in der Leitung. Wenn dann doch endlich Napoleon gestürzt und ein dauernder Friede erfochten worden ist, so war es einerseits die ungeheure Uebermacht (obwohl dieselbe durch die Zersplitterung aller Interessen so gut wie nichtig wurde), andererseits die Tüchtigkeit einiger Heerführer, vor Allen Blüchers, die zu diesem Ziele hingeführt hat: ein deutliches Zeugniß, wie viel dem deutschen Volke noch fehlte, um sich mächtig nach außen hin geltend zu machen.

§ 679. Mehr als 500,000 Mann standen bereit, in Frankreich einzurücken: in dies Frankreich, das seit der Revolution so viel Unheil über Europa gebracht hatte. Gleichwohl erklärten die verbündeten Monarchen, sie führten nicht Krieg gegen das französische Volk, sondern nur allein gegen

das Uebergewicht, welches Napoleon zu Europa's und Frankreichs Schaden außerhalb seines Reiches geltend gemacht habe, und übten damit eine Schonung, die Frankreich nicht verdiente, das sich aller Napoleonischen Sünden in vollstem Maße mitschuldig gemacht hatte. Nicht erobern wolle man, ward erklärt; Frankreich solle groß und mächtig in Europa sein. Von Deutschland, von seinem guten Rechte, das schändlich entrissene Elsaß und Lothringen zurückzunehmen, redete Niemand. — Doch durfte wenigstens die Kriegslust wieder frei aufathmen. In der Neujahrsnacht 1814 überschritt Blücher bei Kaub den Rhein. Schon seit Ende December drang Schwarzenberg durch die Schweiz gegen Frankreich vor, Bülow begann die Festungen der Niederlande nach einander zu belagern und zu erobern. Rasch ging das Heer Blüchers (84,000 M., die ehemalige schlesische Armee) mit den Generalen York, Sacken und Langeron über den Hundsrück die Mosel hinauf, durch Lothringen gegen die Champagne bis zur Marne und Aube vor. Die große Armee unter Schwarzenberg, die wieder aus den prächtigsten Truppen der drei Mächte zusammengesetzt war, der sich auch die Contingente von Baiern, Württemberg, Baden ꝛc. anschlossen, und bei der sich die Monarchen wie die Diplomaten befanden, im Ganzen 190,000 Mann stark, war langsam bis auf das Plateau von Langres vorgerückt, von wo diese Flüsse Seine, Aube, Marne ihren Lauf gegen die Ebene hin, die sich um Paris ausdehnt, beginnen, und von wo ebenso viele Hauptstraßen die Flüsse gegen die Hauptstadt Frankreichs hin begleiten. Hier hatte sie die Verbindung mit der von Nordosten kommenden Blücherschen Armee bereits bewerkstelligt: und diese setzte sich nun an die Spitze des vorrückenden Heeres. So weit war man im Anfang Februar: Napoleon, der einen Einmarsch nach Frankreich erst im Frühling erwartet hatte, war vollständig überrascht und noch ungerüstet. Man konnte in wenigen Wochen in Paris stehen.

§ 680. Bei der Schnelligkeit des Vorrückens, bei der Nothwendigkeit verschiedene Festungen blockirt zu halten, hatten die Alliirten jetzt etwa 130,000 Mann beisammen. Napoleon hatte ihnen den Namen nach noch etwa 200,000 Mann, der That nach kaum die Hälfte entgegenzustellen. Ohnehin bestanden seine Truppen meist aus jungen Soldaten, die zum Theil nur auf den ersten Stoß warteten, um den erzwungenen, als bittere Last betrachteten Fahnendienst zu verlassen. Die nationale Begeisterung des französischen Volks aufzurufen, die von den einrückenden Verbündeten noch immer wie ein Gespenst gefürchtet wurde, wagte Napoleon nicht; er, der jede Freiheit im Innern gebrochen hatte. Er begann also den Kampf mit äußerst schwachen Kräften. Gleichwohl verhandelte man auch jetzt im Hauptquartier zu Langres weitläufig, ob man im Angriff weiter vorschreiten solle. Viele Stimmen waren für Frieden. Nur Alexander drängte zur Fortsetzung des Krieges. Aber eine kostbare Zeit war vergangen, und Napoleon jetzt im Stande, mit einer neugebildeten Armee den Verbündeten entgegenzutreten.

§ 681. Ende Januar war er in Chalons an der Spitze seiner Truppen, um sich mit ihnen zwischen Blücher und Schwarzenberg zu werfen und so Beider Verbindung zu trennen. Am 29. Januar traf er auf Blücher bei Brienne (an der Aube). Der Kampf blieb unentschieden. Durch ein eignes Spiel des Zufalls aber waren beide Feldherren in Gefahr gewesen, gefangen zu werden. Doch wich Blücher ein wenig gegen Bar sur Aube rückwärts. Von der großen Armee trat ihm dann auf Kaiser Alexanders Verlangen Schwarzenberg die eine Hälfte seiner Truppen ab. Unter diesen waren Baiern, von Wrede, und Württemberger, von ihrem deutsch gesinnten, helden-

müthigen Kronprinzen kommandirt. Napoleon sah sich bei La Rothière (1. Februar) mit etwa 40,000 Mann von einem fast doppelt so starken Feinde angegriffen. Nach hartnäckigem Gefecht ward er geschlagen; sein Heer war in Auflösung und Desertion, in Frankreich fehlten die Hilfsmittel zum weiteren Kriege. Drangen die Verbündeten, rasch den Sieg benutzend, vor, so war der Krieg ohne Zweifel zu Ende. Aber wieder ergriff die Leiter des Kampfes Zaudern und Bedenken. Man ließ nur den rastlos vorwärts drängenden Blücher die Marne hinab gegen Paris vorgehen, während Schwarzenberg und das Hauptquartier stehen blieb. Jener marschirte ohne Furcht mit seinem Heer über Chalons auf Paris los.

§ 682. Er ließ York mit seinem Corps auf der großen Straße über Epernay und Château Thierry längs der Marne hin vorgehen, während links Sacken auf der sogenannten kleinen Straße, die wie eine Sehne jenen größeren Bogen abschneidet, über Etoges und Montmirail zog; hinter Sacken folgte Olsuwieff, hinter diesem Blücher selbst; weiter noch zurück stand Kleist, der ihm beigegeben war. Man befand sich in der falschen Voraussetzung, daß die große Armee von Troyes aus die Seine hinab den Vormarsch in gleicher Höhe begleite (während sie von den östreichischen Diplomaten geflissentlich zurückgehalten wurde), und die Corps gingen deshalb ziemlich sorglos staffelförmig hintereinander. Napoleon aber hatte die gerade jetzt ankommenden Truppen (14,000 Mann) von seiner spanischen Armee an sich gezogen, traf von der linken, ungedeckten Flanke her in den Blücherschen Aufmarsch, vernichtete bei Champaubert (10. Februar) die schwachen Truppen Olsuwieffs und stellte sich zwischen Sacken und Blücher. Dann warf er sich auf Sacken, der bereits Montmirail erreicht hatte (11. Februar). Als dieser in der äußersten Gefahr war, gleichfalls aufgerieben zu werden, kam ihm York zu Hilfe, und nahm statt seiner die Gewaltstöße Napoleons auf sich. Von ihm gedeckt erreichten beide Corps auf einer schlechten Querstraße Château Thierry an der Marne (12. Februar), nicht ohne die schwersten Verluste, die besonders der Marneübergang veranlaßte. Napoleon glaubte auch dies Corps unschädlich gemacht zu haben, und warf sich nun eben so schnell gegen Blücher herum, der bei Etoges und Vauchamps (14. Februar) gleichfalls eine Niederlage erlitt. Diese fünf Siegestage gaben Napoleon sein stolzes Selbstvertrauen zurück; auch seine Nation begeisterte sich wieder für ihn; der Volkskrieg, den er jetzt aufrief, schien beginnen zu wollen. Doch überschätzte er prahlerisch seine Erfolge und schadete sich selbst, indem er auch jetzt noch die günstige Gelegenheit, den Frieden zu schließen, versäumte.

§ 683. Napoleon glaubte das schlesische Heer, das tüchtigste und thätigste, gesprengt. Darum beging er den Fehler es nicht erst vollständig zu vernichten, sondern sich jetzt schon auf die Hauptarmee, deren am weitesten vorgeschobene Truppen unter dem Kronprinzen von Württemberg bei Monterau am Zusammenflusse der Seine und Yonne standen, zu werfen. Hier (18. Fbr.) erfocht er abermals einen Sieg, so daß die Hauptarmee wieder ganz auf Troyes zurückwich. Hierher zog sich auf Schwarzenbergs Wunsch auch Blücher, der bereits seine Truppen trotz aller Verluste in bewunderungswürdiger Haltung wieder gesammelt hatte, so daß schon jetzt wieder eine Uebermacht beisammen war. Gleichwohl blieb Schwarzenberg im Rückzuge, der, wie er wünschte, bis zum Rhein hin gehen sollte. Dringender als je mahnte die östreichische Staatskunst, mahnten bei den Preußen und Russen die Schwachmüthigen zum Frieden. Schon seit dem 5. Februar war zu Chatillon ein Friedenscongreß zusammengetreten, auf dem auch Napoleon seinen Be-

vollmächtigten hatte. Noch jetzt konnte er Kaiser der Franzosen bleiben, wenn er sich mit den Grenzen von 1792 begnügen wollte. Aber zum Glück für die gute Sache spannte er sofort mit dem rückkehrenden Kriegsglück auch seine Forderungen höher. So sahen auch die Kurzsichtigsten, daß mit ihm ein Frieden unmöglich sei, und so ward zu Chaumont, am 1. März, auf Andringen Alexanders und Friedrich Wilhelms die kräftige Fortführung des Krieges beschlossen. Blücher sollte sich gegen Norden wenden, das russische Corps von Winzingerode an sich ziehen und sich mit dem von Holland kommenden Bülow vereinigen: die Hauptarmee sollte auf den Straßen an der Marne und Seine vorgehn; das Endziel lautete jetzt entschieden: Paris. Blücher und Bülow vereinigt, von starken russischen Abtheilungen unterstützt, bildeten allein schon an 100,000 Mann und also eine Uebermacht gegen Napoleon. Die Kriegführung war von nun an in Blüchers Hände gelegt, der ohne Säumen seinem Ziele zueilte.

§ 684. Indessen hatte der fortgesetzte Rückzug der großen Armee die Truppen auf's Tiefste entmuthigt. Die Monarchen von Rußland und Preußen drangen deshalb entschieden auf eine Schlacht. Napoleon hatte schon am 25. Februar die überraschende Nachricht bekommen, Blücher ziehe auf die Marne zu und gegen Paris. Er mußte erkennen, daß der Krieg eine ihm gefährliche Wendung genommen, und eilte jenem nach. Der von ihm zurückgelassene Marschall Oudinot sah sich am 27. Februar bei Bar sur Aube von einem doppelt starken Feind angegriffen und ward mit leichter Mühe zurückgedrängt. Blücher war indessen an der Marne hinabgegangen, durch diesen plötzlichen Marsch überall hin Bestürzung verbreitend, und Napoleons Siegesberichte Lügen strafend. In aller Eile wichen die Marschälle Marmont und Mortier bis auf Meaux, fünf Meilen von Paris, rückwärts. Doch wollte Blücher, ehe er die Hauptstadt angriffe, sich mit Bülow vereinigen und zog deshalb von der Marne der Aisne zu. Umsonst eilte Napoleon, ihn noch vor jener Verbindung einzuholen. Am 4. März reichten sich Bülow und Blücher in Soissons die Hände. Die besten Truppen dieses großen Krieges, die Sieger von der Katzbach und von Dennewitz, waren nun bei einander: jene in dem harten Winterfeldzuge abgerissen, verwildert, aber an Muth die Alten; diese aus dem reichen Holland kommend, das sie eben dem Oranier zurückerobert hatten, glatt, wohl gekleidet und wohl genährt, doch nicht minder vor Begierde brennend, den Kampf schnell zu enden. Aber auch Napoleon eilte rasch herbei, rückte über Reims auf Laon und ließ den Verbündeten kaum noch die Zeit, letzteres vor ihm zu besetzen. Leider war Blücher jetzt eben schwer erkrankt, so daß in der sonst so entschlossenen Leitung eine Stockung eintrat. So erfocht Napoleon noch einmal bei Craonne einen Sieg über die heldenmüthig streitenden Russen; wandte sich dann auf Laon und stieß mit aller Gewalt auf Bülow (9. März), ohne doch die schwer zu nehmende Stadt gewinnen zu können. Aber am Abend des Tages ward Marmonts Corps, das von Reims gegen Laon in die linke Flanke des Feindes gezogen war, durch einen nächtlichen Ueberfall Yorks beim Dorfe Athis, der zu den glänzendsten Waffenthaten dieses Feldherrn zählt, vollständig zersprengt. Napoleon war auch jetzt noch mit der blinden Leidenschaft eines abenteuerlichen Spielers taub für die Nothwendigkeit Frieden zu schließen; er vernichtete noch das russische Corps von St. Priest vor Reims, dann eilte er an die Aube und warf sich bei Arcis sur Aube (20. und 21. März) mit etwa noch 30,000 Mann auf Schwarzenberg und die Hauptarmee, die dem Vorgehen der schlesischen Armee bisher unthätig zugeschaut hatte. Aber hier

scheiterte sein Angriff an der Uebermacht des Feindes völlig; nur die unterlassene Verfolgung rettete ihn.

§ 685. Beide Heere, Schwarzenbergs und Blüchers (welches letztere wieder zur Marne und Aube gezogen war), setzten sich in Marsch auf Paris. Der Friedenscongreß zu Chatillon, den Napoleon noch immer hinzuhalten gesucht hatte, ward abgebrochen. Hinfort war kein Verhandeln mehr mit ihm, sein Sturz war beschlossen. Da versuchte er ein Aeußerstes. Er warf sich in den Rücken der alliirten Armeen, um ihre Verbindung mit Deutschland zu bedrohen, und hinter ihnen das französische Volk zu einem Vernichtungskrieg aufzubieten. So hoffte er, würden jene sich von Paris ab- und auf ihn kehren. Aber die Armeen blieben ungeirrt im Marsch auf Paris. Bei Fère Champenoise, auf dem Wege von Vitry nach La Ferté, leisteten noch einmal Marmont und Mortier einen vergeblichen Widerstand. Dann war die Straße bis Paris hin frei. Ohne Hinderniß erreichten sie die Hauptstadt. Aber hier, an den Barrièren derselben, wartete ihrer ein letzter Kampf (30. März), in welchem noch mancher Wackere unmittelbar am letzten Ziele sank. Am Abend jedoch erklärte sich die Stadt zur Uebergabe bereit. Von dem mit Windmühlen bedeckten Montmartre, der von der Nordseite her Paris überschaut, blickte jetzt ein Theil des Heeres voll Siegesfreude auf die ungeheure Stadt, von der so gewaltige Erschütterungen über ganz Europa ausgegangen waren: man war am Ende der Mühen angekommen, und der glorreiche Kampf, der für die Preußen und Deutschen im fernen Königsberg begonnen, hatte nun seinen schönen Abschluß gefunden. Es war Blüchers und Bülows Degen, Gneisenau's und Grolmanns Feldherrngeist, so wie die Entschlossenheit der schlesischen Armee, denen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm ihre Zustimmung gegeben, die vorzugsweise das Werk vollbracht.

§ 686. Am 31. März 1814 hielten Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm III. ihren Einzug in Paris. Nicht bloß sie, auch Offiziere wie Gemeine, verfuhren edel und menschlich und rächten die unzähligen Drangsale nicht, die man zu Hause so lange erlitten. Napoleon aber hatte zu spät erkannt, daß ihm die alliirte Armee nicht auf seinem Zuge nach Osten hin folge. Eilig war er nach seinem mißlungenen Unternehmen nach Fontainebleau gegangen, aber zu spät gekommen, um sich noch nach Paris zu werfen. Jetzt bot er an, der Krone zu Gunsten seines Sohnes zu entsagen. Aber man wies jede Unterhandlung mit ihm zurück, und, von den letzten seiner Anhänger verlassen, mußte er zufrieden sein, daß die Monarchen ihm die Insel Elba als Zufluchtsort anwiesen. Nach dem Einzugstage hatten sich die Sieger entschlossen, die Bourbonen wieder auf den Thron Frankreichs zurückzuführen. Die wankelmüthige Stimmung der Pariser schien sich gleichfalls für dieselben zu erklären, und so zog Ludwig XVIII., der Bruder des hingerichteten Ludwigs XVI., wieder in die Tuilerien ein. Am 30. Mai ward dann der erste Pariser Friede geschlossen. Man ließ Frankreich die Grenze von 1792, so daß es im Vergleich mit 1789 noch um Nizza, Savoyen und Avignon, ferner um die deutschen Grenzorte Saarlouis und Landau gewachsen war; man gab dem Volke eine Verfassung (Charte), die die wesentlichsten konstitutionellen Rechte enthielt; man erhob keine Kriegssteuer; nahm nicht einmal die geraubten Kunstschätze wieder heim (nur die Victoria wanderte nach Berlin zurück). Frankreich dankte so viel unverdiente Schonung vor Allem dem Kaiser Alexander, der sich in der Rolle des Edelmuths gefiel, in der ihn die Pariser schlau genug zu bestärken wußten. Die Monarchen folgten dann der Einladung des Prinz-Regenten von England

und begaben sich nach London, wo ihnen, und besonders dem alten Blücher, begeisterte Huldigungen dargebracht wurden.

27. Belle-Alliance.

§ 687. Mit dem Herbst des Jahres 1814 reisten Fürsten, Diplomaten- und Feldherren nach Wien, um hier auf dem Wiener Congreß (seit dem 18. November) über die Wiederherstellung eines neuen europäischen Rechtsstandes zu berathen. Es wird später über die Ergebnisse dieser Versammlung berichtet werden und es sei nur im Voraus bemerkt, daß die Uneinigkeit und Eifersucht, die schon den Feldzug von 1814 so vielfach gelähmt hatte, hier in noch höherem Maße hervortrat, sobald es sich um die Ansprüche handelte, welche die einzelnen Mächte zu erheben suchten. Napoleon verfolgte von seinem nicht fernen Aufenthalte auf Elba aus die zunehmende Gespanntheit der Herrscher, die einst vereint gegen ihn gestanden. Er bemerkte ferner, daß auch die allgemeine Unzufriedenheit in Frankreich, welche von der neuen Regierung sehr bald erweckt war, ihm eine baldige Rückkehr möglich zu machen schien. Daß die Uneinigkeit in Wien bereits in den wesentlichsten Punkten ausgeglichen war, wußte er freilich nicht, als er am 26. Februar 1815 den entscheidenden Wurf wagte, Elba heimlich verließ und an der Küste Frankreichs landete (1. März). Schnell fiel ihm, dem ruhmvollen Beherrscher, Volk und Heer wieder zu. Marschall Ney, der gegen ihn geschickt war, ging bei Lyon zu ihm über, und schon am 20. März stand er in Paris, das die Bourbonen zum zweiten Male flüchtend verlassen hatten.

§ 688. Die Nachricht von diesem Ereigniß, die mit Windeseile durch Europa ging, brachte den Wiener Congreß zum vorläufigen Schluß. Gegen ihn, den alten Feind, erklärte sich rasch Europa einig, ein förmlicher Bann ward von den verbündeten Mächten über ihn ausgesprochen. Zwar trat Napoleon nach allen Seiten hin mit beruhigenden Versicherungen auf: seine Absicht sei nicht, zu erobern, sondern Frankreich in den nun festgestellten Grenzen im Frieden zu regieren. Aber Keiner glaubte dem Worte des Mannes, der so oft mit Eid und Treue gespielt hatte. Der Wiener Congreß stob auseinander, von allen Seiten rüsteten sich die Heere. Am schnellsten war das benachbarte England auf dem Platze, das von dem von ihm besetzten Antwerpen aus seine Truppen in das neugebildete Königreich der Niederlande (Holland und Belgien) warf. Sie führte Wellington, der einst Napoleons Armeen in Spanien bekämpft hatte. Sein Heer bestand zur kleineren Hälfte aus Engländern und Schotten, die andere bildeten Niederländer, Hannoveraner, Braunschweiger und Nassauer. Unter diesen Alliirten zeichnete sich Friedrich Wilhelm von Braunschweig aus, der Held von 1809 (§ 625), der auch jetzt wieder mit ungestümer Tapferkeit in das Feld eilte. Aus seinem kleinen Ländchen (67 □ M.) stellte er allein 6000 Mann, die, wie bei jenem glorreichen Zuge, durch die schwarze Uniform und den Todtenkopf gekennzeichnet waren.

§ 689. Unter den Festlandsmächten war wieder Preußen zuerst auf dem Kampfplatz. Es sah sich in seiner neugeschaffenen Rheinprovinz zunächst bedroht, und warf zu den geringen Streitkräften, die auf dem linken Ufer standen, in aller Eile Verstärkungen über den Rhein. Blücher war wieder der Führer des Heeres. „So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein", sang mit Recht von ihm der Dichter; mit Jünglingsfeuer eilte er, sein Gneisenau ihm zur Seite, zum Kampfe. Unter ihm standen vier Armeecorps, geführt von Zieten, Borstell (später Kleist), Thielemann und Bülow. Es waren

an 150,000 Mann, welche Preußen an der Maas und Sambre sammelte, meist junge Truppen, neu organisirt und in dem nicht freundlich gesinnten Lande schlecht mit Pflege versehen. Hinter und neben diesen beiden Armeen bildeten sich die größern Angriffsmassen Oestreichs, der deutschen Bundesmächte, Preußens und Rußlands, um nach und nach sich gegen den Rhein zu bewegen. Zugleich ging ein östreichisches Heer in Italien gegen Murat vor, der sich wieder für Napoleon erhoben hatte.

§ 690. Gegen so überlegene Streitkräfte konnte Napoleon nur bestehen, wenn er durch rasche Siege über die Einzelnen den Zauber seiner Unüberwindlichkeit wieder herstellte. Mit Recht mochte er dann auf ein schnelles Zerfallen seiner Gegner rechnen. So rasch und unbemerkt wie möglich sammelte er deshalb hinter der schützenden Linie seiner nördlichen Festungen ein Angriffsheer; seine Garden wurden zu Wagen von Paris an die Grenze befördert; so stand er mit ungefähr 130,000 Mann, meist altgedienten, gut ausgerüsteten Soldaten, zum Kampf schon bereit, als man ihn noch in Paris mit den Vorbereitungen zum Feldzug beschäftigt glaubte. Wellington hatte ziemlich ausgebreitete Quartiere um Brüssel her, rechnete aber darauf (wenngleich, wie sich bald zeigte, mit Unrecht), seine Truppen in 22 Stunden zusammenziehen zu können. Seine Vorposten standen in Quatrebras, wo sich die Straße, die von Charleroi auf Brüssel führt, mit der von Nivelles nach Namur gehenden schneidet. Blücher hatte bereits südlich von diesem Punkt Charleroi besetzt; seine Patrouillen schweiften bis Sollre sur Sambre; doch war Bülow's Corps noch zurück, in der Gegend von Lüttich und Namur. Schon am 14. Juni erkannten die preußischen Patrouillen aus dem Scheine der Bivouakfeuer das nahe Lager einer bedeutenden Armee, und Blücher benachrichtigte darüber Wellington, der jedoch auch jetzt noch die Nähe des Feindes bezweifelte. Am 15. begann mit aller Energie der französische Angriff und drängte die Preußen die Sambre hinab bis Charleroi, das gleichfalls nach blutigem Kampf genommen ward. Nun theilte Napoleon sein Heer. Mit der größeren Abtheilung, etwa 60—70,000 Mann, rückte er selbst rechts gegen Blücher, den er am Mittag des 16. Juni bei den Dörfern St. Amand und Ligny zur Schlacht aufgestellt fand, und der den Kampf aufnahm, um Wellington Zeit zu lassen seine Truppen zu concentriren. Die preußische Macht war, da Bülow noch entfernt stand, Napoleon nur um ein Weniges überlegen. Die anderen französischen Corps unter Jerome, Ney und Erlon folgten der direkten Straße von Charleroi auf Brüssel und trafen zu derselben Zeit bei Quatrebras auf Wellingtons Truppen. Hier hielten sich englische, schottische und hannöversche Regimenter, die von Wellington in aller Eile nacheinander auf den Kampfplatz geworfen wurden, mit Kaltblütigkeit und Heldenmuth. Auch Friedrich Wilhelm von Braunschweig eilte hier mit seinen Schwarzen in's Gefecht und fiel, indem er eine plötzlich entstandene Verwirrung unter seinen jungen Truppen beseitigen wollte, von einem Schuß durchbohrt, auf dem Felde der Ehre. Quatrebras, wo er gekämpft, ward behauptet.

§ 691. Bei Ligny und St. Amand wüthete seit Mittag die Schlacht in äußerster Heftigkeit. Es handelte sich für die Franzosen um den Besitz dieser Dörfer, und Bataillon auf Bataillon stürmte an. Zuletzt täuschte Napoleon durch einen Scheinangriff auf St. Amand selbst Gneisenau's Scharfblick. Preußischer Seits ließ man nun auch die Reserven in's Feuer rücken. Diesen Moment — es war schon spät am Abend — benutzte Napoleon, um bei Ligny das Centrum Blüchers zu durchbrechen. Die Schlacht, in welcher der greise

Feldherr selbst in Lebensgefahr gewesen und nur wie durch ein Wunder der Gefangenschaft entronnen war, ging für die Preußen verloren, wenngleich mit Ehren.

§ 692. Napoleon aber glaubte den Sieg vollständiger als er war. Erst am folgenden Morgen ließ er dem Feinde auf der Straße nach Namur, wohin er ihn abgezogen wähnte, und zwar nur lässig nachsetzen, und entsandte dann den General Grouchy mit 30,000 Mann, ihn aufzusuchen und die Verfolgung zu übernehmen. Er selbst wandte sich wieder mit seinem Heere auf Quatrebras und die Brüsseler Hauptstraße, auf welcher Wellington in Folge des Rückzuges der Preußen gleichfalls eine rückgängige Bewegung gemacht hatte. So verging der 17., und erst am Abend desselben nahmen die beiden Heere vor dem Walde von Soignies, nahe dem Pachthofe Belle-Alliance, die Stellung zu einer Hauptschlacht. Wellingtons Truppen, etwa 67,000 Mann, waren an Zahl ein wenig geringer als die Truppen Napoleons, der an 72,000 zählte und besonders an Reiterei und Artillerie weit überlegen war. Wellington aber hoffte auf Blüchers Eintreffen, der sein Wort gegeben hatte, mit dem frischen Corps von Bülow und auch den drei andern zur Schlacht sich einzustellen. Blücher nemlich hatte das in der Kriegsgeschichte Unerhörte gewagt: mit einer geschlagenen Armee wollte er am dritten Tage schon von Neuem in der Schlacht stehen. Nur bei so braven Truppen, wie die Preußen waren, die ihrem Feldherrn mit so hingebendem Vertrauen folgten, war es überhaupt möglich, solch einen Gedanken zu fassen. Blücher hatte sich deshalb nicht auf der Hauptstraße gegen Namur gerettet, wo ihn Napoleon suchen ließ, sondern auf schlechten Feldwegen ging er nördlich und vereinigte alle seine Corps, auch das Bülows, am Abend des 17. in Wavres. Am folgenden Morgen (18. Juni) zog er mit allen Truppen westlich, um neben Wellington in die verabredete Schlacht einzurücken. Es kam alles darauf an, rechtzeitig auf dem Platze zu sein. In dem von Regengüssen aufgeweichten Boden sanken Kanonen, Pferde und Leute, aber überall war der Feldherr zugegen und mahnte „seine Kinder" zur Eile: Er habe es ja Wellington versprochen, sie würden sein Wort nicht zu Schanden werden lassen. Immer näher kam man dem Kanonendonner, der von Abend herübertönte.

§ 693. Auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance rangen indessen die beiden gewaltigen Gegner mit äußerster Erbitterung. Napoleons Anordnungen für die Schlacht waren glänzender, die Stöße seiner Colonnen und gehar-nischten Cavalleriemassen furchtbarer denn je. Dagegen trotzte die englische Kaltblütigkeit in geschlossenen Schlachtvierecken, die aber immermehr durch die Kartätschen des Feindes gelichtet wurden. Auf der äußersten rechten Seite hielt sich noch das von Engländern, Nassauern und Braunschweigern auf's Tapferste gegen die wiederholten Angriffe des Feindes vertheidigte Schloß Hougomont. Hinter den Gräben der kleineren Heerstraße, welche von Westen nach Osten die große Brüsseler Chaussee schnitt, stand noch die englisch-hannöversche Infanterie, aber so gelichtet, daß kaum die Hälfte der am Morgen ausgerückten Truppen noch vorhanden oder kampffähig war. Schon war vor ihrer Front, trotz der wackeren Vertheidigung der deutschen Legion, das Vorwerk La Haye-Sainte verloren worden; am nächsten dem Wanken war der linke Flügel. Immer schwerer war Wellington bedrängt, und noch immer hatte Napoleon seine Garden in Reserve. Da zeigten sich östlich, jenseits des Gehölzes von Lasne, neue Truppen, die Napoleon erst für die Grouchys hielt, den er den ganzen Tag mit Schmerzen erwartet; es

waren die Preußen, Bülows Truppen. Bald sausten die Kugeln der preußischen Jäger bis in die Nähe Napoleons, und die wohlbekannten Flügelhörner von Leipzig tönten in das Schlachtgetös. Die hellleuchtenden Häuser des Pachthofes La Belle-Alliance, der bisher Napoleons Centrum gewesen, waren das Ziel, dem alle Regimenter unaufhaltsam zudrangen. Da ließ Napoleon, seine rechte Flanke zu sichern, mit seinen Reserven vor Allem das Dorf Plancenois besetzen, um das sich nun auch ein wüthender Kampf entspann. Er selbst zog die noch verfügbaren Truppen zu einem furchtbaren Keil zusammen, um, ehe die Preußen sich entwickelt hatten, das Centrum der Engländer zu durchbrechen. Aber dadurch, daß die Preußen in seinen erschütterten linken Flügel eingerückt waren, war es Wellington möglich geworden, von diesem aus neue Verstärkungen in's Centrum zu ziehen: und so ging der französische Ansturm abermals an den englischen Quarrés in Trümmer. Wellingtons Reiterei brach ein zur Verfolgung. Um dieselbe Zeit nahmen Bülow's Truppen das Dorf Plancenois. Da löste sich das französische Heer zu wilder Flucht; immer breiter und mächtiger drang der Strom der Preußen in seine Flanke; von der Straße abgedrängt, ergossen sich seine verwirrten, verzweifelten Massen regellos über das Schlachtfeld; Napoleon, der seinen Wagen verlassen, zu Pferde mitten unter ihnen. Die Preußen, als die frischeren Truppen, übernahmen die Verfolgung; „bis zum letzten Hauch von Roß und Mann", lautete Gneisenau's Befehl. Bei Belle-Alliance aber trafen sich im letzten Dämmerlicht des Tages Blücher und Wellington, und der Handschlag sagte es ohne Worte, wieviel sie Beide für die gemeinsame Sache gethan.

§ 694. Die eine Schlacht von Belle-Alliance (die Engländer nennen sie nach ihrem Hauptquartier von Waterloo) hatte Napoleons Hoffnung für immer gebrochen. Er konnte kein Heer wieder sammeln, und schon eilf Tage nach der Schlacht standen Preußen und Engländer zum zweiten Male vor Paris. Abermals erklärte der französische Senat Napoleon für abgesetzt. Die übrigen Heere der Verbündeten rückten noch zum Theil nach Frankreich nach, noch einmal zogen die Monarchen in Paris ein, und ein zweiter Pariser Frieden (20. November 1815) endete den kurzen aber glorreichen Krieg. Damals drangen einmüthig unsere Fürsten, Staatsmänner und Generale auf Rückgabe Lothringens und des Elsaß, damit Deutschland feste Grenzen nach Westen hin gewinne: aber alle Verbündete Deutschlands schlugen den gemeinsamen, unsern deutschen Rechten feindseligen Ton an. Es war offenbar, wie England und Rußland nicht eine festere Gestaltung Deutschlands wünschten. Zwar gab jetzt Frankreich Savoyen und Nizza an das Königreich Sardinien ab: die deutsche Grenze aber ward nur auf die Grenzen von 1790 statt der von 1792 zurückgeführt und nur um Saarlouis, das zu Preußen, und Landau, das zu Baiern kam, erweitert. Doch ward wenigstens der Raub der früheren Kriege diesmal aus den Pariser Museen und Bibliotheken meist den alten Eigenthümern zurückgestellt.

§ 695. Napoleon endete als Gefangener der verbündeten Mächte auf St. Helena (5. Mai 1821). Kein fremder Herrscher, nicht Attila, nicht Gustav Adolf, nicht Ludwig XIV., hat wie er in die deutschen Geschicke eingegriffen. Er war die Zuchtruthe in der Hand Gottes für lange Sünden der Fürsten und Völker; im Kampfe gegen ihn kam unsere Nation wieder zum Gefühl ihrer Kraft, aber auch zum Bewußtsein dessen, was ihr fehlte; sie ward erst wieder ein Volk mit dem unaustilgbaren Bewußtsein der Einheit und Zusammengehörigkeit. Darum, so wenig der Deutsche Grund hat, für Napoleon sich zu

begeistern, der mit Eiden nicht minder wie mit Menschenleben spielte, mit gemeinem Hohn alles Höchste und Edelste der Menschheit verachtete, oder es mit heuchlerischen Phrasen in den Dienst seiner Selbstsucht zog: er wird doch gern die gewaltige Kraft anerkennen, die nach dem Willen dessen, der die Geschicke der Völker lenkt, auch uns, ohne sein Verdienst, so viel Gutes hat schaffen müssen.

28. Der Wiener Congreß.

§ 696. Noch ehe dieser letzte Kampf begonnen, seit dem Herbst 1814, hatte zu Wien eine glänzende Versammlung von Fürsten, Feldherren und Diplomaten getagt, und es war hier über die Endgeschicke der europäischen Länder bestimmt worden. Der Wiener Congreß ward wie einst der westfälische Frieden (§§ 412 ff.) die Grundlage eines neuen Rechtszustandes Europa's. Unserm Zwecke entspricht es hier nur, einen Ueberblick der Regelung der deutschen Angelegenheiten zu geben.

Oestreich nahm von Baiern Tirol und Salzburg und von dem aufgelösten Königreich Italien Welsch-Tirol zurück. Dagegen trat es die ehedem vorderen Lande, die am Bodensee und Oberrhein gelegenen alten Erbbesitzungen an Baden und Württemberg ab, denen sie schon von Napoleon seit 1805 zugewiesen waren. Seine übrigen Entschädigungen empfing es außerhalb Deutschlands, besonders in Italien. In diesem Lande erhielt es seitdem, theils durch die Verwandtschaft mit den meisten der wiederhergestellten Fürstenhäuser, theils durch unmittelbaren Landerwerb (Königreich Mailand und Venedig) und durch seine überlegene Waffengewalt eine herrschende Stellung, die über 40 Jahre gedauert hat. Oestreich hatte also sein Staatsgebiet fest abgerundet und stand ehrfurchtgebietend unter den Mächten da. Sein erster Minister, Fürst Metternich, war die folgenden Jahrzehnte hindurch der einflußreichste Mann in Europa. Doch gehörte nur ungefähr der dritte Theil von Oestreichs Ländern zum Deutschen Bunde: und so blieb seine Stellung, wie dieselbe sich schon seit drei Jahrhunderten gestaltet hatte, mehr eine europäische als deutsche. Außerdem waren, wie zuvor (§ 445), Völker der verschiedensten Nationalität in diesem großen Kaiserstaate zusammengemischt. Es drohte ihm seitdem die Gefahr, daß diese einst zum Streben nach Selbständigkeit erwachen und versuchen würden, sich dem herrschenden deutschen Einflusse zu entziehen.

§ 697. Preußen ging, äußerlich betrachtet, mit geringeren Vortheilen aus dem so großen Kriege hervor, dessen Schwere es zumeist getragen und dessen Entscheidung es zumeist herbeigeführt hatte; es hatte in den Tagen der Begeisterung nicht genug daran gedacht, sich künftige Erwerbungen und Entschädigungen im Voraus sichern zu lassen und büßte nun diesen Fehler. Seine Staatsmänner, und selbst Hardenberg, zeigten sich weniger befähigt, als die Kriegsmänner es waren. So gingen Preußens alte Besitzungen Anspach und Baireuth an Baiern über, an Hannover Ostfriesland nebst Hildesheim, Goslar (§ 560) und dem altpreußischen Lingen (§ 464). Das aus den polnischen Ländern der zweiten und dritten Theilung gebildete Großherzogthum Warschau verlangte Rußland für seine Dienste und Opfer. Damit ging für ganz Deutschland eine wichtige Vertheidigungslinie, die Weichsel, verloren, und der stets wachsende russische Staat drängte sich weit zwischen die Zweige des Deutschthums, die sich längs der Ostsee nach Norden und die Oder aufwärts nach Südosten hin schon seit Jahrhunderten entwickelt hatten. Welchen Gewinn, welchen Ersatz sollte nun Preußen

haben? Es verlangte das ganze Königreich Sachsen, dessen Erwerbung schon Friedrich der Große für Preußen in's Auge gefaßt hatte. Allerdings hatte der König von Sachsen bis nach der Leipziger Schlacht bei Napoleon ausgeharrt. Aber keineswegs schien er schuldiger als die anderen Rheinbundsfürsten, die den günstigen Augenblick zum Abfall von dem Sieger nur etwas früher hatten wahrnehmen können und so von ihren Ländern nichts eingebüßt hatten. Es lag also in dem Verfahren gegen ihn allerdings eine unverkennbare Härte. Dennoch hätte, auch als der Pariser Friede abgeschlossen ward (§ 686), keine der Großmächte gegen die Einverleibung Sachsens in Preußen ernstliche Einwendungen gemacht, wenn Hardenberg zeitig und bestimmt seine Forderung erhoben hätte. Da dies versäumt war, begann allmählich Seitens des sächsischen Königs, der Mittelstaaten und bald auch Oestreichs ein Widerstreben dagegen, das bei England und sogar bei Frankreich (dessen geschickter Vertreter, Talleyrand, bald wieder eine Rolle zu spielen anfing) Unterstützung fand. Denn Preußens König hatte zugestimmt, daß Polen an Rußland käme, was alle andern Mächte gern vermieden gesehen hätten; so war die sächsische Frage an die polnische geknüpft worden. Natürlich blieb für Preußen auch nur noch eine Anlehnung an Rußland übrig, und die Spannung ward so groß, daß schon ein Bund zwischen Oestreich, England und Frankreich einerseits gegen Preußen und Rußland andrerseits geschlossen und laut vom Kriege gesprochen ward. Am gehässigsten schürten die deutsche Zwietracht und den Haß gegen Preußen Männer wie Wrede (§ 674), die noch eben Napoleons Schildknappen und eifrige Rheinbündler gewesen waren. Dies war auch das Moment, das Napoleon bewog, so zeitig Elba zu verlassen (1815). Aber schon war eine Ausgleichung gefunden. Preußen wurde die größere, aber dünner bevölkerte Hälfte Sachsens zuerkannt; die andere blieb als selbständiges Königreich bestehen. Vom Großherzogthum Warschau bekam Preußen die heutige Provinz Posen; vor Allem aber erlangte es am Rhein die früher so sehr erstrebten (§ 740) Herzogthümer Jülich und Berg, dazu das Siegener Land, dann die ehemals geistlichen Gebiete von Köln und Trier nebst einigen kleineren Territorien, mit denen es seine alten Gebiete: Cleve, Meurs, Geldern wieder verband und so eine neue Provinz, die Rheinprovinz, bildete. Zu seinen altererbten Besitzungen in Westfalen erhielt es zurück, was es schon im Jahre 1802 (§ 560) erworben gehabt. So bekam Preußen eine Grenze, die quer durch Deutschland reichte, von Tilsit bis Saarbrücken. Dabei war es in zwei große Hälften getheilt, eine westliche und eine östliche, und sein Gebiet erreichte an Quadratmeilenzahl nicht das von 1795, geschweige das von 1806. In allen diesen Stücken schien es im Nachtheil. Dagegen war Preußen, in welchem nach den polnischen Theilungen das slavische Volkselement bedenklich gewachsen war, wieder ein rein deutscher Staat geworden, der seine Sache nie von Deutschland, wie Deutschland die seine nie mehr von Preußen, trennen konnte; es stand auf der Wacht am Rhein wie an der Weichsel; die Flügel des preußischen Adlers spannten sich über Deutschland schirmend von Ost bis West.

§ 698. Baiern, welches sich von Oestreich durch den Vertrag von Ried (§ 674) seinen ganzen Länderbesitz hatte sichern lassen, erhielt für das an Oestreich zurückgegebene Tirol die Rheinpfalz auf dem linken Rheinufer, die zum Theil aus alten Wittelsbachschen Erblanden bestand: dazu das bisher rheinbündische Großherzogthum Würzburg. Es trat als Königreich und als dritte Macht in den Deutschen Bund. Württemberg blieb in den

Grenzen, wie sie ihm Napoleon geschaffen, ebenso Baden, Nassau, Darmstadt. — Hannover besaß einen eifrigen diplomatischen Fürsprecher in dem Grafen Münster, einem Manne, der, mit Stein und Gneisenau befreundet, in den Befreiungskriegen für die gemeinsame Sache in London mit Erfolg gewirkt hatte. Aber er konnte sich über die engen Gesichtspunkte seines Staates zur Höhe deutscher Interessen nicht erheben. Münster träumte, statt von Wiederherstellung eines starken Preußens, das Stein und jeder Verständige zu Deutschlands Schutz nöthig hielt, von der Gründung einer Welfischen Macht zwischen Elbe und Rhein, wie einst zu Heinrichs des Löwen Zeiten (§ 156). Und wenigstens gelang es seinem und englischem Einflusse, ein fünftes Königreich im Norden herzustellen, indem zu den alten hannöverschen (§ 257) Erblanden noch das Hildesheimsche, Goslar, Lingen und Ostfriesland hinzugethan und so ein Staat geschaffen wurde, der an der Elbe-, Weser- und Ems-Mündung einen äußerst günstigen Zugang zum Meere hatte, auf welchem mit Größe aufzutreten ihm doch wieder die Macht fehlte. Außerdem lag dies neue Königreich, zum Theil auf Preußens Kosten geschaffen, gerade Preußens Interessen hindernd im Wege, und spätere Conflicte waren damit ihm als unausbleibliches Geschick mitgegeben. Wie Münster, dachte auch ein andrer Freund Steins, der Freiherr von Gagern, mehr an seine nassau-oranische Dynastie (§ 250, Anm.) als an Deutschlands Vortheil. Mit großer Verblendung sorgte er, daß dem neugegründeten Königreiche der Niederlande auch noch das ehemalige Erzstift Lüttich zugewendet wurde, das noch bis 1794 Reichsland gewesen war. Auch das Großherzogthum Luxemburg ward an diesen außerdeutschen Staat geknüpft.

§ 699. Die sonstigen Veränderungen waren unbedeutend. Die freien Städte wurden bis auf vier, Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt a. M., nicht wiederhergestellt, ebenso nicht die reichsunmittelbaren kleineren fürstlichen, gräflichen und ritterschaftlichen Gebiete. Es blieben im Ganzen 38 Staaten, die den Deutschen Bund bildeten. Der Deutsche Bund trat an die Stelle des ehemaligen deutschen Reiches. Er umfaßte die zwei Großmächte Oestreich und Preußen, die aber, als auch außerdeutsche Länder mit begreifend, zugleich eine europäische Stellung behielten, 4 Königreiche, 1 Kurfürstenthum, 7 Großherzogthümer, 9 Herzogthümer, 10 Fürstenthümer und 4 freie Städte. Er bestand aus souveränen Staaten, denen nur das Recht der selbständigen Kriegführung und Schließung von Bündnissen fehlte, und die in Streitigkeiten unter sich an ein Austrags- (Austrägal-) Gericht gewiesen waren. Diese neue Gestaltung Deutschlands nebst einigen Rechten des deutschen Volkes, als ständische Verfassungen und Preßfreiheit, sicherte die Wiener Bundesakte vom 8. Juni 1815.

§ 700. Der Deutsche Bund, das bekannten schon damals selbst fürstliche Stimmen, verwirklichte nur unvollkommen die gerechten Hoffnungen Deutschlands auf Wiederherstellung einer würdigen Reichsgestalt. Indem ein Bundesgericht, eine oberste Kriegsleitung und manche andere wesentliche Erfordernisse einer großen freien Macht fehlten, blieb er weit hinter dem alten Reiche zurück. Was aber fehlte, das ersetzten die erwachten Gefühle der Vaterlandsliebe und der untrennbaren brüderlichen Zusammengehörigkeit in den Seelen des deutschen Volkes: es begann, trotz der Zersplitterung sich als eine Nation und zwar als eine einige, noch zu großen Thaten und Ehren berufene Nation zu fühlen. Die Edleren unter seinen Fürsten griffen selbst begeistert diese neuen Ideen auf. Was Fürsten den Völkern schulden, hatten die drei großen alliirten Herrscher, Alexander, Franz I. und

Friedrich Wilhelm III., offen kund gethan, indem sie die Heilige Allianz schlossen (26. Sept. 1815), durch welche sie sich verpflichteten, ihre Völker nach den Vorschriften der christlichen Religion zu regieren. Es waren drei Fürsten verschiedener Confession, die so sich die Bruderhand reichten. Und wenn auch dieser Bund, wie alles Irdische, später nicht so rein blieb, wie seine Stifter ihn gedacht, so war er doch eine schöne Vorbedeutung für ein kommendes Zeitalter des Friedens, der Gerechtigkeit, der Treue unter Fürsten und Völkern.

C. Deutschland bis zur Wiederherstellung des Reiches 1871. Ueberblick.

1. Deutschland bis zum Jahre 1840.

§ 701. Der Pariser Friede und der Wiener Congreß hatten, wie es zunächst schien, die Ruhe Europa's und einen geordneten Zustand auf lange Zeit hinaus begründet. Aber doch war gerade Deutschland in seinen innersten nationalen Bedürfnissen am wenigsten befriedigt worden. Der Bund, der geschlossen war, hatte seinen gemeinsamen Bundestag in Frankfurt a. M., wo über allgemeine deutsche Angelegenheiten berathen und beschlossen werden sollte. Hier hatte in pleno, d. h. im weiteren Bunde, jeder der 38 Staaten (die allmählich bis auf 33 zusammenschmolzen), auch die kleinsten, wenigstens eine Stimme, Oestreich und die fünf Königreiche je 4, und so abnehmend bis zu den letzten hinunter. Im engeren Rath, der meist die entscheidende war, führten die größeren Staaten je eine (Viril-) Stimme, die kleineren je mehrere zusammen eine (Curiat-) Stimme. Es galt also Oestreich oder Preußen bei der Abstimmung nicht mehr als Württemberg oder Sachsen, ja nicht mehr als zusammengenommen Liechtenstein, Waldeck, die beiden Reuß, Schaumburg und Lippe (die XVI. Curie); und das Verhältniß konnte eintreten, daß eine Großmacht wie Preußen, die sich nach und nach bis auf 18 Mill. Einwohner entwickelte, wenn einmal durch Abstimmung entschieden werden sollte, von Staaten überstimmt (majorisirt) werden konnte, die zusammen noch nicht soviel Einwohner wie eine Provinz, ja wie ein Regierungsbezirk desselben in sich faßten.

§ 702. Zunächst freilich trat solch ein Mißverhältniß noch wenig heraus, da die beiden Großmächte, durch die Heilige Allianz verknüpft, unter sich befreundet und vor allen Dingen zur festen Erhaltung der Ordnung entschlossen, ein so starkes Uebergewicht übten, daß die Mittel- und Kleinstaaten ihnen unbedingt folgten. Aber gerade daß beide Großmächte, Oestreich und Preußen, neben den vielen anderen Staaten im Bunde standen, machte denselben auf die Dauer unmöglich. Denn entweder mußte sich eine der andern unterordnen, oder beide auf jede Eifersucht verzichten. Der erstere Fall dauerte eine geraume Zeit, so lange Preußen sich dem östreichischen Einflusse willig hingab; der letztere zeigte sich alsbald unmöglich, sobald Preußen sich zu fühlen begann und bei seiner überwiegend deutschen Stellung nicht mehr blos Diener und Werkzeug fremder Interessen sein wollte. Sobald dies eintrat, mußte der ganze Bund sich parteien, und die alte Uneinigkeit Deutschlands war so durch die Bundesverfassung nicht beseitigt, sondern nur erneuet. Nach außen hin aber mußte der Bund, da ihm

sowohl die gemeinsame diplomatische Vertretung, wie, im Kriegsfalle, der gemeinsame Oberbefehl abging, noch immer die alte ohnmächtige, schwerfällige Masse bleiben, wie zuvor das deutsche Reich.

§ 703. Freilich trat jetzt eine lange, an zeitlichen wie geistigen Gütern reichgesegnete Friedenszeit ein, die mit geringer Unterbrechung die fünfzig Jahre hindurch, die der Bund bestanden hat, dauerte. Aber es fehlte doch der deutschen Nation zu ihrem gesunden Gedeihen die frische, ungehemmte Entfaltung des politischen Lebens nach außen wie nach innen, vor Allem fehlte dem stets mehr erstarkenden Nationalgefühl die Einheit und die Kraft, die nur aus dieser kommt. Oestreich, welches der Staatskanzler Fürst Metternich nach dem Frieden noch dreiunddreißig Jahre regiert hat, suchte schon wegen der Erhaltung seiner Herrschaft, besonders über Italien, dann aber auch über seine es noch näher angehenden Erblande wie Ungarn, Galizien 2c. die alte Ordnung in Europa und Deutschland, wie sie die Verträge von 1815 geschaffen, aufrecht zu erhalten. Metternich war es deshalb, der die Heilige Allianz nur zu einem Werkzeuge herabwürdigte, die Entwickelung aller freien Staatsformen, von denen man einen Umsturz des Bestehenden fürchtete, zu hemmen und die unnatürlichen Herrschaftsverhältnisse Oestreichs aufrecht zu erhalten. Gerade indem er überall drohende Revolutionen sah, zerstörte er das Band des Vertrauens, welches besonders in Deutschland und Preußen durch die Befreiungskriege um Fürsten und Völker von Neuem geschlungen war. Und Kaiser Franz I. theilte mit seinem Minister die Abneigung gegen jede Freiheit und Selbständigkeit. Ein Staatsleben, an dem das Volk einen freudigen Antheil genommen hätte, entwickelte sich deshalb nicht in Oestreich; auch die geistigen Anregungen, die aus Deutschland herüberkamen, fanden nur schwer und gleichsam verstohlen Eingang. Die Folge war, daß hier ein erschlaffendes Genußleben unter Vornehmen und Geringen weiter und weiter um sich griff, und daß die herrlichen geistigen wie materiellen Kräfte des Reiches fruchtlos und brach lagen. So blieb es unter Franz I. Regierung, der 1835 starb, und auch unter der seines äußerst schwachen Nachfolgers Ferdinands I. 1835 bis 1848.

§ 704. Ganz Deutschland empfand den entnervenden Druck, der von Oestreich ausging. Die große Menge war nach fünfundzwanzigjährigen Kriegen und Verwirrungen, um endlich wieder in Ruhe arbeiten und genießen zu können, vorwaltend nach Frieden und Ordnung begierig. Es waren deshalb nur vereinzelte Stimmen, zum Theil von Männern, die einst die Erhebung von 1813 mit gefördert hatten, wie Arndt, Görres, Jahn u. A., welche mahnten, daß die Nation nicht in Schlaffheit versinken dürfe, und daß sie ein Anrecht auf Erfüllung der Verheißungen habe, die man bei der großen Erhebung, besonders durch den Aufruf von Kalisch (§ 644) ihr gegeben. Am ersten wirkten diese Stimmen auf die Jugend, besonders auf die der Universitäten und der Turnplätze. Da den Männern die Aufgabe, politisch zu wirken, entzogen war, schien sie unreifen Jünglingen zuzufallen. Immer allgemeiner wurde das Mißvergnügen, und da im Vaterlande jede Betheiligung am öffentlichen Leben abgeschnitten war, so wandten sich die Geister überall dahin, wo man Kämpfe um wahre oder vermeintliche Freiheit erblickte. Eine ernste Erregung ging durch die deutschen Gemüther, als, seit 1820, die romanischen Nationen Südeuropa's, die Spanier und die italienischen Völker gegen ihre despotischen Fürsten zu den Waffen griffen; ja, als selbst die Griechen gegen die türkischen Dränger sich zum Freiheitskampf

erhoben, 1821, brach diese Theilnahme in helle Begeisterung aus. Man schien in der fremden Freiheit die eigene zu lieben. — Metternich sorgte dafür, daß in Deutschland die Stimmen der freigesinnten Männer verstummten, sei's auch im Gefängniß. Die Karlsbader Beschlüsse (1819) hoben die Freiheit der Presse auf, setzen Untersuchungscommissionen nieder, welche überall die demagogischen Umtriebe (so nannte man die noch sehr unklaren nationalen und freiheitlichen Bestrebungen besonders der studirenden Jugend) unterdrücken sollten, und, um die kleinen Staaten zu gleicher Strenge zu zwingen, wurde den Beschlüssen des Bundestages unbedingte Geltung für alle Regierungen verliehen. Die Wiener Schlußakte 1820 vollendete dies innere Unterdrückungssystem. — Die Aufstände in Spanien aber schlugen französische, die in Italien östreichische Truppen leicht nieder. Auch die Congresse zu Aachen (1818), zu Troppau (1820), Laibach (1821), Verona (1822), welche Fürsten und Diplomaten zu glänzenden Zusammenkünften vereinigten, und welche gegen die revolutionären Ereignisse in Europa gemeinsame Maßregeln trafen, ließen dann die Heilige Allianz, die sich allmählig fast auf alle größeren Mächte Europa's ausgedehnt hatte, immer mehr als nur zur Unterdrückung jeder freiheitlichen Bewegung bestimmt erscheinen.

§ 705. Ernster als der Widerstand schwankender, unklarer Stimmungen war in Deutschland derjenige, der gegen das Metternich'sche System allmählich von den Klein- und Mittelstaaten heranwuchs. Die Wiener Bundesakte hatte verheißen, daß in allen deutschen Ländern ständische Verfassungen eingeführt werden sollten. Während beide Großmächte mit der Erfüllung dieses Versprechens zögerten, gingen die anderen Staaten damit vor. Am frühesten (schon 1816) that es Weimar, noch immer unter dem trefflichen Karl August (§ 532), dann folgte Nassau, Württemberg, Baiern, Baden (1818); später die meisten anderen. Zugleich kamen in einzelnen dieser Staaten nicht unbegabte, volksfreundliche Herrscher auf den Thron. So in Württemberg König Wilhelm I. 1819—1864; und in Baiern König Ludwig I. 1825—1848. Diese wie auch andere kleinere Fürsten zeigten sich der konstitutionellen Entwicklung weniger abgeneigt, als die beiden Großmächte, und so kam es, daß die kleineren Staaten als die freieren erschienen, die größeren als diejenigen, welche durch den Bundestag jene zu allem, was Verhaßtes geschah, gegen deren Willen zwangen. Einst Rheinbundmächte, hatten diese zumeist süddeutschen Staaten auch jetzt noch eine Vorliebe für das Andenken Napoleons, für Frankreich, für die Kämpfe der dortigen Volksvertreter gegen die Bourbonen. So entwickelte sich, auf die konstitutionellen Bestrebungen der eigenen Volksvertretung gestützt und aufmerksam auf alle derartigen Kämpfe, die in den größeren Reichen Europa's, besonders in England und Frankreich, stattfanden, jene allgemein freisinnige Richtung, die an gewissen Idealen freiheitlicher Verfassung festhielt, die mit den bestehenden Verhältnissen und der historischen Begründung des wirklichen politischen Lebens ungern rechnete und die im Ganzen einen mehr weltbürgerlichen als nationalen Charakter trug. Dieser sogenannte Liberalismus beherrschte besonders das südliche und westliche Deutschland.

§ 706. Bei solchen Stimmungen war es erklärlich, daß die Julirevolution in Frankreich (1830), durch welche die Bourbonen entthront und der Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, als König der Franzosen berufen wurde, die Geister auch in Deutschland in Aufregung versetzte. Wieder (§ 539) geschah dies mehr in den kleineren Ländern, als in den großen,

denn Oestreich und Preußen blieben von der Revolution unberührt. Besonders in den rheinischen Staaten, in Baden, Darmstadt, Rheinbaiern, gab sich eine revolutionäre Aufregung kund, die in dem sogenannten Hambacher Fest 1832, und in dem bald darauf in unsinniger Weise gegen die Bundesversammlung unternommenen sogenannten Frankfurter Attentat, 3. April 1833, ihren Gipfel erreichte. Auch in Braunschweig, in Hessen, in Sachsen kam es zu Unruhen. — Alle diese Bewegungen suchte Metternich durch neue Bundesbeschlüsse niederzuhalten, und äußerlich kehrte wirklich bald die Ruhe überall zurück. Ja, es konnte sogar 1837 in Hannover, als hier der König Ernst August die Regierung übernahm, die bisherige Verfassung umgestürzt werden, ohne daß mehr als einzelne tadelnde Stimmen in Deutschland sich erhoben.

2. Preußen unter Friedrich Wilhelm III. und in den ersten Jahren Friedrich Wilhelms IV. Von 1815—1848.

§ 707. Preußen hatte in der Rheinprovinz und in einem großen Theile Westfalens und der ihm abgetretenen sächsischen Hälfte Gebiete und Bevölkerung gewonnen, die ihm noch fremd waren, und sich erst in den neuen strengen, wenig beliebten Staat einleben mußten. Es bedurfte deshalb vor Allem des Friedens und der inneren Ordnung, um die neuen Unterthanen durch die Wohlthaten des größeren Staatswesens allmählich fest an sich zu ketten. König Friedrich Wilhelm III. (1797—1840), durch das Unglück erprobt und durch die gemeinsamen Leiden wie durch die gemeinsame Erhebung aus denselben auf's Engste mit seinem Volke verbunden, war in seiner schlichten, einfachen, wohlwollenden Weise der rechte Mann, um diese Friedensaufgabe zu erfüllen. Seine schönste Zeit bricht erst nach 1815 an; er gleicht in seiner knappen, praktischen, sparsamen Weise, mit welcher er im Innern Alles zu ordnen wußte, in manchen Beziehungen Friedrich Wilhelm I.; und die Bevölkerung der alten Provinzen traute durchaus der väterlichen Regierung und blieb von den revolutionären wie den liberalen Strömungen, die durch die Zeit gingen, lange unberührt. Aber auch darin tritt die obenbezeichnete Aehnlichkeit hervor, daß Friedrich Wilhelm III. in seiner äußeren Politik weniger glücklich war, als in der inneren. Mit vollem Vertrauen der Heiligen Allianz zugeneigt, besonders seinen beiden großen Alliirten von 1813, Oestreich und Rußland, ließ er sowohl die Einflüsse Metternichs wie die des Kaisers Alexander hemmend auf Preußen wirken. So kam es, daß Männer wie Stein, Schön, Gneisenau, Humboldt, die auch nach dem Befreiungskampfe noch Großes und Gutes für Preußen hätten wirken können, mehr in das Dunkel des Privatlebens zurücktraten, ja patriotische Männer wie Arndt, Schleiermacher u. A. von Unwürdigen verleumdet und verfolgt werden konnten. Die gemeinsame ständische Verfassung, die schon Stein beabsichtigt hatte, trat nicht in's Leben; nur wurden durch ein königliches Gesetz vom 5. Juni 1823 Provinzialstände eingerichtet, denen hinsichtlich der Verwaltung der einzelnen Provinzen eine gewisse Mitwirkung eingeräumt wurde. Aber noch fehlte viel, daß Preußen seine Aufgabe für Deutschland erkannt oder Deutschland sie gelten gelassen hätte.

§ 708. Blieb so von der nationalen Aufgabe Preußens noch Manches unerfüllt, so pflegte es doch den Fortschritt auf allen Gebieten. Dadurch gerade begann es, rasch und dauernd die so verschiedenen Stämme, die ihm einverleibt waren, zu einem Ganzen zu verschmelzen. Handel und Industrie,

Ackerbau und Gewerbe wurden begünstigt. Daneben freilich bedurfte Preußen, um seine Stellung unter den europäischen Mächten zu bewahren, einer sehr gesteigerten Kraftanspannung und deshalb eines großen stehenden Heeres, dessen Kriegstüchtigkeit mit allem Eifer auch im Frieden erhalten werden mußte. Es blieben deshalb die militärischen Einrichtungen des Befreiungskrieges, die allgemeine Wehrpflicht und die Landwehr, bestehen. Aber auch für die geistige Bildung ward rastlos geschafft. Erst jetzt konnte für den Volksunterricht in umfassender Weise Sorge getragen werden; Preußens Schulwesen ward damals mustergiltig fast für alle gebildeten Völker. Ebenso ward der höhere Unterricht gefördert; zu den alten Universitäten ward am Rhein Bonn neu gegründet, und die Berliner Universität erfreute sich fortwährend einer hohen Blüte. Die Residenz schmückte sich mit neuen schönen Bauten und Bildsäulen. Als ein Zeichen edler Versöhnlichkeit auf religiösem Gebiet ward auf des Königs eigensten Betrieb beim dritten Reformationsjubiläum die evangelische Union zwischen Lutheranern und Reformirten gestiftet (1817). —

§ 709. Von größerer Wichtigkeit aber ward es, daß Preußens Regierung zunächst für den Handel und Verkehr eine Einheit in dem ganzen Deutschland außer Oestreich, das seiner besonderen Verhältnisse wegen nicht zutreten konnte, herzustellen begann. In den Jahren 1828 bis 1834 ward der preußisch-deutsche Zollverein in's Leben gerufen. Während der Deutsche Bund nur zur Lähmung der deutschen Kraft gegründet zu sein schien, brachte dieser Verein, ohne den Bund zu fragen, mehr Einheit wenigstens auf materiellem Gebiete zu Stande, und hierbei war Preußen, das schon seit 1818 im eigenen Lande alle Zollschranken aufgehoben hatte, nunmehr das führende Haupt geworden. Oestreich, das bereits auf Preußen eifersüchtig zu werden anfing, sah damit „den ersten Riß in das Werk von 1815" vollbracht. Es war die erste, freilich äußerlich unscheinbare, innerlich doch höchst wichtige That des selbständiger werdenden Preußens. Je mehr sich in Folge des Zollvereins, dem immer mehr deutsche Staaten zutraten, Handel und Verkehr hoben und die fernsten Theile Deutschlands sich unter einander verknüpften, um so unmöglicher ward die Lösung dieses Bundes, dessen Haupt wenigstens Preußen zunächst war und bleiben mußte. In Folge desselben war Deutschland Ein Handelsgebiet geworden, und seine Industrie, seine Fabriken begannen mit denen des Auslandes zu wetteifern, ja sie in manchen Zweigen zu überflügeln. Deutschlands Handelsflotte hob sich so, daß sie nächst der englischen und amerikanischen den ersten Platz einnahm. Seit die Dampfkraft bekannt und benutzt worden und von England aus besonders die Erfindung des Dampfwagens und der Eisenbahnen (seit 1832) sich verbreitet hatte, bedeckte sich bald das ganze Deutschland mit den neuen Schienenwegen, uralte Handelsstraßen kamen dadurch wieder in Aufnahme, verödete und vereinsamte Städte belebten sich von Neuem. Das frei sich bewegende Bürgerthum erzeugte eine Blüte des Verkehrs und inneren Lebens, welche die schönsten Zeiten mittelalterlicher Städteherrlichkeit (§ 292 ff.) weit hinter sich ließ. Ueberraschend war der Aufschwung von Orten wie Köln, Breslau, Magdeburg, Stettin, Nürnberg, München, Stuttgart, Berlin. Es waren nicht mehr bloß die Residenzen (§ 428), die Glanz und Wohlhabenheit genossen. Besonders die Eisenbahnen entlang und an ihren Knotenpunkten hoben sich oft früher ganz unscheinbare Orte zu Bedeutung und Ansehen. Und mit dem Aufschwung bürgerlicher Lebensthätigkeit wetteiferte der der Landwirthschaft, deren rationeller Begründer Thaer wurde. Der Bauer begann seines nun entlasteten Eigenthums froh

zu werden, und mit der Wohlhabenheit zog höhere Bildung auch in diesen Stand. — Daneben entwickelten sich, während freilich unsere Poesie allmählich ausklang, die bildenden Künste in glänzender Thätigkeit. Für Norddeutschland ward Berlin besonders ihre Pflegestätte, wo Rauch, Cornelius, Schinkel wirkten, und wo König Friedrich Wilhelm III. und besonders Friedrich Wilhelm IV. sie in großartiger Weise begünstigten. In Süddeutschland war es München, wo König Ludwig von Baiern und nach ihm sein Sohn Maximilian II. (1848—1864) edle Schützer derselben waren, und wo Männer wie Schwanthaler und Klenze ihre Werke schufen. Neben der Kunst entfalteten sich die Wissenschaften in mächtiger Weise, besonders die Naturwissenschaften, deren begabtester Vertreter Alexander von Humboldt war, und die historischen. Deutscher Wissenschaft ward in Europa willig der erste Preis zuerkannt.

§ 710. Am 7. Juni 1840 starb Friedrich Wilhelm III., tief betrauert von seinem ganzen Volke, das, in Freude und Leid mit ihm verwachsen, ihn wie einen Vater geehrt hatte. Ihm folgte sein Sohn Friedrich Wilhelm IV. (1840—1861), ein reichbegabter, hochgebildeter kunstsinniger Fürst. Herrliche Männer hatten ihn erzogen, die Kunstschätze in Paris (1814) und Rom hatten seinen edlen Geschmack gebildet, eine seltene Gabe des treffenden Worts und der begeisternden Rede stand ihm zu Gebote. Auch sein Wesen war das eines Friedenskönigs; aber statt für unfruchtbares Erhalten verderblicher Zustände war er für lebensvolle Weiterentwicklung sowohl in Preußen als im gesammten Deutschland, dem er mit voller vaterländischer Liebe anhing, thätig. Schon als der Vater die Provinzialstände eingerichtet (§ 707), hatte er sich für allgemeine Reichsstände begeistert und darüber rathfragend sich an Stein (§ 596) gewandt, der still auf seinen Gütern saß und nach seinem thatenreichen Leben die alten deutschen Geschichtsquellen sammeln ließ. So bezeichneten auch seine ersten Regierungsthaten einen Fortschritt und großherzige Versöhnung; politisch Verfolgte kehrten wieder aus den Kerkern in ihre Aemter. Zugleich aber suchte er auf eine Umgestaltung des Deutschen Bundes hinzuwirken; nur wollte er dies nicht gewaltsam, sondern im Einvernehmen mit Oestreich und den übrigen Fürsten. Aber sowohl hier als auch in Petersburg und selbst unter seinen Rathgebern traten ihm Schwierigkeiten entgegen. Seitens des Volkes aber war auch in Preußen, durch den langen Aufschub geschärft, jene hastige Ungeduld eingetreten, die eine ruhige Entwicklung der Verfassung durch die königliche Hand nicht mehr abwarten mochte. Und als am 3. Februar 1847 (§ 642) wirklich das Patent erschien, durch welches der Vereinigte Landtag berufen wurde, wurden die Rechte, die den ständischen Vertretern bewilligt waren, von der allgemeinen Stimmung nicht für ausreichend erachtet. Gleichzeitig war seit den dreißiger Jahren eine Literatur erwachsen, die ebenfalls die Unzufriedenheit zu nähren gewußt hatte. Der lange, thatenlose Friede erzeugte in den Geistern eine ähnliche Stimmung und Haltung, wie sie Preußen vor seinem Falle 1806 gesehen (§ 573 ff.). So begann der sichere Grund des Vertrauens und der Treue wankend zu werden.

3. Deutschland in den Revolutionsjahren 1848—1850.

§ 711. Im Februar 1848 gab eine neue Revolution in Paris, durch die der König Louis Philipp gestürzt und einmal wieder die Republik erklärt ward, dem schon gährenden Deutschland einen stürmischen Anstoß. Im März begannen, vom Westen her vordringend, in allen Klein- und Mittelstaaten

die Forderungen nach freieren Verfassungen, Preßfreiheit, Bürgerbewaffnung ꝛc. laut zu werden, und die Befriedigung derselben wurde auf mehr oder minder gewaltsamem Wege von den Regierungen erzwungen. Ueberall aber gesellte sich diesen Forderungen das Verlangen nach einer Volksvertretung am Bunde und einer obersten Gewalt im Sinne deutscher Einheit. Dies war der wichtigste und sittlich berechtigtste Kern in der ganzen Bewegung. Und diesmal blieb sie nicht wie früher an der Schwelle der deutschen Großstaaten stehen: am 13. März 1848 ward durch einen Volksaufstand in Wien Metternich gestürzt und vertrieben; am 18. März war ein gleicher Aufstand in Berlin, der auch den König Friedrich Wilhelm IV. zwang, den Wünschen der Zeit nachzugeben.

§ 712. Es war ein schweres Unglück für Deutschland wie für Preußen, daß auch letzteres dem Sturm der Revolution nicht Stand hielt. Es rächte sich furchtbar, daß nach den Befreiungskriegen die Wege Steins (§ 596) verlassen und die Metternichs statt dessen befolgt worden waren, sowie, daß die Pläne Friedrich Wilhelms IV. zur Umgestaltung des Bundes keine Zeit gefunden hatten, zu reifen. Das deutsche Volk aber erhoffte nun alles Heil von der in Frankfurt zusammentretenden, aus Volkswahlen hervorgegangenen deutschen Nationalversammlung, während doch eine immer wilder um sich greifende Revolutionspartei jede ruhige Entwicklung unmöglich machte. In Wien beherrschten Studenten und Arbeiter eine Zeitlang den Kaiserstaat, während in dem zusammentretenden östreichischen Reichstage die Nationalitäten feindlich auf einander stießen, und das Reich selbst, besonders durch den Abfall Italiens und Ungarns und durch die unruhige Gährung unter den slavischen Völkern, aus einander brechen zu müssen schien. In Berlin machte sich eine Straßendemokratie der frechsten und unverständigsten Art den ganzen Sommer hindurch geltend, neben welcher die auch hier zusammengerufene preußische Nationalversammlung nur eine unbedeutende Rolle spielte; auch in Frankfurt, unter den Augen der deutschen Nationalversammlung, geschahen in dem republikanischen Septemberaufstande Greuelthaten, die zur Wiederholung der französischen Schreckenszeiten (§ 536) führen zu wollen schienen.

§ 713. Aber die herrschende Demokratie hatte, berauscht von ihrem augenblicklichen Siege, vergessen, daß die Grundvesten der alten Staaten, besonders die Heere, noch standen. Während die wahnsinnigen und blutigen Ausschweifungen der Revolution den sittlichen Theil der Nation mit Ekel und Entrüstung erfüllten und alle Besitzenden um ihr Eigenthum besorgt machten, sammelten die Regierungen im Stillen ihre Kräfte wieder. In Oestreich bezwang Marschall Radetzky zuerst die italienische Revolution und Fürst Windischgrätz die immer bedenklicher angewachsene Wiener Demokratie, nachdem er zuerst Prag, dann die Hauptstadt nach blutigem Kampfe wieder genommen hatte (31. Oktober). Schon vorher hatte Kaiser Ferdinand abgedankt und sein 18jähriger Neffe Franz Joseph I. mit frischer Kraft die Regierung übernommen. Ungarn ward erst im Herbste des Jahres 1849 mit russischer Hülfe unterworfen. Durch eine octroyirte Verfassung vom 4. März 1849 ward dann Oestreich in die Reihe der constitutionellen Staaten eingeführt. In Preußen ward im November 1849 die Hauptstadt vom General Wrangel ohne Kampf wieder besetzt, die Nationalversammlung aufgelöst und unter dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel ebenfalls eine Verfassung gegeben (5. December 1848), worauf die Ruhe im Lande wie in der Hauptstadt wiederhergestellt ward. In der deutschen National-

versammlung hatte eine gemäßigte Partei, geleitet von Männern wie Gagern, Dahlmann u. A., mühsam gegen eine zerstörende, republikanische gerungen, bis sie zuletzt, unter dem Umschwunge der Zeiten, an die Stelle des provisorisch erwählten Reichsverwesers, Erzherzogs Johann von Oestreich (§ 614), die Wahl König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen zum deutschen Kaiser erreicht hatte. Aber Friedrich Wilhelm IV. wies, als ihm die deutsche Kaiserkrone von einer feierlichen Deputation angetragen wurde, dieselbe am 3. April 1849 zurück, da sie ihm nicht im Einverständniß mit den Fürsten des Reiches geboten ward. Wohl ging damals ein Bedauern über diesen Entschluß selbst durch den nicht revolutionär gesinnten Theil der Nation; dennoch hat die Folge gezeigt, mit wie sicherem königlichem Takt er gefaßt war. Die Revolutionspartei aber fand in der Ablehnung der Reichsverfassung Seitens der Regierungen neuen Anlaß zu Aufständen, die im Frühling 1849 besonders in Dresden, in Baden und in der Pfalz einen bedenklichen Charakter annahmen, bis preußische Truppen unter dem Prinzen von Preußen auch hier die mit der ganzen europäischen Revolution zusammenhängenden Bewegungen bezwangen. Die deutsche Nationalversammlung, zu einem Rumpf zusammengesunken, endete in Stuttgart, 18. Juni 1849.

§ 714. Einen sehr traurigen Abschnitt in der Geschichte dieser verhängnißvollen Jahre bildete der Kampf in Schleswig-Holstein. Die beiden Herzogthümer, seit lange an die dänische Krone geknüpft (§ 256), hatten bei dem in Aussicht stehenden Erlöschen des älteren dänischen Königsstammes gehofft, unter einem eigenen Herrscher aus der jüngeren Augustenburgischen Linie (§ 254, Anm.) enger an das deutsche Gesammtvaterland sich anschließen zu können. Im Jahre 1846 hatte der sogenannte offene Brief König Christians VIII. auch in diesem Fall ein Fortbestehen der Vereinigung mit Dänemark angekündigt. Die nun sich erhebende Unzufriedenheit konnte dadurch nicht gestillt werden, daß Christians Nachfolger, Friedrich VII., am 23. Jan. 1848 den Herzogthümern eine gemeinsame Verfassung mit Dänemark gab. Als die Aufstände des Jahres 1848 begannen, erhob sich auch Schleswig-Holstein und bildete eine provisorische Landesregierung, die gegen Dänemark einen Unabhängigkeitskampf begann. Dieser, mit Turner- und Freischaaren, die aus ganz Deutschland herbeieilten, geführt, war Anfangs unglücklich, bis deutsche Bundestruppen in's Land rückten, und die Preußen bei Schleswig die Dänen schlugen (23. April 1848) und aus dem Lande trieben. Nun aber trat der Mangel einer Kriegsflotte hervor, der es unmöglich machte, den Sieg zu vervollständigen (§ 394), und als man zum Ersatz des Schadens, den die Dänen zur See dem deutschen Handel zufügten, Jütland besetzte, nahmen England und besonders Rußland eine so drohende Haltung an, daß Preußen, welches den Krieg (der Vielen nur eine besondere Gestaltung der allgemeinen Revolution zu sein schien) ohnehin nur mit halber Seele führte, einhielt und den Waffenstillstand von Malmö abschloß. Im Frühling 1849 aber nahm die männlich ausharrende Bevölkerung der Herzogthümer den Kampf wieder auf, noch einmal unterstützt von den deutschen Contingenten, die hier in Eintracht rühmlich neben einander fochten. Als aber die, unter dem preußischen General Bonin gebildete junge schleswig-holsteinische Armee die jütische Grenze überschritt, den Feind bei Kolding schlug und bis unter die Wälle von Fridericia verfolgte, zögerten die Preußen und übrigen Deutschen, durch diplomatische Rücksichten gebunden, zu folgen; — dann rückten sie zwar in Jütland ein, führten aber den Krieg nur lau,

selbst als die Schleswig-Holsteiner vor Fridericia durch einen Ausfall der Dänen eine schwere Niederlage erlitten. Der dann in Berlin geschlossene Waffenstillstand trennte Schleswig von Holstein, und stellte ersteres unter eine Statthalterschaft, deren Vorsitzender ein parteiischer Engländer war. Noch einmal begannen dann 1850 die Holsteiner, die den von Preußen im Namen des Deutschen Bundes geschlossenen Frieden verwarfen, nur noch eigenen Kräften vertrauend, den Kampf gegen das überlegene Dänemark. Selbst als sie bei Idstedt am 24. und 25. Juli nach tapferem Kampfe überwunden waren, verloren sie den Muth nicht und führten den Krieg weiter — bis die deutschen Großmächte selbst die Einstellung der Feindseligkeiten geboten, und östreichische Truppen über die von Preußen zu diesem Zwecke überbrückte Elbe zogen, um die Herzogthümer zu entwaffnen, die so durch deutschen Arm dem Feinde übergeben wurden. Das Londoner Protokoll vom Jahre 1852 tilgte dann mit einem Federzuge das hundertjährige Recht der Herzogthümer, indem es sie einer neu festgestellten Erbfolgeordnung unterwarf, durch welche die dänische Monarchie ungetheilt von der Elbe bis zur äußersten Nordspitze nach dem Tode Friedrichs VII. auf den Prinzen Christian von Glücksburg übergehen sollte. Den braven Schleswig-Holsteinern blieb seitdem nichts als männliches Dulden gegen tausend rachsüchtige Bedrückungen des kleinlichen Feindes, dem sie wieder preisgegeben waren; den deutschen Patrioten aber das brennende Gefühl der Schande, die von Neuem auf den deutschen Namen geladen war.

4. Preußens Bestrebungen einer Neugestaltung des Deutschen Bundes unter Friedrich Wilhelm IV.

§ 715. Friedrich Wilhelm IV. hatte seine Pläne auf Umgestaltung des deutschen Bundes auch mitten in den Stürmen der Revolution festgehalten. Noch vor dem blutigen Ausbruche derselben in Berlin (18. März 1848) hatte er erklärt: „Deutschland müsse aus einem Staatenbunde in einen Bundesstaat verwandelt werden." Am 21. März verkündigte er: „der König von Preußen habe sich an die Spitze des Gesammtvaterlandes gestellt." Gleichwohl hatte er, wie oben (§ 713) gezeigt, die deutsche Kaiserkrone nicht annehmen können. Als im Frühlinge 1849 die preußischen Truppen Sachsen aus dem Brande des Aufruhrs gerissen und ganz Norddeutschland vor Revolution geschützt hatten, ward vorläufig mit Sachsen und Hannover ein Bund unter Preußens Leitung geschlossen (der sog. Dreikönigsbund), welcher den Kern zu einem engeren deutschen Bundesstaate mit Ausschluß Oestreichs bilden sollte. Aber dieser Bund, von Fürsten eingegangen, die der Einheit zu Gefallen einen Theil ihrer so hoch gehaltenen Souveränetät opfern sollten, war kein rechter Ernst. Und bald fand das Widerstreben gegen Preußens Führung einen Rückhalt in dem wiedererstarkten Oestreich, welches, seit hier die Revolution besiegt worden war, von dem klugen und verwegenen Schwarzenberg geleitet wurde. So zogen sich die Mittelstaaten bei der nun günstiger werdenden Lage von Preußen zurück. Dieses beharrte auch jetzt noch in dem Bestreben, eine festere Reichseinheit, eine Union, wenngleich nur mit den kleineren Staaten, herzustellen, und berief unter Radowitz' Leitung im März 1850 ein Reichsparlament nach Erfurt, von dem eine neue Reichsverfassung angenommen wurde. Von Oestreich aber wurden die süddeutschen Regierungen aufgefordert, den Bundestag wiederherzustellen. Es trat eine Spaltung ein, indem ein Theil der deutschen Fürsten, das sogenannte Fürstencollegium, sich an Preußen, ein anderer Theil aber, be-

sonders die Könige von Baiern und Württemberg, und auch das von Preußen abgefallene Hannover und Sachsen sich an Oestreich schlossen. Hier war, seit der Besiegung der Revolution, das Selbstgefühl dermaßen erstarkt, daß man daran dachte, mit den gesammten Ländern Oestreichs in den Deutschen Bund zu treten; wodurch dann Deutschland für ewig an das Schicksal des Kaiserstaates geknüpft gewesen wäre. Vor Allem aber kam es Schwarzenberg darauf an, Preußen zu demüthigen. In Kurhessen, wo Volk und Volksvertretung sich in einem ruhigen und gesetzmäßigen Widerstreben gegen unverfassungsmäßige Schritte des Kurfürsten und seines Ministers Hassenpflug befanden, schien der Widerstreit beider deutschen Mächte und ihrer Bestrebungen zum offenen Kampfe führen zu sollen. Oestreich und die ihm anhangenden Regierungen erklärten sich im Namen des wiederhergestellten Bundes, unter dessen Macht sich der Kurfürst geflüchtet, zum Schutz desselben bereit, und bairische und östreichische Truppen rückten in Hessen ein (November 1850). Diesem Einmarsch schien Preußen, das bereits Cassel besetzt hatte, Widerstand leisten zu wollen. Der Kampf, einmal begonnen, mußte zum Entscheidungskampf mit Oestreich um die Oberleitung Deutschlands führen. Schon drangen fremdzüngige Heeresmassen tief aus den fernsten Erbländern Oestreichs heran und sammelten sich in Böhmen, während mit ihnen Baiern gegen Hessen rückten; schon wurde auch in Preußen die Armee auf den Kriegsfuß gesetzt, die Landwehr einberufen. Da schreckten die drohenden Erklärungen des russischen Kaisers Nikolaus, welchen Preußens Minister, Graf Brandenburg, zu Warschau vergeblich für Preußens deutsche Bestrebungen zu gewinnen gesucht hatte, Preußen von entscheidenden Schritten zurück. Brandenburg starb unmittelbar nach seiner Warschauer Reise und der fügsamere Manteuffel ging nach Olmütz, um dort dem Minister Schwarzenberg in allen Punkten nachzugeben. So war zwar ein drohender Bürgerkrieg vermieden, aber auch Preußens Einfluß vorläufig dem Oestreichs geopfert. Nun wälzte sich die Schmach der Unterdrückung Kurhessens, der Auslieferung Schleswig-Holsteins über Deutschland. Der König Friedrich Wilhelm IV. hatte seine deutschen Pläne aufgegeben; der Bundestag war wieder da, wie ehedem (1851).

§ 716. Oestreich hatte wieder den vorwaltenden Einfluß in Deutschland gewonnen. Es folgte nun rückhaltslos jenen Bestrebungen, die an die Zeiten Ferdinands II. (§ 387 ff.) erinnerten. Die eigene Verfassung hob es auf; und wo in irgend einem deutschen Staate, wie in Mecklenburg, Dessau, Aehnliches betrieben wurde, da konnte man auf Oestreichs und des Bundes Unterstützung rechnen. In kirchlicher Beziehung gab sich Oestreich wieder ganz der römischen und jesuitischen Einwirkung hin. Zu gleicher Zeit aber behielt das Wiener Kabinet gegen Preußen seinen übermüthigen und feindseligen Ton. Es suchte mit Eifer die Mittel- und Kleinstaaten an sich zu fesseln, ja es versuchte das letzte Band deutscher Einheit, das Preußen noch in der Hand hielt, den Zollverein, zu lockern und durch den Widerspruch der Einzelnen zu lösen. — In ganz Deutschland herrschte die Ruhe der Ermattung. An dem Kriege der Westmächte, Frankreichs und Englands, gegen Rußland (1853 bis 1856) nahm Preußen, das keinen Grund der Feindseligkeit gegen Rußland hatte, keinen Antheil. Oestreich schloß sich zuletzt den Westmächten an, und führte durch diese drohende Bewegung die Nachgiebigkeit Rußlands und den Frieden herbei. — Preußen aber war in seinem Aufschwunge gelähmt, den es seit 1840 genommen. Zwar blieb die hier einmal gegebene Verfassung formell unverletzt; aber Mißtrauen und

Unbehagen drang in alle Kreise der Bevölkerung. Schwer ertrug man die Schmach von Olmütz, die man wie ein zweites Jena empfand; aber man verlor den Glauben nicht an Preußens Bestimmung.

5. Preußen in den ersten Regierungsjahren König Wilhelms (Regent vom 9. Okt. 1858 an; König seit dem 2. Jan. 1861).

§ 717. Im Oktober des Jahres 1857 erkrankte unheilbar König Friedrich Wilhelm IV., dessen mehr künstlerischer als politischer, feiner und reizbarer Geist in den stürmischen Kämpfen der letzten zehn Jahre oft und schwer erschüttert worden. Zuerst auf kürzere Zeit, dann dauernd, übernahm sein Bruder Wilhelm, Prinz von Preußen, die Regierung (am 9. Okt. 1858). Er war geboren am 22. März 1797; seine früheste Kindheit hatte noch den Glanz des alten Preußens gesehen, wie es Friedrich der Große hinterlassen; sein beginnendes Knabenalter den Fall und das unermeßliche Leiden der Monarchie; seine erste Jünglingszeit die Erhebung des Vaterlandes und die herrlichen Befreiungskriege. Da er ursprünglich schwächlicher Gesundheit war, so gestattete der Vater, König Friedrich Wilhelm III., dem 16jährigen Jüngling erst nach der Schlacht bei Leipzig, den Feldzug mitzumachen. Bei Bar sur Aube (§ 684) erwarb er sich das eiserne Kreuz; beim Einzug in Paris begleitete er die Monarchen. Erst nachdem der Krieg beendet, konnte an seine letzte Jugendausbildung und an seine Confirmation gedacht werden. Damals schrieb er in seinem, von ihm selbst aufgesetzten Glaubensbekenntnisse: „Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande; Ich will daher unablässig in dem mir angewiesenen Kreise thätig sein, meine Zeit auf das Beste anwenden, und so viel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht." In diesem altpreußischen Sinne strenger Pflichterfüllung reifte er heran; und besonders war es der Dienst im Heer, dessen er sich mit ganzer Seele annahm, und dessen höhere Stellen ihm vom Vater, dessen Gesammtbefehl ihm schließlich vom Bruder übertragen wurde. Das Jahr 1848 reichte auch ihm den Kelch bitterer Erfahrungen; aber schon 1849 stand er wieder an der Spitze des Heeres und dämpfte den Aufstand in Baden; dann lebte er, namentlich seit den moralischen Niederlagen, die Preußen durch Oestreich erlitten, in fürstlicher Stille zu Coblenz.

§ 718. Sobald er die Regentschaft angetreten, entließ er das Ministerium Manteuffel und berief ein neues unter dem Fürsten von Hohenzollern und dem Herrn v. Auerswald. Von frischer Hoffnung bewegten sich die Gemüther, die Wahlen zum Abgeordnetenhause zeigten die freudige Uebereinstimmung des preußischen Volkes mit dem eingeschlagenen Wege. Das Wort des neuen Herrschers erklärte: „Preußen ist überall bereit, das Recht zu schützen." Das preußische wie das deutsche Volk verstand, daß damit auch das Recht der bisher verlassenen Völker, insbesondere Schleswig-Holsteins und Hessens, gemeint sei. Bald kam auch Gelegenheit zum Handeln. In Italien bereitete sich ein Zerwürfniß zwischen dem Könige von Sardinien, Victor Emanuel, und zwischen Oestreich vor, 1859. Die Stimmungen in Deutschland waren getheilt: man gönnte dem zerissenen, unterdrückten Italien, das wie ein Abbild Deutschlands erschien, seine Einheit wie seine Unabhängigkeit. Als aber der Minister Victor Emanuels, Cavour, sich mit Louis Napoleon III. (Kaiser der Franzosen seit dem 2. Dec. 1851) verband, und die französischen Heere über die Alpen rückten, gedachte man der Gefahren des gallischen Ehrgeizes und der nahen Zugehörigkeit Oestreichs zu Deutschland. Oestreich aber, noch an die vorige Ueberhebung gewöhnt, dachte Preußen wie einen Vasallenstaat mit fortreißen zu können und begann

den Krieg. Die Niederlagen bei Magenta (4. Juni 1859) und bei Solferino (24. Juni) waren die Folgen dieser Ueberstürzung. Preußen aber war bereits nicht mehr das Preußen von Olmütz. Zwar erklärte sich nun der Prinz-Regent zur thätigen Hülfe für Oestreich bereit, und das preußische Heer ward mobil gemacht. Aber er verlangte auch im Fall eines Bundeskrieges den Oberbefehl über sämmtliche deutsche Bundestruppen. Ehe Oestreich dies zugab, opferte es lieber die Lombardei, die an Italien abgetreten wurde (im Frieden von Villafranca und Zürich). Dagegen ward gegen Preußen die Beschuldigung geschleudert, es habe Oestreich im Stich gelassen, und so sei dieses zum Frieden genöthigt gewesen.

§ 719. Am 2. Januar 1861 starb Friedrich Wilhelm IV., und jetzt begann die Königsregierung Wilhelms I. Oestreich hatte selbst im Unglück gezeigt, daß es Preußen stets von der Führerschaft in Deutschland fern halten werde. Preußen, wollte es zu seiner ihm gebührenden Stellung gelangen, mußte auf einen Krieg gerüstet sein. Der König begann deshalb eine gründliche Reorganisation des Heeres, die er selbst als sein eigenstes Werk bezeichnete. Das Heer sollte auch ferner „das Volk in Waffen" bleiben; aber um dies zu sein, sollte seine Stärke erhöht, die active Dienstzeit in der Reserve ausgedehnt, dagegen die in der Landwehr verkürzt werden. Unerwartet erhob sich gegen diese Einrichtung der Widerspruch des Landtages. Da Preußen so lange keinen großen Krieg geführt und vor der Entscheidung von 1850 zurückgewichen war (§ 715), so zweifelte man, ob eine Vermehrung des Heeres nöthig sei, wenn man doch nicht zu Thaten käme; man fand die durch die Reorganisation entstehenden Geldlasten zu hoch; Andere fürchteten eine Beeinträchtigung der altbewährten Landwehr. Selbst der noch von 1858 her bestehende Landtag bewilligte die Kosten für die Reorganisation nur provisorisch auf ein Jahr. Da aber dieselbe sich weder verschieben noch auch auf einen kurzen Versuch ausführen ließ, der 1861 zusammentretende, in seiner Mehrheit demokratisch gesinnte Landtag aber die bereits dafür gemachten Ausgaben nicht bewilligte — so entstand, da auch die Regierung nicht nachgeben konnte, der sogenannte Verfassungsconflict, der sich von Jahr zu Jahr mehr schärfte. Das alte Ministerium trat zurück, und der Minister v. d. Heydt führte ein neues bis zum Herbste 1862.

§ 720. Da berief der König den bisherigen Gesandten in Paris, Otto von Bismarck, an die Spitze des Ministeriums. Otto von Bismarck-Schönhausen (geb. den 1. April 1815) hatte in der preußischen Nationalversammlung von 1848 und in der Ersten Kammer von 1849 als einer der hervorragendsten Führer der sogenannten conservativen, damals Oestreich wie dem Minister von Manteuffel zugeneigten Partei gegolten. Er war dann Bundestagsgesandter in Frankfurt geworden 1851, und hier erst hatte er das wahre Oestreich, welches unter Schwarzenberg Preußen mit empörendem Uebermuth behandelte, kennen gelernt. Von da an stand es in seinem energischen Willen fest, so viel an ihm liege, Preußen dieser unwürdigen Stellung zu entziehen. Als Gesandter in Petersburg und Paris hatte er noch tieferen Einblick in die große Politik gewonnen. Man schätzte hier seine Gaben hoch, ebenso wie man sie in Wien fürchtete. Er hätte, zum Minister berufen, sich gern mit den Abgeordneten in Einklang gesetzt. Aber schon trat ihm das immer höher gesteigerte Mißtrauen entgegen, und da er, nach seines Königs Willen wie nach seiner eigenen Ueberzeugung, die Armeereorganisation durchaus durchführen mußte, so wuchs die Verbitterung in den Jahren 1862—1864 immer mehr. Oestreich schien jetzt die Führung Deutschlands ganz und gar

übernehmen zu wollen und reizte die Mittelstaaten unablässig gegen Preußen. Ein feindlicher Zusammenstoß schien nahe, als ein äußeres Ereigniß unerwartet noch einmal ein Zusammengehen beider Mächte herbeiführte.

6. Der schleswig-holsteinische Krieg 1864.

§ 721. Am 15. November 1863 starb der König Friedrich VII. von Dänemark, und nach dem Londoner Protokoll von 1852 folgte ihm Prinz Christian von Glücksburg, als König Christian IX. Noch Friedrich VII. hatte eine sogenannte Gesammtstaatsverfassung vorbereiten lassen, durch welche Schleswig völlig in die dänische Monarchie einverleibt werden sollte. Christian IX. trug Bedenken, derselben seine Unterschrift zu geben. Aber geschreckt durch die revolutionären Drohungen seiner Hauptstadt that er es, um nicht seine Krone einzubüßen. Die meisten deutschen Klein- und Mittelstaaten hatten das Londoner Protokoll nicht anerkannt und beriefen sich nun auf die gesetzlich feststehende Erbfolge (§ 254, § 714); der Bund erklärte sich gegen die Einverleibung und beschloß Bundesexekution nach Holstein, in welches Land 12,000 Mann Sachsen und Hannoveraner noch im December 1863 einrückten. Stürmisch aber verlangte jetzt durch ganz Deutschland das Nationalgefühl die endliche Befreiung der Herzogthümer und die Sühnung der alten Schmach. Beide Großmächte aber, ohne die doch nichts geschehen konnte, waren in eigner Lage. Preußen war entschlossen, zu handeln und zu helfen. Aber gebunden durch das Londoner Protokoll, konnte es sich nicht gegen die dänische Erbfolge und (wie man verlangte) ohne Weiteres für den Prinzen Friedrich von Augustenburg erklären, ohne das gesammte Europa zum Kampfe herauszufordern. Oestreich hatte kein Interesse für Schleswig-Holstein, das es einst selbst entwaffnet hatte, und wollte am wenigsten, daß Preußen durch eine nähere Verbindung mit diesem Lande an Macht gewinne. Auf der andern Seite wollte es doch die Volksgunst, besonders in Süddeutschland, auch nicht einbüßen, was durch ein Verlassen der Schleswig-Holsteiner unfehlbar geschehen wäre. Unter diesen Umständen folgte es lieber dem Vorgehen Preußens, um letzteres dabei zugleich überwachen zu können.

§ 722. Gegen die Erbfolge konnte sich Preußen nicht erklären; wohl aber gegen die Einverleibung Schleswigs, als einen Rechtsbruch Dänemarks; der erste Kanonenschuß aber, so erklärte Bismarck ganz offen, zerreiße das Londoner Protokoll. Preußen und Oestreicher (an 45,000 Mann) rückten gleichzeitig in Holstein ein; die ersteren unter Feldmarschall von Wrangel und dem Prinzen Friedrich Karl, die letzteren unter Feldmarschall-Lieutenant v. d. Gablentz. Die Dänen wurden aufgefordert, Schleswig zu räumen. Als dies verweigert wurde, rückten die Alliirten auch in dies Herzogthum ein, die Oestreicher drangen gegen das Dannewerk (eine Befestigung, die auf etwa elf Meilen Länge von Stadt Schleswig am Ende des Schlei-Busens bis nach den, von Westen sich erstreckenden Sümpfen hinüberführte und so gleichsam die ganze Halbinsel absperrte) vor; die Preußen aber wandten sich östlich und überschritten in Nacht und Schneesturm bei Arnis die Schlei (2. Februar 1864); dadurch war der dänische Obergeneral de Meza genöthigt, ohne Schwertschlag den Oestreichern das Dannewerk zu räumen. Diese setzten den Dänen nach, ereilten ihre Nachhut und lieferten ihnen bei Oeversee ein blutiges, siegreiches Gefecht. Erst jenseits Flensburg, in den Düppeler Schanzen, setzten sich die Dänen.

§ 723. Die Düppeler Schanzen erhoben sich im sogenannten Sund-

witt auf der stumpfen Halbinsel, welche nach einer Seite, nach Süden, hin der Flensburger Meerbusen, nach der anderen, im Osten, der Alsensund umgürtet, über welchen sie den Uebergang nach der Insel Alsen und der Stadt Sonderburg deckten. Sie waren durch Natur und Kunst auf's Höchste befestigt und wohl im Stande, durch ihre Stärke die kleinere Truppenzahl der Dänen gegenüber den Preußen, denen die Aufgabe zufiel, die Schanzen zu nehmen, auszugleichen. Unter dem Prinzen Friedrich Karl begann nun eine ordnungsmäßige Belagerung. Endlich, am 18. April, war Alles zum Sturm bereit. In unaufhaltsamem Andrang nahmen die kühnen Truppen die Schanzen, das sogenannte Retranchement dahinter, und sogar die beiden Brückenköpfe von Alsen. Es geschah mit einem Verluste von 1200 Mann, darunter 70 Offiziere, Zierden der Armee; aber reich war auch die Siegesbeute, und der König eilte persönlich nach dem Sundewitt, seinem Heere, das nach so langem Frieden sich doch so kriegstüchtig gezeigt, seine Anerkennung auszusprechen.

§ 724. Unterdessen waren die Oestreicher und die preußischen Garden nach Jütland eingerückt. Hier begannen sie das Bombardement von Fridericia (§ 714), das aber die Dänen nach dem Fall der Düppeler Schanzen freiwillig räumten. Auch auf der See bestand die junge preußische Marine bei Rügen gegen eine dänische Uebermacht rühmlich die Feuerprobe. Unterdessen versuchte England eine friedliche Vermittlung, indem es die fünf Großmächte zu einer Conferenz nach London einlud. Es kam zu einem Waffenstillstande (vom 12. Mai bis 26. Juni). Da aber die Dänen eine Theilung Schleswigs nach der Nationalität verwarfen, so begann der Krieg wieder. Früh am Morgen des 29. Juni setzten die Preußen unter Herwarth von Bittenfeld durch ein meisterhaftes Manöver nach Alsen über und nahmen die Insel. Weit über den Lymfjord drangen nun die alliirten Truppen bis in die äußerste Spitze von Jütland (§ 108). Da schloß endlich Dänemark den Frieden, dessen Präliminarien am 1. August in Wien festgestellt wurden und der am 30. Oktober 1864 unterzeichnet ward. Durch denselben entsagte der König von Dänemark allen seinen Rechten auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu Gunsten des Kaisers von Oestreich und des Königs von Preußen.

7. Das Jahr 1866.

§ 725. Was bei anderen Völkern Freude und Glück gewesen wäre, nemlich ein siegreicher Krieg, der die Grenzen erweitert und edle Stämme dem Muttervolke wieder zuführt — das ward bei der Zerrissenheit Deutschlands in den armseligen Bundesverhältnissen der Grund erst zu widerlichem Wortgezänk, dann zu blutiger Waffenentscheidung. Gleich bei dem ersten Beginn des dänischen Krieges war der Prinz Friedrich von Augustenburg nach Holstein gekommen. Der Minister von Bismarck hatte auch auf der Londoner Conferenz erklärt, Deutschland halte den Prinzen für den erbberechtigten Nachfolger in den Herzogthümern, und er trug kein Bedenken, die Vereinigung der Herzogthümer unter seiner Souveränetät zu empfehlen. Aber nach beendigtem, siegreichem Kriege mußte Preußen lebhafter auf seinen Plan, den neuen Bundesstaat zu begründen, zurückkommen. Es wollte Schleswig-Holstein nicht befreit haben, um einen neuen Mittelstaat in seinem Rücken entstehen zu sehen, zu schwach, um — trotz seiner herrlichen Lage an zwei Meeren — Deutschland zu nützen, wohl aber stark genug, um an Oestreich angelehnt, Preußen zu hemmen und ihm zu schaden. Preußen forderte des-

halb, was es später von allen, wenigstens norddeutschen Bundesstaaten im Interesse Deutschlands zu fordern willens war: Einverleibung des Heeres in das preußische und Ueberlassung der äußeren Politik (der diplomatischen Vertretung) an Preußen; ferner die Einräumung der Bundesfestung Rendsburg, des Kieler Hafens und des noch zu bauenden Nordostseekanals. Der Prinz suchte sich diesen Bedingungen zu entziehen. Dieselben Anforderungen aber sprach Preußen am 22. Februar 1865 offen auch Oestreich gegenüber aus, welches der Mitbesitzer von Schleswig-Holstein war und bereits darauf drang, man solle die Herzogthümer „vorläufig" an den Prinzen Friedrich abgeben. Da schloß Oestreich, laut seiner Erklärung vom 5. März, die Verhandlungen, und nun lehnte auch der Prinz die Forderungen Preußens sämmtlich ab. Von Kiel aus, wo er sich mit seinem kleinen, im Stillen wirkenden Hofe aufhielt, bereitete sein aufregendes Treiben Preußen immer neue Schwierigkeiten. Gegen dies Verfahren griff Preußen ein. Die deutschen Bundesmächte nahmen sich dagegen des Prinzen an. Da Preußen nicht weichen wollte und konnte, so schien es schon im Laufe des Sommers zu einem feindseligen Zusammenstoße in Deutschland selbst kommen zu müssen.

§ 726. Noch einmal ward durch die persönliche Zusammenkunft des Kaisers Franz Joseph und des Königs Wilhelm zu Gastein der drohende Sturm beschworen. Die Gasteiner Convention vom 14. August 1865 wies Schleswig an Preußen und Holstein an Oestreich zur Verwaltung (doch so, daß das gemeinsame Anrecht fortdauerte), und Lauenburg ging gegen eine an Oestreich zu zahlende Geldentschädigung vollständig in die Souveränetät des Königs von Preußen über. Herr v. Bismarck, der bisher alle äußeren Verhandlungen so erfolgreich geleitet, ward von seinem Könige in den Grafenstand erhoben. Aber der Gasteiner Vertrag war nur einem Waffenstillstand zu vergleichen. Die geheimen Aufreizungen der Augustenburgischen Partei, von Oestreich unterstützt, dauerten fort, und Preußen war entschlossen, vor einer endgiltigen Ordnung in den Herzogthümern seine Forderungen sicher zu stellen, ja, wenigstens die des militärischen Oberbefehls auch in Betreff anderer Staaten festzuhalten. Da drohte Oestreich die schleswig-holsteinische Sache ganz an den Bund abzugeben, wo eine Entscheidung gegen Preußen vorauszusehen war. Oestreich forderte die ihm ergebenen Höfe auf, sich ungesäumt in Kriegsbereitschaft zu setzen (16. März 1866). Seinerseits war Preußen nun vollständig gerüstet und nahm mit aller Energie die Umgestaltung des ganzen deutscheu Bundes in Aussicht. In einem Rundschreiben vom 24. März erklärte Graf Bismarck: „Preußen sei durch seine Stellung, seinen deutschen Charakter und durch die deutsche Gesinnung seiner Fürsten vor Allem zunächst darauf angewiesen, seine Sicherheit in Deutschland selbst zu suchen. Dazu sei eine Reform des ganzen Bundes nothwendig. Preußen, wenn es Deutschlands nicht sicher sei, sei gerade seiner geographischen Lage wegen gefährdeter, als andere europäische Staaten; Preußens Schicksal aber werde immer das Schicksal der anderen deutschen Staaten nach sich ziehen; der Deutsche Bund aber, in seiner gegenwärtigen Gestalt den Gefahren Europas gegenüber gestellt, werde seiner Aufgabe erliegen und nichts werde dann Deutschland vor dem Schicksale Polens schützen." — Deshalb verlangte Graf Bismarck die Berufung eines, aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen deutschen Parlaments.

§ 727. Aber diese großen Pläne, die durchaus im Sinne der seit 25 Jahren getriebenen preußischen Politik und des königlichen Monarchen Preußens waren, fanden den erbittertsten Widerstand. Oestreich rüstete mit

aller Macht zum Kriege; die deutschen Mittelstaaten, nun auch Hannover und Kurhessen einbegriffen, sahen ihre Souveränetät gefährdet; ja im eigenen Lande, wo auch die Erfolge von 1864 und 1865 den Conflict nicht zu heben und das Mißtrauen zu überwinden vermocht hatten, war Widerstreben an allen Orten, im Abgeordnetenhause, in zahlreichen Versammlungen, in fast allen Tagesblättern. Gleichwohl ging Preußens Regierung jetzt entschlossen vor. Mit Italien, welches der Krieg von 1859 noch nicht „bis zur Adria" frei gemacht hatte, ward ein Bündniß gegen Oestreich geschlossen. Als Oestreich die schleswig-holsteinische Sache dem Bunde übergab, erklärte Preußen die Gasteiner Convention gebrochen, und seine Truppen rückten in Holstein ein; als Oestreich die holsteinischen Stände versammeln wollte, sperrte Preußen militärisch den Ständesaal und löste die bisherige holsteinische Regierung auf. Als Oestreich den Bund anrief, legte Preußen die Grundzüge seiner neuen Bundesverfassung vor (10. Juni), welche Oestreich aus Deutschland ausschloß, sonst aber dieselben Grundzüge eines festeren Bundesstaates vorzeichnete, wie sie später im Norddeutschen Bunde ausgeführt wurden. Unterdessen wüthete besonders in Süddeutschland die verhetzte Stimmung gegen Preußen bis zum wahnsinnigsten Haß; während das preußische Volk ernst und schweigend diese Schmähungen nicht vergalt, und einem Kriege, der doch immerhin zum Theil ein deutscher Bruderkrieg werden mußte, mit schwerem Herzen entgegensah.

§ 728. Der 14. Juni des Jahres 1866 endete den Deutschen Bund. Oestreich hatte den Antrag gestellt auf Mobilmachung des Bundesheeres gegen Preußen; Preußen hatte erklärt, es werde, im Falle der Annahme des Antrages, den Bund als gelöst betrachten. Mit 9 Stimmen gegen 6, aber noch dazu in unklarer Abstimmung, ward er angenommen. Nun traten mit Preußen die ihm angeschlossenen Staaten (Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig, Weimar, Coburg-Gotha, Altenburg, Bremen ꝛc.) vom Bundestage zurück; während Baiern, Württemberg, Sachsen, Darmstadt, Baden (letzteres unfreiwillig) ꝛc. zu den Waffen griffen. — Man hatte sich in der Energie Preußens, die so oft in Zweifel gezogen, und auch in der Volksstimmung, die man mit der Regierung für zerfallen hielt, weit verrechnet. Als die preußischen Adler flogen, die Trommeln des siebenjährigen Krieges und der Befreiungskriege klangen, und das Heer, geführt von den Prinzen aus dem Hohenzollern-Blut und bald vom Könige selbst, gebildet aus jeglichem Stande des Volkes, dieses „Volk in Waffen" selber, in's Feld rückte: da war der innere Hader vergessen, wie 1813 strömten die freiwilligen Gaben und Hilfleistungen, und Alle erkannten, daß in Preußen Deutschland, die Freiheit, die Zukunft sei.

§ 729. Schon am 15. Juni ergingen an die nächsten Nachbarn, Hannover, Sachsen, Kurhessen, Nassau, die Anforderungen Preußens. Auch jetzt noch ward ihnen ihre Souveränetät gewährleistet, wenn sie augenblicklich abrüsteten und dem neuen Bundesstaate und dem zu berufenden Parlament sich anschlössen. Der König Georg V. von Hannover, stolz auf seine welfische Abkunft und sein Königthum, hatte während der Unterhandlungen hin und her geschwankt, hatte sich aber zuletzt nach seines Herzens Zuge für Oestreich erklärt und wies die Forderung zurück; ebenso der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen, in eingewurzelter Abneigung gegen Preußen; Sachsen, das in seinem Minister Beust den eifrigsten Schürer zum Kriege gegen Preußen besaß, gleichfalls. — Sofort rückten die Preußen in alle drei Länder ein; mit betäubender Schnelligkeit fielen die Schläge. Ueber die Elbe

aus Holstein, das bereits vor dem 14. Juni die Oestreicher geräumt hatten, kam General Manteuffel, von Westfalen her Vogel von Falkenstein, und schon am 17. Juni stand die Division Göben in der Hauptstadt Hannover. Ebenso schnell rückte von der Rheinprovinz her General Beyer in Kurhessen ein, besetzte Kassel am 19. Juni, nahm den Kurfürsten, der auch in der letzten Stunde noch jede Versöhnung verwarf, gefangen, während es den kurhessischen Truppen gelang, nach Süden zu entkommen und sich mit dem 8. Bundesarmeecorps zu vereinigen. Der König Georg sammelte in der Eile bei Göttingen sein Heer, versäumte aber hier die Zeit, wo er sich noch südwärts durch Hessen einen Ausweg hätte bahnen können. Erst als wie im Sturm die Preußen sein Hannover besetzt hatten und ihm auf dem Fuße folgten, und General Beyer ihm auch bereits die nächsten Wege des Abzuges über Kassel oder Eschwege sperrte, traf er Anstalt, mit seiner Armee südöstlich auf Thüringen gewandt, zur bairischen Armee zu entkommen. Er zog mit seinen 18,000 Mann über Heiligenstadt auf Mühlhausen, aber auch jetzt noch in zögerndem und unsicherem Vormarsch, so daß General Falkenstein, der die preußischen Heereskräfte auf dem westlichen Kriegsschauplatze commandirte, bereits ihm auch hier, von Kassel aus, Truppen nach Eisenach in den Weg werfen konnte. Dem General Flies fiel die Aufgabe zu, mit etwa 8500 Mann Infanterie und kaum 300 Mann Kavallerie die von Süden her vorgehende Avantgarde gegen die anrückenden Hannoveraner zu bilden.

§ 730. Diese waren bereits am 22. Juni in Mühlhausen gewesen, von wo aus ihnen damals ein Durchbruch bei Eisenach noch leicht geworden wäre. Auf die unbestimmte Nachricht aber, daß die Pässe dahin bereits besetzt seien, beschloß man im hannöverschen Hauptquartier, den Weg über Gotha einzuschlagen. So zog man auf Langensalza. Aber hier angekommen (23. Juni), ward man wiederum unschlüssig. König Georg und die Seinen rechneten mit Zuversicht darauf, die Baiern würden ihnen, und zwar über Eisenach her, entgegenrücken. Es galt Zeit zu gewinnen, und so wurden die Unterhandlungen, die von Berlin über Gotha her noch einmal angeknüpft waren, gern angenommen, sogar am 25. ein 24stündiger Waffenstillstand geschlossen. Und noch einmal bot König Wilhelm am 26. nicht bloß ehrenvolle Kapitulation, sondern auch ein ehrliches Bundesverhältniß auf Grund der preußischen Vorschläge vom 10. Juni (§ 728), und damit Verbürgung der Selbständigkeit und Integrität Hannovers. Aber auch jetzt noch antwortete König Georg mit Nein — und dieses Nein kostete ihn seine Krone. Die Hannoveraner zogen sich wieder auf Langensalza zurück, über das sie schon hinausgegangen waren, und nahmen am 26. hinter der Unstrut auf den Höhen bei Merxleben ihre Stellung. Unweit zur Rechten davon lag jenes alte Kloster Homburg, bei dem einst ihre Vorfahren, die Sachsen, gegen den Kaiser Heinrich IV. gekämpft (§ 137). Die preußische Avantgarde war ihnen nachgerückt, aber General Flies, der sie führte, hatte von Falkenstein ausdrücklichen Befehl, mit dem Feinde nur „Klinge an Klinge zu bleiben", ihn aber nicht anzugreifen. Gleichwohl ließ sich am Morgen des 27. Juni dieser von seinem Eifer hinreißen, mit seiner geringen Streitmacht zum Angriff vorzudringen. Da machten die Hannoveraner Front und nahmen die Schlacht auf. Wohl faßten nun die Preußen, die Unstrut überschreitend, auf dem jenseitigen Ufer festen Fuß: aber Tapferkeit stritt gegen Tapferkeit, und als General Arentschild, der Höchstkommandirende der Hannoveraner, die Schwäche des Gegners übersah, der bereits alle seine Bataillone in den Kampf gezogen hatte, ging er zum Angriffe über, durchschritt an zwei Stellen die Unstrut und nöthigte

Flies den Rückzug anzutreten. Nun brach die stattliche hannoversche Kavallerie über die Unstrutbrücke vor, die noch zerstreuten Haufen preußischer und gothaischer Infanterie mußten unter fortwährendem Feuer sich den Rückweg erkämpfen. Am Abend standen beide Theile wieder in der Stellung, die sie am Morgen inne gehabt. — Nach diesem Siege hätten die Hannoveraner noch immer über Gotha durchbrechen können. Aber schon in der Nacht vom 27.—28. verlegte Falkenstein ihnen auch diesen Ausweg. In ihrem Rücken, bei Heiligenstadt, erschien Manteuffel. Sie sahen sich rings von anwachsenden Truppenmassen umstellt, und die Hoffnung auf die Baiern erwies sich als eitel. Das Blut des beklagenswerthen Kampfes von Langensalza war umsonst geflossen: am 29. Juni capitulirte König Georg V. mit seinem Heer. Die Truppen erhielten nach Ablegung der Waffen freien Abzug und wurden in ihre Heimat gesandt; der König mit dem Kronprinzen begab sich durch Thüringen nach Wien.

§ 731. Ebenso rasch wie in Hannover und Hessen waren die Preußen in Sachsen eingerückt. Am 18. Juni ward Dresden, am 19. Leipzig besetzt. Die sächsischen Truppen hatten ihr Land geräumt und sich nach Böhmen zu den Oestreichern gezogen. Hier in Böhmen, gedeckt durch die Gebirge, die einst Friedrich dem Großen so manche Schwierigkeiten gemacht, hatten sich seit dem März die östreichischen Heermassen, gemischt aus Deutschen, Magyaren, den bunten Stämmen der Slaven, selbst den widerwillig fechtenden Italienern, unter dem Oberbefehl des General-Feldzeugmeisters Benedek, gesammelt. Sie bestanden aus 7 Armeecorps, von denen zwei durch Erzherzöge (Ernst und Leopold) und die anderen durch Feldmarschall-Lieutenants, unter ihnen Gablentz, commandirt wurden. Man schätzte sie auf 230,000 Mann, zu denen noch 23,000 Sachsen kamen. Aber es zeigte sich, daß sie trotz der langen Vorbereitung nicht so kampffertig waren, wie erwartet worden; Jedermann hatte geglaubt, sie würden angreifen, Schlesien mit Uebermacht überschwemmen, Sachsen besetzen und auf Berlin dringen. Statt dessen rückten nun die Preußen in Böhmen ein. Sie hatten hier im Osten, wo ihre Hauptmacht stand (etwa 250,000 Mann), zwei Armeen gebildet, die erste unter dem Prinzen Friedrich Karl, die über Sachsen und aus der Görlitzer und Reichenbacher Gegend her, die zweite unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, die von Schlesien und der Grafschaft Glatz aus vorrückte. Jene umfaßte das 2., 3. und 4. Armeecorps (Pommern, Brandenburger, Sachsen), denen sich auf der westlichen Flanke die sog. Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld (§ 724) anschloß, welche von dem 8. Armeecorps (Rheinländer) gebildet wurde. Der Kronprinz commandirte das Gardecorps, das 1., 5. u. 6. Armeecorps (Preußen, Posener und Schlesier). In viele Heersäulen auseinander gerissen, hatten die Preußen steile Gebirgsrücken zu übersteigen und sich aus langen, engen Thälern herauszuwinden. Aber auf und in denselben trafen sie keinen Feind, erst beim Austritt in die Ebene erwartete sie Benedek.

§ 732. Am 27. Juni, einem Mittwoch, war nach des Königs Befehl im ganzen Lande ein Buß- und Bettag festgesetzt, um des Himmels Segen auf die Vertheidigung Preußens herabzuflehen. Ueberall stiegen die Gesänge und Gebete der den Kirchen zuströmenden Menge zu Gott empor. Draußen aber im Felde hatte eben die blutige Entscheidung begonnen. Derselbe Tag war der Gefechtstag von Langensalza (§ 730) dort im Westen, und der von Trautenau und Nachod fern im Osten. Hier, am Fuße der Glatzer Gebirge, boten die Oestreicher die ganze Kraft auf, das Hervorbrechen der

Preußen zu hindern und sie vernichtend in die Gebirgsengen zurückzuwerfen. Das erste Armeecorps drang in Trautenau ein, wurde aber hier mit heftigem Feuer aus allen Häusern empfangen; als diese Hindernisse überwunden waren, drang es zuerst jenseits Trautenau glücklich gegen das Gablentz'sche Corps vor; als aber die Oestreicher immer mehr Truppen entfalteten, mußte General Bonin bis hart an die Grenze gegen Liebenau hin zurückgehen. Bei Nachod dagegen waren, unter des Kronprinzen und des Generals von Steinmetz Führung, die Preußen von Glatz her debouchirt und hatten in einem glänzenden Gefecht die Oestreicher geworfen, an 2500 Gefangene gemacht und so die Siegesbahn eröffnet. Am 28. drangen sie auf Skalitz weiter, das ebenfalls nach blutigem Kampfe genommen ward. Die Ehre des Tages gebührte dem „alten Löwen" v. Steinmetz, des eisernen York nachlebendem Bilde in der Armee. Am 29. ging es über die Aupa, nicht ohne Kampf (Miskoles, Schweinschädel), doch immer im Siegesschritt gegen Westen vorwärts, wo man Gradlitz im Elbthale erreichte. Am 30. ward hier abermals gekämpft; überall gingen die Oestreicher unter den Schutz ihrer Festung Josephstadt zurück. — Indessen hatten den zweifelhaften Tag von Trautenau die preußischen Garden gut gemacht. Schon um 3 Uhr am 28. hatten sie den Feind im Bivouac überfallen, das Gablentz'sche Corps völlig zersprengt, an 5000 Gefangene den Feinden genommen. Die Verbindung der Garden und des Steinmetz'schen Corps, welche die Oestreicher hatten hindern wollen, mithin der ganzen II. Armee, war durch die beiden Siegestage vollbracht. Unter neuen Gefechten ward am 29. Königinhof besetzt. Das waren die schönen Siegesnachrichten, wie sie am Freitag den 29. zuerst in Berlin und durch die ganze Monarchie kund wurden. Laut jubelte alles Volk, besonders in der Residenz vor dem Palais des Königs; auch Graf Bismarck, so lange verkannt und angefeindet, erhielt nun den freudigen öffentlichen Dank; der König aber eilte noch dieselbe Nacht zum Heere.

§ 733. Die erste Armee, unter Prinz Friedrich Karl, war von Zittau her über Reichenberg nach Böhmen eingerückt; noch weiter westlich zog die Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld. Diese bestand gleichfalls am 27. bei Hünerwasser das erste Gefecht, dann am 28. die weiteren Gefechte bei Turnau und Münchengrätz, während der I. Armee erst bei Liebenau und Podol am 28. stärkerer Widerstand entgegentrat. Durch diese Gefechte wurde, noch vor Münchengrätz, die Vereinigung beider Armeen hergestellt. Der blutige Tag von Gitschin, 29. Juni, brachte die unaufhaltsam nach Südost vordringende Armee in die gesuchte Verbindung mit der II. Armee (Kronprinz, Steinmetz). Am folgenden Tag traf der König bei seinen Truppen ein, die nun, in eine einzige gewaltige Heeresmasse vereinigt, dem überraschten, erschütterten Feinde, der gegen die Festung Königgrätz hin sich zusammenzog, gegenüberstanden. Die furchtbare Wirkung des Zündnadelgewehrs*) war es nicht allein gewesen, durch welche diese Reihe Siege erfochten; es war noch viel mehr die hohe Bildung, Hingebung und Selbständigkeit des durch die allgemeine Wehrpflicht aus allen Ständen hier vereinten preußischen Volkes. Die so lange angefochtene Armee-Reorganisation des Königs hatte sich bewährt. Der Kriegsminister von Roon, sowie Freiherr von Moltke, der Chef des großen Generalstabes, theilten die Ehre mit dem Könige, dem Heer, den Generalen, den Prinzen; auch Graf Bismarck war zugegen, zur Begleitung seines Königs: das ganze Herz des

*) Der Erfinder desselben war Dreyse in Sömmerda.

Landes schlug im Augenblick dem böhmischen Dorfe Sadowa gegenüber, wohin zugleich voll Spannung die Augen von ganz Europa gerichtet waren.

§ 734. Mit der Elbe, die, hier schon stark und bedeutend, an der Festung Königgrätz vorüber nach Süden strömt, fließt einige Meilen westlich die, später sich mit ihr vereinende Bistritz fast parallel, gleichfalls nach Süden. An letzterem Flusse zieht sich östlich eine Reihe von wellenförmigen Anhöhen hin, meist mit kleinen Dörfern gekrönt; das Terrain ist mit steilen Gründen vielfach durchschnitten, hie und da mit Wäldchen durchsetzt. Hier stand die östreichische Armee unter Benedek. Jede mögliche Art der Befestigung der Stellung war wahrgenommen, da seit dem 1. Juli kein bedeutendes Gefecht mehr stattgefunden. Nur für einen etwaigen Rückzug war, da man die Elbe hinter sich hatte, die Stellung höchst gefährlich gewählt. Prinz Friedrich Karl, der gegenüber in Horzitz stand, glaubte deshalb am Abend des 2. aus verschiedenen Anzeichen, Benedek wolle am folgenden Tage zum Angriff auf die Preußen übergehen, ehe noch die zweite Armee unter dem Kronprinzen, der bei Königinhof (§ 733) stand, ganz heran wäre. Er eilte deshalb noch kurz vor Mitternacht nach Gitschin zum Könige, der sich eben zur Ruhe begeben wollte. Hier fand ein Kriegsrath statt, der mit einem eigenen Angriff dem des Feindes zuvorzukommen beschloß. Zum Gelingen war es nothwendig, daß der Kronprinz, der noch mehrere Meilen entfernt stand, rechtzeitig von der Linken her am folgenden Tage angreifen könne. Ein Adjutant trug durch die dunkle Regennacht die Aufforderung dazu hinüber. Auf die äußerste Rechte, auf Nechanitz, ward Herwarth mit der Elbarmee dirigirt; das Centrum, die erste Armee, mußte Sadowa gegenüber den Feind fassen, beschäftigen, nicht durchbrechen lassen, bis der Kronprinz käme, der sein Eintreffen um zwei Uhr Nachmittags zugesagt hatte. So stellte sich die Schlacht ähnlich, wie vor 51 Jahren die von Belle-Alliance; aber zugleich rangen hier Massen gegeneinander im höchsten Entscheidungskampfe, wie sie einst vier Tage bei Leipzig gebraucht hatten, ehe der Sieg ganz klar wurde; hier vollendete ein Tag die ungeheure Tragödie. — Es war am Dienstag den 3. Juli. Auf die erdrückende Hitze der letzten Junitage waren Regengüsse gefolgt, die den Boden aufgeweicht und das Herankommen der Heeresmassen schwierig gemacht hatten. Seit ½8 Uhr war der König zu Roß auf dem Schlachtfeld, seit 8 Uhr begann auf der ganzen Linie von Nechanitz bis gegen Bürglitz hin der Angriff der Preußen. Mit übermenschlichen Anstrengungen rangen die wackeren Truppen gegen die verschanzten Dörfer, die verbarrikadirten Wälder; immer höher häuften sich die Verluste, namentlich im Walde von Benatek, den die Brigade Franseckl's gleich anfangs besetzt und unerschütterlich trotz aller Angriffe festhielt. Der Mittag war herangekommen, schon hatte sich an manchen Stellen die Artillerie verschossen und mußte auf die Reservemunition zurückgreifen und noch war kein Boden gewonnen. Sorgenvoll richteten sich die Blicke nach links, wie einst Wellington nach Blücher ausgeschaut. Aber es war auch noch nicht Zeit; früher als man erwarten durfte, traf die zweite Armee ein, die gleichfalls mit übergroßer Anstrengung die schwierigen Wege zurückgelegt. Es war zwei Uhr. Ueberall begann nun unaufhaltsam das Vordringen; wie ein Sturm brauste von Nordosten her der frische Angriff der Garden, der Schlesier, Posener, Preußen; von Dorf zu Dorf, besonders auf Chlum, den Schlüssel der Stellung, wälzte er sich vorwärts. Hier fiel der General Hiller von Gärtringen, Prinz Anton von Hohenzollern (tödtlich verwundet) und mancher Brave mit ihnen. Nun begann die Auflösung des östreichischen Heeres: in

verwirrtem, entsetzlichem Knäuel stürmte Alles gegen die Elbe rückwärts. Die durch das Gewölk brechende Abendsonne zeigte im fernen Glanz Königgrätz („dem König geräth's", sagten die Soldaten), das Ziel der Flucht Jenen, das des Sieges den Unsern. Da trafen sich auch, bei Chlum, der König und der Kronprinz; sie sanken sich in die Arme und der König schmückte die Brust seines Sohnes mit dem Orden pour le mérite. Den ganzen Tag im Sattel, nur mit einem Stück Brot aus der Tasche eines Soldaten erquickt, mehrmals im dichten Feuer und selbst nahe bei Cavallerie-Attacken, so hatte der König alle Mühsale und Gefahren des Tages mit den Seinen getheilt, die Kämpfenden ermuntert, die Verwundeten getröstet und besorgen lassen. Jetzt drängten sich jubelnd die Soldaten um ihn her, küßten und drückten ihm die Hand, jauchzten und weinten vor Lust — und das alte „Nun danket alle Gott" klang wie einst bei Leuthen über das Siegesfeld.

§ 735. Die Niederlage war von furchtbarer Wirkung für die östreichische Monarchie. In einem siebentägigen Feldzuge war die Entscheidung errungen. Tags nach der Schlacht kam von der Gablentz, den der König Wilhelm persönlich vom schleswigschen Feldzuge her achtete, in's preußische Hauptquartier, um wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln; später wiederholte er seine Bemühung; aber eine Waffenruhe wurde um so weniger gewährt, als bereits am 4. Juli die Nachricht eintraf, der Kaiser von Oestreich habe Venetien dem Kaiser der Franzosen abgetreten. — Um Venetien nemlich rang Italien in Bundesgenossenschaft mit Preußen gegen Oestreich. Letzteres hatte schon vor dem Beginne des Krieges von Frankreich den Rath bekommen, diese italienische Provinz an Victor Emanuel freiwillig abzutreten, um so den zweiten Feind in seinem Rücken zu vermeiden. Der Stolz des Kaiserhofes hatte diesen Vorschlag verworfen und so den doppelten Krieg aufgenommen. Auch waren die Oestreicher gegen die Italiener siegreich gewesen. Weder gelang es den Freischaaren unter Garibaldi, in Tirol Fortschritte zu machen, noch dem Heere in dem sogenannten Festungsviereck; ja letzteres hatte hier eine Niederlage bei Custozza durch den Erzherzog Albrecht erlitten. Auch später war die italienische Flotte gegen die östreichische bei Lissa nicht glücklicher. Durch die Niederlage von Königgrätz aber kam man in der Hofburg zu dem raschen, verzweifelten Entschluß, Venedig an Napoleon abzutreten. Man hoffte entweder geradezu, Napoleon werde mit den Waffen zu Gunsten Oestreichs einschreiten oder doch wenigstens den Italienern, denen er Venetien nicht vorenthalten konnte, Stillstand gebieten, so daß die östreichischen Truppen schnell zum Schutze Wiens herangezogen werden könnten. Aber auch diese Hoffnung täuschte. Zwar nahm Napoleon das Geschenk an, so daß die Oestreicher die Festungen räumen und ihre Truppen zum Theil nach Wien herüberziehen konnten. Aber Italien blieb seinem Bündniß und seinen Verpflichtungen gegen Preußen treu; auch unternahm es Napoleon nicht, mit anderen als vermittelnden Bemühungen für Oestreich einzutreten.

§ 736. Indessen waren die Preußen fast ohne Widerstand bis vor Wien vorgerückt. Der Kronprinz mit der II. Armee ging auf Olmütz, in dessen Nähe er noch das siegreiche Gefecht von Tobitschau lieferte (15. Juli), wodurch er einen Theil der Oestreicher von Wien abschnitt. Prinz Friedrich Karl mit der I. Armee, bei der sich der König befand, ging auf Brünn; die Elbarmee ging auf dem geradesten Wege über Iglau und Znaim auf Wien los. Hier, nördlich von Wien, das nur noch durch die Donau und die in der Eile angelegten Florisdorfer Schanzen geschützt war, den Stephansthurm und das Häusermeer der feindlichen Hauptstadt vor Augen, vereinigten

sich die preußischen Heerestheile wieder. Man erwartete täglich den Angriff und die Eroberung Wiens; das Hauptquartier des Königs war nach Nikolsburg nachgerückt. Hier gelang es der Vermittlung Frankreichs, eine Waffenruhe herbeizuführen (22. Juli). Im Momente, wo dieselbe bekannt wurde, hatte eben der äußerste linke Flügel der Preußen die kleinen Karpathen überstiegen, einen Theil der Oestreicher auf ungarischem Boden dicht vor Preßburg bei Blumenau abgeschnitten, und wäre somit Herr dieser zweiten Hauptstadt Ungarns und damit des Donauübergangs gewesen, wodurch man in den Rücken Wiens gelangen konnte. Der Waffenruhe folgte ein Waffenstillstand mit den Präliminarien des Friedens. Als Hauptpunkte setzte derselbe fest: Oestreich scheidet aus dem Deutschen Bunde und giebt seine Zustimmung zu den Umgestaltungen, die Preußen im Norden der Mainlinie vornehmen wird; es tritt seinen Mitbesitz von Schleswig-Holstein an Preußen ab, gegen eine Entschädigung von 20 Millionen Thalern, die von den 40 Millionen Thalern Kriegskosten, die es an Preußen zu zahlen hat, in Abzug kommen.

§ 737. Auf dem westlichen Kriegsschauplatze hatte die Mainarmee erst unter Vogel von Falkenstein, dann unter General Manteuffel eine nicht minder glänzende Siegesbahn durchlaufen, obschon hier die Preußen, anfangs nur 45,000 Mann aus allen Theilen der Monarchie combinirt, doch zumeist Westfalen (7. Armeecorps), einer doppelten Uebermacht entgegenstanden. Diese bestand aus dem 8. Bundes-Armeecorps (Württemberger, Badener, Kurhessen und Hessen-Darmstädter, Nassauer, Frankfurter), im Ganzen etwa 45,000 Mann unter dem kriegerisch nicht unerfahrenen Prinzen Alexander von Hessen-Darmstadt, buntgemischte, an den Kampf in größerer Gemeinschaft nicht gewöhnte, von den verschiedenartigsten Interessen beeinflußte Truppen; und den Baiern, ebenfalls etwa 45,000 Mann, geführt von dem greisen Prinzen Carl, dem Großoheim des jungen Königs, dem auch der höchste Oberbefehl über das 8. Corps übertragen war. Dieses Heer hatte schon, als die Hannoveraner auf Entsatz durch dasselbe hofften (§ 730), die unsichere Führung verrathen, unter der es stand. Es sollte von Bamberg aus westlich am Thüringer Walde hin auf Eisenach gehen, aber hatte kaum die Gegenden von Hildburghausen und Meiningen erreicht, als jene bereits capitulirt hatten. Auf diese Nachricht griff das baierische Obercommando wieder den ursprünglichen Plan auf, sich mit dem 8. Armeecorps zu vereinigen, und so mit Uebermacht den Preußen entgegenzutreten. Diese Vereinigung, anfangs in der Gegend von Fulda beabsichtigt, sollte nun nördlicher, bei Hersfeld, geschehen, demgemäß erhielt auch Prinz Alexander seine Anweisungen. Die Baiern aber mußten zu diesem Zwecke sich westwärts nach Hessen wenden und begannen seit dem 2. Juli sich über die Nordabhänge des Rhöngebirges zu ziehen. An demselben Tage aber war Falkenstein mit der „Mainarmee“ (die jetzt erst diesen Namen bekam) aufgebrochen, um über Vacha auf Hünfeld und so auf die große Frankfurter Straße zu rücken; er war bis zum ersteren Orte gekommen, als sich die Baiern durch einen (mißglückten) nächtlichen Ueberfall in seiner Linken bemerkbar machten. Falkenstein ließ deshalb die Division Göben gegen Südosten Front machen, und diese drängte am 4. Juli bei Dermbach (Neithardthausen, Zella, Fischbach, Wiesenthal und Roßdorf) die bairischen Spitzen zurück, so daß Prinz Carl, weil er das ganze Heer Falkensteins sich gegenüber glaubte, seine Truppen gegen die fränkische Saale hin zurücknahm. Denn da zu gleicher Zeit, auf die Nachricht der Niederlage von Königgrätz hin, Prinz Alexander sich südlich auf Frankfurt gewandt hatte,

theils um die Bundeshauptstadt, theils um die einzelnen Länder, denen die Contingente des 8. Corps angehörten, zu decken, so blieb eine Verbindung der beiden Heere auch nur auf einer südlicheren Linie möglich. Falkenstein hatte unterdessen seinen Weg ungehindert über Hünfeld und Fulda genommen. Da er hier das 8. Corps nicht mehr vorfand, faßte er schnell den Entschluß, erst die Baiern zu seiner Linken zu schlagen. So trat er am 8. Juli in zwei Colonnen den kühnen und schwierigen Marsch über das steile Rhöngebirge an, und erschien in der rechten Flanke der, an der fränkischen Saale auf Gmünden am Main marschirenden Baiern. Hier richtete er die Division Göben zum Hauptstoß seines Heeres auf Kissingen (10. Juli), wo Göbens beide Brigaden (Kummer, Wrangel) in heißem Kampfe den, vom bairischen General v. d. Tann tapfer vertheidigten Ort mit seinen Flußübergängen nahmen, während Manteuffel links bei Hausen und Waldaschach, und Beyer rechts bei Hammelburg gleichzeitig Seitengefechte bestanden. — Da die Baiern nun noch weiter auf Schweinfurt und Würzburg zurückgingen, so konnte sich Falkenstein mit einer Scheinverfolgung begnügen und sich wieder westlich auf Hanau und besonders auf Frankfurt wenden, das zu besetzen sein Hauptziel sein mußte. Auf dem Wege dahin kam ihm Prinz Alexander mit dem 8. Bundescorps, nun in der Absicht, sich wirklich mit den Baiern zu vereinen, entgegengerückt. Die Division Göben, wieder im Vordertreffen der Mainarmee, hatte, nachdem sie in zwei Tagen einen Marsch von 12 Meilen gemacht und den schwierigen Spessart überstiegen, am Abend des 13. Juli plötzlich die Spitze des Bundescorps, die Hessen-Darmstädter, sich gegenüber: trotz ihrer tödtlichen Ermüdung nahm sie den Angriff derselben auf und warf sie bei Laufach (Frohnhofen) blutig zurück. Bei Aschaffenburg traf sie dann am 14. auf die gesammte feindliche Heereskraft; aber in unaufhaltsamem Vorgehen wurden die Hessen und 7 Bataillone Oestreicher, die hier mitfochten, geworfen, die Stadt genommen, ehe noch die Badener und Württemberger herankamen. Nach diesen Niederlagen wich das 8. Corps südlich gegen den Odenwald hinaus, gab Frankfurt und Nassau preis, und Falkenstein, der schon am 16. Juli in die alte Bundeshauptstadt einrückte, konnte seinem Könige melden: „Die Länder nördlich vom Main liegen Ew. Majestät zu Füßen."

§ 738. Hier in Frankfurt erreichte den General Falkenstein seine Abberufungsordre, die ihm die zwar ehrenvolle, aber weniger wirksame Stellung als Gouverneur in Böhmen zuwies: den Oberbefehl übernahm an seiner Statt General von Manteuffel. Inzwischen vollzog das 8. Bundescorps wirklich seine Vereinigung mit den Baiern: aber statt nun mit vereinten und überlegenen Kräften wieder zum Angriff vorzugehen, hielt Prinz Carl die Baiern in geschützter Stellung bei Würzburg, und ließ das 8. Corps hinter dem Tauber Stellung nehmen, wo sich die wichtigsten Länder, denen diese Truppen angehörten, nahe berühren. Verbunden waren jetzt beide noch verstärkte Heere nahe an 100,000 Mann stark; doch hatte auch die Mainarmee durch weiteren Zuzug (Oldenburger, preußische Regimenter 2c.) eine Stärke von etwa 60,000 Mann gewonnen. Und gleichzeitig rückte der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg mit einer Reservearmee von 21,000 Mann von Sachsen her in Baiern ein. Nicht mehr um die Entscheidung konnte gerungen werden: schon hatte Oestreich Waffenstillstand geschlossen und für Preußen handelte es sich mithin nur darum, einzelne Gebiete der feindlichen Bundesmächte zu besetzen, um daran ein Pfand für einen günstigen Friedensabschluß zu haben. — Am 21. Juli brach Manteuffel von Frankfurt auf; am 23. traf die Division Flies

zuerst auf die Badener bei Hundsheim unfern Werthheim und warf sie mit Verlust zurück. Am folgenden Tage, 24. Juli, richtete Manteuffel die Division Göben gegen die Württemberger (Oestreicher, Nassauer) bei Tauberbischofsheim. Ueberall zeigte sich hier, bei tapferem Widerstande der Süddeutschen im Einzelnen, der Mangel an Zusammenhang und rechtzeitigem Eingreifen, dem sie es zuzuschreiben hatten, daß sie einzeln angegriffen und geschlagen wurden. Dies zeigte sich auch am 24. auf dem Plateau zwischen dem Tauber und Würzburg, so daß die Baiern, obwohl sie bei Helmstadt und am 25. bei Roßbrunn mit Auszeichnung sich schlugen, doch nur um den Rückzug zu kämpfen hatten. Bei Würzburg, in der Spitze des hier vom Main gebildeten Dreiecks, stand nun die süddeutsche Armee in der schwierigsten Lage. Denn außer Manteuffel vor ihrer Front, der am 27. das Feuer auf die Citadelle der Stadt (den Marienberg) eröffnete, nahte der Großherzog von Mecklenburg, etwa auf fünf Tagemärsche entfernt, in ihrem Rücken.

§ 739. Da trat am 2. August der schon am 28. Juli abgeschlossene Waffenstillstand in Kraft, die Citadelle von Würzburg wurde als Unterpfand desselben den Preußen übergeben, das 8. Bundescorps löste sich auf, indem die einzelnen Contingente von ihren Fürsten heimbeordert wurden. — Der Krieg war somit auch auf dem westlichen Schauplatze zu Ende. Obwohl traurig an sich, weil hier nur Deutsche gegen Deutsche kämpften, ist er doch zum Heile des Vaterlandes geworden. Einmal haben neidlos die Kämpfenden sich gegenseitig das Lob gleicher Tapferkeit gespendet; dann aber haben die Truppen der kleineren Staaten gerade hier einsehen gelernt, daß auch die größte persönliche Tüchtigkeit nichts vermag, ohne die große, Alles umfassende Einheit; und die Waffengemeinschaft, die später von Sieg zu Sieg geführt hat, beginnt von diesem Feldzuge an. Nun folgten die Friedensabschlüsse, zum Theil noch ehe Oestreich zu Prag am 23. August seinen definitiven Frieden geschlossen, auch mit den übrigen deutschen Staaten, die gegen Preußen gestanden, rasch nach einander in Berlin. Es wurden ihnen im versöhnlichen Sinne nur geringe Opfer auferlegt. Sachsen trat in den unter Preußens Führung zu bildenden Norddeutschen Bund; Darmstadt mit seinem nördlich vom Main belegenen Gebiete ebenfalls. Unmittelbar an Preußen kamen: Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau und die freie Stadt Frankfurt. Am 16. August sprach dies eine königliche Botschaft an den Landtag der Monarchie aus; am 3. Oktober erschien das königliche Patent der Einverleibung. So hatte Preußen, statt seines zerrissenen Gebietes, eine gewaltige Stellung gewonnen; im Norden an den beiden deutschen Meeren, im Westen am Rhein, wie schon seit 1815, und im Süden die Maingrenze, als deren Hauptpunkt die von ihm besetzte Festung Mainz erscheinen durfte. — Aber auch im Innern trat nun ein erfreulicher Umschwung ein. Dem wieder um den Thron versammelten Landtage bot der Monarch großherzig Versöhnung, indem seine Regierung, da der Erfolg die Heeresreorganisation so glänzend gerechtfertigt hatte, für die Ueberschreitung der bewilligten Mittel Indemnität nachsuchte, und das Abgeordnetenhaus, seinen alten Kampf aufgebend, mit glänzender Mehrheit die so gebotene Friedenshand ergriff. Dieser Frieden im Innern, wo ein siegreicher König sich in edler Mäßigung selbst überwand und zugleich im königlichen Sinne eine allgemeine Amnestie erließ, war von allen Friedensschlüssen der schönste und segensreichste. Und als nun, am 20. und 21. September, die siegreichen Schaaren in Preußens Hauptstadt einzogen,

durch das festlich geschmückte Brandenburger Thor, die Linden hinab durch die Hunderte von Geschützen und anderen Siegestrophäen, vor das Königsschloß, wo das Riesenbild der Borussia den Siegerkranz bot und die unvergleichliche Reihe der Regenten aus dem Hohenzollernstamme in rasch geschaffenen Bildsäulen auf die Krieger herabschaute, und als zum Schluß der Feier das erhebende Tedeum an derselben Stelle vor dem Dome erklang, wo es einst 1814 erklungen: da wußte jedes Herz, daß der Tag deutscher Einheit, der so lang ersehnte, nahe getreten sei.

§ 740. Die Schöpfung, die den Kämpfen des Jahres 1866 entsprang, war der Norddeutsche Bund, geschlossen unter der obersten Leitung Preußens von sämmtlichen deutschen Staaten nördlich vom Main (18. Aug.). Um nach dem vorgelegten Entwurfe der vereinigten Regierungen die Verfassung desselben zu berathen und zu vereinbaren, trat am 24. Februar 1867 der aus allgemeinen directen Wahlen hervorgegangene Norddeutsche Reichstag zusammen. Durch den patriotischen Ernst, mit welchem die in ihm versammelten Männer ihre Aufgabe ergriffen, wie durch das bereitwillige Opfer von Ansichten und Wünschen Seitens der Volksvertretung wie der Regierungen, konnte schon am 17. April desselben Jahres die Vollendung des wichtigen Werkes im Reichstag feierlich verkündigt werden. Die Verfassung des neugeschlossenen Bundes legte vor allen Dingen den Oberbefehl über die gesammte norddeutsche Wehrkraft in Preußens Hände, außerdem die diplomatische Vertretung im Auslande, das Consularwesen, das Post- und Telegraphenwesen u. dergl. mehr; es ward ein gemeinsames Heimatsrecht, Gleichheit der Handelsgesetzgebung, des Münz- und Gewichtssystems begründet; im Uebrigen waltete jeder Staat frei über seine inneren Angelegenheiten. — Während der Reichstag noch tagte, wurden auch die Verträge eines Schutz- und Trutzbündnisses veröffentlicht, welche die Staaten Württemberg, Baden und Baiern (schon seit dem 13., 17. und 22. August 1866) mit Preußen abgeschlossen hatten, sowie eine am 17. März 1867 mit dem Großherzogthum Hessen-Darmstadt abgeschlossene Militärconvention. Und so war die Zeit herbeigekommen, „wo das deutsche Vaterland durch seine Gesammtkraft seinen Frieden, sein Recht und seine Würde zu vertreten im Stande war.“ *)

8. Die Zeit des Norddeutschen Bundes 1866—1871.

§ 741. Der Norddeutsche Bund begann seine Segnungen auf dem Gebiete der Gesetzgebung, der Verwaltung, des Handels und Verkehrs zu entfalten. Mit Anerkennung blickten die fremden Mächte, selbst das ferne Nordamerika, in dem so viele deutsche Brüder ihre Heimat gefunden, auf das frisch emporblühende Gemeinwesen, auf das in und mit Preußen sich verjüngende Deutschland. Die Bevölkerungen derjenigen Staaten, die durch die Siege des Jahres 1866 unmittelbar in Preußen aufgegangen waren, begannen bald sich mit dem großen, ruhmvollen Ganzen eins zu fühlen. Diejenigen Staaten, die Preußen feindlich entgegenstanden, vergaßen bald die alte Feindschaft, und nur ein Bedauern ging durch Deutschland, nemlich das, daß die Mainlinie einstweilen noch Süd- und Norddeutschland scheide. Aber die geschlossenen Schutz- und Trutzbündnisse, sowie der auf festerer Grundlage als zuvor wieder aufgerichtete Zollverein, der im Frühling 1868 und 1869 im Zollparlament schon Abgeordnete Süddeutschlands nach Berlin

*) Worte der Thronrede beim Schluß des Norddeutschen Reichstages am 17. April 1867.

führte, gaben das Unterpfand, daß beide Theile des deutschen Vaterlandes nicht dauernd getrennt bleiben würden. Zwar blieb im Süden Deutschlands eine Partei, welche die Wünsche und Vortheile der eigenen Landesgebiete den großen vaterländischen Interessen voransetzte (die particularistische); aber diese entsprang theils nur aus vorübergehenden Stimmungen, theils war sie so verschwindend klein, daß sie gegen das kräftig fortschreitende Gemeingefühl vergebens sich auflehnte. Auch im Innern Preußens und des Norddeutschen Bundes waren die Stimmen der Verbitterung und Unzufriedenheit fast ganz verstummt. Selbst Oestreich, dessen Herrscher anfänglich durch die Berufung des bisherigen sächsischen Premier-Ministers v. Beust zum Reichskanzler die feindliche Richtung gegen Preußen und den Norddeutschen Bund beibehalten zu wollen schien, lenkte doch mehr und mehr in versöhnliche Bahnen ein.

§ 742. Deutschland war, wie es aus dem Kriege von 1866 herausgetreten war, nicht mehr das schlummernde und gelähmte Land, das es unter dem alten Bundestage gewesen war. Zunächst stand, wenn auch noch nicht als Kaiser des Ganzen, doch als Schutzherr des Norddeutschen Bundes, in König Wilhelm ein Oberhaupt da, dessen ruhige Majestät und sichere Herrschergröße auch darin hervorleuchtete, daß er unter Tausenden die rechten Männer um die Stufen seines Thrones zu sammeln wußte, ihrem Talent und ihrem Charakter hochsinnig die Bahnen öffnete und sie neidlos als die gefeierten Lieblinge der Nation neben sich sah, ebenso wie er sie zu schützen gewußt, als Haß, Verkennung und Vorurtheil gegen sie angestürmt. — Ihm zur Seite hatte sich auch der künftige Thronfolger, der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, bereits herrlich bewährt. Geboren den 18. Okt. 1831, der einzige Sohn des Prinzen Wilhelm von Preußen und seiner Gemahlin Augusta, hatte er vom Vater den straffen militärischen Geist und die altpreußische Pflichttreue in seinem hohen Berufe, von der Mutter, der Tochter Carl Augusts von Weimar (§ 513), jenes rege Interesse an jedem Fortschritt der Wissenschaft und Kunst geerbt, das ihn so hervorragend auszeichnet. Was an reichen Bildungsmitteln sich dem auf der Menschheit Höhen Geborenen bereitwillig zu Gebote stellt, vorzüglicher Unterricht, Reisen, früher Einblick in die mannigfachsten Gebiete des staatlichen Lebens — das war ihm zu Theil geworden. Mit dem 17. Jahre hatte er die Universität in Bonn besucht, dann als Offizier, vom Vater ausdrücklich wie ein Gleicher neben Gleiche gestellt, die Stufen militärischer Bildung und Ehren durchlaufen. Aus Allem diesem erwuchs Vielseitigkeit und freie geistige Beherrschung der mannigfachsten Lebensgebiete, heitere Klarheit und echte Humanität, die ihn jedem Stande seines Volkes gegenüber mit gleicher Sicherheit auftreten ließen. Auch seine 1858 geschlossene Vermählung mit der Prinzeß Royal von Groß-Britannien, Victoria, hatte für diese Eigenschaften und Richtungen seines Wesens dauernde Bürgschaft gegeben. Eine unmittelbar thätige Wirksamkeit erschloß sich ihm, als er Commandeur des 2. Armeecorps und Gouverneur der Provinz Pommern wurde, dann als er, ohne mit unmittelbarem Oberbefehle betheiligt zu sein, 1864 seinen ersten Feldzug in Schleswig-Holstein mitmachte. Aber erst das Jahr 1866, wo er die II. Armee geführt, hatte ihm den Kranz kriegerischer Ehren gereicht, und die Tage von Nachod, Skalitz, Königgrätz, Tobitschau seinen Feldherrnberuf auf's Glänzendste bewährt. Man konnte überzeugt sein, daß auch die Folgezeit seinen Ruhm, dessen er in seiner schlichten Hoheit kaum bewußt zu sein schien, aufrecht erhalten würde.

§ 743. Neben dem Herrscher und seinem Sohne stand eine Reihe edler Fürsten und Fürstensöhne, wie sie Deutschland nur in seinen herrlichsten Zeiten, denen der Reformation und denen Friedrich Barbarossa's gesehen. Und vor Allem darin war die große Wendung deutschen Lebens eingetreten, daß das vaterländische Gemeingefühl fast ausnahmslos jedes engere selbstsüchtige Streben in den Hintergrund drängte. Wie viele edle Namen regierender Fürsten oder Prinzen fürstlicher Häuser könnte hier unsere Geschichte nennen! Es muß genügen, die militärisch ausgezeichneten herauszuheben: unter ihnen in erster Linie den Prinzen Friedrich Karl aus dem Hohenzollernschen Königshause, seit 1866 der Liebling des preußischen Heeres. Geboren am 20. März 1828, von Kindheit an Soldat mit der vollen Neigung seines altpreußischen Herzens und diesem einen Ziele jede Richtung seines Geistes unterordnend, war er schon als 20jähriger Jüngling 1848 nach Schleswig-Holstein geeilt, wo später die Stätten seiner ersten Siege ihm bereitet waren; so 1849 in die Kämpfe gegen die Rebellen in Baden, wo er im Gefechte bei Waghäusel eine Wunde davon trug. Gereift alsdann in höheren Commando's, erwies er sich noch unter König Friedrich Wilhelm IV. als einsichtigen und scharfen Beurtheiler des preußischen Kriegswesens und führte, seit unter der Regentschaft die Reorganisation desselben in's Leben gerufen war, das 3. Armeecorps, an dessen Spitze er in Schleswig-Holstein 1864 zum erstenmale Gelegenheit fand, sich bei Arnis, Düppel und Alsen in hervorragender Weise auszuzeichnen. Diese kühnen Sturmangriffe, die in einer echt deutschen Sache den ehrenvollen Ausgang gaben, trugen seinen Namen damals über ganz Deutschland: und, als er im Jahre 1866 an der Spitze der I. Armee stand, bewiesen die Tage von Gitschin und Sadowa, daß mit der größeren Aufgabe in gleichem Schritt auch die Kraft des fürstlichen Helden wuchs. In seiner straffen, festen Zucht, die dem gemeinen Mann neben dem Respect doch die Liebe nicht benahm, in der schneidigen Energie, die am einmal gesteckten Ziele mit eisernem Griffe festhielt, und der raschen Entschlossenheit lebten Züge des alten Blücher'schen Wesens in ihm wieder auf.

§ 744. Nicht minder eigenthümlich, und doch in seinem Wesen weit unterschieden, einst der ehrenwerthe Gegner in den Reihen des Feindes, nun ein treuer Verbündeter der norddeutschen Sache, stand der Kronprinz Albert von Sachsen, gleiches Alters mit Prinz Friedrich Karl, und durch einen ähnlichen militärischen Entwicklungsgang ausgezeichnet, da. Auch er hatte 1849 zuerst in Schleswig-Holstein gekämpft, hatte bei Gitschin und Königgrätz in einer unglücklichen Sache doch die sächsische Kriegsehre unbefleckt bewahrt, und noch vom letzten großen Entscheidungsfelde in der allgemeinen Auflösung das Corps seiner Sachsen in geschlossenen Reihen zurückgeführt. Hochgebildet, wie sein greiser königlicher Vater, und doch wieder Mann der energischen That, war er ein lebendiger, thatkräftiger Zeuge der nun vollendeten deutschen Einheit. — Auf der preußischen Seite hatten sich der Herzog von Coburg-Gotha, der Großherzog von Oldenburg und, wie gezeigt, der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin persönlich am Feldzuge betheiligt. Namentlich der Letztere, geb. 1823, fast bürgerlich in einem berühmten Institute Dresdens erzogen, im 19. Jahr seines Alters schon zur Regentschaft seines Landes berufen, war einer der frühesten, opferwilligsten Anhänger der neugestalteten deutschen Verhältnisse. Ebenso Prinz Wilhelm von Baden, geb. 1829, in preußischem Heerdienste gebildet, aus dem er 1863 als Generallieutenant ausschied;

patriotisch, weitsinnig, auch durch edles politisches Wirken in der Heimat ausgezeichnet, unternahm er es gleich nach dem Kriege von 1866 die badische Division ganz nach preußischem Muster zu organisiren; während Prinz August von Württemberg, der seit 1831 bereits dem preußischen Heere angehörte, in seinem treuen Ausharren auf der Seite, wohin sein Amt als Commandeur der Garde ihn stellte, zeigte, wie er den Gedanken des Familieninteresses allgemeinen Zielen unterzuordnen verstand. So waren diese beiden süddeutschen Prinzen die ersten Vorgänger auf der Bahn der Vereinigung des Südens mit dem Norden.

§ 745. Aber das große Werk der deutschen Erneuerung trugen neben den fürstlichen Persönlichkeiten vor Allen noch andere Männer auf ihren starken Schultern. Graf Otto von Bismarck, nunmehr zum Kanzler des Norddeutschen Bundes ernannt, erndtete jetzt, was er mit eiserner Beharrlichkeit einst ausgesäet hatte; nun kamen die Zeiten, in welchen das deutsche Volk ihn mit Fug und Recht jenem großen Staatsmann der Befreiungskriege, dem Freiherrn vom Stein, zur Seite stellte. Aber jene Züge, die wir als hervorragend deutsch gern an dem letzteren hervorheben: Tiefe des Gemüthes und Charakters, kühne, mächtige Phantasie, offene männliche Geradheit, und — im höchsten staatsmännischen Sinne gefaßt — ernste Sittlichkeit: sie gesellten sich in Bismarck den im engeren Sinn preußischen Zügen, der strengen Disciplin und opferwilligen Unterordnung unter die Ziele seines Monarchen, dem praktischen Talent, der blitzschnellen Geistesgegenwart, der durchdringenden Schärfe des Verstandes, wie sie an Preußens größten Politiker, der zugleich sein größter König gewesen, erinnern. Einer der gewaltigsten Redner unserer Nation im Abgeordnetenhause, einer der liebenswürdigsten Charaktere im Privatleben, in seinen Familienbriefen und Gesprächen sprudelnd von der Fülle der Lebendigkeit und des Humors — so hat diesen reich ausgestatteten Geist unser Volk in hundert Geschichten, Anekdoten und geflügelten Worten rasch seinen großen Lieblingen zugesellt. — Was aber er dem Staatswesen, das war dem Heer Hellmuth Freiherr v. Moltke. Wie Stein, Scharnhorst und Gneisenau hat ihn das weitere deutsche Vaterland dem engeren Kreise Preußens zugebracht. Geboren am 26. Okt. 1800 in der Mecklenburgischen Stadt Parchim, hatte er zu Kopenhagen im Cadettenhause seine Jugendbildung empfangen, war aber dann (wie einst Blücher aus dem schwedischen Dienst) 1822 aus dem dänischen in den preußischen Kriegsdienst übergetreten, hatte die Kriegsakademie in Berlin besucht und war als Lieutenant in das 8. Infanterie-Regiment eingetreten. In der langen Friedenszeit war die Carrière des jungen Offiziers nicht ohne Schwierigkeiten und harte Prüfungen: desto fleißiger und eingezogener lebte er, und benutzte jedes Mittel, sein kriegerisches Genie zu bilden. Die Thätigkeit im großen Generalstabe, in den er 1832 berufen ward, eröffnete ihm weitere Bahnen. So konnte er 1835—1839 die europäische und asiatische Türkei bereisen und seine hier gesammelten Erfahrungen in kriegswissenschaftlichen Arbeiten niederlegen. Von einer bedeutenden Stellung nun zur andern steigend, ward er 1858 oberster Chef des großen Generalstabes. Als Napoleon kurz darauf seinen Krieg gegen Oestreich führte, entwarf er bereits Pläne zu einem Feldzuge in Frankreich; als dann aber Oestreich ohne Preußen vorging, fand er persönlich wenigstens Zeit, den Feldzug im östreichischen Hauptquartier mitzumachen und denselben in einem classischen Werke zu beleuchten („der italienische Feldzug von 1859"). — Bis dahin war Moltke nur wenig über militärische Kreise hinaus genannt worden; aber nun bot ihm der dänische Krieg von

1864, wo er Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl war, und noch mehr der große Krieg von 1866 die Gelegenheit, seine Meisterschaft in der Entwerfung eines Feldzugsplanes zu entfalten. Hier war das präcise Ineinandergreifen aller Theile der großen Maschine, mit der man eine gewaltige Heereskraft vergleichen kann, und das convergirende Zusammenwirken aller Kräfte zum siegreichen Ausgange hin, sein Werk. Seitdem dehnte er seine organisirende Thätigkeit auf den ganzen Norddeutschen Bund aus. — Seine kühle, ruhige Besonnenheit, seine Fähigkeit, das Große und Nothwendige in einfachen Grundzügen mitten in der verwirrenden Menge der Einzelerscheinungen zu ergreifen, die sonnenklare Ruhe, die Feinheit, Hoheit und Gelassenheit seines Wesens, das ernste Wägen vor dem kühnsten Wagen, ließen ihn mit Recht als den geistigen Erben Scharnhorst's und Gneisenau's erscheinen. — Gleich ihm durch eine lange, ernste Lebensschule zu den höchsten Aufgaben vorbereitet, war der Dritte in diesem Bunde, der Kriegsminister Albert von Roon. Gleiches Alters mit Moltke, war er zumeist an den höheren militärischen Lehranstalten thätig gewesen; auf den Gebieten wissenschaftlicher Studien, namentlich der geographischen, hatte er Nahrung für seinen strebenden Geist gesucht; endlich hatte ihn seines Königs Blick aus Vielen als den Berufensten herauserkannt, seinen Gedanken, die Heeresreorganisation, durchzuführen. Sie war das Werk, das ihn bewährte. Tief religiös, ohne Haschen nach glänzendem Außenschein, immer auf den Kern der Sache gerichtet, gab es für ihn, wo Ehre und Pflicht gebot, keine Unmöglichkeit, schreckte ihn allgemeine Feindseligkeit so wenig, als später Lob und Lohn ihn reizte.

§ 746. Unter den Generalen selbständig auftretender Armeen hatten sich ferner vor Allen zwei bewährt, welche die in Preußen alte Erfahrung, daß auch Greise Heere mit Jünglingsfeuer führen können, bestätigt haben: Steinmetz und Vogel von Falkenstein. Steinmetz, geb. 27. Decbr. 1796 zu Eisenach, aus altpreußischer Soldatenfamilie stammend, im Cadettenhause zu Culm erzogen; Falkenstein, geb. 5. Januar 1795 in Schlesien, früh verwaist, durch seinen Oheim, der Fürstbischof von Breslau war, ursprünglich dem geistlichen Stande bestimmt, dann aber doch Soldat, nach seines Herzens freiem Zuge: Beide, fast noch Knaben, im großen Sturm des Befreiungskrieges unter York und Blücher bereits als Offiziere stehend; Beide, nach früh bewährter Tapferkeit, dann erst in die langsame, gründliche Schulung militärwissenschaftlicher Ausbildung eintretend; Steinmetz, gleich Roon, vorwaltend Lehrer und Leiter militärischer Institute, Falkenstein in freier Laufbahn selbst künstlerischen Lieblingsneigungen (der Glasmalerei) hingegeben: so entschwand ihnen die lange Friedenszeit, und erst das Alter, in dem Andere müde ihre Thätigkeit ruhen lassen, fand Beide an der Spitze von Armeen, in deren Führung wir sie 1866 sich bewähren sahen: und zwar den Einen mehr in der freien Genialität, die seinem bisherigen Leben eigen gewesen, den Andern in der strengen, scharfen, schneidigen Haltung, die den Soldaten der altpreußischen Schule bezeichnet.

§ 747. Und nur angedeutet kann hier werden, in wenigen Namen und Persönlichkeiten, wie ein reicher Nachwuchs jüngerer Generale, die später, 1870—1871, fast sämmtlich an der Spitze von Armeecorps geglänzt haben, bereits der Stolz der Armee war. So Franseki (geb. 1807), der unerschütterliche Vertheidiger des Waldes von Benatek in der Schlacht von Sadowa; Kirchbach, (geb. 1809), der an der Spitze der 10. Division den Siegeslauf der II. Armee bei Nachod, Skalitz und Schweinschädel eröffnet; General Freiherr v. Manteuffel, der Gouverneur Schleswigs seit 1865,

dann der Commandeur der Mainarmee nach Falkensteins Abberufung; Goeben, (geb. 1816) schon bei Düppel und Alsen ausgezeichnet, dann der kühne unermüdliche Vorkämpfer der Mainarmee; A. v. Werder, geb. 1808, wie Moltke sowohl in der Schule des preußischen Generalstabes wie auf fremden Kriegsschauplätzen (in den Feldzügen der Russen im Kaukasus) durchgebildet, und, in Schleswig-Holstein, wie bei Gitschin und Königgrätz bewährt. — Ferner die Chefs der verschiedenen Generalstäbe, Voigts-Rheetz (geb. 1809) bei der I., und Blumenthal (geb. 1810) bei der II. Armee, von Sperling, Stiehle u. A. Auch in der bairischen Armee hatten Generale, wie v. der Tann (geb. 1815), altadeligem fränkischem Geschlecht entsprossen, der 1848 und 1849 als Führer eines Freicorps in Schleswig-Holstein schon die Aufmerksamkeit des ganzen Deutschlands auf sich gezogen, trotz der Ungunst der Verhältnisse, in denen sie standen, gezeigt, was sie leisten würden, wenn ein gemeinsames deutsches Heerwesen und das Gefühl, für das große Gesammtvaterland zu streiten, sie tragen würde. — So stand Deutschland, stark in sich, bereit, was es errungen, zu vertheidigen, wenn ihm nicht beschеert sein sollte, das Werk seiner Einigung im Frieden auszubauen. Und daß dies nicht geschah, dafür sorgte die Eifersucht des neidischen, eitlen Nachbars im Westen.

9. Frankreichs Angriff auf Deutschland.

§ 748. Frankreich, fast seit einem Jahrhundert das Land der Revolutionen, krankte an den Schäden eines immer auf's neue unterwühlten Gemeinwesens, in welchem seit der verbrecherischen Gestaltung seiner großen Revolution von 1789 (§ 535 ff.) noch keine geordnete Regierung je dauernd hatte festen Grund fassen können. Napoleon III. hatte durch den Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 unter Strömen freventlich vergossenen Blutes die höchste Gewalt in Frankreich an sich gerissen und darauf durch allgemeine Volksabstimmung sich zum Kaiser der Franzosen erwählen lassen. Länger als ein Jahrzehnt hatte er, wenngleich mit den gewissenlosesten Mitteln und unter einer stets anwachsenden Steuerlast, die Ruhe und Ordnung in Frankreich aufrecht erhalten. Handel und Gewerbe waren aufgeblüht und für die mangelnde Freiheit entschädigte sich das französische Volk durch um so zügelloseren Lebensgenuß und um so rastloseres Jagen nach den Schätzen dieser Welt. Auch für Ruhm (gloire und prestige), der jenem Volke fast so nöthig erscheint wie Brot und Spiele, war unter der Napoleonischen Regierung gesorgt worden. Der Krimkrieg, in Verbindung mit England gegen Rußland unternommen (§ 716), und der italienische Krieg, in Verbindung mit Italien gegen Oestreich geführt (§ 718), waren siegreich ausgefochten worden, und hatten Frankreich den Glauben verliehen, daß es an der Spitze Europa's stehe. Aber seit der Mitte der sechziger Jahre hatte Napoleons Glück Rückschläge erfahren. Aus Mexiko, wo er während des amerikanischen Bürgerkrieges ein von ihm abhängiges Kaiserreich unter Kaiser Franz Josephs unglücklichem Bruder Maximilian hatte herstellen wollen, hatte er, nachdem er vergeblich Millionen an Geld und Tausende an Menschenleben geopfert, weichen müssen, und der blutige Schatten des von Napoleons Heer verlassenen und darauf von den dortigen Republikanern hingerichteten Maximilian (9. Juni 1867) stand wie ein Ankläger gegen seinen Ehrgeiz da. Im Innern Frankreichs erhob sich die, nur immer auf kürzere Zeiträume besänftigte Stimme der Republikaner gegen ihn. Nun kamen die unerwarteten wie betäubenden Siege der Preußen über die Oestreicher. Napoleon hatte

gehofft, in Deutschland würde sich ein langer Bürgerkrieg entzünden, oder auch Preußen werde besiegt werden; in beiden Fällen hatte er dann einschreiten wollen, als der gewaltsame Vermittler, um dabei Eroberungen am Rhein und in Belgien machen, namentlich aber eine hochangesehene, oberste Rolle in Europa und den Schutzherrn Deutschlands spielen zu können. Von dem Allen war das Gegentheil eingetreten. Preußen hatte einen kriegerischen Ruhm erworben, der selbst den des ersten Napoleon übertraf; und Deutschland, statt schwach und zerrüttet zu sein, stand einiger und stärker da, als je zuvor. Und, war auch Napoleon selbst zu klug, um sofort gewaltsam gegen die Erfolge Preußens aufzutreten: das französische Volk und namentlich das französische Heer ertrug es nicht, sich in der Waffenehre von einem anderen Volke übertroffen zu sehen, und Staatsmänner wie Thiers machten es dem Kaiser zum Vorwurfe, daß er es zugegeben habe, daß eine deutsche Einheit geschaffen. „Rache für Sadowa" war deshalb der Ruf, der „großen" Nation. Von der französischen Regierung waren, wenngleich sehr behutsam, Compensationsforderungen, d. h. Zumuthungen, die auf Abtretung deutschen Grenzgebietes zur Befriedigung und Versöhnung Frankreichs zielten, gemacht, aber von Preußen abgewiesen worden. Unter diesen Umständen mußte Preußen in jedem Momente eines Angriffs gewärtig sein. Napoleon sah sich dabei von den Franzosen mehr vorwärts gedrängt, als daß er selber nach einem Kampfe gedürstet hätte, dessen Gefahren er besser ermaß, als die Mehrzahl seines Volkes.

§ 749. Schon im Jahre 1867 hätte die Luxemburger Frage beinahe zu einem Kriege geführt. Dem Großherzogthum Luxemburg und einem Theile der holländischen Provinz Limburg war durch die Verträge von 1815 und 1839 eine unnatürliche Mittelstellung gegeben, indem beide Länder zwar unter der niederländischen Souveränetät standen, gleichwohl aber dem deutschen Bunde mit angehörten (§ 698). Nachdem derselbe 1866 sich aufgelöst, waren diese Gebiete aus der großen Gemeinschaft selbstverständlich herausgetreten. Die Stadt Luxemburg aber, eine wichtige Bundesfestung, und die Hauptstadt des seinem Kerne nach deutschen, doch sonst vielfach verwelschten Ländchens, hielten noch immer die Preußen besetzt. Nun forderte Frankreich die Räumung dieser, angeblich Frankreich bedrohenden Stellung; zugleich verbreiteten sich Gerüchte, Frankreich sönne, mit Einwilligung des Königs der Niederlande, auf eine Annexion Luxemburgs, um sich dadurch eine Entschädigung für die vermehrte Macht Preußens zu schaffen. Schon verbitterte sich in den öffentlichen Blättern und auch in der Landesvertretung beider großen Reiche der Streit. Da zeigte Preußen seine völlige Friedensliebe, indem es dem Vorschlage Gehör gab, daß eine europäische Conferenz zur Ausgleichung des Streites zu London zusammenträte, und hier wurde der Vorschlag angenommen, daß die Festung Luxemburg von den Preußen geräumt und demnächst geschleift, das gesammte Land dagegen bei dem oranisch-niederländischen Herrscherhause verbleibe, für neutral erklärt und diese Neutralität unter die Gewähr der europäischen Mächte gestellt werde (11. Mai 1867). Zugleich blieb es im Zollvereine, und dadurch mit Deutschland wie früher verknüpft.

§ 750. So war der Sturm noch einmal beschworen und die Gefahr vorübergegangen, doch weniger durch die Friedensliebe Frankreichs, als weil die Umbildung des französischen Heeres, dem nach dem Vorbilde der preußischen Heerverfassung noch eine Reserve und Mobilgarde (die der Landwehr entsprechen sollte) zur Seite gestellt wurde, und die Bewaffnung dieses Heeres

mit dem Chassepot-Gewehre, das man dem Zündnadelgewehre bei weitem überlegen wußte, und mit den neu erfundenen Mitrailleusen noch nicht fertig war. Diese französische Armeeorganisation aber wurde in den Jahren 1867 bis 1869 durch den Kriegsminister Niel vollständig durchgeführt, und nun glaubte sich Frankreich Preußen und dem Nordbunde mehr als gewachsen. Von der republikanischen Partei im Innern bedrängt, hatte Napoleon sich zu einem parlamentarischen Systeme gewandt, das unter dem Ministerium Ollivier in's Leben trat, und hatte durch eine allgemeine Volksabstimmung (Plebiscit) diese Veränderungen, in Wahrheit dadurch seine eigene Stellung in Frankreich, bestätigen lassen. Und obwohl die Zahl der ihm feindseligen, republikanischen Stimmen selbst im Heere nicht gering gewesen, so war ihm doch durch eine stattliche Mehrheit seine Gewalt auf's Neue verbürgt worden. Er schien fortan nur noch im Sinne einer gemäßigten Freiheit regieren zu wollen.

§ 751. Das Jahr 1870 ließ mithin sich friedlicher an, als die vorhergehenden, und Preußens König Wilhelm weilte im Juni seiner Gesundheit wegen im Bade zu Ems, als die Nachricht kund ward, die Spanier, die im Jahre 1868 ihre Königin Isabella vertrieben hatten und seitdem ohne monarchisches Oberhaupt gewesen, hätten durch ihren Ministerpräsidenten Prim dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern (aus der fürstlichen Nebenlinie, § 274) die Krone ihres Landes angetragen. In Frankreich nahm man die Miene an, als sei dies ein neues ehrgeiziges Uebergreifen Preußens, und der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog von Gramont, gab in der Kammer eine Erklärung ab, Frankreich werde eine solche Vergrößerung der preußischen Macht nimmermehr dulden. Auch jetzt bethätigte Preußens König wieder seine Friedensliebe. Zwar lehnte er es ab, seinem Verwandten die Annahme der spanischen Krone zu verbieten, wie von Frankreich her gefordert wurde. Doch geschah dies ohne jede schroffe Form, und als gleich darauf der Erbprinz aus freiem Antriebe jener Krone entsagte, schien jeder Grund einer Entzweiung der beiden großen Mächte geschwunden. Nun aber zeigte es sich, daß man in Frankreich nur einen Vorwand für den lang beabsichtigten Krieg gesucht habe. Gramont erklärte den Rücktritt des Prinzen für Nebensache und wagte es, durch den französischen Botschafter Graf Benedetti in Ems dem Könige die Gewähr dafür abzuverlangen, daß eine etwa sich wiederholende Candidatur desselben von Seiten Preußens nie eine Unterstützung finden würde: ja er wagte dem preußischen Gesandten in Paris anzudeuten, daß ein entschuldigender Brief des Königs an den Kaiser am besten das beleidigte Nationalgefühl in Frankreich beschwichtigen werde. Gegen diese, durch Benedetti noch dazu in taktloser Weise vorgebrachten Forderungen erhob sich ruhig und würdig der gerechte Königsstolz des greisen Helden. Der Franzose ward abgefertigt, höflich und kalt, wie er es verdiente und wie es sich von selbst verstand. Durch ganz Deutschland aber zündete des Königs Haltung wie ein Blitz. Die Demüthigung, die dem Haupte Deutschlands angesonnen war, empfand das ganze deutsche Volk wie ein Mann. Hatte Frankreich Krieg gewollt — Deutschland hatte ihn nicht gesucht — so mochte es auch Krieg haben. Des Königs rasche Rückkehr von Ems am 15. Juli gestaltete sich zu einem feierlich-ernsten, hochbegeisterten Triumphzuge. In Brandenburg, wohin ihm Graf Bismarck entgegengereist war, empfing er die Nachricht, daß in Frankreich, wo man durch die Abweisung Benedetti's die Nationalehre als tief beleidigt darstellte, der Befehl der Mobilmachung des Heeres so eben ergangen sei, und daß der Senat mit rasendem Beifall die kriegerischen Er-

klärungen Gramonts aufgenommen habe. Als der König Wilhelm, den Kronprinzen an seiner Seite, Abends in seiner Hauptstadt anlangte, ward er fast auf den Händen getragen von seinem muthig und entschlossen ihm zujauchzenden Volke. Aus allen Gauen des Vaterlandes, aus allen seinen blühenden, fleißigen, sonst so friedliebenden Städten kamen die freudigen Zustimmungen zu dem königlichen Entschlusse. Schon am 19. trat der Reichstag des Norddeutschen Bundes zusammen, und stellte in begeistertem Anschluß an die Schritte der Regierung alle Mittel zum Kriege zu ihrer Verfügung, die sie forderte. An demselben Tage wurde auch die französische Kriegserklärung in Berlin übergeben. König Wilhelm aber erneuerte, Angesichts der ernsten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten der Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege, an eben diesem 19. Juli, dem Todestage seiner Mutter, der Königin Luise, den Orden des eisernen Kreuzes, zur Belohnung für jedes Verdienst, das in diesem Kriege, sei es unmittelbar im Kampf mit dem Feinde, sei es daheim durch aufopfernde Mitwirkung, erworben werde.

10. Eröffnung des Krieges gegen das Kaiserreich.

§ 752. „Frankreich ist vollbereit (archiprêt)", so hatte der Kriegsminister Marschall Le Boeuf erklärt, und auf dieses Wort hin hatte Napoleon sich in den, von seinem Staatsministerium so muthwillig heraufbeschworenen Krieg eingelassen. Aber er verfügte nur etwa über 300,000 M., die er, bei schlecht geordneten Transportmitteln, nicht einmal sogleich an der Grenze hatte. Napoleon wußte, daß Preußen allein ihm sofort 350,000 Mann entgegenstellen konnte, mit dem übrigen Deutschland vereint, 550,000. Aber er dachte doch früher fertig zu sein als der Feind, bei Maxau (unweit Carlsruhe) mit 250,000 Mann den Rhein zu überschreiten und die süddeutschen Staaten zur Neutralität oder zum Abfall zu bringen; dann hoffte er nach dem ersten glücklichen Schlage, den er gegen Preußen führen würde, Oestreich, Italien, Dänemark auf seiner Seite zu haben, ja auf den Abfall Süddeutschlands, und Sachsens von Preußen und selbst auf eine Erhebung der Hannoveraner, Hessen und Schleswig-Holsteiner mitrechnen zu dürfen. Im Hinblick auf diesen Plan sammelte er unter Marschall Mac Mahon 100,000 Mann im Elsaß bei Straßburg; die Hauptarmee, die er selber führen wollte, 150,000 Mann stark, in Lothringen bei Metz; und die Reserve, 50,000 Mann unter Canrobert, in dem befestigten Lager von Chalons. Die Armee von Metz sollte sich dann an die des Elsaß heranziehen und so den Rheinübergang bewerkstelligen. Am 28. Juli war der Kaiser, welcher die Regentschaft Frankreichs seiner Gemahlin übertragen hatte, mit seinem vierzehnjährigen Sohne in Metz eingetroffen. Es fehlte aber viel, daß er, wie er gehofft hatte, schon Alles zum Angriff bereit fand. Vielmehr waren es die Deutschen, die im Vorsprung waren.

§ 753. Auf deutscher Seite waren schon seit Jahren die Schritte vorausbedacht, die ein französischer Angriff nöthig machen würde. Schon im Winter 1868/69 hatte der General von Moltke in einer Denkschrift dargestellt, daß Napoleon in diesem Falle voraussichtlich einen Einfall in Süddeutschland zu seinem Feldzugsplan machen werde, und die Maßregeln genau entwickelt und berechnet, die dann preußischer oder deutscher Seits genommen werden müßten. Es war vorgesehen, daß dann zur Abwehr des feindlichen Vorstoßes die deutschen Truppen in der Pfalz zusammengezogen werden sollten, von wo aus sie vermöge ihrer besseren Organisation dem

Feinde durch einen Flankenangriff zuvorkommen konnten. Nach diesen Voraus-berechnungen handelte man nun im entscheidenden Momente. Es ward eine I. Armee aufgestellt unter General Steinmetz' Führung, bestehend aus dem 7. Armeecorps unter Zastrow (Westfalen) und dem 8. unter Göben (Rheinländer), die ihre Richtung vom Niederrhein her gegen die Mosel nahm und den rechten Flügel des deutschen Heeres bildete. Die II. Armee unter Prinz Friedrich Karls Führung, bestehend aus dem Gardecorps unter Prinz August von Württemberg, aus dem 3. Armeecorps unter v. Alvensleben II. (Brandenburger), aus dem 4. unter v. Alvensleben I. (Provinz Sachsen), dem 9. unter Mannstein (Schleswig-Holsteiner 18. Division, und die Großherzogl. Hessische [25.] Division), dem 10. unter Voigts-Rheetz (Hannoveraner, Braunschweiger, Oldenburger), dem 12. unter Kronprinz Albert von Sachsen (Königreich Sachsen), hatte die Aufgabe einstweilen den Feind zu beobachten und sich je nach Bedürfniß süd- oder westwärts zu wenden; sie sammelte sich in der Pfalz zwischen Rhein und Nahe. Südlich daran schloß sich die III. Armee unter dem Be-fehle des Kronprinzen von Preußen, die aus dem 5. Armeecorps unter v. Kirchbach (Posener, Schlesier), dem 11. unter v. Bose (Hessen, Nassauer, Thüringer), dem 1. bairischen Corps unter v. der Tann und dem 2. bairischen unter v. Hartmann, der württembergischen Division unter Obernitz und der badischen unter Beyer bestand. Ihr Ziel war der direkte Angriff nach Süden, um den Vormarsch des Feindes zu hindern. So standen bereits am 2. August 1870 an 450,000 Mann fertig da, auf dem engen Raume zwischen Trier und Landau, denen weitere 100,000, das 1. Armeecorps unter Manteuffel (Preußen), das 2. unter Fran-secki (Pommern) und das 6. unter Tümpling (Schlesier), damals noch in der Beförderung von den äußersten Grenzen der Monarchie her begriffen, folgten. Zur Sicherung der Küsten, welche die französische Flotte prahlerisch mit einem Angriffe und der Ausschiffung eines Heeres bedrohte, hatte Ge-neral Vogel von Falkenstein das Gouvernement der an der Nord- und Ostsee gelegenen Provinzen bekommen: man hielt die dort stehenden geringen Kräfte, unterstützt von der patriottischen Thätigkeit der Bevölkerung für aus-reichend, jede Landung abzuwehren.

§ 754. Der gewaltig sich entfaltenden deutschen Schlagfertigkeit gegen-über trat im französischen Hauptquartier gleich Anfangs Unschlüssigkeit hervor. Um aber doch den Parisern einen ersten Triumph berichten zu können, ließ Napoleon am 2. August einen Angriff auf Saarbrücken machen, das Oberst v. Pestel mit 3 Escadrons und 2 Bataillonen bis dahin so kunstvoll behauptet, daß es den Anschein geboten, als sei es von starken Truppenabtheilungen be-setzt. Natürlich zog sich diese Abtheilung vor der anrückenden Uebermacht zurück, und nun konnte Napoleon wirklich von dieser „Schlacht", in welcher sein Sohn die Feuertaufe erhalten, mit Pomp nach Paris und an die Kaiserin berichten. In der That aber war man unschlüssig, ob man Mac Mahon an die Armee von Metz, oder diese umgekehrt noch gegen den Rhein ziehen sollte. Als aber die Truppen in letzterer Richtung vorzugehen be-gannen, erkannte man deutscher Seits, daß der Moment des langvoraus-berechneten Angriffs in der Richtung rheinaufwärts gekommen sei.

§ 755. Am 4. August 1870 überschritt der Kronprinz von Preußen mit der III. Armee von Landau und Germersheim her die Grenze und griff die zu Mac Mahons Armee gehörende Division Abel Douay bei Weißen-burg an. Es entspann sich um die, noch mit alten Mauern umgebene

Stadt und namentlich um den dahinter liegenden Gaisberg ein äußerst erbitterter Kampf, in welchem die Franzosen zum Weichen, zum Theil zur Ergebung in dem festen Gehöfte genöthigt wurden. Schon dieser erste Zusammenstoß, in welchem auch der französische Führer fiel, hatte blutige Opfer gekostet; die herrliche Frucht aber dieses ersten Sieges war die frohe Zuversicht auf das Gelingen der guten Sache, die sich im Heer und in ganz Deutschland verbreitete, und die mit Blut besiegelte Waffengemeinschaft, in welcher hier Baiern und Preußen mit gleichem Eifer und Erfolg gerungen.

§ 756. Mac Mahon sammelte nun in der Eile sein I. Corps, Theile des VII. Corps (Felix Douay) vom oberen Elsaß her und suchte auch, obwohl vergeblich, das V. Corps (Failly) von Westen her heranzuziehen. Mit diesen Truppen nahm er 2½ Meile südlich von Weißenburg eine Stellung vor den Vogesenpässen westlich von der großen Straße auf Straßburg, welcher das deutsche Heer folgte, bei Wörth ein. Aber auch hier ließ ihm die Armee des Kronprinzen nicht die Zeit, seine Kräfte alle zu sammeln. Am 6. ging das 2. bairische Armeecorps unter General v. Hartmann von rechts her zum Angriff auf die festen Höhen, die der Feind besetzt hatte, vor; ihm folgte das 1. unter v. d. Tann und links das preußische 5. Corps, dann das 11. und, am weitesten südlich, unter General v. Werder, die Badener und Württemberger. In dieser Reihenfolge rückten nach und nach die Truppen in's Feuer, nahmen das Dorf Wörth, überschritten das tief eingeschnittene Thal und den dasselbe durchfließenden Bach und begannen den Sturm auf die französische Schlachtlinie, die sich über die Dörfer Fröschweiler und Elsaßhausen auf Mörsbrunn zog. Der Angriff auf die Höhen, namentlich die von Turkos und Zuaven dicht besetzten Weinberge, war ein heißes und blutiges Werk; als aber zuletzt von der linken Seite her das 11. Corps und die Württemberger und Badener die Schlachtlinie des Feindes fast überflügelt hatten, entschloß sich Mac Mahon zum Rückzuge. Dieser artete bald in wilde Flucht aus. Ein Theil der französischen Armee war nach Süden abgesprengt und kam Abends voller Schreck und Verwirrung auf Eisenbahnzügen in Straßburg an; die anderen Massen drängten sich über Reichshofen und Niederbronn durch die Vogesenpässe, ohne daß Mac Mahon im Stande war, sie diesseits des Gebirges in militärischer Ordnung wieder zu sammeln.

§ 757. An demselben Tage, an welchem bei Wörth so blutig gerungen wurde (6. August), ging die 14. Division (7. Armeecorps, I. Armee) unter Generallieutenant von Kameke gegen die steilen, mit allen Truppenabtheilungen des II. französischen Corps (Frossard) besetzten Höhen von Spicheren, unweit Saarbrücken, vor. Dieser Sturm forderte noch blutigere Opfer, als die Kämpfe im Elsaß. Der Kanonendonner lockte andere Divisionen, die 13. (v. Glümer), die 16. (v. Barnekow) und die 5. (v. Stülpnagel, 3. Armeecorps von der II. Armee) herbei, die zum Theil, wie sie aus den Waggons der Eisenbahn sprangen, sofort in den Sturm und in den Kugelregen geworfen wurden. Endlich erklomm sogar Artillerie und Reiterei die furchtbaren Höhen, auf denen zuerst nicht einmal der Infanterist festen Fuß hatte fassen können. Frossard, der die Unterstützung des III. Corps unter Bazaine abgelehnt hatte, wich nun gegen Forbach, die erste lothringische Stadt jenseits der Grenze, zurück. — Während Mac Mahon nicht einmal im Stande war, sein aufgelöstes Heer an die französische Hauptarmee in Lothringen heranzuführen, erkannten nun auch die Führer dieser letzteren, daß eine Rückwärts-Concentrirung ihrer Kräfte unvermeidlich sei, und wichen gegen die Mosel

westwärts. Der Krieg der Deutschen hatte glückverheißend begonnen, dem Feinde war der festgehoffte Einfall auf deutschen Boden unmöglich gemacht: noch aber hatten die besten Corps der Franzosen nicht gefochten, und die Entscheidung stand noch bevor.

§ 758. In Paris hatten die ersten falschen Siegesnachrichten einen Taumel fieberhafter Begeisterung erregt: um so niederschmetternder wirkte nun die Nachricht der furchtbaren Niederlage, die dagegen in Deutschland das gehobenste Gefühl der Siegesfreude vom Rhein bis zur Memel weckte. Schon diese Anfangstage des Krieges führten die ersten Söhne Frankreichs und Afrikas nach Berlin — aber als Gefangene. — Auch die helfende Liebe fand nun volle Arbeit, um die Tausende von Verwundeten zu pflegen: so schon in den nächsten Tagen in der Pfalz und in Baden, dann in stets weiter wachsenden Kreisen, bis zur Donau, der Elbe, der Oder hin.

11. Metz (14.—18. August) und Sedan (2. September).

§ 759. Seitens der Deutschen begann nun der gemeinsame Vormarsch der drei Armeen weiter nach Frankreich hinein. Der größten Anstrengungen bedurfte dazu die rechts einschwenkende III. Armee, die ohnehin in mehrere Heeressäulen auseinander gerissen, die schwierigen Pässe der Vogesen überschritt, bis sie etwa am 12. August in gleicher Höhe mit der II. Armee stand und Fühlung mit ihr gewann. Sie fand vor ihrer Front Nancy unbesetzt und verfolgte ihren Weg weiter auf Chalons, während die II. Armee die französische, nun unter Bazaine's Oberbefehl gestellte Hauptarmee auf Metz hin verfolgte. Schon jetzt war es der Plan der Franzosen, den Osten ihres Landes, bis auf die beiden gewaltigen, einen festen Halt gewährenden Festungen Metz und Straßburg, preis zu geben, bei Chalons ihre sämmtlichen Armeen zu vereinigen, und auf Paris zurückzugehen, um unter den Mauern der Hauptstadt die Entscheidung zu suchen. Zu diesem Zwecke aber mußte auch Bazaine bei Metz so schnell als möglich die Mosel überschreiten, und über Verdun weiter Chalons zu gewinnen suchen. Daß dieser Plan nicht zu Stande kam, vereitelten die drei Schlachten vor Metz, vom 14.—18. August 1870.

§ 760. Ehe es nemlich Bazaine gelang, seine Armee durch Metz hindurch auf das linke Moselufer zu ziehen, erreichte die deutsche I. Armee seine Nachhut bei Colombey, östlich vor dieser Stadt, am 14. August (Courcelles, Borny). Dadurch sah sich das III. französische Corps genöthigt, die Schlacht aufzunehmen, und Bazaine war gezwungen, auch sein IV. Corps (Ladmirault) Kehrt machen zu lassen, um seine gefährdeten Truppen zu unterstützen. Die Preußen drangen mit Ungestüm bis unter die Mauern von Metz vor. Ueber diese Schlacht büßte Bazaine, der ohnehin durch Unschlüssigkeit und Zaudern schon mehrere Tage verloren hatte, die letzte Zeit ein, die ihm noch blieb, um ungehindert von Flankenangriffen der Unsrigen auf den Straßen über Verdun nach Westen hin zu entkommen.

§ 761. Denn inzwischen gewann die II. Armee Zeit, mit ihren vordersten Armeecorps die Mosel zu überschreiten und von Süden her Metz zu umgehen. Als deshalb Bazaine, durch die Wiederordnung seiner Truppen noch weiter aufgehalten, erst am 16. August den Plan seines Abmarsches auf Verdun wieder aufnahm, ward er durch das 3. preußische Armeecorps unter General Alvensleben, eine Brigade vom 10. Corps und die 5. und 6. Kavallerie-Division mit solcher Heftigkeit angegriffen, daß Bazaine die ganze II. Armee der Preußen sich gegenüber glaubte und mit allen seinen

Corps gegen sie Front machte. Gleich im ersten Vorgehen wurde das am westlichsten auf der Heerstraße nach Verdun gelegene Dorf St. Hilaire, die Dörfer Mars la Tour und Vionville von den Unsrigen besetzt und ausdauernd festgehalten, so sehr auch später der Kampf schwankte. Bazaine glaubte vor Allem seinen linken Flügel und damit seine Verbindung mit Metz bedroht; er sammelte hier alle Kraft der Vertheidigung und suchte dann allmählich das III. deutsche Armeecorps, besonders die unerschütterlich ausharrende Division Buddenbrock, von Westen her zu umklammern. Aber die wackeren Brandenburger, die Kinder der Provinz, von der schon Friedrich der Große gesagt hat, wenn ihm Alles genommen wäre, Hab und Gut, Land und Leute, und er hätte nur seine brandenburgischen Regimenter noch, so wolle er nichts verloren geben, waren nicht zu bewältigen: 33,000 Mann hatten hier ein Heer von 2—3facher Stärke angegriffen und den Schlüssel seiner Stellung gleich Anfangs ihm entrissen; nach 3stündigem Kampfe erst zog ihnen die erste Hilfe zu, 4600 Mann, dafür verstärkten sich die Gegner um 57,000 Mann; als das Verhältniß, etwa um 2 Uhr auf der Höhe des Kampfes, am ungleichsten war, stritten 150,000 Franzosen gegen 38,000 der Unseren. Alles was diesen dann noch, vom 4. Armeecorps und durch das Herankommen des übrigen 10. Armeecorps, zugeführt wurde, überstieg nicht 31,000 Mann. Dennoch behaupteten sie das Schlachtfeld. In dem furchtbarsten Momente der Entscheidung hatte General von Alvensleben zwei Kavallerie-Regimenter, das 7. Kürassier- und das 16. Ulanenregiment, zum Angriff auf den Feind geworfen: sie stürzten sich, den Tod vor Augen sehend, auf die vor ihnen stehenden Batterien, überritten sie, brausten weiter auf Infanteriecolonnen, die sie sprengten, drangen in eine Mitrailleusen-Batterie, bis die feindliche Reiterei die Athemlosen faßte, durch die sie sich dann noch den Rückweg bahnen mußten:

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt:
Wohl wichen sie unseren Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben!

Und gleich todesmuthig gingen später die zwei Garde-Dragoner-Regimenter vor. Aber diese heldenmüthigen Vorstöße erreichten wenigstens ihr Ziel, indem der übermächtige Feind seine Angriffe nicht auszuführen wagte, bis endlich durch die eintreffenden Verstärkungen die gleich Anfangs eingenommenen Positionen behauptet wurden.

§ 762. In diesem Kampfe von Vionville, 16. August, ruhte vorbedeutsam schon die Entscheidung des 18. August, ja die Entscheidung der späteren großen Katastrophe. Bazaine gab den Gedanken auf, an diesem Tage nach Verdun abzuziehen: er wagte es auch am folgenden Tage nicht, obwohl ihm noch die nördlichen Straßen über Etain und Briey offen standen. Er nahm vielmehr, nachdem er seinen Truppen Erholung gewährt, die Defensivschlacht an. Am 17. August waren alle Corps der I. und II. deutschen Armee auf das linke Moselufer gezogen; nur das 1. war auf dem rechten Ufer zur Beobachtung von Metz zurückgelassen worden. — An 200,000 Deutsche rückten am 18. August in die Schlacht von Gravelotte (Verneville, St. Privat) unter des Königs eigener Führung, dem zur Seite Prinz Friedrich Karl, Steinmetz, Moltke, Roon, Bismarck sich befanden, zum großen Entscheidungskampfe aus. Da man deutscherseits nicht wußte, ob nicht Bazaine seinen Abzug auf Etain bereits angetreten habe, so mußte der linke Flügel

der deutschen Armee weit ausgreifen, um ihn zu erreichen: alsdann mußte der rechte Flügel als Reserve nachrücken. Traf man ihn aber in fester Stellung auf dem Thalrande näher gegen Metz hin, so mußte der linke Flügel dann einschwenken, um ihn in seiner rechten Flanke zu umgehen. Dies letztere war der Fall: beide Heere schlugen in umgekehrter Front, die Franzosen gegen Westen, die Deutschen gegen Osten blickend; um so furchtbarer wurde dem Verlierer der Ausgang, um so entschlossener mußte das Aeußerste abgewehrt werden. In der That fochten die Franzosen in diesen Tagen vor Metz mit ihrem alten Soldatenruhm. Sie standen auf den Hochrändern des steilen Plateaus westwärts vor den Metzer Forts St. Quentin und Plappeville. Hinter dem schroffen Thaleinschnitt am Bois de Vaux stand am weitesten südlich das II. Armeecorps (Frossard), nördlich daran im Centrum das III. (Le Boeuf), dann in derselben (nördlichen) Richtung weiter hinter den Linien von Armanvilliers das IV. (Ladmirault), und am weitesten nördlich, St. Privat besetzend, das VI. Corps (Canrobert). Die Reserve bildeten die Garden, die hinter dem II. und III. Corps, aber zu entfernt, um dem rechten Flügel Hilfe bringen zu können, aufgestellt waren. Die Schlacht sollte nur defensiv geliefert werden, wozu die Franzosen ihre Stellungen auf alle Weise verstärkt hatten: ihre Batterien bestrichen die in breiter Fläche vor den tiefen Einschnitten aufsteigenden Plateaus, über welche die Deutschen herannahen mußten; etagenförmig übereinanderliegende Schützenreihen boten dem Chassepotfeuer einen weiten Spielraum. Von den Unsrigen waren am weitesten rechts (südlich) hinter der engen Schlucht von Mance das 7. Armeecorps, weiter nördlich das 8. aufgestellt. Diese Truppen der I. Armee leitete General von Steinmetz: dann folgte, dem Centrum der Franzosen gegenüber, das 9. Armeecorps. Die Garden und das zwölfte Armeecorps bildeten, unter Prinz Friedrich Karls Führung, den äußersten linken Flügel (als Reserve dienten ihnen die am 16. so schwer mitgenommenen Corps, das 3. und 10.); sie waren aber noch weit zurück und damit beschäftigt, durch eine Rechtsschwenkung vor den Feind zu gelangen. — Um 12 Uhr begann das 9. Corps das Geschützfeuer auf die Linie des französischen Centrums bei Armanvilliers: indem gleichzeitig die 25. Infanterie-Division sich im Walde von la Cusse festsetzte und trotz aller Verluste sich nicht wieder aus demselben vertreiben ließ, gewann die Schlacht eine gewisse Aehnlichkeit mit der von Königgrätz. Auch darin glich sie ihr, daß ein Thalrand genommen werden mußte, hinter dem eine durch Befestigungen fast unangreifbare Vertheidigungslinie stand; ebenso darin, daß die Entscheidung durch den von Norden her eintreffenden Angriff abgewartet werden mußte. Denn das 7. und 8. Corps konnten jenseits der Manceschlucht nicht dauernd festen Fuß gewinnen. Erst als gegen vier Uhr die Garden das Dorf Marie aux Chênes genommen hatten und von hier aus um 5 Uhr den Sturm auf den Schlüssel der feindlichen Stellung, auf St. Privat, begannen, kam es zur Entscheidung. So furchtbar aber waren die Verluste der über das offene Feld gegen das festungsähnliche Dorf anstürmenden Truppen, daß sie einhalten mußten, bis in weitem Bogen genaht, nun vom Norden her auch die Sachsen (12. Armeecorps) eintrafen und mit den Garden gemeinsam in der Dunkelheit auf das Dorf stürmten und den Feind (VI. Armeecorps) in vollständiger Flucht zurücktrieben. Gleichzeitig machte mit einem Theil der Garde dann auch das 9. Armeecorps einen siegreichen Vorstoß gegen Armanvilliers, und eben kam mit unglaublicher Anstrengung von Pont à Mousson über Gorze das 2. Armeecorps an, das,

kurz zuvor erst aus Deutschland angelangt, hier zum ersten male in diesem Feldzuge vor dem Feinde stand, zum Theil einen 16—18stündigen Tagesmarsch bis auf das Schlachtfeld zurückgelegt hatte, und nun „festgeschlossene Leute, vorwärts, Mann bei Mann" über die schmale Chaussee durch die tiefe Schlucht von Mance vorging, mit kühnem Hurrah! aus allen Kehlen — bis das Corps drüben festen Fuß gefaßt und sich die Nacht hindurch in der genommenen Stellung behauptete. — An 20,000 Verwundete und Todte hatte der schwere Tag gekostet; die Franzosen, die in ihren gedeckten Stellungen gestanden, berechneten gleichwohl auch ihren Verlust auf über 12,000. — Aber der große Erfolg des Tages war, daß die beste Heereskraft des Feindes nun besiegt und gelähmt war.

§ 763. Bazaine nahm während der Nacht seine Truppen auf Metz zurück, und der Plan, nach Westen zu entkommen, mußte aufgegeben werden. Nur Napoleon selbst hatte am 14. noch rechtzeitig Metz verlassen und sich zu der Armee Mac Mahons begeben. Bei der deutschen Armee wurden sofort die Anstalten getroffen, Metz mit der darin eingeschlossenen Armee von nahezu 200,000 Mann zu belagern. Es blieb der größte Theil der II. sammt der I. Armee (das 1. 2. 3. 7. 8. 9. 10. und das im Anmarsche befindliche 13. Armeecorps, sowie die 1. und 3. Cavallerie-Division) unter dem Befehle des Prinzen Friedrich Karl zu dieser Aufgabe vor Metz zurück, etwa 160,000 Mann. Hinsichtlich der übrigen Truppen ward der kühne Gedanke festgehalten, sie direct auf die feindliche Hauptstadt vorwärts zu führen und die ihnen in den Weg tretenden Feinde niederzuwerfen. Aus den vor Metz nicht zur Verwendung kommenden Corps der I. und II. Armee, nemlich der Preußischen Garde, dem 4. und 12. Armeecorps, der 5. und 6. Cavallerie-Division, wurde eine neue, die IV. oder die Maasarmee gebildet, und dieselbe unter die Führung des Kronprinzen Albert von Sachsen gestellt; sie sollte in Verbindung mit der III. Armee, der des Kronprinzen von Preußen, auf Paris weiter marschiren. Schon reichten beide Armeen sich die Hand, als im Hauptquartier der III. Armee von den Vortruppen die Nachricht einging, daß man das Lager der Franzosen in Chalons, wo man auf starken Widerstand gerechnet, verlassen vorgefunden habe, und daß Mac Mahon auf Reims abgezogen sei. So hatte der Feind den Weg auf Paris freigegeben, um ein kühnes Manöver auszuführen, wie es in Paris Graf Palikao ersonnen, und die Kaiserin Eugenie es lebhaft ihrem Gemahl empfohlen hatte. Kaiser Napoleon nemlich hatte, sobald das Schlachtenglück ihn verlassen, nur noch Hohn und Verachtung bei seinem Volke erfahren: den man als Sieger, als Eroberer des Rheines würde vergöttert haben, ihn verdammte jetzt die Stimme seines eigenen Volkes. Nach Paris, wo bereits aus Furcht vor einer Volkserhebung der Belagerungszustand erklärt worden war, wo das Ministerium Ollivier und Gramont zurückgetreten, die Regierung in die Hände des Grafen Palikao gelegt worden war, wagte er nicht zurückzukehren; und so ergriff er, gebrochen und willenlos, trotz Mac Mahons Abmahnung, den gewagten Plan, diesen mit dem noch vorhandenen, nothdürftig wieder organisirten Heere längs der belgischen Grenze südöstlich gegen Metz vorgehen zu lassen, um die Armee Bazaine's zu entsetzen und mit ihr verbunden gegen die Deutschen sich zu wenden.

§ 764. So wie man im Hauptquartier der III. Armee, zu der sich nun auch der König mit seinem Generalstabe begeben hatte, diese Absicht inne ward, ward deutscher Seits der kaum minder gewagte aber besser

überlegte Plan gefaßt, rechts nach Norden einzuschwenken und diese Verbindung zu hindern. Da hierbei die dritte Armee die größere Entfernung zu überwinden hatte, so ward die IV. dazu ersehen, zuerst dem Feinde entgegenzutreten. Und weil Mac Mahon mit seinem, in der Disciplin schon bedenklich gelockerten Heere nur langsam vorrückte, so ereilte ihn die IV. Armee noch an der Maas, ehe er sich Metz noch mehr nähern konnte. Bei ihm befand sich der Kaiser Napoleon, befanden sich alle noch kampffähigen Corps. Ueber Reims und Rethel war er herangezogen, aber in weitem Bogen eines Kreises, auf dessen kürzerem Radius, im Allgemeinen der Maas folgend, sich die beiden deutschen Armeen bewegten. Schon am 29. August traf bei Rouart die IV. Armee auf den Feind; am 30. warf der Kronprinz von Sachsen zwei Corps der Franzosen (V. VII.) in der Schlacht bei Beaumont zurück und nöthigte sie, hinter der Maas, die er verfolgend bald selbst überschritt, Sicherheit zu suchen. Nun nahte auch die III. Armee, die auf dem linken Ufer der Maas sich hielt und dem Feinde den Rückweg nach Paris verlegte, während die IV. sein Vorrücken auf Metz hinderte; im Rücken der Franzosen lag die belgische Grenze. So von allen Seiten bedrängt, wagte Mac Mahon einen letzten Kampf bei der kleinen Festung Sedan an der Maas. Schon galt es für die Deutschen nicht bloß Sieg, sondern auch den Franzosen die Möglichkeit eines Entkommens nach Westen oder auf den neutralen Boden Belgiens abzuschneiden.

§ 765. Und nun ward unter des Königs eigener Leitung, 1. Sept. 1870, die Schlacht von Sedan geschlagen, wie in ihren Erfolgen glorreicher die deutsche Geschichte keine andere aufzuweisen hat. Ein Theil der III. Armee war schon am 31. August oberhalb Sedan über die Maas gegangen und schloß sich im Vorrücken der IV. Armee an. Die beiden bairischen Corps faßten den Feind vom Süden her, bei dem dicht vor Sedan gelegenen Dorfe Bazeilles, das durch die Wuth der Kämpfenden in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde; rechts von ihnen schob sich das 4. Corps vor, weiterhin nordwärts die Garden, endlich das 12. Corps, die Sachsen. So umfaßte die I. Armee, gleichsam den rechten Arm des Heeres bildend, den Feind von Süden und Osten her; den linken Arm bildete das 9. Corps und das 5., die bei Donchery über die Maas gegangen waren und vom Westen her allmählich im Bogen gegen Norden sich herumzogen, bis sie den Sachsen die Hand reichten. Innerhalb dieses Ringes, den Rücken gegen Sedan gelehnt, fochten die französischen Corps Mac Mahon, Failly, Douay, Lebrun noch einmal nicht ohne Tapferkeit. Aber immer dichter umfaßte sie die deutsche Macht, und die Wälle des engen Sedan blieben endlich die letzte Zuflucht der überall, wo sie auch noch den Durchbruch versuchten, zurückgeworfenen Truppen. Unter ihnen war Napoleon. Und nun fielen in die furchtbar zusammengepreßten, verzweifelnden, meuternden oder stumpf in ihr Schicksal starrenden Massen die ersten Granaten des die Stadt immer enger umzingelnden Feindes. Da kam der Moment, wo Napoleon's III. stolze Macht brach. Stadt und Heer capitulirte, der Kaiser selbst schrieb an König Wilhelm und bot ihm seinen Degen.*) Wie verschwand der Tag von Ulm (§ 568), auf den Deutschland so lange mit Scham gesehen, vor diesem Alles tilgenden Tage von Sedan! Am 2. September verließ

*) Der Brief enthielt die kurzen Worte: Monsieur, mon frère. N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes, il ne me reste qu' à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté. Je suis de V. M. le bon frère Napoléon.

Napoleon, fast ein Flüchtling vor seinen eigenen Truppen, Sedan, ward zuerst von Bismarck, dann auf dem kleinen Schloß Bellevue vom König Wilhelm selbst empfangen, der, tiefergriffen vom Wechsel menschlicher Größe, den einst so mächtigen Imperator als seinen Gefangenen vor sich sah. Er wies ihm alsdann bis zum Schluß des Friedens eins der schönsten Schlösser Deutschlands, die Wilhelmshöhe bei Cassel, zum Wohnsitz an. — Für den verwundeten Mac Mahon hatte General Wimpffen die Capitulation unterzeichnet, durch die 83,000 Mann, darunter 1 Marschall, 40 Generale, 230 Stabs- und 2595 andere Officiere mit 419 Feldgeschützen und Mitrailleusen, 6000 Pferden ꝛc. sich den Deutschen ergaben. — Unterrichtet vom Herannahen der Mac Mahon'schen Armee, hatte Bazaine versucht, am 31. Aug. und 1. Sept. durch die Schlacht bei Noisseville die Belagerungslinie der Deutschen vor Metz in nordöstlicher Richtung zu durchbrechen, um der Entsatzarmee über Thionville die Hand zu reichen, war aber durch General Manteuffel an der Spitze des 1. Armeecorps, unterstützt vom 9., der Division Kummer und der 28. Infanteriebrigade genöthigt worden, sich wieder hinter die Befestigungen von Metz zurückzuziehen.

12. Die Belagerungen. Die Deutschen vor Paris.

§ 766. Im Sinne glorreicher Friedenshoffnung begrüßte das deutsche Volk mit Jubel und Dankesfreude den über alle Erwartungen hinaus herrlichen Abschluß des bisherigen Feldzuges. Und gewiß wäre in jedem auf uraltem, geheiligtem Recht beruhenden Staate der Krieg nach solchen Entscheidungen zu Ende gewesen. Nicht so bei dem Volke der Revolution, das in dem Wahne lebte, jeden Augenblick einen neuen Staat herstellen zu können. Nur durch schlechte Führung und Verrath — wie konnte ein Franzose es anders denken? — war man von den Deutschen besiegt worden. Das mußte anders werden, wenn die Republik, von der die Thoren alles Heil selbstverständlich erhofften, eintrat. Nun wälzte sich der Fluch der gräuelvollen Revolution von 1792, und der Fluch der Lüge, der die französische Geschichtsdarstellung so lange beherrscht hatte, als gerechte Heimsuchung auf die nicht unschuldigen Enkel. So lange war erzählt worden, daß damals die Erklärung der Republik, das allgemeine Aufgebot des Volkes, die Freiheitsbegeisterung Frankreich von den Horden „der fremden Sklaven" befreit habe. Sollte das nicht wieder so kommen müssen? So glaubte man und vergaß, daß Recht, Gesittung, Zucht, wahre Freiheit und Begeisterung in den Reihen der Deutschen sei, und daß darum mit ihnen der Sieg gewesen. Kaum kam die Kunde der Katastrophe von Sedan nach Paris, so verkündigten die Volksvertreter der äußersten Linken, unterstützt von der neuerungssüchtigen Bevölkerung der Weltstadt, die Republik, am 4. Sept. Eine Regierung wurde gebildet, bestehend aus Thiers, dem einzigen bedeutenden Staatsmann, den Frankreich noch hatte, einst der Herold des Ruhmes des ersten Napoleon; dem General Trochu, den Advokaten Jules Favre und Gambetta, dem giftigen Schriftsteller Rochefort, dem greisen Crémieux, welcher letztere bald in Tours an die Spitze einer Zweigregierung trat. Die Kaiserin Eugenie entfloh und fand mit ihrem Sohne in England Sicherheit — und Zeit zur Reue darüber, daß sie hatte das Kriegsfeuer anschüren helfen. Von Paris aus war auch diesmal das Geschick Frankreichs entschieden. Von dem ersehnten Frieden aber konnte um so weniger die Rede sein, als, bei den ersten Unterhandlungen, welche die neue republikanische Regierung anknüpfte, der Forderung Deutschlands auf das Elsaß und den deutsch redenden Theil von

Lothringen das stolze Wort Jules Favre's entgegentrat: „Keinen Schritt unseres Bodens, keinen Stein unserer Festungen!"

§ 767. Man hatte sich im deutschen Hauptquartier keinen falschen Hoffnungen hingegeben, sondern den Krieg rastlos fortgesetzt. Kaum war Sedan gefallen, als auch schon die verbundene III. und IV. Armee ihren Marsch gegen Paris wieder aufnahm. In mehreren Heersäulen ward in südwestlicher Richtung gegen die Hauptstadt vorgegangen. Die III. Armee rückte über die Seine in die süd- und südöstlichen Gegenden um Paris, die IV. Armee nahete sich von Norden und Nordwesten her. Je näher die verbündeten Armeen Paris kamen, um so mehr fanden sie das blühende Land, das hier mit Ortschaften und Lusthäusern besäet ist, verlassen und verödet. Die Straßen waren zerstört oder gesperrt, die Einwohner in die Hauptstadt oder in die Ferne geflohen. Seit dem Beginn des Septembers hatte die republikanische Regierung Paris verproviantiren und Alles auf den Widerstand gegen eine regelmäßige Belagerung einrichten lassen. So fanden die Deutschen die Lage, als sie am 19. September von der Südseite zuerst sich Paris näherten. Ein Widerstand, der dem 5. Armeecorps und dem 2. bairischen Corps außerhalb der Ringmauer entgegentrat, wurde rasch bewältigt, und die in der Verfolgung vordringenden Deutschen sahen von den südlichen Höhen zuerst die ungeheure Stadt, die Kuppeln ihrer Kirchen, ihre Triumphbögen, ihre aufragenden Giebel bis zum fernen mit Häusern besäeten Montmartre vor sich.

§ 768. Es begann nun ein neuer Abschnitt des Krieges, der der Belagerungen. Drei große Festungen waren es, welche die Armeen der Deutschen vor sich festhielten. Die erste derselben war Straßburg. Die III. Armee hatte gleich nach der Schlacht bei Wörth auf ihrem Marsche nach Westen die badische Division zur Beobachtung, dann zur Belagerung von Straßburg zurückgelassen, und dieselbe war durch die Preußische Garde-Landwehr und die erste Reserve-Division verstärkt worden, und hatte am 13. August ihre Aufgabe begonnen. Nach der Erkrankung des Generals Beyer war General v. Werder an ihre Spitze getreten. Nachdem seit dem 24. Aug. bereits das Bombardement auf die Stadt eröffnet worden und die deutsche Armee sich ihr so genähert hatte, daß der Sturm in naher Aussicht stand, capitulirte sie mit mehr als 17,000 Mann und 1200 Kanonen am 28. September, — fast an demselben Tage, an welchem sie vor 189 Jahren durch verrätherischen Ueberfall in die Hände der Franzosen gekommen war. So war diese alte deutsche Stadt als erstes Pfand der Wiedereroberung des Elsaß in die deutschen Hände zurück gekommen. —

§ 769. Die zweite große Festung, Metz, hielt sich nach dem verunglückten Ausfalle bei Noisseville lange ganz still. Da General Steinmetz als commandirender General nach Posen versetzt worden war, übernahm Prinz Friedrich Karl das Commando beider Belagerungsheere. Auf dem großen Leichenfelde war das Campiren in schlechten Quartieren, an den gefährdeten Vorposten, unter den herbstlichen Regengüssen ein ungemein schwieriges Werk. Geringeren Beschwerden und Gefahren war einst Kaiser Karl V. hier gewichen (§ 369) und hatte der Stadt den Ruhm der Uneinnehmbarkeit lassen müssen. Krankheiten mehrten sich bei den Belagerern in der bedenklichsten Weise; dazu erforderte die Abweisung eines neuen Ausfalls Bazaine's am 7. Oktober gegen Nordosten, wo die Division Kummer, unterstützt vom 10. und 3. Armeecorps, stand, neue blutige Opfer. Endlich erlahmte der Widerstand der mächtigen Feste, nachdem die

Nahrungsmittel auf die Neige gingen: und am 27. Oktober, einen Monat nach dem Falle Straßburgs, capitulirte Metz mit 170,000 Mann, 3 Marschällen (Bazaine, Leboeuf, Canrobert), 6000 Offizieren, mit 53 Adlern und allem Kriegsmaterial. So war auch die Schutzwehr Lothringens in unserer Hand. Die Thaten aber der beiden Prinzen des Hohenzollernschen Hauses ehrte König Wilhelm, indem er den Kronprinzen wie den Prinzen Friedrich Karl zu General-Feldmarschällen ernannte. Eine gleiche Auszeichnung widerfuhr später dem Kronprinzen Albert von Sachsen, Führer der Preußischen Garden, der ebenfalls zum General-Feldmarschall erhoben und dem auch das Großkreuz des Eisernen Kreuzes zu Theil wurde. Noch aber blieb die schwerste und gewaltigste Aufgabe zu lösen übrig, die Belagerung von Paris.

§ 770. Im Südosten von Paris vereinigen sich Seine und Marne inmitten einer weiten, von schönen und malerischen Bergen umschlossenen Ebene, die vom Häusermeere der Weltstadt überdeckt ist. Die Seine durchfließt im Bogen den südlichen Theil derselben, so daß sie südwestlich, unweit des, durch seine Porzellanfabriken berühmten Ortes Sèvres, aus der Stadt tritt, zieht sich dann in starker Windung an der Westseite der Stadt nach Norden empor, wendet sich wieder in entgegengesetzter Richtung gegen Südwest, bis sie in neuen Windungen sich gegen Nordwesten hin entfernt. Auf der ersten der so gebildeten Halbinseln liegt die steile Höhe des Mont Valérien auf der linken Seite des Flusses, weiter südlich das Schloß St. Cloud (das bald von den Franzosen selbst in Brand geschossen wurde), und weit ab gegen Westen Versailles. Die ungemein günstige Lage von Paris, und die Erinnerung, daß es trotzdem 1814 und 1815 ohne jeden Widerstand dem Feinde sich ergeben, hatte einst in dem Geschichtschreiber Napoleon's I., Thiers, als er Minister Louis Philipp's war, den Gedanken erweckt, die Weltstadt zu befestigen, was dann seit dem Jahre 1841 ausgeführt worden war. So zog sich vom Mont Valérien, dem gewaltigen Eckpfeiler dieser Befestigung, der die ganze Westseite zwischen den oben bezeichneten Seinewindungen deckte, eine Kette von Forts um Paris. Südlich waren es (von W. nach O. gerechnet): Issy, Vanves, Montrouge, Bicêtre und Ivry; zwischen Seine und Marne lag das Fort Charenton; auf der Ostseite die Forts von Nogent, Rosny, Noisy, Romainville; auf der Nordseite das Fort Aubervilliers und das stark befestigte St. Denis. — Vor diesem Festungsgürtel lagerte nun die deutsche Armee, so daß bei Versailles im Westen das 5. Armeecorps stand; östlich von diesem das 2. bairische Corps, dann das 6. zwischen Seine und Marne; weiter östlich die württembergische Division, dann das 12. Armeecorps; im Nordosten das Gardecorps; im Nordwesten das 4. Armeecorps, bis wieder zum Anschlusse an das 5. Der König nahm zu Versailles sein Hauptquartier im Präfecturgebäude, und im Palaste Ludwigs XIV., von welchem einst die Eroberungspläne Frankreichs auf den Rhein ausgegangen waren, und wo in den Gallerien à toutes les gloires de la nation alle Siegesthaten der Franzosen auch über die Deutschen prahlerisch gemalt waren, wurden bald die Verpflegungsbetten deutscher Kranken und Verwundeten aufgeschlagen. In der Villa Lesombrages residirte der Kronprinz.

§ 771. Die Belagerung von Paris, die bald noch durch den früh beginnenden rauhen Winter erschwert wurde, war eine Riesenunternehmung, ebenso auch die Vertheidigung einer solchen Stadt. Nur in den gewaltigen Belagerungen der Weltstädte des Alterthums, von Ninive und Babylon,

Karthago und Jerusalem findet sie ihre Gegenstücke. Wie sollte man das Werk beginnen? Der panische Schrecken, den die Erstürmung der Höhen von Meudon gleich beim Beginn der Belagerung unter die französischen Truppen brachte, ließ es fast möglich erscheinen, zum sofortigen Sturm auf die südlichen Forts, dann zur Beschießung und so zur schnellen Einnahme der Stadt zu gelangen. Aber die ruhige Ueberlegung ließ die Sachlage in einem ganz anderen Lichte erscheinen. In der Stadt von 2 Millionen Einwohnern standen an 400,000 Mann, theils alte Linien- und Seesoldaten, theils sogenannte Mobile (Volksaufgebot) unter den Waffen: die Belagerungsarmee hatte damals nur 120,000 Mann Infanterie und 24,000 Mann Cavallerie. Sie war, da ihre Zahl durch anlangende Verstärkungen nur allmählig (nie über 200,000 Mann) wuchs, zu einem plötzlichen Angriff nimmermehr stark genug. Es blieb mithin nur eine regelmäßige Belagerung übrig: aber auch diese war ein ungeheures Werk. Es mußte eine Cernirungslinie von 11 Meilen in der Runde gebildet werden; die Verpflegung der Belagerer mußte meist von der Heimat und zwar auf einer einzigen Bahnlinie herangebracht werden*). Seit der Errichtung der Republik aber schwärmte der ganze Osten von freiwillig gebildeten, rasch auftauchenden und wieder verschwindenden Franctireursbanden, die, abgesehen von der einzigen wohl bedeckten Hauptstraße, alle Nebenlinien zu unterbrechen suchten und so einen Theil der deutschen Armee in fortwährender Beunruhigung hielten. Die Franzosen geboten außerdem über alle Eisenbahnlinien des Südens und damals auch noch des Nordens, dazu über die See, die von Westen und Norden her die Gelegenheit gewährte, Truppen, Kriegsmaterial und Proviant an jede beliebige Stelle zu schaffen, wo es ihren Zwecken am nützlichsten sein konnte. So boten sich den Belagernden die gewaltigsten Schwierigkeiten, und nur Geduld und eiserne Beharrlichkeit konnten hier zum Ziele führen. Die Belagerten hielten sich indessen im Allgemeinen ruhig, nur daß sie gelegentlich ihre noch unerfahrenen Truppen in kleinen Ausfallsgefechten zu üben suchten. Als sie aber, kühner geworden, sich in dem von den Garden besetzten Dorfe Le Bourget einnisten wollten, wurden sie am 28. Oktober in so gewaltiger Flucht wieder hinausgetrieben, daß sich allgemeine Bestürzung in Paris verbreitete, und die Ausfälle einstweilen unterblieben.

§ 772. Bald aber mußten die Belagerer auch ihren Rücken vor Angriffen und Entsetzungsversuchen zu schützen suchen. Bereits wußte man im Hauptquartier, daß die Reden und Gewaltmaßregeln Gambetta's, der im Luftballon Paris verlassen und sich zu der Zweigregierung unter Crémieux nach Tours begeben und das Kriegsministerium übernommen hatte, das Aufgebot in Masse und den Volkskrieg in Bewegung zu setzen begannen, um immer neue republikanische Heere aus dem Boden zu stampfen; man wußte, daß zunächst eine Armee hinter der Loire im Entstehen war. Deshalb war General v. d. Tann mit dem 1. bairischen Corps, der 22. Infanterie-Division nebst der 2., 4., 6. Cavallerie-Division nach Süden vorgesandt, mit dem Auftrage, über Etampes bis Orléans die Gegend zu klären. Er traf nördlich vor Orléans auf starke Truppenanhäufungen, die er aber muthig angriff und im Gefecht bei Artenay, 10. und 11. Oktober, zerstreute, so daß er

*) Dieselbe war bis zur Eroberung von Toul ohnehin unterbrochen und ging nur bis Nanteuil, 8 Meilen von der Cernirungslinie, wo ein Tunnel zerstört und die Bahn dadurch verschüttet worden war. Später führte eine neu angelegte Bahn um diese Unterbrechung herum.

Orléans besetzen konnte. Eine weitere Verfolgung nach Süden schien, bei der sich mehrenden Zahl der Gegner und bei der Stimmung des Landes, nicht rathsam. Lann erhielt deshalb Befehl, mit dem 1. bairischen Corps nur Orléans zu behaupten; die von ihm rückwärts wieder gegen Paris sich ziehende 22. Division hatte am 18. Oktober Châteaudun in erbittertem Straßenkampfe genommen, dagegen in Chartres keinen Widerstand gefunden und diese Stadt zu einem der Stützpunkte für die Deutschen gemacht. Noch hielt man im Westen den Kreis bis zur Eure, im Süden bis zur Loire, im Norden das Land bis Beauvais, Compiègne, Soissons vom Feinde frei.

§ 773. Um diese Zeit nemlich fiel Metz. Noch einmal schien es, da auch diese Hoffnung der Franzosen gesunken, als ob sie unter der Einwirkung gemäßigter Stimmen, wie Thiers', Jules Favre's, ernstliche Unterhandlungen mit der deutschen Regierung anknüpfen wollten. Aber Gambetta hetzte unermüdlich zum Kriege weiter, und wie niederbeugend auch Anfangs jener schwere Schlag wirkte, Bazaine ward nun als ein Verräther ausgeschrieen, und von Paris und dem Lande der Widerstand fortgesetzt. Schon ehe Metz gefallen, hatten die vor ihm liegenden deutschen Corps ihre weitere Bestimmung empfangen. Die I. Armee, nunmehr unter den Oberbefehl des Generals Manteuffel gestellt, aus dem 1. und 8. Corps und der 3. Cavallerie-Division bestehend, im Ganzen 38,000 Mann an Infanterie, 4400 Mann an Cavallerie und 180 Kanonen stark, bekam die Aufgabe, die Belagerungsarmee von Paris gegen Norden zu decken. Die II. Armee unter Prinz Friedrich Karl erhielt die Richtung gegen die Loire hin, um gegen Süden einen Schirm zu bilden. Sie zog in breiter Front südwestlich durch Frankreich; das 9. Corps rechts, das 10. links, in der Mitte etwas rückwärts, das 3. Corps; das 7. war theils zur Escorte der Gefangenen bei Metz zurückgelassen, theils wurde ihm die Belagerung von Verdun (capitulirt am 9. November) und Thionville übertragen, das 2. Corps wurde nach Paris gezogen. — Es war hohe Zeit, daß Metz fiel und die deutschen Truppen von hier aus ihren Brüdern zu Hilfe eilten. Denn schon regte sich von allen Seiten der Feind. Ungeheure Massen, eben von ihren Friedensgeschäften weggerufen, zusammengeballt und von englischen und amerikanischen Händlern mit Waffen versehen, begannen sich zu sammeln und erhielten einen militärischen Kern in den Resten der noch vorhandenen geordneten Truppen, Seemannssoldaten, Förster, Gensdarmen, Feuerwehren ꝛc. So begann in Frankreich das Land seinen Krieg zum Schutze der Hauptstadt.

13. Erste Entsetzungsversuche durch die französischen Heere.

§ 774. Der erste Versuch einer Entsetzung von Paris durch die in den Provinzen gebildeten Heere begann. Im Norden zeigte sich eine Armee unter General Bourbaki, und trat über die untere Seine mit einer Westarmee, die auch bei Chartres sich bemerkbar machte, in Verbindung. An diese schloß sich die Loire-Armee unter General Aurelles de Paladine, während im Osten der alte italienische Schwärmer Garibaldi sein Wesen trieb, der sich vom Namen der Republik bethören ließ und herbeigeeilt war, um in Frankreich die Sache der Freiheit zu vertheidigen. Ihm trat ein Corps gegenüber, das zuerst im Elsaß nach dem Falle von Straßburg unter Werders Oberbefehle aus der badischen Division, aus verschiedenen norddeutschen Linien- und Reserveregimentern als das 14. Armeecorps gebildet war, das sich theils zur Belagerung von Schlettstadt, und nach dessen Fall am 24. Oktober

gegen Neubreisach gewandt, theils sich nach Paris hatte ziehen sollen. Nun erhielt Werder auf diesem Schauplatze, dem alten Burgund, eine genügende Verwendung. Er hatte ohnehin die starke Festung Belfort, welche die Pässe zum Elsaß beherrscht, belagern zu lassen, ging aber dann mit seinen, ihm zur Verfügung bleibenden Truppen weiter gegen Süden bis nach Dijon vor, schlug Garibaldi's Truppen bei Pasque am 26. und 27. November und trieb ihn bis Autun zurück.

§ 775. Man kannte deutscher Seits nicht genau die Stärke dieser Heere; man wußte auch nicht, von wo der Hauptangriff beginnen würde; doch schien die Westseite von Paris am meisten ausgesetzt, da bekannt war, daß von Osten her die deutsche Verstärkung nahete. General v. d. Tann war angewiesen worden, Orléans so lange als möglich zu halten, bis sich die Pläne des Feindes enthüllten. Und von dieser Seite her begann der Andrang: am 8. Nov. ward v. d. Tann in Orléans von Nordwesten her mit bedeutender Uebermacht angegriffen. Er räumte nun die Stadt und setzte sich in einem tapferen 7stündigen Rückzugsgefechte bei Coulmiers 9. Nov. auf der Straße von Orléans nach Etampes fest, ohne daß der Feind ihn weiter verfolgte. Zu seiner Unterstützung zog die 22. Infanterie-Division und die 4. Cavallerie-Division heran: und aus diesen Truppen, die bald von der Cernirungsarmee her noch durch die 17. Division und die 2. und 6. Cavallerie-Division verstärkt wurden, ward bis zur Ankunft des Prinzen Friedrich Karl ein besonderes Armeecorps unter dem Oberbefehl des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin gebildet. Dasselbe übernahm den Schutz gegen Süden und Westen. Die Kämpfe, welche diese Armee bei Dreux und Chateauneuf am 17. und 18. Nov. zu bestehen hatte, zeigten, wie nahe sich der Feind von dieser Seite an Paris herangewagt habe, aber auch, da er überall gewichen, daß der entscheidende Angriff nicht mehr hier, sondern von der Loirearmee erfolgen werde. Die Aufgabe aber, sie zu bekämpfen, konnte, da dieses Heer aus dem XV., XVI., XVII., XVIII. Corps der Franzosen bestand, der Armee des Großherzogs nicht allein zufallen; es war vor Allem die Aufgabe der heraneilenden II. Armee unter Prinz Friedrich Karl, dessen 9. Corps bereits auf der Straße nach Orléans angelangt war, und der nunmehr auch den Oberbefehl über die Truppen des Großherzogs mit übernahm.

§ 776. Prinz Friedrich Karl führte im Ganzen etwa 60,000 Mann heran gegen eine Armee, die 150,000 Mann zählte und unter einem der verhältnißmäßig tüchtigsten der republikanischen Führer stand. Dieser, Aurelles de Paladine, hatte aber seiner noch wenig geübten Armee nur eine Defensivstellung zu geben gewagt, nördlich von Orléans, wo der Wald von Orléans eine natürliche Befestigung bildete und der schwere, zähe Boden der Beauce bei feuchtem Winterwetter dem Vorrücken einer Armee fast unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legte. Um so mehr aber war der Entschluß, anzugreifen, für Prinz Friedrich Karl ein Werk des kühnsten Muthes. Er zog die Truppen des Großherzogs, etwa 45,000 Mann, welche bisher in ermüdenden Märschen den Feind gegen Westen hin verfolgt und aufgesucht, an seinen rechten Flügel heran, und begann so seinen concentrischen Vormarsch auf Orléans. Da tauchte plötzlich zu seiner äußersten Linken (südöstlich), dem 10. Corps gegenüber, ein neues Armeecorps, das XX. auf, das sich gegen Norden ziehen und den Loing abwärts auf Paris dringen zu wollen schien. Ihm trat in der Schlacht bei Beaune la Rolande, welche die Kämpfe von Orléans eröffnet, am 28. November der General

Voigts-Rheetz entgegen und wies es in 8stündiger, heißer Schlacht zurück. Seit dem 1. December ging die ganze II. Armee zum Angriffe vor. Am 2. December warf der Großherzog die Franzosen bei Loigny, Bazoches les Hautes und Baigneux, westlich der Straße von Orléans; am 3. nahmen die Corps der II. Armee die Dörfer nördlich von Orléans (Pithiviers, Chilleurs, Neuville), unterstützt von den Baiern und den Truppen des Großherzogs (Chevilliers, Poupry); am 4. Abends standen die Deutschen, von verschiedenen Seiten andringend, in den Vorstädten von Orléans und am Bahnhofe der Stadt. In der Nacht kapitulirte Orléans, der Rest der Feinde erhielt, unter der Bedingung, die Brücken über die Loire zu schonen, freien Abzug. Am 5. schweiften die Reiter des 9. Corps schon auf dem linken Loireufer, und folgten dem weichenden Feinde, dessen XV. und XVI. Corps fast ganz in Auflösung war, bis auf Gien, Vierzon und Tours hin. —

§ 777. In denselben Tagen gewann die I. Armee unter Manteuffel (1. und 8. Corps, 3. Cavallerie-Brigade) ebenfalls Fühlung mit einer unterdessen gebildeten französischen Nordarmee. Die I. Armee war von Metz in nordwestlicher Richtung vorgegangen, zunächst bis Compiègne. Von hier aus richtete sie der Befehl des Königs auf Rouen und Amiens. Bei letzterem Orte traf Manteuffel auf eine wohl verschanzte Armee, die statt der erwarteten 18,000 Mann an 30,000 Mann zählte und beim Angriff der Unseren tapferen Widerstand leistete, so daß der bei Amiens am 27. November erfochtene Sieg namentlich dem 1. Armeekorps schwere Opfer kostete. Aber der Feind zog sich nun weit auf Arras rückwärts, ließ Rouen fast ohne alle Vertheidigung in Manteuffels Hände fallen, 5. Dec., der nun von hier aus bis an die Küsten des Canals und südwärts bis über die Seine hinaus seine Truppen schweifen ließ, so daß er der Pariser Belagerungsarmee nach Norden und Westen hin einen sicheren Rücken schuf. Das erste große Resultat war durch die Kämpfe der II. Armee um Orléans, durch die Werders bei Dijon, die der I. Armee bei Amiens erreicht: die in der Bildung begriffenen Entsatzarmeen der Franzosen waren nach allen Seiten hin zurückgeworfen worden.

§ 778. In Paris selbst hatte, namentlich seit Thiers' Rückkehr von seiner vergeblichen diplomatischen Reise an die Höfe von Wien, Petersburg und London, Ruhe, ja augenscheinlich Muthlosigkeit und Lust zum Friedensschlusse geherrscht. Diese Stimmung hatte die Arbeiterbevölkerung zu einem Versuche benutzt, die „Commune" zu proklamiren, der, für einen Tag gelingend, 31. Oktober, Zeugniß gab, sowohl wie die Kräfte, welche die Zustände von 1792 und 93 erneuen wollten, in der Tiefe gährten, als auch wie unentschlossen die militärische und bürgerliche Gewalt war. Gegen Ende November aber hob sich die Stimmung durch die Hoffnung auf den Entsatz der Stadt. Man stand überhaupt durch alle Hilfsmittel der erfindungsreichen Neuzeit, Luftballons, Telegraphie, photographisch verkleinerte Correspondenzen, die durch Brieftauben hin und hergeführt werden ꝛc., in fortwährendem Austausch mit dem übrigen Frankreich, und wußte genau, was draußen geschah. Den Ende November heranrückenden Entsetzungsarmeen entsprach deshalb ein Ausfall, der, zum Schein nach allen Seiten gerichtet, doch seine Kraft gegen Südosten wandte, von wo man die Loire-Armee, die Prinz Friedrich Karl in denselben Tagen bei Beaune la Rolande schlug (§ 776), erwartete. Solche Ausfälle kündigten sich stets durch vorausgehende heftige Kanonaden von allen Forts an; unter diesem Feuer concentrirte sich das Ausfallsheer, das diesmal unter General Ducrot sich auf Villiers (Brie und Champigny) an

der Marne richtete, 30. November — 4. December, wo die Württemberger standen, die aber bereits von der IV. wie III. Armee, durch das 12. und 2. Armeecorps verstärkt waren. Nach hartnäckigen, für die Franzosen wie Deutschen sehr verlustreichen Kämpfen, — Ehrentagen namentlich der Württemberger — gaben die ersteren ihren Gedanken, hier durchzubrechen, um so eher auf, als man inzwischen in Paris die Niederlagen der Loirearmee mußte erfahren haben.

§ 779. So trat eine verhältnißmäßige Ruhe ein, nur die II. Armee suchte von Orléans aus den Feind, der westlich auf Tours, südlich auf Vierzon und Bourges und südöstlich auf Gien abgezogen war, noch bis zur völligen Zerstreuung zu verfolgen und einen möglichst weiten Kreis um Orléans her zu klären. Südlich und östlich traf man auf keinen Feind, nur das Armeecorps des Großherzogs von Mecklenburg, welches die Loire hinab auf Tours rückte, traf auf überlegene Kräfte bei Meung, wo zu dem bei Orléans geschlagenen XVI. und XVII. französischen Corps das XIX. und XXI. von der Westarmee unter General Chanzy's Führung noch herangezogen war. So entspann sich hier die viertägige Schlacht von Beaugency (Meung, Marchenoir), 8. bis 11. Dec., in welcher Anfangs die 17. und 22. Division und das 1. bairische Corps die Macht des Feindes aufzunehmen hatten, bis das nachgesandte 10. Armeecorps zur Unterstützung heran kam. Zu gleicher Zeit war das 9. Armeecorps am südlichen Ufer der Loire über Chambord auf Blois vorgedrungen, und General Chanzy, den der Dictator Gambetta an die Stelle von Aurelles de Paladine gesetzt hatte, wich in voller Verwirrung über Vendôme auf Le Mans zurück. Nicht einmal hinter dem Loir wagte er Halt zu machen, wie Prinz Friedrich Karl erwartet hatte, der deshalb die nach Süden und Südosten gesandten Corps allmählig wieder in Orléans und westlich davon sammelte. Um die Mitte Decembers trat deshalb auch auf diesem, am meisten gefährdeten Kriegsschauplatz eine kurze Ruhe ein. Es ward klar, daß sich die bisherige Loirearmee getheilt hatte, der eine Theil mit der Westarmee verbunden unter Chanzy's Befehle bei Le Mans sich wieder herzustellen suchte, der andere, die Corps XV., XVIII., XX., unter Bourbaki eine neue Armee bildeten, deren Ziel sich bis dahin noch nicht klar herausstellte. Da es nicht im Plane der deutschen Heerführung liegen konnte, möglichst viele Städte und Provinzen des Feindes zu besetzen und so die Kräfte zu zersplittern, sondern nur für die Belagerungsarmee vor Paris einen möglichst freien Kreis zu schaffen und jeden Versuch eines Entsatzes zurückzuweisen, so erging vom Hauptquartier des Königs an die verschiedenen Armeen der Befehl, daß die I. Armee im Norden, bei Beauvais, sich zu sammeln, und nur Rouen, Amiens und St. Quentin besetzt zu halten habe; die II. Armee bei Orléans, mit Festhaltung von Gien und Blois, und die Armeeabtheilung des Großherzogs bei Chartres stehen bleiben sollte. — Zur Verbindung mit dem Werderschen, dem 14. Armeecorps, diente das 7. des Generals v. Zastrow, das nach dem Falle von Metz gegen die obere Seine und Yonne gerichtet worden war.

§ 780. Werder stand Anfangs December noch in Dijon, das er gleich bei seinem ersten Vormarsche vom Elsaß aus besetzt hatte; seine Aufgabe war, Belfort zu belagern, vor Allem aber die im Südosten Frankreichs, namentlich vom Stützpunkte des Widerstandes bei Lyon aus, sich bildenden Heereskräfte zu beobachten. Als diese ein Vorgehen versuchten, rückte er ihnen selbst entgegen und schlug den General Crémer, ein Geschöpf Gambetta's, bei Nuits, 18. Dec. — Da man aber hörte, daß Garibaldi in Autun an

20,000 Mann unter seinem Befehl sammle, und Crémer eine ungefähr eben so starke Zahl commandire, und das Gerücht sich erhielt, daß die ganze Armee Bourbaki's (obwohl sie damals noch bei Bourges und Nevers in ihrer Reorganisation begriffen war) sich nach Osten wenden werde, so hielt es Werder im Einverständniß mit dem Obercommando in Versailles für gerathen, seine sehr vorgeschobene Stellung bei Dijon aufzugeben, und in die Stellungen bei Vesoul am Südfuße der Vogesen zurückzugehen, weil er von hier aus die ihm zugewiesenen Aufgaben eher erfüllen konnte.

14. Letzte Anstrengungen des französischen Volkskrieges, Januar 1871. Sieg der Deutschen.

§ 781. Bereits gegen Ende des Jahres aber begann es sich an der Peripherie des durch die Deutschen mühsam um sich her geschaffenen Kreises wieder zu regen. Die auf Gambetta's Machtwort zusammengetriebenen Massen, bei denen freilich, wie 1793 und 94, mehr die Furcht vor den republikanischen Schreckensmännern als die Begeisterung herrschte, gaben bald neue Merkmale ihres Daseins. So die französische Nordarmee, unter Faidherbe, die um die Mitte des Decembers gegen Amiens vorrückte. General Manteuffel, der mit seiner schwachen I. Armee sowohl die Occupation von Rouen und die Sicherung des rechten unteren Seineufers, als auch die Deckung von Amiens und des Nordens zu leisten hatte, zog alle verwendbaren Truppen nebst geringen Unterstützungen aus der Cernirungsarmee an sich heran. Da um diese Zeit die Festungen an der belgischen Grenze, Thionville, Montmedy, Mézières eine nach der anderen fielen, so ward die Behauptung von Amiens für die Deutschen um so wichtiger, da es die neu sich aufthuende Eisenbahnstraße durch den Norden Frankreichs (Mézières, Reims, Soissons) sicherte. Manteuffel traf aber, indem er hieher seine Truppen zusammenzog, bereits auf bedeutende feindliche Massen (50,000 Mann), die er nördlich von Amiens hinter der Hallue, einem zur Somme vom Norden nach Süden fließenden Bache, in einer Reihe von Dörfern verschanzt fand. Hier ließ sie Manteuffel durch das 8. Armeecorps unter Goeben angreifen, und es gelang diesem nach blutigem Kampfe, mit seinen Rheinländern die Dörfer an der Hallue zu nehmen (Schlacht an der Hallue, 23. December). Die Franzosen behaupteten aber die steilen Thalränder, ja erneuten von dort aus am Abend des 23. noch einmal den Angriff auf die Dörfer, der aber blutig abgewiesen wurde. Am 24. stand das deutsche Heer eines neuen Angriffs gewärtig: Abends aber begann im feindlichen Lager eine noch unklare Bewegung, und am Christmorgen, den 25., zeigte es sich, daß der Feind wieder auf Arras zurückgegangen sei. Sofort trat Göben die Verfolgung an, die sich bis über Bapaume ausdehnte, und ließ die Belagerung von Peronne eröffnen.

§ 782. Diesem versuchten Vorgehen der Nordarmee entsprach auch diesmal ein Ausfall von Paris her, der nach der Nordostseite, und zwar wiederum gegen das von den Garden besetzte Dorf Le Bourget gemacht wurde, am 21. December, und ein anderer, der an der Marne sich gegen die Sachsen kehrte. Beide Angriffe, auf welche die Unsrigen frühzeitig genug gefaßt waren, scheiterten vollständig. Dagegen gingen nun, gerade von dieser eben noch bedrohten Ostseite aus, die deutschen Belagerer zum Artillerie-Angriff auf die Pariser Befestigungen über, indem sie plötzlich, am 27. December, das Feuer aus 76 schweren Geschützen auf den von dem Feinde mit Schanz-

werken versehenen Mont Avron und die ihm naheliegenden Forts von Noisy, Rosny und Nogent eröffneten. So unerwartet und zugleich so furchtbar und vernichtend traf das Feuer der deutschen Geschütze den Mont Avron und die hinter ihm campirenden Truppen, daß die Ueberraschung allmählig in wilde Flucht ausartete, und die vorrückenden Sachsen diesen Punkt verlassen und mit Leichen und Trümmern bedeckt fanden (29. December). Es war dieser erste artilleristische Angriff nur die Ankündigung des sich vorbereitenden größeren allgemeinen. So unendlich mühsam die Herbeischaffung der gewaltigen Vorräthe, Munition und Geschütze auch bisher gewesen, so hatte man doch endlich, namentlich seit gegen Ende des Jahres eine zweite Bahnlinie und einzelne Zweigbahnen frei wurden, das Material zum Bombardement von Paris nun bereit. Im Südwesten der Riesenstadt, von der Terrasse von St. Cloud aus, über Meudon, Clamart, Moulin de la Tour, gegenüber den Forts Issy, Vanves und Montrouge standen auf den Höhen unsere Batterien, 275 schwere Geschütze, von denen jedes mit der ersten Munitionsrate, 500 Schuß, versehen war. Zur Leitung des artilleristischen Angriffs ward General-Lieutenant v. Kamecke bestimmt. Der lang erwartete Moment war nah, wo diese Geschütze mitreden sollten.

§ 783. Um das Schicksal von Paris drehte sich die ganze Handlung der mächtigen Tragödie. Man hatte geglaubt — selbst Trochu, der Commandant von Paris — daß die Stadt höchstens auf 60 Tage verproviantirt sei. Nun hielt sich die gewaltige Stadt schon ein Vierteljahr, ihre Vertheidigungsarmee war auf 450,000 Mann gebracht, und obwohl ihre Mittel knapp wurden, dachte sie noch nicht an Ergebung. Die Unsrigen wußten, daß mit dem Falle von Paris der Frieden eintreten müsse. Aber auch die Franzosen wußten, daß an dem Schicksal ihrer Hauptstadt Frankreichs Schicksal hing. Gambetta und seine Genossen riefen das französische Volk zum Krieg auf's Messer (à outrance), zur höchsten Anstrengung (suprême effort) auf, täuschten und entflammten es immer auf's Neue durch erlogene Siegesberichte und falsche Hoffnungen. In der That, wären Massen auch sogleich Heere, so mußte durch die von allen Seiten dem Boden entwachsenden Schaaren nun endlich die Vernichtung der verhaßten Deutschen, der „Prussiens", eintreten. Nicht nur sammelte im Norden Faidherbe um Arras wieder seine Truppen und brachte sie auf 50—60,000 Mann (XXII., XXIII. Corps); sondern auch an der untern Seine zeigten sich einzelne Abtheilungen; im Lager von Conlie hinter Le Mans reorganisirte sich die Loire- und Westarmee unter Chanzy (XVI., XVII., XXI., Theil des XIX. Corps) in einer Stärke von 150,000 Mann, und bei Bourges sammelte Bourbaki drei Armeecorps (XV., XVIII., XX.), sowie weiter östlich Garibaldi ein Corps, das auf 10—20,000 Mann geschätzt wurde, und der junge Emporkömmling General Crémer ein anderes in etwa gleicher Stärke. Die im Osten Frankreichs streifenden, in den Hinterhalten lauernden Franctireursbanden mitgezählt, mochte Frankreich wirklich eine Million Leute unter den Waffen haben.

§ 784. Welchen Plan die feindlichen Massen befolgen würden, wußte man am Schlusse des Jahres im Hauptquartier des Königs zu Versailles noch nicht. Am gefährlichsten und deshalb am nächstliegenden schien es, daß die Armee Chanzy's und Bourbaki's, in gemeinsamer Operation mit weitüberlegenen Kräften noch einmal auf Paris vorzudringen suchen würde; daß aber Letzteren Gambetta gegen den Osten schleudern würde, konnte man noch nicht ahnen. Dem gegenüber schien es am sichersten und entsprach am meisten der bisherigen Weise des deutschen Obercommando's, nicht abzuwarten, bis

der Feind seinen Plan in's Werk setzte, sondern ihm im Angriffe zuvorzukommen. Am 1. Januar 1871 erhielt Prinz Friedrich Karl den telegraphischen Befehl des Königs, mit der II. Armee die Offensive gegen das von Westen her wieder vorgehende Heer Chanzy's zu ergreifen. Von seinen Stellungen in und bei Vendôme ging er nun vor: auf seinem linken Flügel, am meisten südwärts, das 10. Armeecorps; im Centrum, auf der über St. Calais auf Le Mans führenden Hauptstraße, das 3. und ihm nach das 9. Armeecorps; von rechts her, aus der Gegend von Chartres gegen Le Mans, namentlich den Huisne-Fluß entlang, das 13. Armeecorps des Großherzogs von Mecklenburg. Seit dem 6. Januar trafen die vorrückenden Abtheilungen in dem schwierigen, von Hecken und Gräben vielfach durchzogenen Terrain auf den, gleichfalls im Vorrücken begriffenen Feind, warfen ihn aber an diesem und den folgenden Tagen unter fortwährenden Gefechten von Dorf zu Dorf, von Thalabschnitt zu Thalabschnitt, rückwärts auf Le Mans. Daß die Kälte der verflossenen Tage in Thauwetter übergegangen war, machte das Vordringen im Regen und Schneegestöber nur noch schwieriger; und als dann wieder Kälte eintrat, boten die spiegelglatten Wege der Cavallerie und Artillerie fast unüberwindliche Hindernisse. So gegen die Schwierigkeiten des Terrains sowie gegen einen doppelt überlegenen Feind kämpfend, rückten die bereits durch die früheren Kämpfe sehr zusammengeschmolzenen Armeecorps, im Ganzen kaum 70,000 Mann stark, in concentrischen Märschen auf Le Mans. Als hier und in den vorliegenden Dörfern am 11. und 12. Januar die Entscheidungsschlacht gekämpft wurde, umfaßten bereits wieder die Flügel des deutschen Heeres von beiden Seiten die feindliche Stellung und wandelten die Niederlage derselben in vollständige regellose Flucht: an 18,000 Gefangene, 20 Geschütze, 2 Fahnen waren die Siegesbeute des 7tägigen, erbitterten Kampfes. Der Feind floh westlich auf Laval, oder nordwestlich auf Alençon; die nachfolgenden Deutschen nahmen ohne Gegenwehr das befestigte Lager von Conlie; das 13. Corps rückte von Süden her auf Rouen, wo es das 1. preußische Armeecorps ablöste, und von Norden her auf Tours, das nun besetzt wurde. Die Westarmee war zersprengt, unsere Truppen standen in der Bretagne und Normandie. Auf einen Entsatz von dieser Seite her konnte Paris daher nicht mehr hoffen.

§ 785. In denselben Tagen entschied sich auch das Schicksal der französischen Ostarmee, die nun wirklich unter Bourbaki's Führung aus dem XV., XVIII. und XX. und dem neuformirten XXIV. Corps (über 150,000 M.) gebildet und von dem Dictator Frankreichs nach dem Osten geworfen war, mit dem Auftrage, Belfort zu entsetzen, Werder's Corps zu schlagen und zu durchbrechen, Elsaß und Lothringen zu befreien, die Verbindungslinie zwischen Paris und Deutschland zu zerschneiden und durch einen Rheinübergang die Invasion und ihre Schrecken nach Süddeutschland zu tragen. Dieser Plan eines wüsten Advokaten, der sich plötzlich als genialen Feldherrn aufspielte (gleich als sei die Kriegsleitung keine Wissenschaft, sondern Sache jedes Schwätzers), traf auf die eiserne Geschlossenheit deutscher Disciplin und auf Moltke's klare und weitblickende militärische Anordnungen. Wir haben gesehen, wie Werder bereits seine Armee zwischen der obern Saone und dem Doubs um Vesoul concentrirt hatte: zwischen ihm und dem südöstlich vorgeschobenen Posten der II. Armee hielt das 7. Armeecorps des Generals v. Zastrow in weit ausgedehnten Stellungen die Verbindung. Zur Unterstützung dieses Corps und zur Mitwirkung auf dem östlichen Kriegsschauplatze ward nun aus dem Verbande der Pariser Belagerungsarmee

das 2. Armeecorps gelöst und vom 1. bairischen Corps ersetzt, dem nach der schweren Arbeit eine Ruhe nöthig war. Zum Feldherrn der so aus dem 14. (Werderschen), 7. und 2. Corps gebildeten Südarmee ward General Manteuffel ernannt, und nach Versailles zu mündlicher Besprechung berufen, während seine Corps bereits die Märsche zur Bekämpfung Bourbaki's antraten, dessen Spitzen am 6. Januar vor der Front Werders vom Süden her erschienen. Ihm zu begegnen, mußte Werder früher bei Montbéliard eine feste Stellung gewinnen, und es galt, vor dem weit überlegenen aber schlecht gekleideten, schlecht genährten Feindesheere, das seiner improvisirten Verpflegung wegen immer den Eisenbahnen sich nahe halten mußte und langsam sich fortschob, den Vorsprung zu gewinnen. Dazu konnten außer der Schnelligkeit des Marsches auch angreifende, den Feind verwirrende Vorstöße helfen, und ein solcher war der bei Villersexel, 9. Januar, der, obwohl der Ort von den Unsern gegen die Uebermacht bald wieder geräumt werden mußte, doch den bezeichneten Zweck vollständig erreichte. So rückte General Werder in die, durch ihn so berühmt gewordenen Linien hinter der Lisaine ein. Die Lisaine ist ein Bach, der in fast südlichem Lauf bei Montbéliard in den Doubs geht, welcher hier seine nördlichste Windung beschreibt, und in welchen kurz vorher der vom Osten kommende Alainebach eingefallen ist. Beide Bäche bilden zu einander fast einen rechten Winkel, als dessen Scheitelpunkt Montbéliard mit seiner beherrschenden Citadelle gelten kann. Da aber der Angriff von Westen kam, so ward nur das Lisainethal wichtig, dessen steile östliche Thalränder mit den zahlreichen, dazwischen liegenden Dörfern, von Frahier über Héricourt bis Montbéliard hin, Werder wohlbefestigt inne hatte. Im Rücken seiner Stellung lag die Festung Belfort, die gleichfalls stark umschlossen und beobachtet gehalten werden mußte, obwohl Werder zum Theil das Belagerungsgeschütz und auch alle aus der Belagerungslinie irgend entbehrlichen Truppen an sich zog. Nachdem Vorposten-Gefechte in den vorhergehenden Tagen die Nähe der feindlichen Macht angekündigt, begannen seit dem 14. Januar die Angriffe auf die Lisaine-Linie. Eben war wieder strenge Winterkälte eingetreten, die beim Ueberfrieren aller Bäche der Stellung Werders viel von ihrer Stärke raubte und die Mühsale des Kampfes noch gewaltig steigerte. Aber Werder und seine heldenmüthigen Truppen (Badener, gemischte Abtheilungen Norddeutscher) wußten, daß Alles davon abhing, daß sie hier Stand hielten, wußten auch, daß bereits ihre Landsleute vom 7. und 2. Corps auf dem Eilmarsche seien, Bourbaki im Rücken zu fassen und ihnen Erleichterung zu bringen. So wiesen sie alle Gewaltstöße, die am 15., 16. und 17. auf die Lisainelinien gemacht wurden, unerschütterlich zurück: wo eins der befestigten Dörfer verloren war, wo der Feind einmal auf dem linken Ufer des Baches festen Fuß zu fassen glaubte, ward er wieder zurückgeworfen, die Ortschaften mit stürmender Hand von den Unsrigen wieder genommen. Schon am 17. begann bei dem Feinde Erschöpfung sich zu zeigen, er fing an, allmählig sich selbst nur noch zu vertheidigen. Die Ursache hierfür lag nicht bloß in dem ungebrochenen Widerstande des Werderschen Corps, sondern auch darin, daß Bourbaki vom Herannahen Manteuffels Kunde hatte und für seine Rückzugslinie besorgt wurde. Am 18. war der Feind vor Werders Front verschwunden, und dieser konnte sofort zur Verfolgung übergehen. Die Franzosen hatten, 150,000 Mann stark, umsonst gegen die 43,000 Mann, die Werder führte, gerungen, auch von der bereits entmuthigten Feste Belfort war kein Ausfall geschehen, um in ihrem Angriff

mitzuwirken. Das Schicksal der französischen Ostarmee war bereits entschieden, obgleich noch das fürchterliche Ende bevorstand.

§ 786. Selbst die französische Nordarmee, die kleinste aber am entschlossensten geführte Armee der Feinde entging der Besiegung durch die deutsche Minderheit nicht. Die Belagerung der kleinen Festung Peronne, die aber die Stellung hinter der Somme beherrschte, war von der 16. Division begonnen worden. Diese zu entsetzen, drang schon am 2. Januar der Feind von Arras und Douai her wieder vor, und traf auf die 15. Division des 8. Armeecorps, Generallieutenant v. Kummer, die in Verbindung mit der 3. Reserve-Division den Angriff bei Bapaume aufnahm, 3. Januar. Hier ward bis in die Nacht dem Feinde der hartnäckigste Widerstand geleistet. Als dann während der Nacht beschlossen ward, die preußischen Truppen vor der Uebermacht Faidherbe's gegen Peronne zurückzunehmen, fand sich am Morgen des 4., daß der Feind selbst einen Angriff nicht zu wiederholen gewagt hatte und auf Arras zurückgegangen sei. Da man aber ein baldiges Wiederhervorbrechen des Feindes fürchten mußte, so suchte man vom Hauptquartiere die Nordarmee möglichst zu verstärken, was theils durch Detachirungen aus der Pariser Cernirungsarmee, theils durch Herbeiziehen der Truppen des 1. Armeecorps von Rouen aus geschah. Letzteres ward vor Allem dadurch erleichtert, daß nach dem Siege von Le Mans das 13. Corps des Herzogs von Mecklenburg Rouen besetzte. Indessen ward Manteuffel zur Uebernahme des Commando's der Südarmee abberufen und Göben übernahm an seiner Statt den Oberbefehl im Norden. Am 9.—10. Januar capitulirte Peronne, wodurch die bisher zur Belagerung verwandte 16. Division (Barnekow) auch wieder frei ward. Eine Hilfeleistung der Armee Faidherbe's für Paris ward immer mehr zur Unmöglichkeit: die directen Wege über Amiens und Peronne waren ihm verlegt, es blieb höchstens ein Vorgehen über St. Quentin möglich; alsdann aber konnte die I. Armee ihn mit einer Rechtsschwenkung in der Flanke fassen. Gleichwohl unternahm Faidherbe mit seinem XXII. und XXIII. Corps einen letzten Versuch. Nun aber überflügelte ihn Göben mit seinen Truppen bei St. Quentin, 19. Januar, trotz der fast grundlos gewordenen Wege, von Westen und Süden her und warf ihn nach siebenstündiger, heißer Schlacht in vollständiger Auflösung nach Nordosten zurück. Gegen 10,000 Gefangene blieben in seinen Händen. Seine verfolgenden Truppen erreichten Château Cambresis, Le Quesnoi und machten erst vor dem Festungsgürtel der belgischen Grenze Arras, Cambrai, Valenciennes, Halt. — Auch die französische Nordarmee war nicht mehr zu fürchten.

§ 787. Indessen war die Belagerungsarmee zum letzten Schritt, zum Bombardement von Paris, übergegangen. Seit dem 5. Januar richteten die deutschen Batterien ihr Feuer auf die Forts von Issy, Vanves und Montrouge, brachten das erstere bald ganz, die anderen zum Theil zum Schweigen. Da es mehr darauf ankam, die schon wankende Stadt zu beunruhigen, als zu vernichten und zu zerstören — später haben das die eigenen Verbrecherhände unter den Franzosen betrieben — so wurden etwa täglich nur 2—300 Granaten in die Stadt geworfen, von denen die Theile an dem linken Seineufer vorwaltend betroffen wurden. Schon begann das furchtbare Gespenst des Hungers die Stadt zu bedrohen, schon begann der Widerstand derselben zu erlahmen. Nun rückten unsere Batterien auch von Norden her näher; von Le Bourget, Stains, Pierrefitte aus wurden die Geschütze errichtet, 21. Jan., die demnächst gegen St. Denis und die nördlichen Vor-

städte wirken sollten. Schon erhoben sich in der Stadt einzelne Stimmen, die eine Capitulation für unvermeidlich erklärten. Aber die öffentliche Meinung, wie auch das Gouvernement und der militärische Oberbefehlshaber Trochu selbst standen noch viel zu sehr unter der Einwirkung einer wilden, zügellosen und unwissenden Demagogie, und diese verlangte, der militärischen Unmöglichkeit gegenüber, einen Ausfall in Masse, um die Linien des Feindes zu durchbrechen. Trochu sah sich genöthigt, diesen Forderungen nachzugeben, Unter den Kanonen des Valérien, der allein den dazu nöthigen Schutz gewährte, ordneten sich am 19. Jan., dem Tage der Schlacht von St. Quentin, die Ausfallsschaaren. Freilich mußten ihre Führer, daß sie hier gerade auf die am besten befestigten Stellungen des Feindes, des 5. Armeecorps, trafen. Trotzdem drängten die Massen vorwärts in den Tod. Und den fanden sie, sowohl an der Montretout-Schanze und den Höhen von Garches, wie am Park von St. Cloud und Buzanval, dessen Mauern zu nehmen ihnen noch eben gelang, den sie aber in der Nacht vom 19. und 20. freiwillig wieder räumen mußten. Hier hatten 20,000 M. eines einzigen deutschen Armeecorps 100,000 um ihre Existenz ringende, verzweifelnde Kämpfer zurückgeworfen; und hätten diese hier wirklich die ersten Linien durchbrechen können, sie würden neueren und festeren begegnet sein, und Gefangenschaft hätte ihrer gewartet, wie dies das Loos ihrer Landsleute bei der Feldarmee war. Es war der letzte Versuch eines bis zum Tode matten Ringers gewesen. Die Uebergabe von Paris ward nothwendige Folge; und ein Glück, daß wenigstens damals noch die Besonneneren in Paris Herr blieben und den Waffenstillstand schlossen, ehe die letzten Vorräthe erschöpft waren; das entsetzlichste Loos, der Hungertod von vielen Tausenden vor den Schanzen der Unseren, die, um der eigenen Erhaltung willen, sie erbarmungslos hätten zurücktreiben müssen, wäre das Ende gewesen. So kam Jules Favre schon am 23. nach Versailles, und bereits am 26. Januar waren die Unterhandlungen soweit gediehen, daß die Feindseligkeiten eingestellt werden konnten. Am 28. Januar wurde ein 21tägiger Waffenstillstand unterzeichnet, damit innerhalb dieser Zeit eine Nationalversammlung berufen würde, die über Krieg oder Frieden entscheiden sollte. Die Hauptbedingungen desselben waren: Auslieferung der feindlichen Forts an die deutsche Armee; Kriegsgefangenschaft und Entwaffnung der Vertheidigungsarmee, von deren Abführung nach Deutschland man jedoch einstweilen Abstand nahm; Zahlung einer Kriegscontribution für Paris von 200 Mill. Francs; Ausdehnung des Waffenstillstandes auf sämmtliche Departements, ausgenommen die des Doubs, des Jura und Côte d'Or.

§ 788. Hier nemlich mußte sich noch der Schlußact der furchtbaren Tragödie dieses Krieges ohne Gleichen vollziehen. Als Bourbaki vor den Linien Werders zurückgewichen war, schwebte ihm schon das Verhängniß über dem Haupte. Das 7. und das 2. preußische Armeecorps unter Manteuffel eilte in ununterbrochenen Gewaltmärschen heran, in breiter Front die Gegend durchziehend, durch die der Rückzug Bourbaki's auf seinen südlichen Zufluchtsort, Lyon, hin gehen mußte. Mit großer Kühnheit verzichtete Manteuffel auf eine Vereinigung mit Werder, um, unter der Gefahr eigner Zersplitterung der Kräfte, nach Süden Vorsprung vor den weichenden 150,000 Mann Bourbaki's zu gewinnen und ihnen die Eisenbahnen, die allein noch zu ihrer Rettung dienen konnten, abzuschneiden, sie zwischen die deutsche Armee und die Schweizer Grenze einzuklemmen, wie es einst Mac Mahon an der Grenze Belgiens geschehen war. Garibaldi,

der in Dijon stand, ließ sich mit seinen 25,000 Mann und der Reserve vollständig in Schach halten. Unaufhaltsam eilte die Armee Manteuffels, das 2. Corps rechts und am weitesten südlich, das 7. in der Mitte und allmählig Fühlung gewinnend mit dem von Norden her Bourbaki verfolgenden 14. Corps Werders, immer östlich gegen die Pässe des Jura vorwärts. Kein Ausweg blieb Bourbaki mehr nach dem Süden: gegen Pontarlier, hart an die Schweizer Grenze, gedrängt, verzweifelte der, von Gambetta mit seinen Tausenden in's Unglück gehetzte General am Glücke Frankreichs und an seiner eignen Ehre und machte einen Selbstmordversuch, so daß an seine Stelle General Clinchant trat, der seit dem 29. Januar mit Berufung auf den eingegangenen Waffenstillstand (in den aber, wie oben gezeigt, dieser Kriegsschauplatz nicht eingeschlossen war) Unterhandlungen verlangte, die Manteuffel mit vollem Recht abwies. Am 1. Februar griffen die Deutschen Pontarlier an. Von allen Seiten in die furchtbaren Engen des beschneiten Juragebirges hineingedrängt, begann die französische Armee, die nach und nach an 15,000 Mann Gefangene in der Hand der Deutschen gelassen, und von der nur sehr Wenige nach Lyon entkommen, Tausende aber dem Hunger, der Kälte, der Ermattung erlegen waren, noch 80—100,000 M. stark, nach vorher abgeschlossener Convention mit der Schweiz, die wilden Grenzgebirge zu übersteigen, und sich auf neutrales Gebiet zu retten, wo sie entwaffnet und bis zum Frieden internirt wurden, 1. Febr. Es war, als ob das Elend von 1812, das einst auf Rußlands Schneegefilden die Macht des ersten Kaiserreichs gebrochen, sich hier an dem zweiten und an der Republik Gambetta's wiederholen sollte. Die Jammergestalten, die ausgehungert und in Lumpen die Schweizergrenze überschritten, und hier von der kleinen Republik, die so oft französischer Ehrgeiz bedroht hatte, gastlich und barmherzig aufgenommen wurden, waren das Leichengefolge der französischen Gloire, der man sie sinnlos geopfert. Nun hielt auch Belfort sich nicht länger; bereits nahe seinem Fall, ward es nach den weiteren Bestimmungen des Waffenstillstandes am 18. Febr. in die Hände der Deutschen ausgeliefert.

§ 789. Der in den Waffenstillstandsbedingungen vom 28. Januar vorgesehene Zusammentritt einer Nationalversammlung fand am 12. Februar zu Bordeaux statt. Diese war in ihrer weit überwiegenden Mehrheit für den Frieden und bereit, auf alle von Preußen geforderten Bedingungen einzugehen, und Thiers, der am 16. Februar von ihr zum Haupt der Staatsleitung ernannt wurde, beförderte nach Kräften den baldigen Abschluß desselben. Die Deutschen waren inzwischen, 30,000 Mann stark, am 1. März unter dem Arc de Triomphe hindurch in Paris eingezogen, hatten sich jedoch vertragsmäßig auf den Raum zwischen diesem Thore und der Place de la Concorde beschränkt. Um so mehr beeilte sich die Nationalversammlung in Bordeaux, den Friedenspräliminarien vom 26. Februar ihre Zustimmung zu ertheilen (schon am 2. März). Laut derselben trat Frankreich an Deutschland Elsaß und den deutschredenden Theil von Lothringen, sammt der Festung Metz und dem Streifen jenseits der Mosel, auf welchem die Schlachtfelder vom 16. und 18. August 1870 lagen, ab, und übernahm es, binnen 4 Jahren, eine Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Francs an Deutschland zu zahlen. Die westlich und südlich von Paris gelegenen Landstriche wurden von den Deutschen geräumt; dagegen blieben die nördlichen und östlichen Forts um die Hauptstadt, und ebenso die nordöstlichen Departements Frankreichs einstweilen noch von deutschen Truppen besetzt. — Deutschland hatte,

im Moment des Friedensschlusses über 600,000 Mann streitbarer Truppen auf französischem Boden, mit allem Zubehör aber an Beamten- und Verwaltungspersonal, Verpflegungsmannschaften 2c. nahezu eine Million; in der Heimat standen noch 250,000 Soldaten bereit, auf den ersten Befehl zu folgen: so gewährte es den Frieden in ungeschwächter eigner Kraft. Nach solchen Triumphen kehrte der Kaiser Wilhelm in seine, ihn mit treuer Liebe und Verehrung empfangende Hauptstadt zurück, am 17. März. Dem Präliminarfrieden vom 26. Februar aber folgte der definitive Friedensabschluß zu Frankfurt a. M., 10. Mai 1871.

15. Die Herstellung des Kaiserthums.

§ 790. Herrlich war der Erfolg des Sieges nach außen hin, jede Schmach, die wir von Frankreich seit drei Jahrhunderten erlitten, war gesühnt, jeder Verlust an unserer Westgrenze wieder eingebracht: herrlicher noch war er nach innen hin. Schon als der heilige Krieg der Vaterlandsvertheidigung begann, hatten sich alle Herzen gesagt, daß nun der Main nicht mehr Deutschland in zwei Theile scheiden dürfe, daß das deutsche Reich nun oder nimmer erstehen müsse. Als dann König Wilhelm in den Herrscherpalast der alten Bourbonen eingezogen — da richtete an ihn der mächtigste der anderen deutschen Fürsten, der edle, jugendliche, vaterländisch gesinnte König Ludwig II. von Baiern, im Namen sämmtlicher deutscher Fürsten das Wort, er möge die deutsche Kaiserkrone annehmen und so das Werk der Einheit Deutschlands vollenden. Der Norddeutsche Reichstag nahm am 10. December 1870 einstimmig die Bundesverträge, die mit den Ministern der süddeutschen Staaten im Heerlager König Wilhelms vereinbart waren, an. Zugleich richtete er an den letzteren, im Einklang mit dem königlichen Schritt des bairischen Herrschers, die Bitte, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen. Eine Deputation des Reichstages, der Präsident Dr. Simson an der Spitze, überbrachte die diese Bitte enthaltende Adresse nach Versailles und übergab sie in Gegenwart vieler deutscher Fürsten und Prinzen, des Bundeskanzlers, sowie der Generale des Heeres am 18. Dez. zu Händen des Königs. Die Antwort desselben sprach die Bereitwilligkeit aus, unter dem Hinweis auf die einmüthige Stimme der deutschen Fürsten und der deutschen Nation, dieser an ihn gerichteten Bitte sich nicht zu entziehen. Weiteren Ausdruck gab diesem einmüthigen Verlangen am Neujahrstage 1871 in einer Begrüßungsrede an den königlichen Heerführer der Großherzog Friedrich von Baden; er wies auf die Erfüllung eines Wortes Friedrich Wilhelm IV. hin: eine Kaiserkrone könne nur auf dem Schlachtfelde errungen werden — dieser Moment sei nun da. Da unterdessen die Zustimmung auch der süddeutschen Volksvertretungen eingegangen war, so ward der 18. Januar 1871, der Gedenktag einst der preußischen Königskrönung (§ 465), festgesetzt zur feierlichen Proklamation der Annahme der deutschen Kaiserkrone, erblich verbunden mit der preußischen Königswürde; ein Armeebefehl dankte an demselben Tage dem Heere, dessen Tapferkeit das Werk der deutschen Einung vollbracht hatte. Ein erster allgemeiner deutscher Reichstag ward nach Berlin berufen, 21. März 1871, den der Kaiser, nach seiner Rückkehr vom Kriegsschauplatze, mit einer Rede eröffnete, die den Dank aussprach gegen Gott, der Alles zu so wunderbar herrlichem Ende geführt, und, nachdem die Abgeordneten auf das bevorstehende Werk der auf das ganze Deutschland auszudehnen-